

Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

HERAUSGEBER HEINRICH ZILLICH

SCHRIFTLEITER HARALD KRASSER

VIERZEHNTES JAHR

JANUAR BIS DEZEMBER

1937

*

Inhaltsverzeichnis

Gedichte, Sprüche

Aichelburg, Wolf von, Gedichte 92
Lüster in St. Godehard zu Hildesheim 434
Barth, Peter, Wintertag 55
Abend 241
Zwei Sonette 299
Herbstgedichte 385
Eminescu, Mihail, Glosse 328
Hajek, Egon, Gedichte 258
Huchel, Peter, Der Herbst 321
Landsiedl, Hermann, Gedichte 25
Leicht, Hans, Gedichte 284, 336
Maurer, Georg, Zwei Gedichte 209
Vesper, Will, Rufe in die Zeit 107
Wühr, Hans, Faltergedichte 395
Zillich, Heinrich, Advent 425

Erzählungen, Schilderungen, Autobiographisches

Catiz, Oinz, Paal 242
Dauthendey, Max, Kiri der Held 281
Wittstock, Erwin, Miesken und Riesken 1, 41, 81
Wolff, Johann, Skizze meines Lebens 121, 176
Zillich, Heinrich, Heimat und Ahnen 94
Der verlorene Rausch 201
Die Scheu vor dem Weihnachtsbaum 426

Aufsätze und Sonstiges

Barthmes, Gustav, Die sprachliche Gefährdung des Bukarester Streudeutschtums 144
Brehm, Bruno, Hexenprozesse der Gegenwart 161
Capesius, Bernhard, Rasse und Sprache in ihrer Bedeutung für das Volkstum 132
Hannerth, Michael, Der junge Wolf 62
Heltmann, Adolf, Eminescu — F. Schlegel — Kleist 330
Hoch, Karl, Unser Österreichertum 55
Das alte Österreich, das alte Ungarn, Österreich-Ungarn und wir 349, 397, 435

Holzträger, Fritz, Wort, Sprache, Volk 138
Arthur Hübner 305
Horedt, Kurt, Das siebenbürgisch-sächsische Eigenlandrecht 300
Horwath, Walter, Zur Erhaltung unserer kirchlichen Denkmäler .. 66
Jekelius, Erich, Das Burzenländer sächsische Museum 269
Klein, Wilhelm, Die Liquidierung des sächsischen Nationalvermögens 149
Krasser, Günther, Der Sachsengraf Albert Huet 102
Kaiser Sigismund 429
Krasser, Harald, Nachwort 70
Zwei Siebenbürgenbücher 108
Zu Adolf Meschendörfers 60. Geburtstag 175
Unser Österreichertum? 191
Das Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland 362
Maurer, Georg, Von der Schönheit des Kunstwerks 26
Richter, Otmar, Die erste Gesamtschau deutscher Künstler in Rumänien 228
Roth, Stephan Ludwig, Die zwei deutschen Zeitschriften im Siebenbürger Vaterlande 17
Schaser, Gerhardt, Der politische Kampf und die Kirche 210, 259
Watzinger, Carlhans, Der Lyriker Hermann Landsiedl 23
Das Kaiserbuch von Paul Ernst 220
Geistiges Leben im Werden des Volkes 322
Paul Ernst und seine „Heiland"-Dichtung 407
Zillich, Heinrich, Unser Österreichertum? 187
Deutsches Volk und Buch in der Welt 286, 340
Arten deutscher Auswanderung 387
Nachwort 442

Rundschau

Capesius, Bernhard, Zu zwei Büchern von Ernst Wurm 371
Fittbogen, Gottfried, Druckfehler bei Stephan Ludwig Roth oder stilistische Eigentümlichkeit? 415
Gebauer, Kurt, Lessings „Nathan" und Bassermanns Gastspiel in Bukarest 236
Hager, Wilhelm, Zum Tode Heinrich Siegmunds 310
Hajek, Egon, Helene Graf 454
Härlen, Hasso, Ein siebenbürgisch-sächsischer Abend in Leipzig 235
Hoch, Karl, Ein wenig mehr Takt und historische Gerechtigkeit! .. 417
Holzträger, Fritz, Das siebenbürgisch-sächsische Wörterbuch 154
Horedt, Kurt, Studienfahrt volksdeutscher Hochschullehrer nach Siebenbürgen 369
Jekelius, Ernst, Franz K. Franchy liest aus eigenen Werken 32
Krasser, Harald, „Volk und Leben" 32
Ernst Jünger rumänisch 34
Deutsch-rumänischer Studentenaustausch 35
Die 7. Berliner Dichterwoche: Volksdeutsche Dichtung der Zeit 156

St. L. Roth, Vorträge Otto Folberths in der Schweiz und im Reich 156
Zu Herman Roths Auswahl alter siebenbürgisch-sächsischer Volksdichtung 197
Ehrungen deutscher Dichter aus Siebenbürgen im Reich 235
Vier Jahre Deutsches Landestheater 237
Auswahlen auslanddeutscher Lyrik 276
Dank an die Inselbücherei 315
Möckel, Konrad, Für unsere Schwarze Kirche 72
Quandt, Viktor, „Kraft durch Freude" und unsere Nachbarschaften 111
Richter, Otmar, Ausstellung Hans Hermann 197
Herbstausstellungen in Kronstadt 414
Peters, Gustav, Kulturpolitische Forderungen der Sudetendeutschen 310
Pomarius, Alfred, Der Parteikampf in unserer Volksgruppe und das Recht auf Revolution 28
Chronik 194, 232, 274, 308, 366, 411, 452
Schnell, Fritz, Das neue rumänische Strafgesetzbuch 34
Zillich, Heinrich, Ein wichtiges Heft volksdeutscher Fragen 73
Adolf Heßhaimer d. J. † 113
Deutsches Volksempfinden 154
Tag der Deutschen Kunst in München 312
Rudolf G. Binding 70 Jahre alt 313
Dichtertreffen bei Hans Grimm 314
Heinrich Zillich Ehrendoktor 278
Ein Honterusroman von Egon Hajek 373

Buchbesprechungen

beginnen auf den Seiten: 35, 74, 114, 157, 238, 278, 316, 374, 419, 455

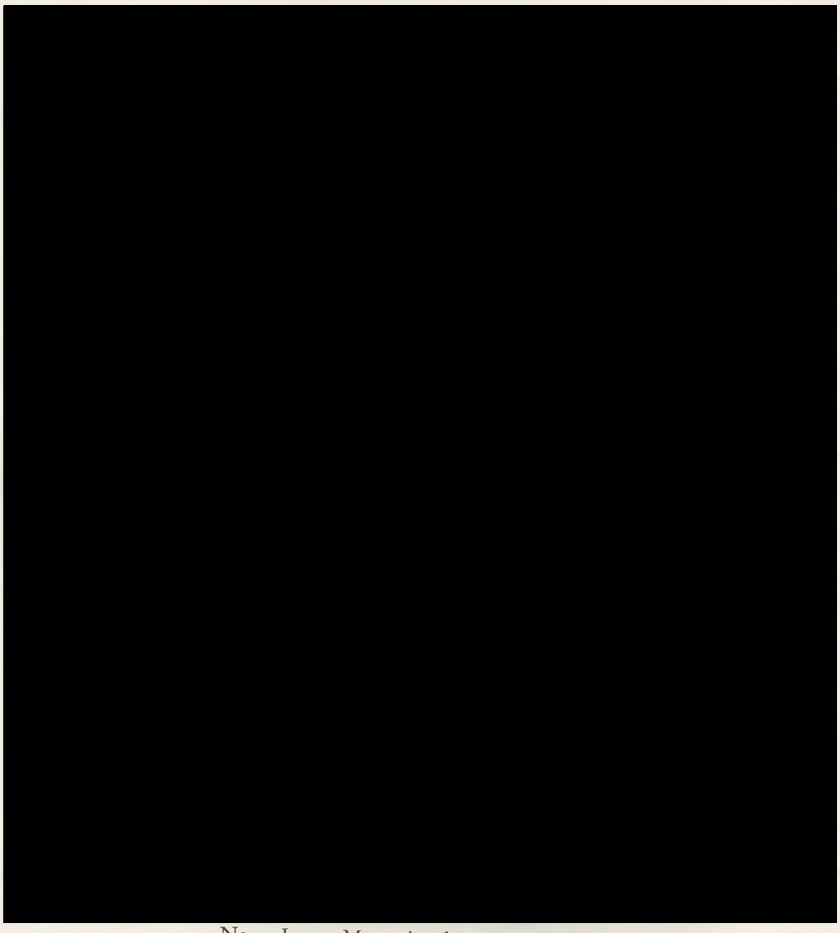
Mitteilungen der Schriftleitung

auf den Seiten: 40, 80, 120, 160, 200, 240, 280, 320, 384, 424

Abbildungen

Boege, Ernst Richard, Stephan Ludwig Roth 232
Brandsch, Karl, Vorfrühling 281
Bäume im April 296
Pappeln 312
Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland 321, 336, 352
Gesamtschau deutscher Künstler in Rumänien, Mai 1937 201
Graf, Helene, Jesus stillt den Sturm 425
Hochgebirge 441
Landschaft 457
Hermann, Hans, Rauhreif im Lotrioaratal 184
Kimm, Fritz, Zeichnung 216

Konnerth-Kroner, Das rosafarbene Haus 81
Ein Kalb 96
Nagy, Imre, Mann in der Landschaft 1
Resch, Franz Xaver, Torfstecher in Litauen 241
Aus meiner Kindheit 256
Kühe in Ostpreußen 272
Schachl, Waldemar, Bildnis General Sch. 41
Schullerus, Trude, Blumenstudie 385
Landschaft 400
Kleine Strohflechterin 408
Strobach, Josef, Alte Weide 121
Der Meldeläufer 136
Der kranke Bruder 144
Thomae, Norbert, Selbstbildnis 161
Edelwicken 176



Nagy Imre, Mann in der Landschaft

Photo-Reprod. Atelier Netoliczka, Kronstadt

Klingsor

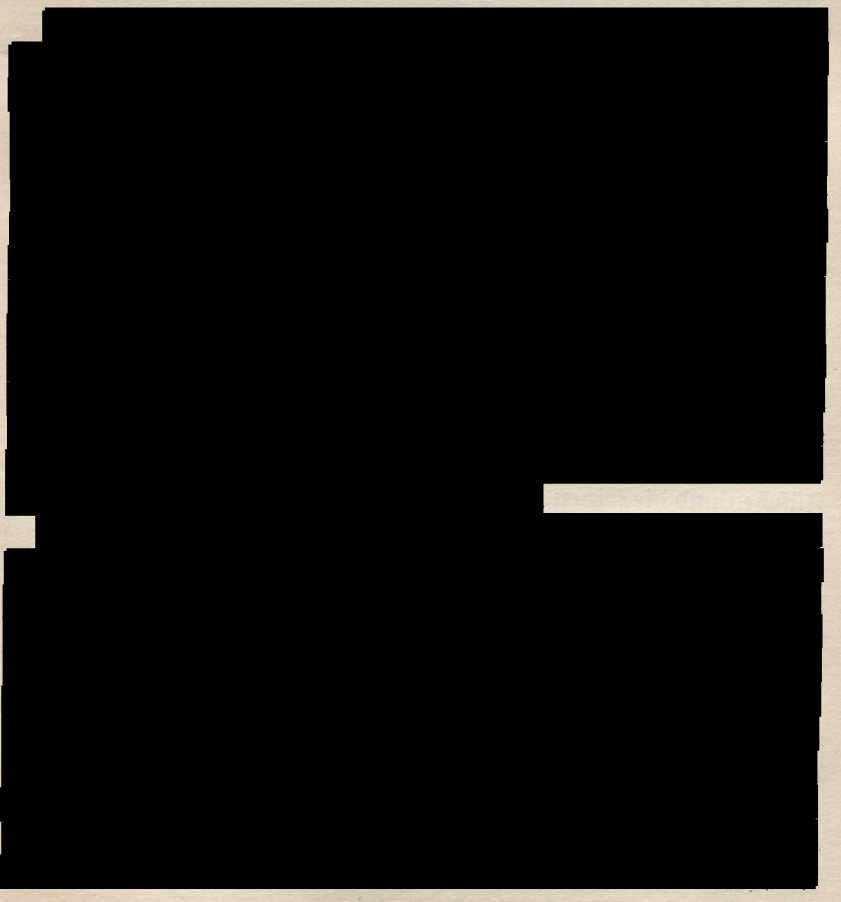
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

14. JAHR JANUAR 1937 HEFT 1

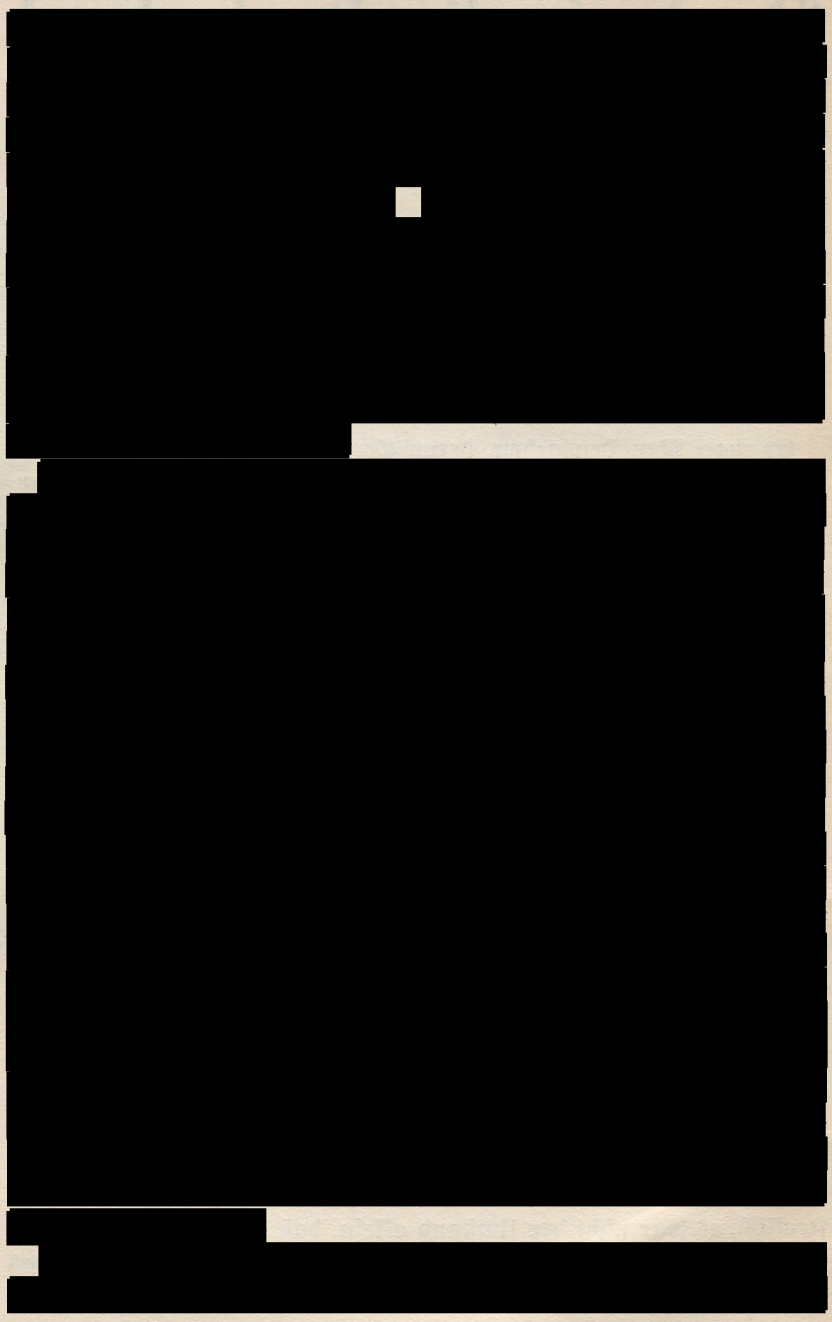
Miesken und Riesken

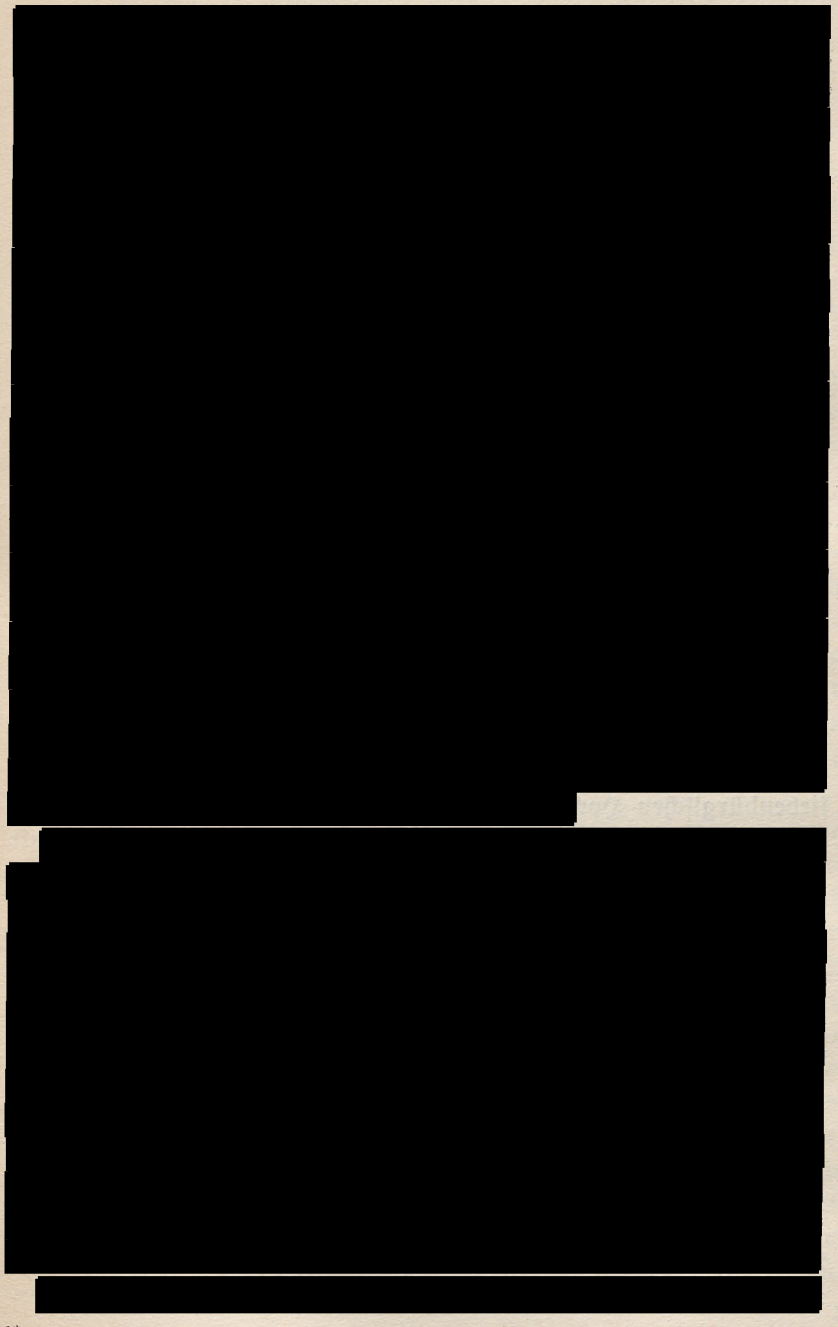
Von Erwin Wittstock

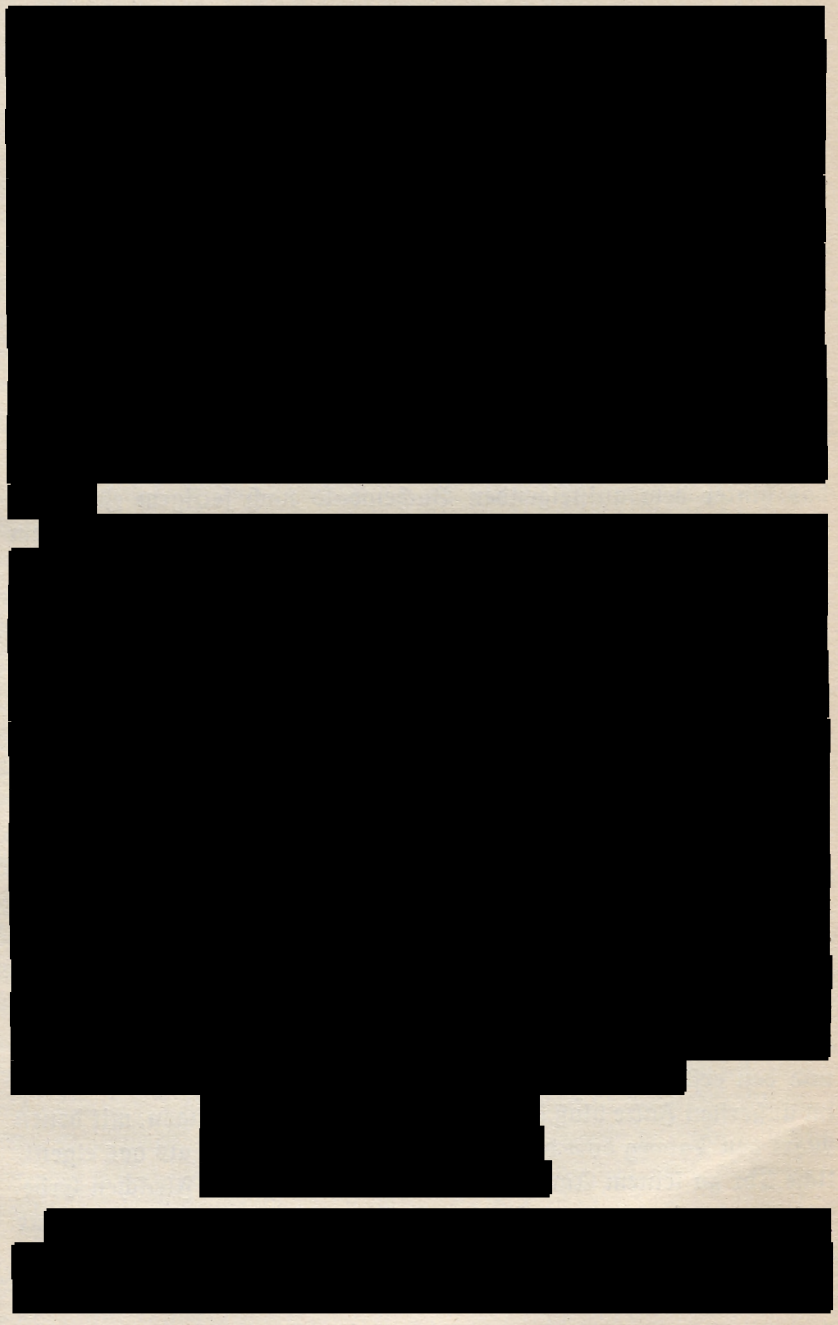
„Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen."

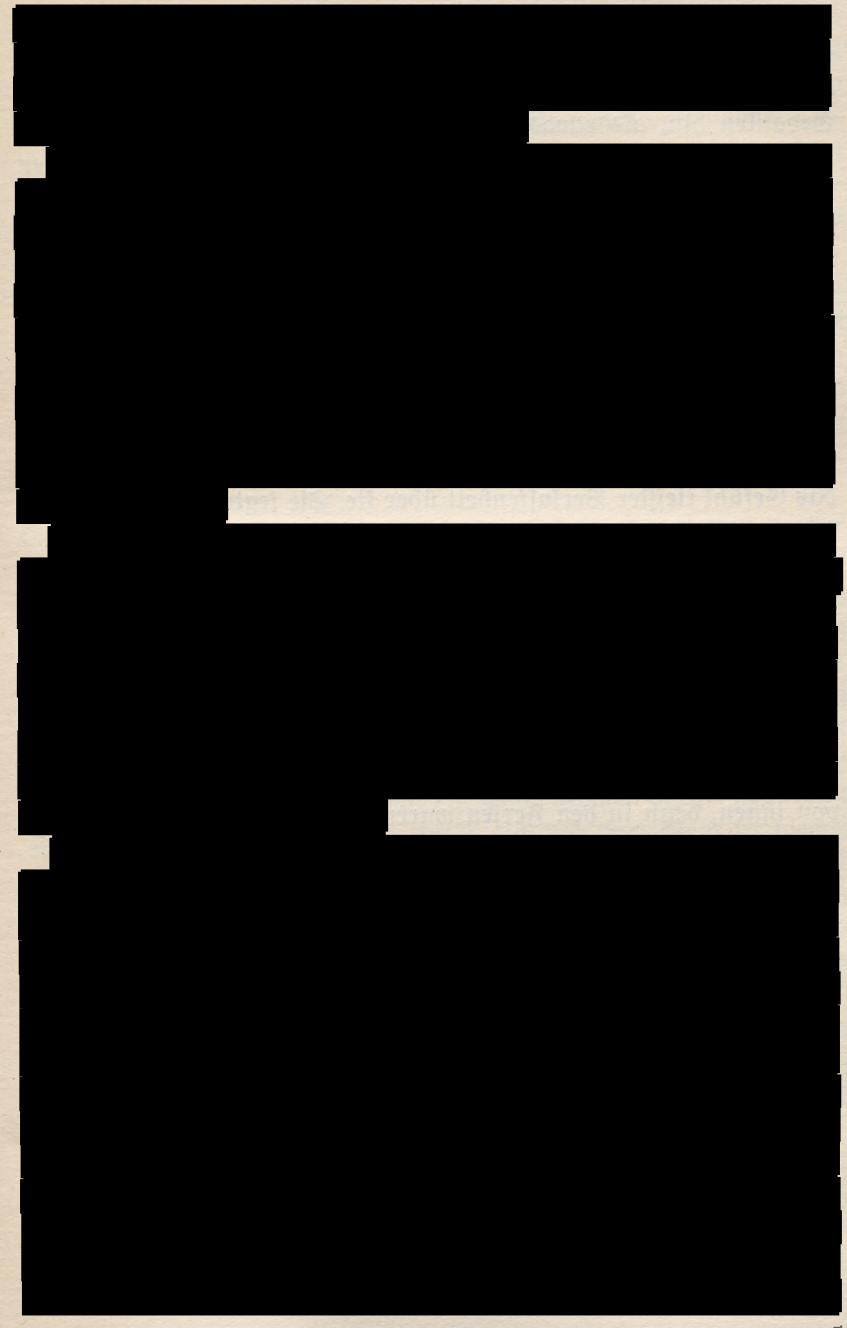


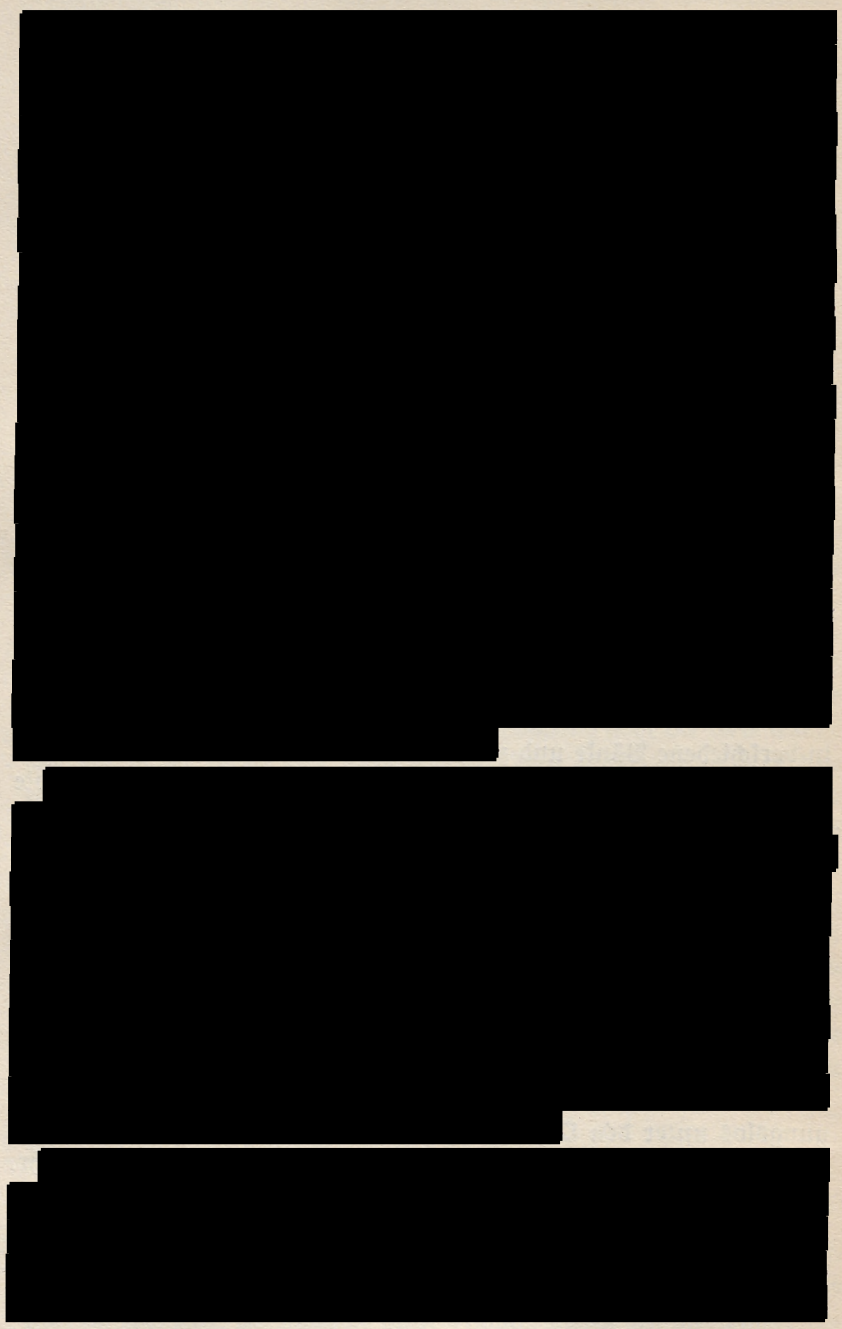
1



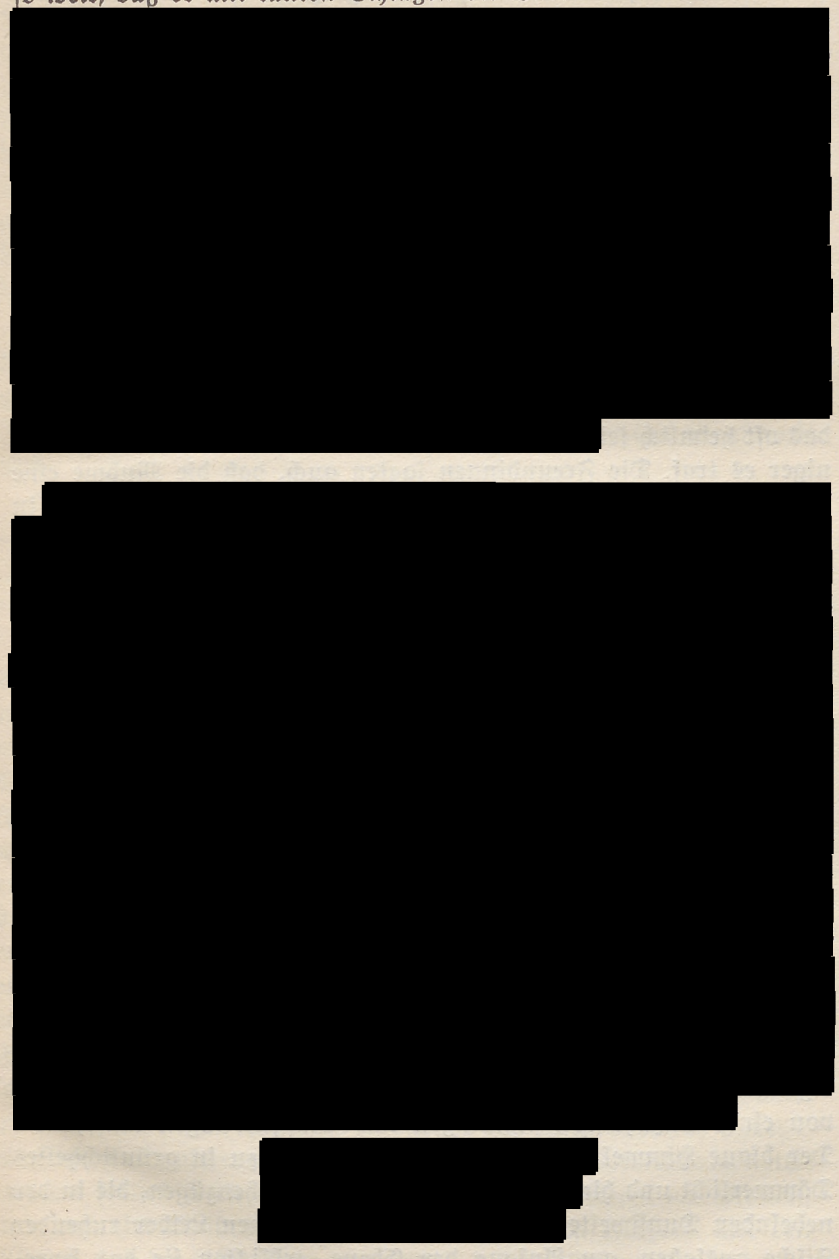


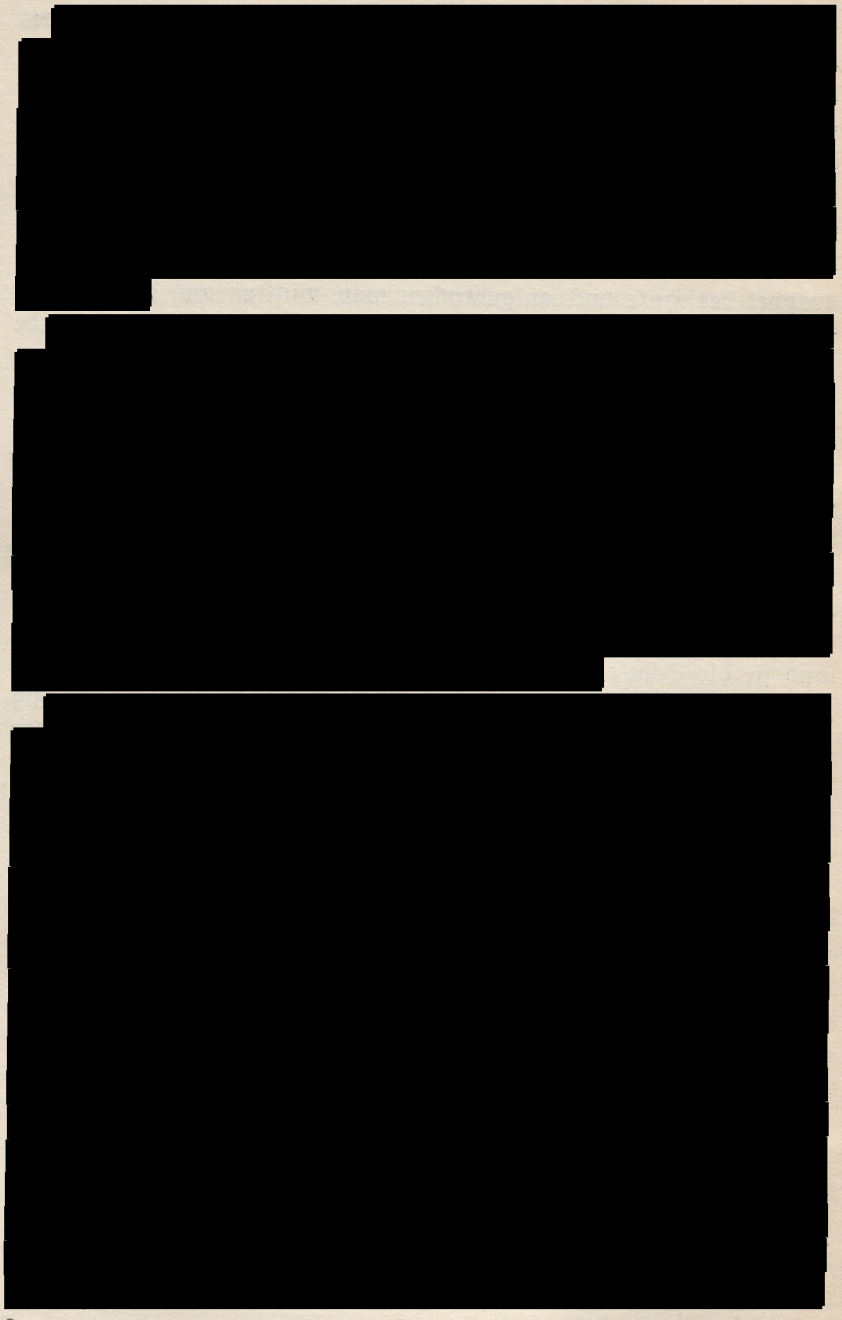


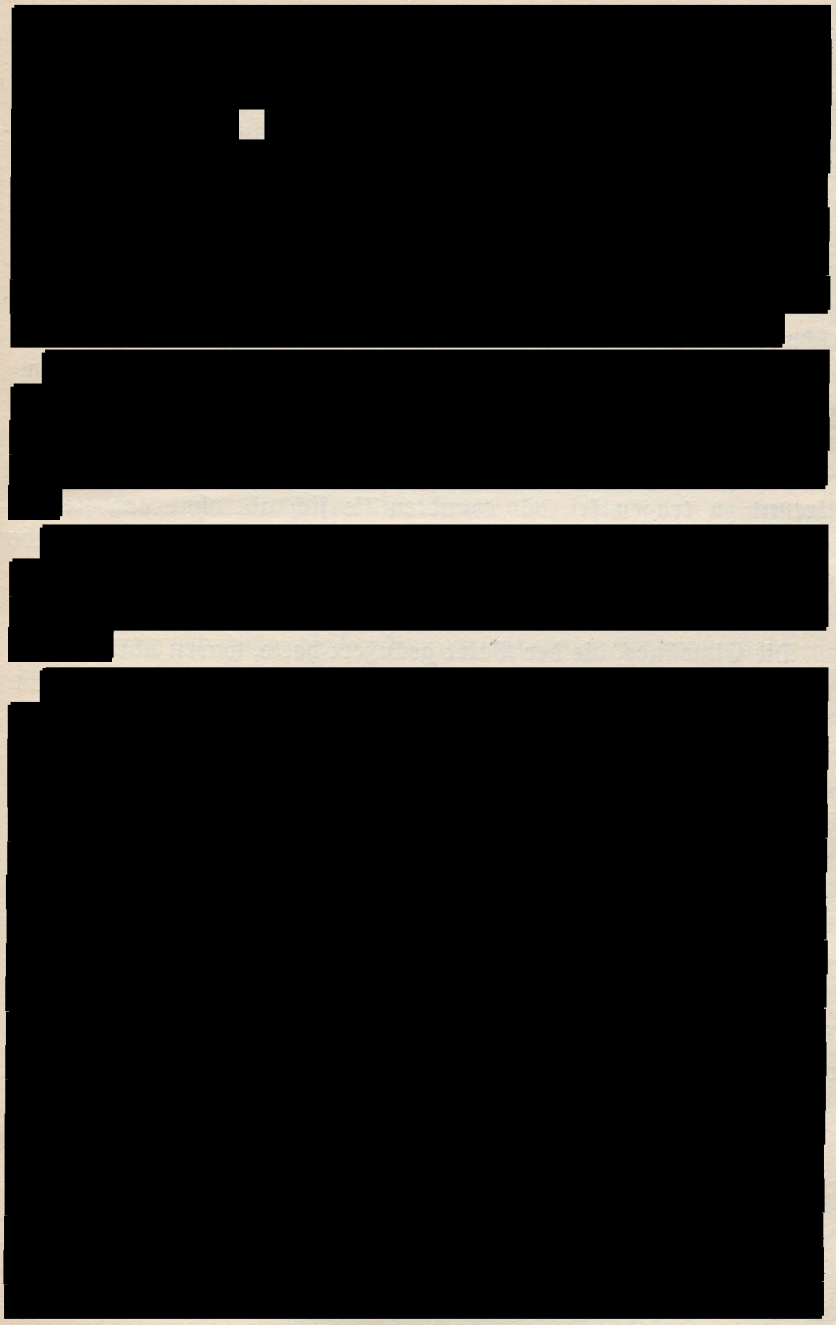


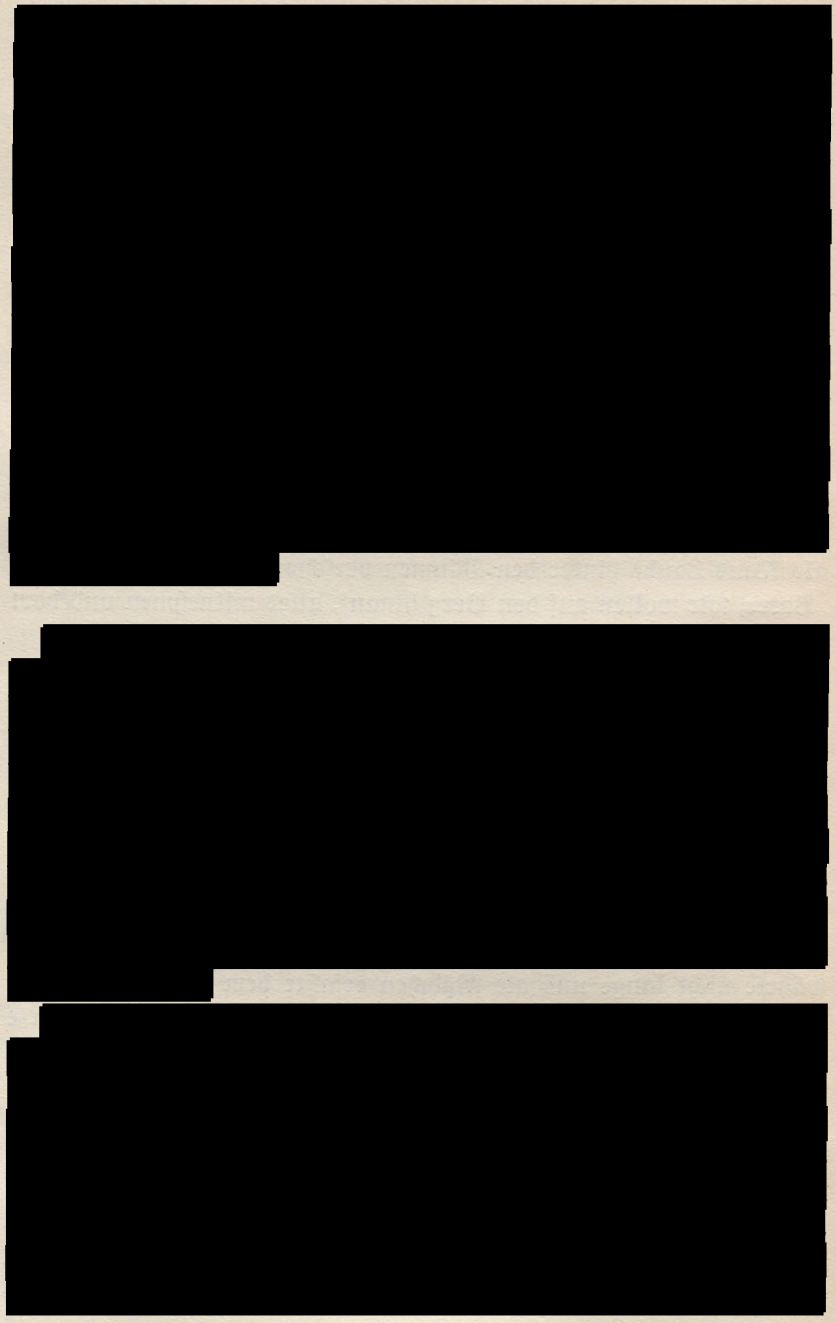


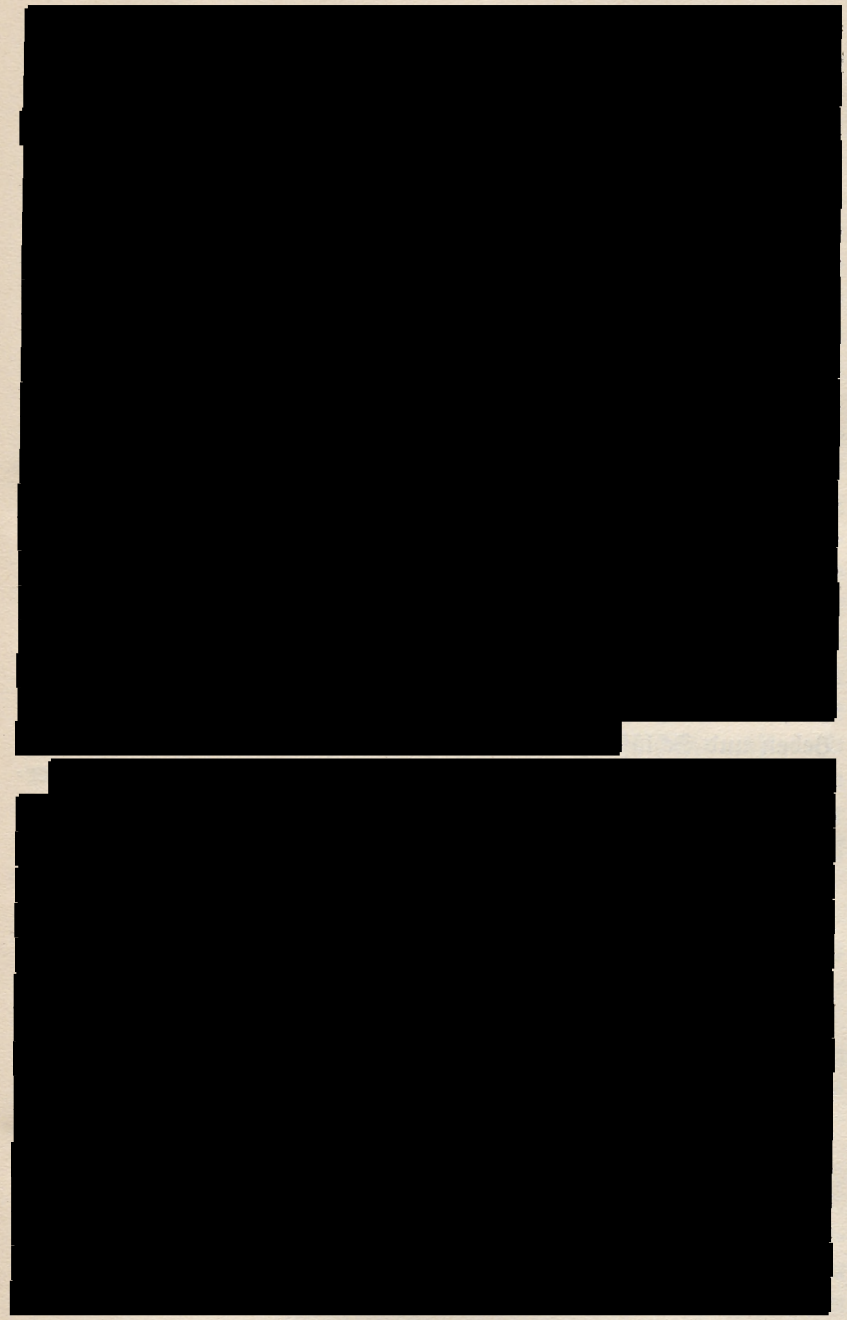
so weit, daß er mit lauten Schlägen die Türen der Ställe und des

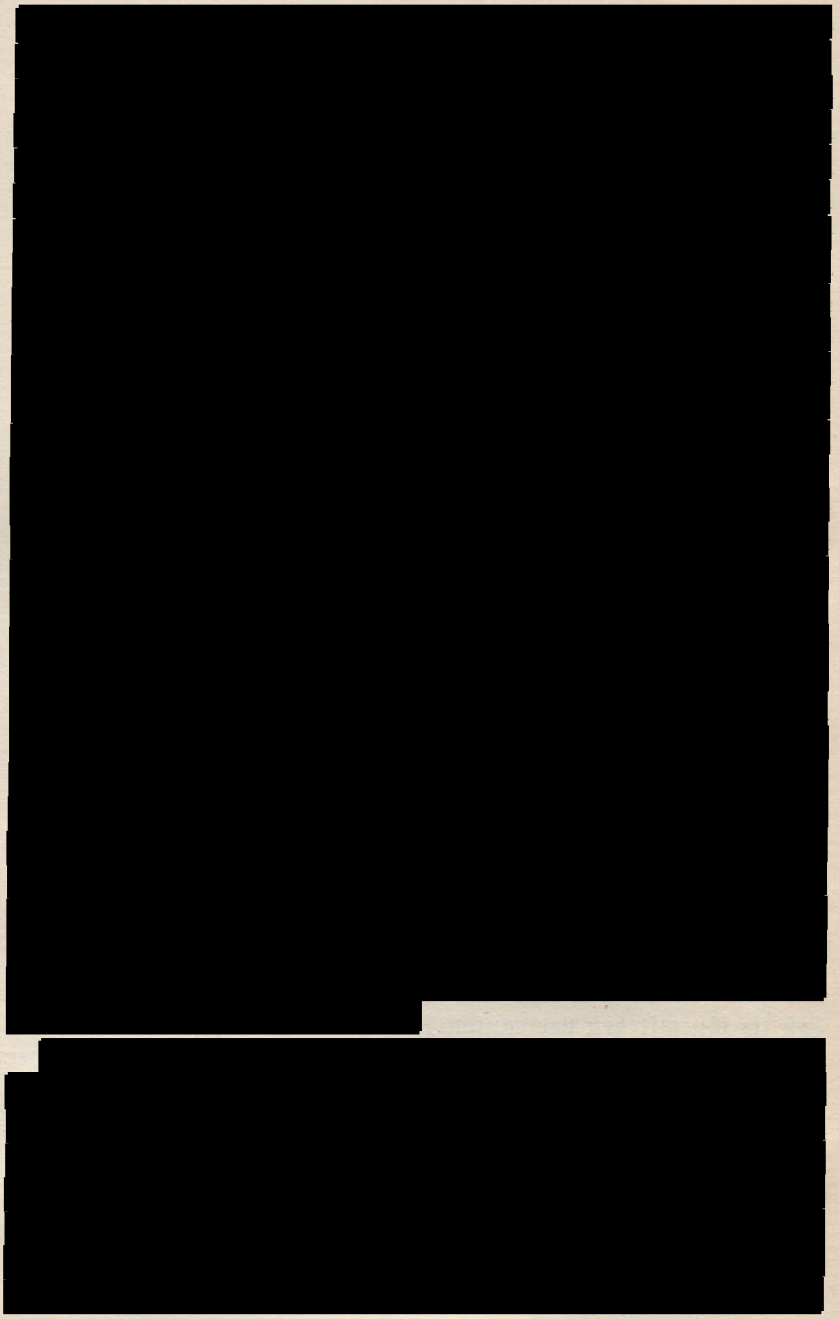


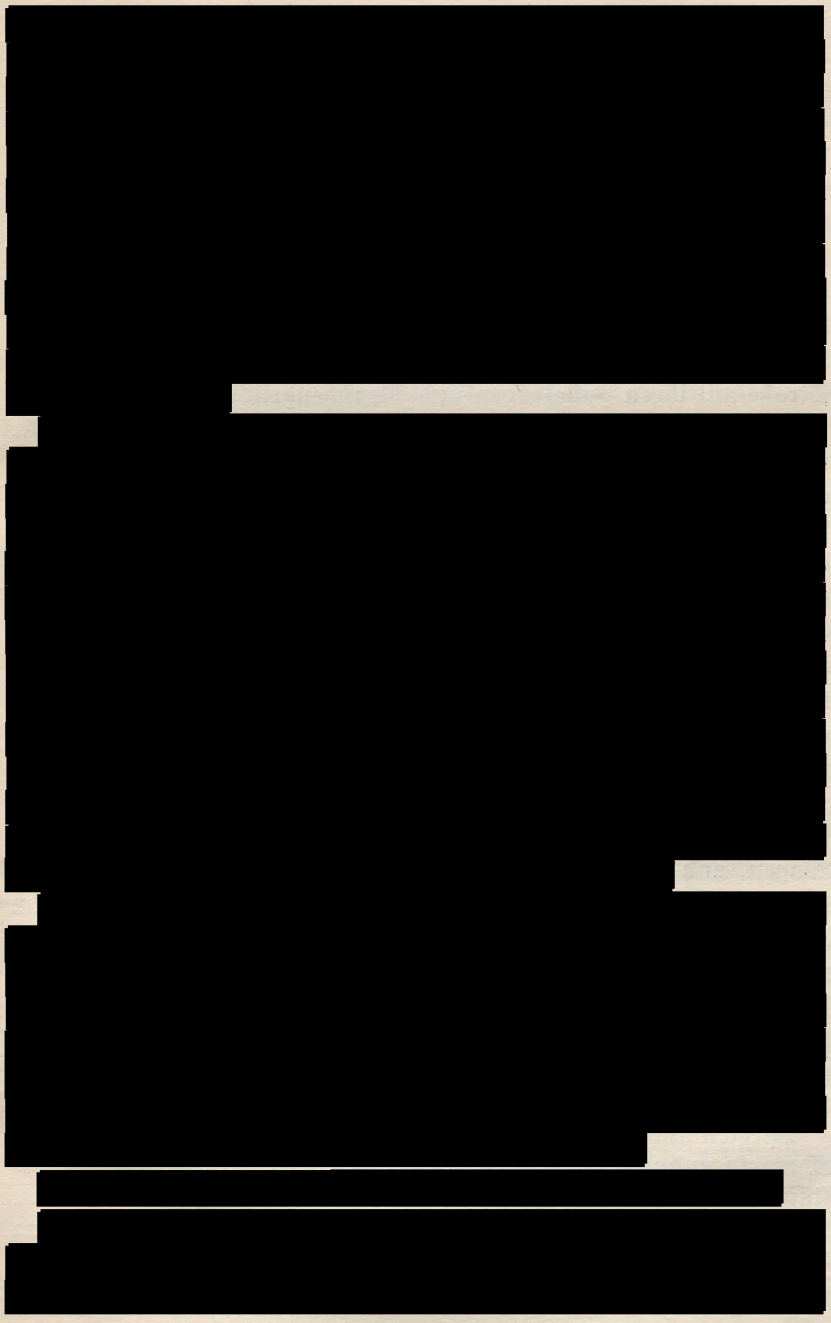




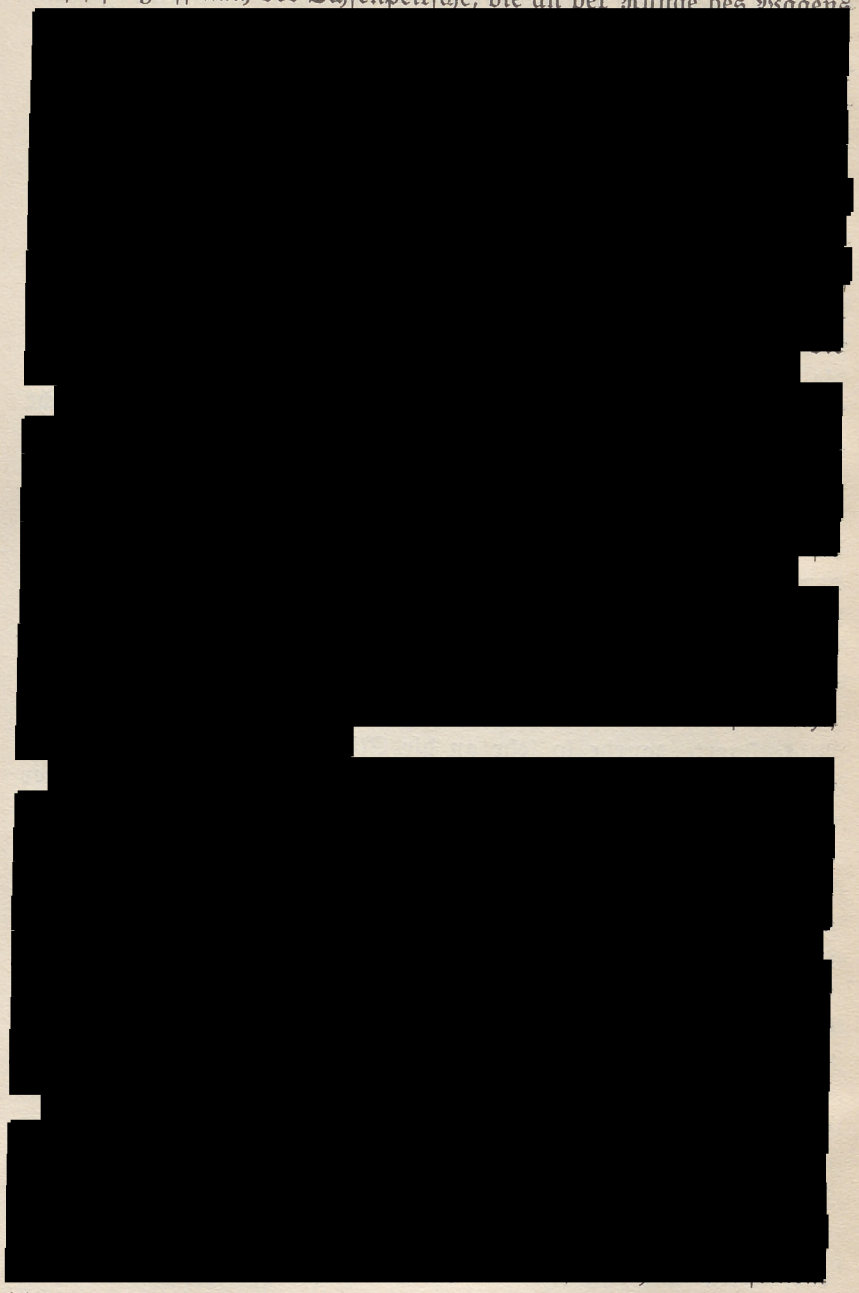


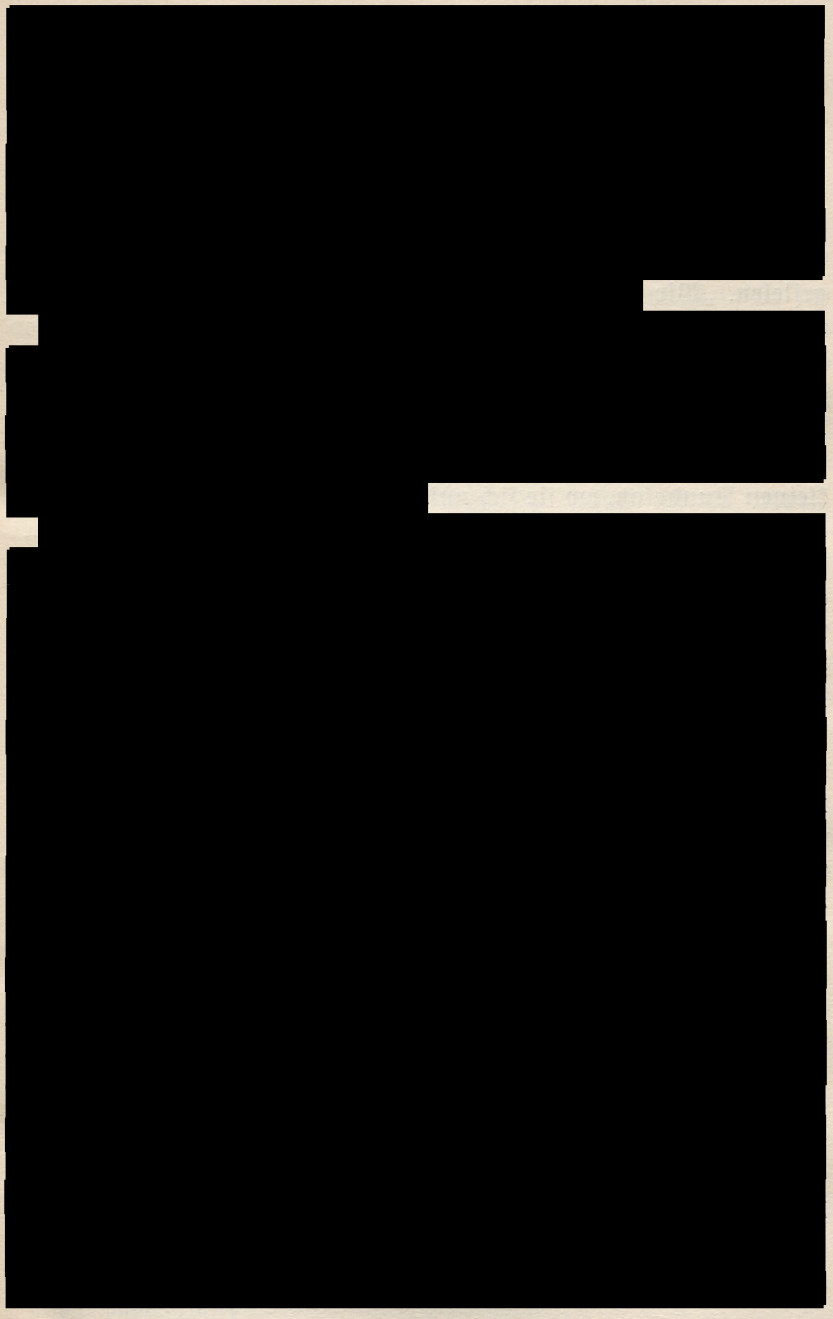


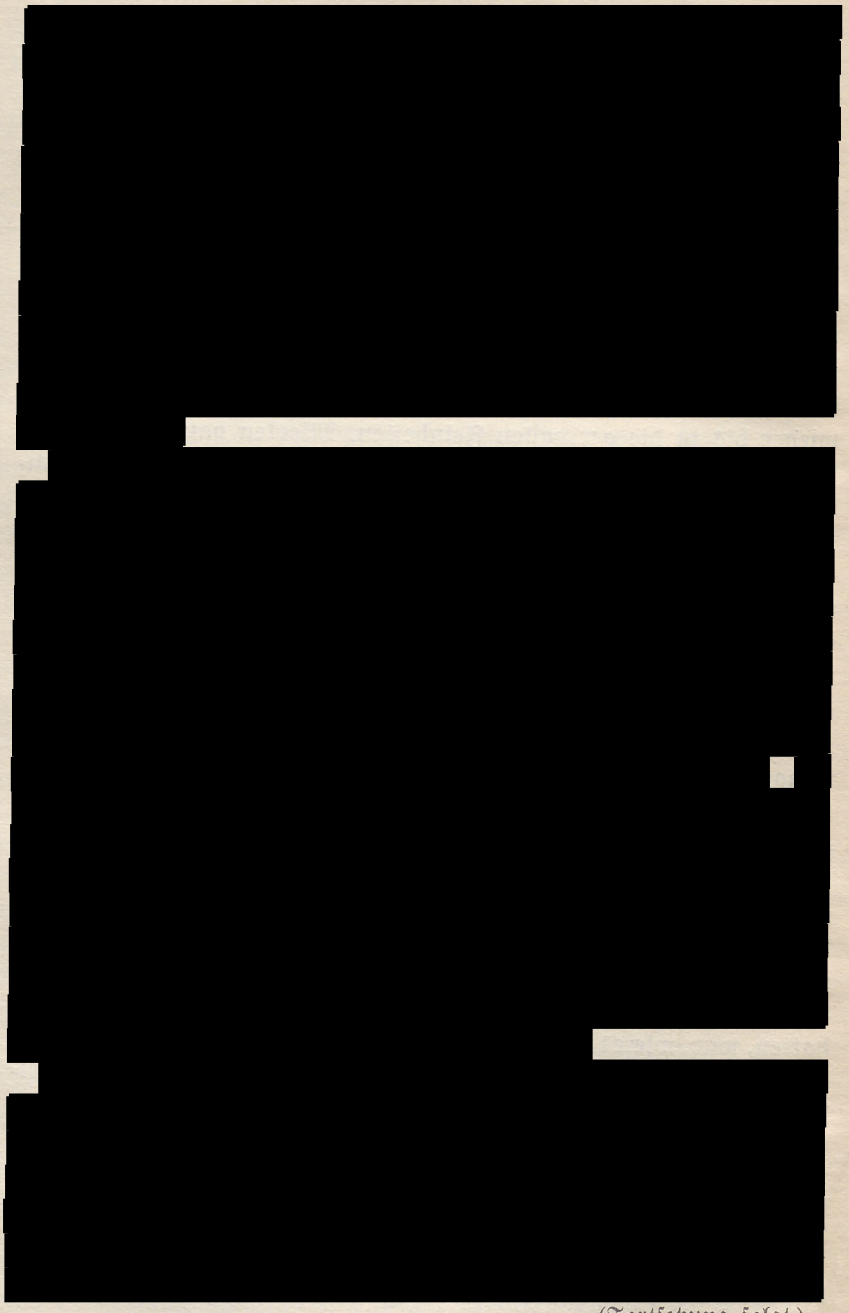




böse, sie griff nach der Ochsenpeitsche, die an der Runge des Wagens







(Fortsetzung folgt.)

Die zwei deutschen Zeitschriften im Siebenbürger Vaterlande[1]

Von Stephan Ludwig Roth

Eine Verständigung

Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur.

Die verehrten Herren Herausgeber der beiden deutschen Zeitschriften in Siebenbürgen werden im Vertrauen auf die Öffentlichkeit, in der sie atmen und leben, um gütige Aufnahme dieser wohlmeinenden Zeilen in ihre Blätter angesprochen, welche gleichzeitig und gleichlautend der Post zur Beförderung auf Hermannstadt[2] und Kronstadt übergeben worden sind. Lange schwebte ich in der Unschließlichkeit eines gutartigen, aber verschämten Kindes, das, zwischen zerfallenen Eltern stehend, endlich die Notwendigkeit als Pflicht erkennt, Worte der Versöhnung zu sprechen, und sich doch kaum getraut, bis die Liebe den Mund öffnet, welchen die Ehrfurcht verschloß. So fühle auch ich dermalen, daß ich dermalen eine Pflicht erkenne, die beinahe zarterer Worte bedarf, als mir zu Gebote stehen, wenn ich mich durch die Erkenntnis der Heilsamkeit zwischen zwei mißgelaunten Zeitungsschwestern, als Vermittler, gestellt sehe, und nur die Furcht, es könnte bei längerem Säumen durch irgend ein unbedachtes Wörtchen mehr, von hüben oder drüben, der Riß tiefer gehen, überwand die Schamhaftigkeit, die mir noch immer auf den Backen glühet...

Die Hermannstädter Zeitung war lange das einzige deutsche Blatt im Lande.[3] Herr Johann Gött in Kronstadt gründete ein anderes.[4] So hatten wir denn zwei. Ich sage: Gott sei Dank! Denn zwei ist

[1] Dieser Aufsatz St. L. Roths erschien im August des Jahres 1842 in den „Blättern für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde", Kronstadt. Er wird in seiner Gänze neu abgedruckt werden im 5. Bande der großen Rothausgabe Otto Folberths „St. L. Roth, Gesammelte Schriften und Briefe", Verlag Krafft & Drotleff A. G. in Hermannstadt, für Deutschland: Walter de Gruyter & Co., Berlin. Dieser 5. Band, der überhaupt einen Überblick über die verzweigte journalistische Tätigkeit Roths bieten wird, erscheint zu Ostern 1937.

[2] In der Hermannstädter „Transsylvania", dem Beiblatt des Siebenbürger Boten, das hier gemeint ist, ist der Aufsatz indes nicht erschienen.

[3] Der „Siebenbürger Bote" erschien seit 1784 in Hermannstadt.

[4] Nämlich 1837 das „Siebenbürger Wochenblatt".

doch der Zahl nach schon mehr als eins. Wäre die Kronstädter Zeitung auch nur Kerntuch[1] gewesen, wie die frühere Hermannstädter, so gäbe es doch nunmehr bei zweien eine Wahlfreiheit zwischen gleichmäßigen Landtüchern. Nun aber hat der erste frische Geburtsschrei des Siebenbürger Wochenblattes auch den 57jährigen Boten, der auf dem Großvaterstuhle beinahe eingeschlafen war, munter gemacht, und das Vaterland hat nunmehr statt der einen — zwei sehr gut geschriebene wertvolle Zeitschriften. Beide — ich wüßte nicht, welcher ich den Vorzug geben sollte, ringen nun miteinander und suchen in edlem Wetteifer sich an Güte zu überbieten. Ruhm für beide Redaktionen, heilsam fürs ganze Volk! Mögen sie auch ferner sich anstrengen, um sich zu überbieten an Geistigkeit der Auffassung, Gefälligkeit in der Darstellung, Schönheit der Ausstattung und Billigkeit des Preises. Solches frommt, solches erfreuet.

Nach einer längeren Zeit würdiger Haltung sich gegenüber, will mich und andere nun bedünken, als wäre eine gewisse Kälte, eine Spaltung, Gereiztheit, ein Anflug von Eifersüchtelei in beiden zum Vorschein gekommen. Dies hat mich Einen eben nicht überrascht, denn so etwas ließ sich aus der Lebensfrische der Neugeburt und der Lebensstärke der Wiedergeburt beinahe mit Wahrscheinlichkeit im voraus sagen, da Menschen Menschen bleiben und weder der Zibin noch die Burze Wasser genug haben, um den alten Adam ganz zu ersäufen. Hat mich nun gleich diese meine Ahnung nicht getäuscht, so hat mich und andere doch die Erfüllung derselben äußerst unangenehm berührt. Wie sehr wünsche ich, nur meine übertriebene Ängstlichkeit lasse mich in den bisherigen Erscheinungen bloße Vorboten einer später ernstlicheren Fehde erblicken, es bliebe bloß bei Fechterstellungen, ohne daß es zum Kampfe käme. Wenn ich Unrecht behielte, das wäre mir lieb, und damit dies der Fall sei, daß es nicht zum Ausbruche komme, ist eben die Aufgabe, welche sich diese sogenannte Verständigung gemacht hat. Es ist der Mühe wert den Ausbruch zu verhindern, und man verhindert ihn schon dadurch, daß man ihn als eine Wahrscheinlichkeit darstellt. Und die Wahrscheinlichkeit wird niemand nach den Anzeigen des Horoskopes leugnen, denn das Zeichen der Konkurrenz hat für sich einen Sporn und für den andern eine

[1] Kerntuch hieß das schwarze grobe Tuch, aus dem die sächsische Bauerntracht hergestellt wurde. Es wurde hauptsächlich in Hermannstadt erzeugt.

Peitsche in der Hand. Soll daher auf diesem literarischen Felde die Konkurrenz nur ihre Rosen streuen und keine Dörner legen, so ists nötig jeden Augenblick sich der Gefahr bewußt zu sein, der man in der Konkurrenz ausgesetzt ist. Es gibt da Anwandlungen von Eifersüchtelei. Weg mit ihr! Sie verrät, was sie verdecken will, Schwäche oder Mangel an Selbstvertrauen. Ists etwa Brotneid? Pfui T....! Gott hat ja auch heuer Korn genug wachsen lassen, das sich beide Schriftner werden satt essen können, und endlich, mager oder fett, wird einer nach dem andern ins Grab gelegt und der Fäulnis übergeben. Oder Reizbarkeit? Kaltes Wasser stärkt auch die Haut der Zeitungsväter gegen Zugluft und Wetterwechsel. Also bitte, meine Herren, Ihre Blätter rein zu halten, was Blatt gegen Blatt aufbringen könnte...

Die andere Einwendung ist, das Journalfehden durch ihre Reibungen Lichtfunken erzeugen. Möglich — — aber unsere Lage ist eine andere. Wir Sachsen in Siebenbürgen sind in unserer ganzen Erscheinung, dem Wesen nach, eine Insel im Lande. Wo in gährenden Staatselementen die Staatsformen als Kristalle erst anschießen sollen, ists gut, daß sich Gleichartiges anziehet, Ungleichartiges abstößt. Da tut Scheidung, Trennung not, sie ist die Bedingung der Verbindung. Unser Volk hat aber schon Eine Form, ein bestimmtes Lebens- und Bildungsprinzip. Es soll nicht erst erkannt oder erdacht werden. Unsere zwei Blätter brauchen sich also nicht zu opponieren, durch Widerspruch brauchen wir nicht das Erfindungsvermögen zu schärfen, um uns ein Staatsgehäus zu bauen. Wohl haben wir es aber durch Eintracht im Bau zu erhalten und den unterminierenden Feind mit Einmütigkeit zu verjagen. Wir brauchen daher den Pfeilbündel ungelöset, und jeglicher Zwiespalt unter unseren Zeitblättern ist für uns ein Unglücksfall. Denn diese sind eine unserer besten Waffen, so wie das Licht unser bester Bundesgenosse ist. Man redet, träumt und schmeichelt sich zwar viel von hohem Schutz und Sicherheit im Schatten mächtiger Flügel.[1] Ich verlasse mich auch darauf, allein das ist das Recht zuletzt. Das erste Recht ist sich selbst zu verteidigen, sich selbst nie zu verlassen. Besser und rühmlicher ists Hiebe ins Gesicht erhalten, wenn man sich gegenübersteht, als Streiche auf den Rücken bekommen, wenn man sogleich umwendet und

[1] Anspielung Roths auf die österreichische Regierung, der Siebenbürgen damals unterstand.

wie ein weinerliches Mädchen zur fernen Mutter flieht, die dann dem verfolgenden Brüderchen den Kopf zwischen die Ohren steckt. Hier haben denn unsere Zeitungsblätter männlichen Widerstand geleistet, wer wird sagen, sie hätten nicht gekämpft oder Waffen geschmiedet oder Vertrauen geliefert. Diese Aufgabe ist aber noch nicht gelöset. Es bedarf ferner der Vorhut und Nachhut. Wir benötigen ferner und immer dieser Wacher und Wecker. Ist daher etwas im Herzen derselben, was wie ein Sauerteig ist — heraus damit, daß nicht der ganze Süßteig sauer werde. Principiis obsta, sero medicina paratur. Wenn ich daher von einer nur befürchteten Feindseligkeit dieser zwei trefflichen und unentbehrlichen Blätter schon Veranlassung nehme von dem Schaden zu sprechen, der aus diesem Zwiespalt, und dem Segen, der aus ihrer Ganzheit der Gesinnung für uns alle entstünde, muß ich diese Blätter bitten zu bedenken, wer sie sind und wo sie sind. Deutsche und Munizipalverfassung in einem Lande, wo der meiste Boden nicht des ist, der ihn bauet, und wo der Arbeiter selten im Herrn den Brotgeber erblicket. Darum sollen diese zwei Kerzen brennen, hoch und hell, daß wir uns unseres Lebens freuen, und daß sie auch andern leuchten und zeigen, daß es menschlich hoch und erhaben sei, viele seines Gleichen zu haben. Dieser providentiellen Bestimmung wegen haben wir nicht zu fragen, welche hat Recht, welche von diesem Schwesterpaar hat Unrecht! Das Rechten selbst ist das Unrecht. Bei so großen Bestimmungen ist das Rechthaben ein zu geringes, ein zu untergeordnetes Meritum. Das Kaufmännische, das Persönliche sei nur der gemeine Boden, in dem die edle Frucht wachse — Mittel, nicht Zweck! Je weniger sich diese Blätter selbst dienen wollen, je mehr wird ihnen gedienet sein, und je mehr sie sich aus den Augen setzen, je mehr werden sie der Augapfel und das Auge des Volkes sein. Den Erhaltungstrieb mögen sie allerdings befriedigen — -- um äußerlich leben und bestehen zu können, aber, um was sie sich erhalten sollen, muß immer höher stehen, als daß sie sich erhalten. Ihr Dasein bekomme den Wert nur durch die Weihe des Lebens, durch Aufopferung. Die besondere Fügung, daß dort ein Los aus dem Topf und hier ein Los in den Topf kommt, hat eine Bedeutung. Die Erben des edlen Martin Edlen von Hochmeister[1] und Herr Gött haben ihre Pfunde von Gott anvertrauet erhalten,

[1] Die Besitzer der Hermannstädter Druckerei, in der der „Siebenbürger Bote" erschien.

nicht zu vergänglichem Wucher für sich, sondern zum Nutzen des Werkes des Herrn, zur Ausbreitung seines Reiches, der Wahrheit, des Rechts, der Liebe und des Lichtes. Gott hat sie auf diesen Fleck gestellt, unsere Sache hat er zur ihrigen gemacht. Sie sind unser Eigentum! Doch nein! Sie sind — wir. Ihre Anstalten sind Glieder unseres Leibes, ihre Kräfte die unseres Volkes, ihre Dienste unsere Lebensäußerungen. Pressen, die keine Ministerschatulle unterstützt, denen keine Magnaten unter die Arme greifen, für die der Fanatism keine Opfergelder sammelt — — leben nur aus dem Volke und haben nur zu leben fürs Volk. Aus der Nation die Geisteserzeugnisse: — aus der Nation die Gegenstände: — aus der Nation die Leser und Abnehmer — — wahrhaftig ein Nationalwerk, Nationalleben d. h. doch wir. Und Leben ists, denn es ist Entwicklung, Entfaltung, Wachstum. Wie in einem sich besinnenden Menschen, wo sich das Ich zum Du macht, ein Erzeugnis der Seele nach dem andern in den Sehkreis des Bewußtseins tritt und sich dem Verständnis, dem Gedächtnis, dem Gemüte gegenüber aufstellt, daß nach solcher Heerschau der Selbstbetrachtung eine klarere Selbstverständigung, eine edlere Selbstbestimmung erfolgt; so tauchet in diesen Blättern aus der Seelentätigkeit unseres Volkes ein Gedanke, ein Gefühl, eine Erfahrung, eine Empfindung nach der andern im Selbstbewußtsein auf und zieht vor dem prüfenden, richtenden Blick vorüber. Hier vernehmen wir, wie schön, wie häßlich wir sind; wir hören hier, was andere von uns denken und meinen; hier erfahren wir, was die Vergangenheit getan, gelitten und erlebt hat; hier werden wir gewarnt vor dem freundlich wedelnden Wolfe; hier werden Fehler erkannt, Vorzüge gewürdigt, Pläne vorgelegt, Vorsätze gefaßt usw. so, daß wir durch diese zwei Blätter klüger, verständiger und besser geworden sind, als wir es früher waren, oder geworden wären, ohne sie. Dieses erkennt das Land, das Volk, und ehret sich selbst in diesem Gefühl und in dem Geständnis dieses Gefühles. Es erkennt die Kunst der Zusammensetzung, die Mühe der Einrichtung, die Opfer der Zeit, die körperliche Hingabe, die geistigen Anstrengungen, und je mehr es sich erkennt, wird es den Wert erkennen, und um so größer wird sein Dank sein. Aber der größte Dank für die Unternehmer und Vollzieher liegt doch immer in der Seligkeit der Tat, im Sonnengefühl, daß die Schatten kürzer werden, die Nebel weichen, daß das Licht von den Bergspitzen in die Täler herabreicht,

daß es lebendiger, trockener, wohler und wärmer wird. Beide Zeitschriften sind so geistig empfangen, menschlich gefühlt, männlich gedacht und gediegen verfaßt, daß wir nur mit Stolz und Freude sagen können: durch sie haben wir im Auslande an Ehre, im Inlande an Achtung und bei uns selbst an Wert und Würde gewonnen.

Müßte es einen nun nicht schmerzen, wenn es den Anschein hat, als könnten diese Werkstätten des Segens uneins werden, als wäre vielleicht die Stunde nicht mehr fern, wo sie über einander schmollen, miteinander schimpfen würden? Fähren sie nicht augenscheinlich in falschen Geleisen, wenn sie, wegen Eitelkeiten, aneinander gerieten? Nicht also! Decke du Krone mit Ehre die Schwerter, und ihr Schwerter fechtet für die Ehre der Krone.[1] Also gebührt sich dem Schwestersinne, der Schwesterliebe. Sie verzeihet, sie tröstet, sie duldet, sie kehret alles zum besten. Was liegt dem Ganzen an einem Hieb, Stoß oder Stich eines Einsenders, eines Herausgebers, ob er getroffen oder nicht. Ist etwas Ungehöriges geschehen, so macht es den Guten im Lande freilich keine Freude, aber Personen sind nur zu bald verwelkende Blätter, — es macht Wehmut aber nicht Schwermut — denn die Hauptsache sind die zwei Bäume mit ihren Früchten und noch schönern Blüten. Die sollen uns leben, grünen und gedeihen. Denn ihre Kraft, ihre Blüte, ihre Früchte sind unsere Kraft, Frucht und Blüte. Weg also mit dem Kleinlichen, Eiteln, Zufälligen, mit den Hadern des Haders. Der Mutter tuts weh, wenn ihre zwei Kinder über die Achsel sich ansehen, es schmerzt den ganzen Leib, geht das Messer in diesen oder jenen Finger; das Antlitz wird entstellt, fließt ein oder das andere Auge aus.

Drum zum Schlusse: Nochmals Friede! Mag das Recht hüben oder drüben liegen. Das Rechten ist das Unrecht und Empfindlichkeit der Anfang dazu. Was also geschehen ist, sei einmal geschehen und auf immer vergessen.

Wohlmeinungen im Winzerhäuschen den 11. August 1842.

Ein Verehrer der ältern und Liebhaber
der jüngern Zeitungsschwester.

[1] Anspielung auf die Wappen von Kronstadt und Hermannstadt.

Der Lyriker Hermann Landsiedl

Von Carl Watzinger

Es gilt hier einen neuen österreichischen Lyriker anzuzeigen, der den Stoff zu wahrer tiefer Dichtung formt. Es ist dies Hermann Landsiedl. Sein Werk ist an Umfang nicht groß, an Inhalt aber schwer. Zart muß man seine Verse bezeichnen, dennoch aber alles Menschliche in uns aufrührend: denn hier strahlt ein Dichter seine Seele aus.

Was dies heißt, wissen wenige zu schätzen und im Gelärm des Alltags, in der Hast des Maschinenzeitalters scheinen diese Gedichte fast nur als schöne Arabesken. Doch Gedichte, sofern sie innerlich wahr sind, gehören nie dem Alltag an, sie leben nur in den Stunden der menschlichen Sehnsucht nach einer reineren Welt, als die unsere sie gibt, wirklich auf. Nur in solchen Augenblicken müssen sie zu leiddurchglühtem und in Freude sich verzückendem Leben werden, zu einer Einkehr, die Wunden heilt und mit göttlicher Gnade überstrahlt, was im Wandel der Zeit und der Bemühung, ihn zu begreifen, müde geworden ist.

Ja, von den Gedichten Hermann Landsiedls kann man sagen, daß sie erbauen. Es lebt ein tiefer Glaube an die Hoheit alles Menschentums in ihnen, eine feine Weisheit, die überall, wo allzu Menschliches sich begibt, verzeiht, und segnet, wo auch Gott Segen schenken würde.

Dieses Hinabsteigen in das Wesen des Menschen und seine Eingliederung in den Kosmos, wie sie aus diesen Gedichten hervorgeht, läßt denn auch erkennen, daß der Dichter seine Sendung rein erfahren hat: der Welt die Liebe zu predigen. Da berührt er oft und oft das Heilige, das uns verzückt, und wir wissen dann auch, warum er unsere Herzen weit machen, unsere Sehnsucht nach reinen Höhen stillen kann: aus seinen Versen spricht die Einsamkeit. Er kennt sie in ihrer Fürchterlichkeit, er schilt sie jedoch nicht, denn er weiß auch von ihrer leis streichelnden Hand. Dichter müssen einsam werden und sein, sonst können sie ihre Berufung nicht erfüllen. Auch von Hermann Landsiedl könnte das Wort stammen, das einst Rilke an F. X. Kappus schrieb, um diesem anzuzeigen, welchen einzigen Weg er als Dichter zu gehen habe: „Was not tut, ist doch nur dieses: Einsamkeit, große innere Einsamkeit. In sich gehen und stundenlang niemanden begegnen — das muß man erreichen können. Einsam

sein, wie man als Kind einsam war, als die Erwachsenen umhergingen, mit Dingen verflochten, die wichtig und groß schienen, weil die Großen so geschäftig aussahen und weil man von ihrem Tun nichts begriff."

Aus dem wundervollen Gedicht „Winterwärts" klingt diese erhabene Einsamkeit, das stets wache Wissen um sie gedämpft, wie aus Fernen, an unser Ohr. Es heißt dort in der zweiten Strophe:

„Des Mundes Hauch zerrinnt am Glas,
stumm liegt die Welt vor eisverblumten Scheiben.
Wir werden stiller und wenn Flocken treiben,
wünscht keins von außenher mehr dies noch das."

Gewiß ist Hermann Landsiedl der Kampf um die Einsamkeit — und man erringt sie nur durch Kampf — schwer geworden. Wir brauchen nur in seinen Liebesgedichten zu lesen, um zu erkennen, wieviel überschäumende Lust vergehen, sich verklären mußte, eh sie kam, die Große, Reine, die ihn immer wieder aufruft, fern vom Geschehen des Alltags seinen Weg zu gehen, in der Verkennung, in der Stille der Abgeschiedenheit zu verbleiben, während rings um ihn Name um Name auftaucht, oft nicht wert, nur klein gewürdigt zu werden. Aber darin zeigt er sich als der Berufene: er ruht weiter in seiner Tiefe und betrachtet aus ihr heraus die Welt.

Doch konnte er nicht sein ohne seiner Einsamkeit einen Namen zu geben. Er nannte sie Silva. Und so heißt sein Sammelband auch „Silva".

Silva, die Einsamkeit, verbindet den Dichter mit der Welt und dem All. Er liebt sie als ein Wesen, denn seine ganze Art könnte sich mit einem Begriff allein nie abfinden. Er liebt sie als das Licht, das aus einer dem gewöhnlichen Menschen kaum wahrnehmbaren Welt in seinen Lebensraum flutet. Und sie ist es auch, die ihn nicht müde und schlaff werden läßt. Die Verse aus „Nur meine Sehnsucht" drücken sie am reinsten aus:

„Bald löst vom Zweige selber sich die Frucht,
zu hoch im Wipfel um mit Händen sie zu greifen,
und alle Schiffe kehren heim zur Bucht.
Nur meine Sehnsucht, die nicht fand, was sie gesucht,
muß immer noch zu fernen Himmeln schweifen."

Das alles ist Silva, die Geliebte, deren Hauch er in jedem Winkel seiner Seele verspürt; durch deren leuchtende Augen er die Menschen, ihr Tun, und die Welt sich spiegeln sieht.

So wird ihm denn seine ganze innere Welt zum Gedichte und seine ganze innere Habe ausströmend, klingt sein Band in die hohen Reime von „Und Lieder sind ..." aus, deren letzte lauten:

„Sind Gott so nah wie jenes Schweigen,
mit dem das Kind ihn schauend stand
im Weihrauchduft einst vor Altares-Kerzen.
Das schönste sind sie, das in meiner Seele klingt,
und bleiben reinstes Glück dem Herzen,
wenn sie der Mund auch niemals singt."

Wieder steht ein Stiller aus dem deutschen Lande vor uns auf und kündet uns seine dichterische Botschaft, die, gemessen an dem was wir besitzen, nicht gering genannt werden darf. Seien wir deshalb bemüht, auch ihn zu verstehen, der verflochten mit einem recht harten irdischen Schicksal, doch zu Lösung und Erlösung gefunden hat.

Gedichte

Von Hermann Landsiedl

Auch ich

Der Abendstunde Schlag müht sich durch nebeliges Dämmern
den Berg herauf, versickert hinter mir:
Da hört im Dorf das Hämmern auf.
Mit ruß'gen Händen löst der Schmied die Schürze
und mit dem Tag zufrieden, lacht sein Mund
dem Jung-Gesellen heitern Wortes Würze
und ruft vergnügt durchs Fenster nach dem Hund. — — —
Im Wald, von Baum zu Baum, irrt mit zerbrochnem Schalle
das Echo von Hansjörgens Peitschenknalle,
der seine Pferde heimzu traben heißt
zum guten Stall, zur vollen Krippe.
Froh wiehernd schütteln sie die Mähnen.
Jörg nimmt die Pfeife aus den Zähnen,
küßt in die Luft mit heißer Lippe:
Lisbeth ist doch die Schönste rundherum.

Es finden alle heim im Abend:
Jörg neben seinen Pferden trabend
zur Liebsten, die er Lisbeth heißt,

der Schmied . . . der Hund . . . und der Geselle.
Und ich seh' lächelnd in die Helle
des Sternes, der ob' deinem Hause gleißt.

Ausklang

Des Tages Arbeit ist getan.
Nun hebt das tiefe Schweigen an.
Was wir gesagt, getan, gedacht,
versinkt im dunklen Brunnen Nacht.
Nichts ist mehr groß und nichts ist klein:
in Gottes Schoß schläft's friedlich ein.

Von der Schönheit des Kunstwerks

Von Georg Maurer

Man hört oft den Wunsch, daß die Werke der Kunst schön und erhaben sein sollen. Man weiß, daß die Kunstwerke der Welt, die sich bis heute als lebendig und wirkend erhalten haben, diesen Forderungen entsprechen. Um den Werken unserer Zeit solche Dauer zu sichern, verlangt man von ihnen diese Eigenschaften als Grundbedingungen, wobei man von Schönheit und Erhabenheit allgemeine Vorstellungen hat, die sich an gewissen mehr oder weniger eindeutigen Idealen ausrichten. Aus der Geschichte der Kunst läßt sich aber tausendfach belegen, daß die Werke, die uns heute als ewig und großartig erscheinen, zu ihren Zeiten keineswegs diese Wirkung ausübten, sondern viel eher als unbequem und allen Gesetzen der Schönheit widersprechend empfunden wurden. Und jene, die das so empfanden, hatten nicht weniger als die heutigen ihr Ideal vom Kunstwerk, das sie so gern verwirklicht sehen möchten. Aber ihr Ideal von Schönheit ist immer dasselbe: das Kunstwerk soll für Geist und Seele bequem sein, nirgend anecken, es soll die Seele erheben, das heißt aber, es soll in einer äußerlichen und glatten Harmonie über den eigentlichen Kampf der Welt hinwegtäuschen. Das ist aber niemals Schönheit, sondern rührt immer an die Grenze des Kitsches.

Man sollte überhaupt an die Kunstwerke jetziger und vergangener Zeit weniger mit dem Begriff des Schönen herangehen, denn das

ist ein so tiefer und abgründiger Begriff, daß die wenigsten ahnen, was sich dahinter verbirgt. Es sei nur an Nietzsches Deutung der griechischen Schönheit, des Apollinischen erinnert oder an Rilkes Worte: „Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch gerade ertragen". Im heutigen Tagesgebrauch ist dieser Begriff zu wenig vertieft, als daß er einen wirksamen Maßstab abgeben könnte. Man soll sich heute vor einem Kunstwerk vielmehr fragen: ist das Werk stark? Durch diese Fragestellung wird manche Fehlerquelle vermieden. Denn das Wörtchen „stark" ist für den heutigen Menschen lebendiger und unmittelbarer, auch eindeutiger im Gefühlsmäßigen verankert, als das Wörtchen „schön", das geradezu veräußerlicht erscheint. Und wenn man vor einem Kunstwerk nach eingehender Betrachtung ehrlich vor sich sagen kann: dies Werk ist stark, so kann man annehmen, daß es einmal auch als schön empfunden werden wird.

Durch solche Fragestellung wird aber auch manche Ungerechtigkeit vermieden werden, die vielfach begangen wird. Es gibt aus unserer Zeit eine Reihe von Kunstwerken, die äußerlich in nichts den überkommenen Vorstellungen von klassischer Schönheit entsprechen, die aber unmittelbar eine eigenwillige Kraft ausströmen, der man sich nicht entziehen kann. Viele werden vor solchen Werken entsetzt und entrüstet zurückfahren und ein „Schrecklich!" ausrufen. Ob aber diese Leute nicht jenem Satz Rilkes unbewußt beipflichten: „Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch gerade ertragen" — nur daß sie ihn eben nicht ertragen können? Denn um Kunst richtig zu erfassen und zu ertragen, muß man eben seelisch und geistig sehr geübt und stark sein. Der Ehrliche aber wird vor solchen Werken bekennen, daß sie „stark" seien. Der Tiefblickende wird dies bejahen, wenn er auch zugeben mag, daß diese Werke nicht im letzten und höchsten Sinn vollendet und schön sind. Er wird sie aber darum nie verwerfen, er wird viel eher dankbar sein: denn er weiß, daß „starke" Kunstwerke weit wertvoller und fruchtbarer sind als solche, die äußerlich der Schönheit und einigen schon in der Schule erlernbaren Gesetzen huldigen, dafür innerlich durch und durch hohl und nur Schaufensterpuppen vergleichbar sind.

Daß ein Kunstwerk stark und schön sei im Sinn der Harmonie, ist freilich ein sehr hohes Ideal, das zu erreichen man sich mühen und nicht scheuen soll. Hierbei ist aber eine ewige Regel anzu-

erkennen: nie kann man ein großes Kunstwerk schaffen mit dem Willen und Bewußtsein, es nun mit Hilfe von äußeren Regeln auch „schön" zu machen. (Dies könnte höchstens den bedeutendsten Künstlern der Welt in ihrer Reifezeit nach ihren eigenen Regeln gelingen.) Vielmehr wird jedes große Kunstwerk erst einmal aus der Kraft geboren — sie ist das erste und ursprüngliche. Und nun erst wird der Künstler — und dann Mit- und Nachwelt — gewahr, daß das Kraftgeborene auch schön sei. Und schließlich wird man nach den Merkmalen suchen, die die Schönheit des Werkes ausmachen. Sobald aber einer — oder eine Zeit — glaubt, daß, wenn er die Merkmale weiß, nun ein großes Kunstwerk fordern oder schaffen kann, verfällt er einem unheilvollen Irrtum, der gerade heute weitverbreitet ist, selbst unter den Künstlern. Ihnen aber kann nicht nachdrücklich genug zugerufen werden, daß Kunstwerke noch immer aus einem heißen Innern und einer fanatischen Leidenschaft geboren werden müssen — und daß die Schönheit nur die Folge eines wesentlichen Leidens und einer klaren Schau zugleich ist, daß aber die Lauen und Bequemen nach wie vor ausgespien werden.

Rundschau

Der Parteikampf in unserer Volksgruppe und das Recht auf Revolution. Das Jahr 1936 war in unserer Volksgruppe erfüllt mit heftigstem Parteikampf. Seine Einzelheiten sind durch die Tagespresse zur Genüge bekannt, so daß hier füglich über sie hinübergegangen werden kann. Aber nach einem Jahr solcher Kämpfe besteht bei jedem Verantwortungsbewußten das Bestreben nach wertender Rückschau auf die vergangenen Ereignisse. Dies um so mehr, als die an und für sich gefährliche Lage einer Volksgruppe die Berechtigung politischer Parteibildungen und Parteikämpfe wirklich nur auf die Fälle ganz großen seelischen Gestaltwandels beschränkt. Nun sind ja im Rhythmus und in der Entwicklung politischen Geschehens der 1. Januar und der 31. Dezember eines Jahres an sich zufällige Zeitpunkte. Für die Wertung der inneren Lage unserer Volksgruppe aber umrahmt gerade Anfang und Ende des Jahres 1936 eine entwicklungsmäßig in sich geschlossene Geschehenskurve, so daß der Jahresrückschau eine sinnvolle innere Einheit innewohnt.

Im Januar 1936 begann mit der Auseinandersetzung über den Volksentscheid der Prozeß der Freilegung der Triebfedern, die dem Kampf der DVR gegen die Volksgemeinschaft zu Grunde liegen, und der Offenbarung dessen, was die DVR ihre „Idee" nennt. Abgeschlossen war dieser

Prozeß mit den Ereignissen um die völkischen Wahlen im Herbst 1936. Heute ist die volkspolitische „Idee" der DVR offenbar und das ist für die allgemeine Klärung der Lage gut. War das Jahr 1936 für den Großteil unseres Volkes ein solches des Ringens um die klare Sicht, so wird das kommende ein solches der Entscheidung nach gewonnener Klarheit sein müssen.

Diese volkspolitische Idee der DVR, die ihr politisches Handeln bestimmt, ist folgende: Kündigung der Volksdisziplin, Spaltung des Volkes auf allen Lebensgebieten in zwei unabhängige, nicht mehr zusammenarbeitende Teile, den DVR-Teil und die Volksgemeinschaft, solange, bis die DVR die Mehrheit des Volkes gewonnen hat. Dann Rückkehr zum Grundsatz der Volksdisziplin und Aufrichtung einer echt nationalsozialistischen Volksgemeinschaft unter Führung der DVR. Die Rechtfertigungen, die man aus DVR-Kreisen für diese — hinsichtlich der Volksdisziplinfrage durchaus in sich widerspruchsvolle — „Idee" erhalten kann, lassen sich in folgende Gedankengänge zusammenfassen:

> Volksdisziplin kann es nicht um jeden Preis geben. Es kann keine absolute Gehorsamspflicht jeder Gestalt gegenüber geben, in der das Volksganze in Erscheinung tritt. Die Leute der DVR wollen und müssen durch Zusammenschmieden einer kampferprobten, auf Gedeih und Verderb verbundenen, weit über das Volk sich breitenden Gemeinschaft von Kameraden erst die Vorbedingung für eine solche nationalsozialistische Gestalt des Volkes schaffen, der man sich freudig gehorsamspflichtig fühlen kann. Die jetzige Gestalt der Volksgemeinschaft ist durch den Pakt Fabritius-Reaktion so unmöglich geworden, daß wir mit dem Gehorsam ihr gegenüber aus Gewissenspflicht aussetzen müssen.

Dies ist eine unseren Verhältnissen angepaßte Fassung des „Rechtes auf Revolution", das unzweifelhaft den Gliedern einer Gemeinschaft für den Fall der Entartung dieser Gemeinschaft sittlich zukommt. Der Grundsatz an sich ist also klar, seine Anwendung allerdings von schweren sittlichen Gefahren umlauert, weil sie höchste Verantwortung und Sittenkraft erfordert. Denn allerletzten Endes ist die Entscheidung, um die es hier geht, eine Glaubens- und Gewissensfrage. Deshalb kann die Inanspruchnahme des Rechtes auf Revolution im richtigen Augenblick eine sittliche Tat und die letzte Rettung der Sittlichkeit in einer Gemeinschaft bedeuten, sie kann, ungerechtfertigt mißbraucht, zur völligen Zerstörung der Sittlichkeit führen. Dazwischen liegt dann eine Reihe von Zwischenstufen, wo sich Verdienst um die Gemeinschaft und Schädigung derselben in wechselndem Verhältnis mischen. Aber die Entscheidung für eine Revolution ist wirklich nur allerletzten Endes eine subjektive Glaubens- und Gewissenssache. Jede Revolution braucht, um sich sittlich rechtfertigen zu können, praktisch die objektive Grundlage einer weithin sichtbaren polaren Spannung zwischen greifbaren Mißständen, Unzuträglichkeiten und Verderbtheiten einerseits, gegen die sie in den Kampf ruft, und Ehr-

lichkeit, Gradheit und Sittensstrenge andererseits, die sie von sich aus dagegen einsetzt. Wo diese Spannung nicht objektiv aufweisbar vorhanden ist, dort liegt bloße Revolte vor. Revolten können künstlich die Einbildung von solchen Spannungen hervorrufen, um sich moralisch zu tarnen, aber es gibt in diesem Falle immer eine Fülle objektiver Maßstäbe, die angelegt werden können, um den Gehalt an sittlicher Substanz solcher Bewegungen zu prüfen. Sie stehen auch zur kritischen Wertung des DVR-Aufstandes in unserer Volksgruppe zur Verfügung. Und wenn wir diese Maßstäbe anlegen und die Frage aufwerfen, ob es sich hier um eine Revolte oder ein innerlich berechtigtes Streben nach Umwälzung handelt, so fällt die DVR und ihre Politik unter die Klasse der Revolten.

Vor allen Dingen ist die DVR-Politik zu messen an der Einstellung der früheren NEDR, da sie sich als deren Nachfolgerin und als die Wahrerin der alten NEDR-Linie bezeichnet. Nun hat aber die NEDR die Volksorganisation als unantastbar behandelt und während des Kampfes der Erneuerungsbewegung um die politische Führung den Fall einer Berechtigung, die Volksdisziplin zu kündigen, also richtige Revolution zu machen, nicht für gegeben erachtet. Dies, obwohl objektiv für jeden Anhänger der Erneuerung die Lage damals unvergleichlich viel unerträglicher war als heute. Denn damals führten die Gegner der deutschen Erneuerung, heute führt ihr alter Vorkämpfer Fritz Fabritius. Wenn man diese Tatsachen einfach nebeneinander hält, springt schon die Absurdität in die Augen, die Volksdisziplin damals im Namen der Erneuerungsbewegung gehalten zu haben und sie heute im Namen derselben Bewegung zu kündigen. Die DVR-Einstellung muß den Satz verfechten, wenn sie ihre Handlungen moralisch rechtfertigen will, daß erst durch die Führung von Fritz Fabritius die Volksorganisation jenen Grad von Verderbtheit und Entartung erlangte, der zur Revolution berechtigt, während die Führung der Reaktion immer noch erträglicher war. Das Einzige, was von Seiten der Revoltierenden als Versuch eines Beweises für einen solchen Satz beigebracht werden kann, ist dies, daß sie Fabritius das „Paktieren mit der Reaktion" vorwerfen, das ihnen ein Verbleiben in einer gemeinsamen Organisation unmöglich mache. Fabritius soll dadurch die Gedankenwelt der Erneuerung so verwässert und verraten haben, daß ein verwerflicheres Gebilde entstanden sei, als eine offen als Gegner auftretende Reaktion. Man merkt, wie sich hier die Beweisführung aus der Sphäre des Nachweisbaren in die des subjektiven Gefühls zurückzuziehen beginnt. Nachweisen läßt sich nämlich diese Behauptung nicht, wohl aber liegen die Beweise für ihre Unrichtigkeit klar zu Tage. Fabritius hat nämlich nichts anderes getan als Dr. Bonfert in seiner Jugendarbeit oder Wilhelm Schunn in seiner Nachbarschaftsarbeit zu Zeiten der NEDR taten, ohne daß darin jemand einen Verrat an der Ideenwelt der Erneuerung gesehen hätte. Er hat im Volksprogramm die Forderungen der Erneuerungsbewegung zu allgemeinen Arbeitsrichtlinien für das Volksganze erhoben und jeden Volksgenossen aufgefordert, in diesem

Zeichen mit ihm mitzuarbeiten. Das Volksprogramm, die Richtlinien der Jugendarbeit, der Nachbarschaftsarbeit, der weltanschaulichen Schulungsarbeit der Volksführung sind nicht nebelhafte Gefühle, sondern Dokumente, die von der Einstellung der Volksführung ein öffentlich nachprüfbares Zeugnis ablegen. Und die Arbeit auf Grund dieser Richtlinien, die Zusammenfassung aller Siedlungsgebiete zu einer organisatorischen Einheit, die neuerliche Befragung des Volkes in freien Wahlen in diesem Herbst, sowie die einstimmige Wiederbetrauung von Fritz Fabritius mit der Führung unseres Gesamtdeutschtums, sind auch nicht Gefühle, sondern Tatsachen. Tatsachen, die beweisen, wie die Haltung von Fritz Fabritius Tag für Tag neue Volksgenossen frisch in die Reihen derer fügt, die vorbehaltlos für die Ideenwelt der Erneuerung eintreten. Und die Weigerung der DVR, sich einer Volksbefragung in freien Wahlen zu stellen, obwohl sie dieselbe mit großem Einsatz an moralischen Phrasen gefordert hatte, ist auch nicht eine Erfindung, sondern Tatsache. Tatsache, die den Mangel wirklichen sittlichen Ernstes im Aufstand der DVR gegen die Volksgemeinschaft beweist. Bei Vorhandensein dieses Ernstes hätte die DVR von Anfang an offen und ehrlich erklärt, daß sie durch keine Volksbefragung oder Wahlen je zu veranlassen sei, sich unter die heutige Volksführung zu stellen. Sie hat aber den Anschein erweckt, als ob es ihr nur um die Wiederherstellung begangener Gesetzesverletzungen zu tun sei und als ob sie bereit sei, sich dem unterzuordnen, der von der Volksmehrheit zur Führung berufen werde. Sie hat so ganz offensichtlich deshalb gehandelt, weil die objektiven Grundlagen für eine sittlich berechtigte Revolution nicht gegeben waren. Und da mußte man Zeit gewinnen, künstlich die Vorstellung vom Vorhandensein einer solchen Spannung zwischen Sein und Sollen der Volksführung zu schaffen, daß daraus zum mindesten subjektiv die Berechtigung auf Kündigung der Volksdisziplin abgeleitet werden könne.

So erweist sich die DVR-Politik, gemessen an den Tatsachen unseres Volkslebens und mit den Maßstäben allgemeiner Sittlichkeit in der Politik, tatsächlich als eine bloße Revolte, der die tiefere sittliche Berechtigung fehlt. Wenn daher den Führern dieser Partei der Vorwurf gemacht wird, rein aus Machthunger, Ehrgeiz und Parteiverblendung heraus zu handeln, so ist dieser Vorwurf berechtigt. Daß in der Gefolgschaft dieser Führer viel Schwärmerei und jugendliche Unklarheit, aber auch viel ewig rebellierende Unzufriedenheit mitläuft, macht die Erscheinung der Partei nicht erfreulicher. Von hier stammen vielmehr jene Züge romantischer Sonderbündelei und andererseits bolschewistischer und klassenkämpferischer Färbung, die in letzter Zeit immer klarer hervortreten und das Gesicht der DVR immer zweideutiger erscheinen lassen.

Die DVR, das zeigt die volkspolitische Bilanz des Jahres 1936, hat zersetzende Kräfte in unserer Volksgruppe in Bewegung gesetzt. Sie schmiedet den Großteil des Volkes dadurch aber nur fest und fester zusammen. Am Ende des Jahres 1936 steht die Volksgemeinschaft, steht Fritz Fabritius mit seiner völkischen Zielsetzung unvergleichlich gefestigter

da, als am Ende des Jahres 1935. Ein Beweis, daß die gesunden Instinkte des Volkes rege sind und den Weg zur Vollendung der Volksgemeinschaft unbeirrt weiter gehen. Alfred Pomarius

Franz K. Franchy liest aus eigenen Werken. In einer vom deutschen Theaterverein besorgten Vormittagsveranstaltung stellte sich am 3. Januar im Stadttheater zu Hermannstadt der junge Burgtheaterautor Franz K. Franchy der Landsmannschaft vor. Der Schriftsteller lebt schon seit Jahren in Wien, kehrt aber alljährlich in die Heimat zurück, um in der Bergwelt der Magura oder im sächsischen Dorf Senndorf, dem mütterlichen Boden der Heimat nahe, seine Werkstatt aufzuschlagen.

Den Höhepunkt der Lesestunde brachte eine Szenenfolge aus dem neuen Drama „Unbekannte Soldaten", das noch in diesem Winter im Burgtheater zur Uraufführung gelangen, aber auch in Berlin und Bremen über die Bühne gehen soll. Die unbekannten Soldaten, um die es hier geht, sind die Krieger im Kampfe der Ideen, die, die Fahne des Geistes in den schmächtigen Händen, siegen oder fallen. Hier fällt ein junger Mann, aufgerieben von der Not und dem Elend des Werkstudententums, aber er fällt mit dem Siegeskranz um die hohe leuchtende Stirne. Aufgabe des Theaters in unserer Zeit ist „die Vertiefung und Verinnerlichung im Einzelmenschen aufzuzeigen, den Himmel und die Hölle seines Innern zu enthüllen und die Zeit als Prospekt, als Hintergrund drohend oder segnend um ihn aufzubauen". So sagt der junge Dichter. Das ist ihm in dieser erschütternden Szenenfolge gelungen. Man begibt sich mit ihm auf die Suche nach dem verlorenen Paradies und findet es zu Füßen des Gekreuzigten. Ernst Jekelius

„Volk und Leben" heißt eine sehr beachtenswerte „Sammlung sudetendeutscher Dichtung", die anläßlich der Sudetendeutschen Kulturwoche 1936 von Karl Franz Leppa in dem Adam Kraft Verlag in Karlsbad, dessen hervorragende verlegerische Leistungen überhaupt alle Aufmerksamkeit verdienen, herausgegeben wurde. In einer glücklichen Auswahl gibt sie ein Bild von dem außerordentlichen Reichtum sudetendeutschen Schrifttums von Johannes von Saaz, dem Dichter des Streitgespräches vom Ackermann und dem Tod (um 1400) über Stifter und die Ebner-Eschenbach, über die älteren Lebenden Leutelt, Stroßl, Kolbenheyer und Watzlik, die jüngeren Hohlbaum, Brehm, Wittek und Pleyer bis zu den jüngsten — eine imponierende Reihe von über 60 Namen. Ich will diesmal nicht ausführlicher von den großen Werten dieser Auslese, sondern von ihrem eigenartigen Schicksal sprechen. Vor mir liegt die erste Auflage, und die „nach der Beschlagnahme dritte Auflage". Der Besitz beider Bände gibt mir die Möglichkeit nachzuprüfen, was an jenen Stellen zu lesen war, wo heute das Wort „Beschlagnahmt" prangt, und gewährt mir die seltsamsten Einblicke in die Grundsätze der tschechischen Zensur.

Von Nikolaus Herman, dem geistlichen Dichter der Reformationszeit, ist in die Sammlung ein achtstrophiger „Abendreihen" aufgenommen worden, dessen 4. bis 6. Strophe folgendermaßen lautet:

O Gottes Lamb, o Gottes Lamb,
Wir müßten doch all sein verdampt,
Wenns ohn dein Tod und Opfer wer;
Drumb sing wir dir Lob, Preis und Ehr.

Behüt uns, Herr, behüt uns, Herr,
Für Irrtum und für falscher Lehr;
Wehr und steur aller Gleisnerei,
Betriegerei und Tyrannei.

Für Krieg und Blut, für Krieg und Blut
Behüt uns, o du höchstes Gut;
Den lieben Kornbau uns bewahr,
Daß kein Teuerung wird dieses Jahr.

Die mittlere dieser drei Strophen ist beschlagnahmt worden! Man muß erstaunt fragen: welches schlechte Gewissen war hier am Werk, wer fühlte sich durch diese fromme Bitte angeklagt?

Dann aber liest man folgendes Stück aus einem Werk des „Kajütenbuch"-Dichters Karl Postl-Sealsfield.

„Geht euch aber in der Natur ein ganz anderes Licht als in unseren Städten auf; denn sind unsere Städte von Menschenhänden gemacht — von Menschenodem verpestet, die Natur aber von Gottes Hand geschaffen, seinem reinen Odem belebt. Und klärt dieser reine Odem euren in den Städtedünsten trübe gewordenen Blick wunderbar auf! Ist eine schöne Sache, dieses Aufklären, wenn so die verdorbenen, verpesteten Dünste schwinden, ihr der Wahrheit bis auf den Grund schaut, schaut, wie der große Staatsmann droben regiert mit seinen schönen herrlichen Werken."

und stellt fest, daß in einem christlichen Staat heutzutage ein Hinweis auf Gottes Wirken wegzensuriert werden kann, denn in der späteren Auflage ist der oben gesperrt gedruckte Satz beschlagnahmt worden. Schmunzelnd ahnt man, was für eine schreckenerregende, dem Staate abträgliche Verwechslung vorliegt.

Aber altbekannten, wissenschaftlich belegten Wahrheiten geht es nicht besser. Aus Josef Nadlers stammeskundlichem Beitrag „Mitteldeutsches Tochtervolk" — erfreulicherweise sind auch die beiden bedeutenden Deuter deutscher Dichtung Nadler und Cysarz in den Band aufgenommen worden — mußte folgende Stelle herausgenommen werden:

„So sind die Deutschen des Sudetenlandes nicht irgendeine soziale Schicht, nicht Splitter in einem fremden Körper, sie sind Volk, in geschlossener Masse siedelnd, nach Breite und Tiefe sozial völlig ausgegliedert und in ihrem vierfachen stammesmäßigen Aufbau ein Abbild des deutschen Gesamtvolkes."

Ist das Vogel Straußpolitik? Angst vor der geläufigsten Wahrheit?

Nun aber wundern wir uns nicht mehr, denn wir wissen, weshalb folgendes Gedicht des jungen Fritz Herneck nicht stehen bleiben durfte:

Noch hungern wir nach Recht und Brot
und viele Kameraden darben.
Der Unsinn schlägt mit Pest und Not
das neue Blut aus alten Narben.

Wir lassen unsere Zeichen wehn!
Die Schmach hat unsere Kraft geboren.
Solange wir noch aufrecht stehn,
sind Volk und Erde unverloren!

Der Zensor hat sein Möglichstes getan, den bittern Teil der Wahrheit dieser Verse zu beweisen.

Harald Krasser

Ernst Jüngers Kriegsbuch „In Stahlgewittern" ist eben in der rumänischen Übertragung des Oberleutnants Victor Timcu erschienen. Bevor wir noch die Übertragung auf ihre Vollkommenheit hin überprüfen können, wollen wir die Bedeutung der Tatsache hervorheben, daß hier zum ersten Male der Flut von Übertragungen der Emil Ludwig, Stefan Zweig, Viki Baum usw., nach denen so viele Rumänen sich ihre Begriffe vom deutschen Schrifttum unserer Zeit gebildet haben, ein bedeutendes Werk des Schrifttums der deutschen Erneuerung entgegengesetzt wird. Dafür gebührt dem Übersetzer unser aller Dank. Wir wollen hoffen, daß seine Tat einen Wendepunkt auf dem Gebiet der Übersetzung zeitgenössischer Werke aus dem Deutschen bedeutet.

Harald Krasser

Das neue rumänische Strafgesetzbuch. Am 1. Januar 1937 ist das nach jahrelangem Vorarbeiten 1936 von den Gesetzgebenden Körperschaften verabschiedete, neue rumänische Strafgesetzbuch und mit ihm zugleich die neue Strafprozeßordnung in Kraft getreten. Dieses neue Gesetzeswerk bringt dem Lande die Vereinheitlichung der bis heute noch in den verschiedenen Landesteilen in Geltung gewesenen drei alten Strafgesetze. Damit ist der erste große Schritt auf dem Wege der anzustrebenden Vereinheitlichung des Rechts in Großrumänien getan; man hat seine Bedeutung würdig unterstrichen, indem man dem neuen Gesetzeswerk den Namen S. M. König Karls II. verlieh. Der Mitarbeit namhafter Sachkenner ist es gelungen, ein wirklich modernes Gesetzeswerk zu schaffen, das die Grundsätze der modernen Strafrechtswissenschaft zu verwirklichen bestrebt ist. Es ist ein Niederschlag der zumal von der italienischen und schweizerischen Wissenschaft vertretenen Lehrmeinungen. Von praktischer Bedeutung auch für den juristischen Laien in Siebenbürgen und dem Banat ist die Tatsache, daß nunmehr auch in diesen Landesteilen das Schwurgericht seine Arbeit wieder aufnimmt; seine Pforten waren hier bei uns während des Krieges geschlossen worden. Es ist nicht ohne Reiz, das neue rumänische Straf-

recht mit dem Entwurf zum neuen reichsdeutschen Strafgesetzbuch — er wird vermutlich bald Gesetzeskraft erlangen — zu vergleichen. Dieser Entwurf verwirklicht natürlich gleich eine Reihe von neuen Gedanken, die aus dem Geist der deutschen Revolution geboren sind. Dadurch aber unterscheidet er sich in wesentlichen Punkten vom rumänischen Recht. Sieht man den deutschen Entwurf als in die Zukunft weisend an, so kann man von diesem Standpunkt über das rumänische Strafgesetz sagen, daß es — kaum in Kraft getreten — zwar wohl neu, aber doch schon nicht mehr modern ist. Fritz Schnell

Deutsch-rumänischer Studentenaustausch. In meiner Überschau über die deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen im Novemberheft des „Klingsor" hatte ich die Deutsch-Rumänische Akademische Vereinigung erwähnt, mit der Bemerkung, daß ihre Tätigkeit noch nicht zu übersehen sei. Aufklärungen von seiten der Leitung dieser Vereinigung setzen mich in den Stand, das, was ich aus Zeitungs- und ähnlichen Nachrichten nicht entnehmen konnte, nachzutragen. Die Vereinigung wurde schon im Herbst 1935 auf Anregung Professor Walter Lörchs, des Leiters des Dresdener Mitteleuropa-Institutes, der auch an der Leipziger Handelshochschule und an der Hochschule für Politik in Berlin Lehraufträge über Rumänien besitzt, von Hochschülern gegründet, die den Sommer austauschweise im Reich verbracht hatten. Neben Sprachkursen, der Anlage einer Bücherei, Vorträgen erscheint als die wichtigste Leistung dieser jungen Vereinigung die Vorbereitung und Durchführung des Studentenaustausches, den auf deutscher Seite das Dresdener Mitteleuropa-Institut besorgte. Eine sprachliche Auslesеprüfung unter Prof. Sân-Giorgius Leitung — er ist neben Prof. Lörch Ehrenvorsitzender der Vereinigung — bestimmte die 25 Auswahlstudenten. Ebensoviele reichsdeutsche Studenten kamen auf zwei Monate nach Rumänien und wurden hier zu praktischer Arbeit bei verschiedenen Unternehmungen untergebracht. Daß hier nach beiden Seiten hin der fruchtbarste Weg beschritten ist, gegenseitiges Verständnis zwischen den beiden Völkern zu schaffen, liegt auf der Hand. Und daß diese Arbeit der Deutsch-Rumänischen Akademischen Vereinigung diesem Ziele zu erfolgreich fortschreite, ist ihr von Herzen zu wünschen. Harald Krasser

Neue Bücher und Schriften

Robert Hohlbaum. Zweikampf um Deutschland. Roman. Albert Langen / Georg Müller, München, 1936. — Der neue Roman Hohlbaums, der wieder sein Lieblingsthema abwandelt, die deutsche Entwicklung vor der zweiten Reichsgründung und die Rolle Österreichs darin, ist über das dichterisch Gültige dieser Leistung hinaus ein notwendiges und erwünschtes Buch, weil es vergessene deutsche Tragik, die bis heute nachwirkt, bewußt macht und damit überwindbar. Das Buch ist zugleich ein beglückend gutes und starkes Werk jener Epik, die aus dem privaten ich-

bezogenen Erzählertum der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit zu einer wahrhaft weiten Erzählerkunst zu schreiten bemüht ist, zu einer wirklichen Epik, die einen großen Vorwurf auch groß anpackt, das heißt ein Weltbild geben will. Dies aber gelingt nur dem Dichter, der eine Anschauung und ein gegründetes Urteil hat, der sich nicht damit begnügt, ein Einzelschicksal, wenn auch noch so tief, darzustellen, sondern der das Zeitbewegende im Leben der Völker sucht und zu gestalten bestrebt ist. Hohlbaum schildert in einer handlungsreichen Darstellung am Schicksal von drei Freunden, ehemaligen Studenten, von denen der eine im Spießbürgertum endet, der zweite sich trotzig und fruchtlos in seine Jugendgläubigkeit verkerkert, der dritte aber mit der Zeit gehend auch den Sinn der Volkswandlung erleben darf, die Entwicklung von 1848 bis 1870 in Oesterreich, jenen im Westen des Volksleibes glückhaften, im Osten aber tragischen Weg deutscher Geschichte. Die Handlung schweift aus von den Revolutionskämpfen in Wien bis zu den letzten Kriegen in Oberitalien, über eine breite, sehr farbige Schilderung des nachbiedermeierschen Bürgertums Österreichs und der Kriegsschauplätze Böhmens 1866 zum siegreichen Krieg gegen Frankreich. Wie der Deutsche Österreichs dies alles erlebt, ist überzeugend, reich und heiß dargestellt, richtig gesehen und gesamtdeutsch empfunden, dabei dichterisch erfüllt. Darum gehört dieses auch durchaus erzieherische Werk in jede deutsche Hand.

Heinrich Zillich

Ludwig Tügel. Frau Geske auf Trubernes. Eine Saga. Albert Langen / Georg Müller, München, 1936. — Tügels Weg haben wir von Werk zu Werk verfolgt. Dies eben erschienene Buch führt in eine sagenhafte Welt, die sicherlich einst bestand, weil sie in uns noch nachlebt und durch diese Dichtung auferweckt werden kann; die Handlung selbst ist freie Erfindung des Dichters, ein Freiheitskampf nordischer Landschaft gegen den fremden Vogt. Im Tone der Saga, wobei die Vorliebe des Dichters für eine Häufung von Sinn- oder Lehrsätzen in den Gesprächen mitunter stört, wird ein mitreißendes Bild heroischen Menschentums gemalt. Die Hintergründigkeit und eigenartige Tiefe seiner früheren Werke erreicht Tügel allerdings in diesem viel bewußteren Buche nicht.

Heinrich Zillich

Martin Raschke. Der Wolkenheld oder Die Erziehung der Vögel. Paul List Verlag, Leipzig. — Ein stilles, Tiefen des Lebens deutendes und aussagendes Buch. Es ist vielleicht an manchen Stellen zu wenig gesagt, um immer ganz klar zu sein, doch tut der bescheidene Aufwand in der Handlung und Zeichnung der Menschen gut. Raschkes Kunst scheint die Kunst eines weisen Erziehers zu sein, der spart um viel zu geben und erkennen läßt durch stille Besinnung. So wandelt sich der Wolkenheld Raue fast unbemerkt durch den Einfluß des alten Vogelfreundes Börner und durch die Liebe der Tochter Susanne zu einem Gemeinschaft und Arbeit erstrebenden Menschen, der die Wirklichkeit als heilige Aufgabe erkennt.

Kurt Scherg

Hanns Johst. Die Torheit einer Liebe. Roman. Albert Langen/Georg Müller, München, 1936. — Der kleine Roman, den Johst vorlegt, ist leicht geschrieben, heiter und anmutig. Er berichtet von der selbstvergessenen und tumben Liebe eines jungen Mannes zu einer Frau mit großer Kinderschar, meidet jeden tragischen Ton und ergötzt den Leser, der vom ersten Satz an spürt, daß hier die fröhliche Seite des Lebens angeschlagen wird, unpathetisch so wie sie es verlangt. Heinrich Zillich

Hans Fallada. Altes Herz geht auf die Reise. Leinen RM 5.50. Verlag Rowohlt, Berlin. — Ein alter Mann, Berliner, Professor im Ruhestand, alter Junggeselle, hilflos wie ein Kind, der Welt und ihrem Tagesleben so entfremdet, daß er kaum das Geld kennt, daß er darum auch nicht weiß, wie groß sein Vermögen ist, — geht auf die Reise. Nicht zwecklos, aus reinem Vergnügen etwa, um Welt und Menschen zu sehen, — sondern um seinem verwaisten Patenkindchen zu helfen. Es handelt sich um ein Mädchen, das eben dem Kindesalter entwachsen will, das bei erbschleicherischen Herbergsleuten, die auf seinem Hofe sitzen, in Pflege ist und befreit werden soll. Es ist für den Alten eine Fahrt und ein Erleben voll märchenhafter Abenteuer, die von Fallada in seiner bekannten fesselnden Art köstlich erzählt werden. Er erhöht den Wert des Buches, daß das Dargestellte sich oft als durchscheinend erweist und den Blick in tiefere Lebenshintergründe ermöglicht und hineinleitet. Hans Lienert

Erich Pfeiffer-Belli. Sylvia. Rowohlt, Berlin. — Die Geschichte von der keuschen verhaltenen Liebe zwischen Vierzehnjährigen aus vornehmem Hause und aus der Vorstadt, zart und in gepflegter, sicherer Sprache, in einer etwas preziösen Manier erzählt, der die beigegebenen Zeichnungen J. von Rappart-Bismarck sehr gut entsprechen.

Harald Krasser

Karl Heinrich Waggerl. Wagrainer Tagebuch. Insel-Verlag, Leipzig, 1936. — Ein Sommertagebuch Waggerls, über dessen Inhalt etwas zu erzählen beinahe unmöglich ist. Es geschieht da zwar einiges; ein Landstreicher tritt lebensleicht in den Vordergrund; ein Junge, ein verliebtes Stadtfräulein, die köstliche Schilderung einer Dorftheateraufführung sollen ebenso wenig vergessen werden wie jene grüblerische Versonnenheit, der Waggerl schlicht und ohne Pathos nachgeht. Es ist ein sauber geschriebenes Buch, abseits unserer Zeit, schön und gut, aber dünn. Ich ertappte mich beim Lesen auf dem Gedanken, ob die Schlichtheit, hinter der so wenig von den niedergerungenen Dämonen des Lebens zu spüren ist, nicht — bei aller Achtung vor der Bescheidung! — eigentlich ein fast anspruchsvolles Herausstellen eines Mangels an Leidenschaft und Erlebnisfülle ist. Dann aber dachte ich an frühere Werke des Dichters und stand ziemlich ratlos vor diesem.

Heinrich Zillich

Deutsche Erzähler des 19. Jahrhunderts. Eine illustrierte Reihe des Reclamverlags, Leipzig. — Mit Auswahlbänden verschiedener großer deutscher Erzähler, darunter Keller, Storm, Stifter und Gotthelf, legt der Re-

clam-Verlag eine neue Reihe auf, die zu verhältnismäßig billigem Preise weiten Kreisen einen Zugang zu den besten Erzählungen aus dem vorigen Jahrhundert eröffnet, wobei die einzelnen Bände durch die Beigabe von Zeichnungen auch künstlerischen Wert beanspruchen dürfen. Mir liegt der Band Gotthelfscher Erzählungen vor, den unser heimische Künstler Fritz Kimm um rund 40 Zeichnungen bereichert hat, die seine in dieser Zeitschrift oft gewürdigte Kunst in neuer Zwecksetzung zeigt. Wir erkennen beglückt, daß Kimm einer der bedeutendsten Textzeichner ist, über den der deutsche Kulturraum heute verfügt. Und dies wird auch in Siebenbürgen dazu beitragen, daß durch diesen Auswahlband gleicherweise Gotthelfs wundervolle Erzählerkunst und Kimms große Künstlerschaft neue Freunde gewinnen. Heinrich Zillich

Thomas Wolfe. Von Zeit und Strom. Eine Legende vom Hunger des Menschen in der Jugend. Roman in zwei Bänden. Deutsche Übersetzung von Hans Schiebelhuth. Rowohlt 1936. Berlin. — Es ist schwer, diesem Werk gerecht zu werden. Es ist als Übersetzung eines amerikanischen Riesenepos' in deutscher Sprache erschienen und seiner ganzen Anlage und seiner Ausführung nach ein Wolkenkratzer. Der Held aller Begebenheiten, Eugen Kant, stürzt sich in faustischem Streben in alle Höhen und Niederungen des Lebens, kämpft aus bedrängter Eigenständigkeit und verletzter Seele gegen den Polypen Amerika, der ihn einschnürt, überreizt und nicht atmen läßt. Um Rettung zu suchen, fährt Eugen Kant nach England und Frankreich und kehrt, nachdem er Wochen hindurch gezecht hat und gereist ist, enttäuscht nach Amerika zurück.

An dem Buch fesselt der Aufschrei der bis ins feinste Empfinden verletzten Menschenseele. Man freut sich aus Amerika ein Buch zu lesen, darin endlich Landschaft mit ihren Farben und Stimmungen ebenso wichtig ist als die Darstellung der gepeinigten Menschen. Man staunt darüber und erhält eine neue Art der Deutung amerikanischer Menschen und Verhältnisse. Doch kann man als Europäer die drückende Ausführlichkeit des Dargestellten nicht ertragen, die zahllosen Wiederholungen langweilen und die naturalistischen Schilderungen des Häßlichen und Verruchten, darin Eugen Kant teils nüchtern, meist bezecht schwimmt, sind zum größten Teile der Sensation wegen niedergeschrieben worden.

Gerade in der Übertreibung nach allen Richtungen, in dem Bestreben ein umfassendes Werk herauszuschleudern, liegt der Amerikanismus, gegen den der Held des Buches selbst kämpft, und daher auch des Dichters und des Werkes Tragik. Selbst die oft geistreichen und gut gebrachten Gespräche, selbst entzückende Schilderungen (wie Küche und Kammer in einem vornehmen Haus Amerikas) können darüber nicht täuschen.

Ablehnend steht man dem Buche gegenüber, wenn man Zweck und Ziel Eugen Kants, des vierundzwanzigjährigen Handwerkersohnes, mit dem Streben des deutschen Menschen vergleicht, der nicht verstehen wird, weshalb dieses Buch in seine Sprache übersetzt worden ist. Kurt Scherg

Mihail Sadoveanu. Nechifor Lipans Weib. Albert Langen / Georg Müller, München. — Vom rumänischen Schrifttum, das in Deutschland unverdienterweise noch ein recht leerer Begriff ist, gibt die Übersetzung, die Harald Krasser hier liefert, ein gute und willkommene Probe. Der Titel des Originals lautet „Baltagul", d. h. „Die Axt". Die Titeländerung ist geeignet, den Eindruck der besonderen landschaftlichen Stimmung, den das Original hervorruft, umzubiegen in Bewunderung der „Heldin" der Erzählung, die sich Roman nennt. Nechifor Lipan ist der an sich durchaus gleichgültige Name eines Schafherdenbesitzers im moldauischen Gebirge, aus dessen Wäldern im Frühling die Bistritz das Tannenholz in Flössen zu Tal trägt, während die Schafe und, was sie etwa Verwertbares lieferten, gegen den Winter zu zum Verkauf oder Überwintern hinuntergebracht werden in die Ebene. Von einer solchen Fahrt ist der Mann schon wochenlang nicht heimgekommen, böse Ahnungen ängstigen sein Weib Vitoria, bis sie sich mit ihrem Sohne aufmacht, ihn zu suchen. Seinen Spuren von Dorf zu Dorf, von Schenke zu Schenke folgend, stößt sie schließlich nicht nur auf Leute, die ihm die Schafe abgekauft haben wollen, sondern auch auf seinen treuen Hund und, von ihm geführt, auf seinen Leichnam. Diesen läßt sie christlich begraben; die angeblichen Käufer und den Mörder bringt sie, nachdem der Subpräfekt nichts von ihnen hat herausverhören können, beim Leichenschmaus zum Geständnis und Tode. Mit der Axt, die den Ermordeten getroffen hatte und der Erzählung von Geschehnissen, die in der Landschaft und den Dingen ihre Erklärung haben, den symbolischen Titel gegeben hat. Auch Vitoria steht in dieser Landschaft, wird, von diesen Dingen in Ahnungen und Tun geleitet, zum Werkzeug der Ereignisse, in denen sie anscheinend die treibende Rolle zu spielen hat. Das rechtfertigt die Titeländerung, die dennoch die Zauberstimmung, in die die Erzählung eingesponnen ist, fast beeinträchtigt.

Sadoveanu ist einer der fruchtbarsten und anerkanntesten rumänischen Schriftsteller der letzten drei Jahrzehnte, mit zahlreichen Romanen, Erzählungen und Beschreibungen in Natur und Geschichte seiner engeren moldauischen Heimat und dem Wesen ihrer Bewohner wurzelnd. Er hält die Verbundenheit des rumänischen Schrifttums mit dem eigenen Volkstum gegenüber den Einflüssen internationaler literarischer Moden aufrecht; seine Kunst mag im wesentlichen als Heimatkunst bezeichnet werden. So ist die Wahl gerade dieses Werkes durch den Übersetzer durchaus zu begrüßen; es ist eines der in sich, in Abwicklung der Handlung und Mitteilung der Stimmung, geschlossensten und gelungensten, stellt die handelnden Personen trefflich lebendig heraus und vermittelt in der gedrängten Erzählung und der bezeichnenden Redeweise der Leute einen überzeugenden Eindruck von Land und Volk.

Die Übersetzung ist erfolgreich bemüht, die Eigenart des Originals empfinden zu lassen und gewinnend zur Geltung zu bringen, wobei die große Schwierigkeit solches Unternehmens nicht übersehen werden darf. Ein Beispiel für manche. Vitoria will der Frau des Schenkwirts

im Dorfe, in dem die Mörder beheimatet sind, Achtung erweisen, um sich ihre Gunst und Hilfe zu sichern, und nennt sie darum im Rumänischen „cucoană" (S. 184), was „ehrerbietig von Untergebenen gegen Vorgesetzte, vertraulich auch sonst gegen Leute von Stand gebraucht" wird (Tiktin, Rumänisch-deutsches Wörterbuch I., S. 382). Wenn der Übersetzer dafür „gnädige Frau" sagt (S. 122), vergreift er sich, freilich zwangsläufig, im Ton; denn mit „Dame" oder „Madam" wäre auch nicht viel geholfen. Ähnliches ließe sich mehr vermerken, auch Fehler, wie etwa, daß die Mutter, nach des Sohnes Meinung, „die Dauer der Fahrt" (S. 63) statt des Wetters (vremea S. 92) bestimme. Dennoch, wie gesagt, ist der einfache Ton lebendiger Erzählung gut wiedergegeben, trotz oder vielleicht auch gerade infolge siebenbürgisch-sächsischer sprachlicher Eigenheiten („Ich soll Euch etwas sagen" S. 68 = ich werde: să-ţi spun ceva S. 100; „setzte die Frau fort" S. 42 = fuhr fort: urmă nevasta S. 60).

Hoffen wir, daß der Versuch Bresche schlage und dem rumänischen Schrifttum die breitere Beachtung in Deutschland verschaffe, die es nach Eigenart und Bedeutung beanspruchen darf. K. Richter

„Volk und Heimat". Volkspolitische Monatshefte. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Joseph Fuchs. — Aus den Kreisen der Deutschen Hochschülerschaft Rumäniens kommt diese neue Zeitschrift und will über Tageskampf, Standes- und Stammesunterschied hinweg der Erneuerung unseres Volkes dienen. Wenn man die Beiträge dieses Heftes als deutlichere Umschreibung dieses Programmes nehmen will, so kann man diesen Heften nur wünschen, den beschrittenen Weg fortzusetzen. A. Csallners volksbiologische Untersuchung über die Mischehe, Weingärtners und J. Fuchs' Betrachtungen über die Stellung der rumänischen Jugend zu den politischen und weltanschaulichen Fragen der Zeit, R. H. Hockls stammeskundliche Deutung des Banater schwäbischen Volkscharakters und A. Kloos' Michael-Albert-Würdigung halten eine befriedigende Höhe und die Aufnahme eines besonderen Teiles „Wissenschaft und Fachdienst", in dem diesmal K. Horedt über Ausgrabungen bei Schäßburg berichtet, trägt hoffentlich das Ihre dazu bei, in der Hochschülerschaft das in den letzten Jahren scheinbar ziemlich verkümmerte Bedürfnis nach selbständiger wissenschaftlicher Betätigung neu zu wecken. — Wir wünschen dieser Zeitschrift Glück auf den Weg! H. Krasser

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Wir eröffnen den neuen Jahrgang mit einer umfangreicheren in Buchform noch nicht erschienenen Erzählung Erwin Wittstocks, die zu seinen stärksten Leistungen gehört.

Der Aufsatz Stephan Ludwig Roths wird in diesem Heft das erste Mal seit seinem ersten Erscheinen abgedruckt. Es sei den Lesern überlassen, abzuwägen, was in ihm zeitgebunden und was von ewiger Geltung und gerade heute brennender Aktualität für unser Volksleben — und nicht nur für seine Presse — ist.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Schriftleiter Harald Krasser, Hermannstadt-Sibiu, Leschkircher Straße 13
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



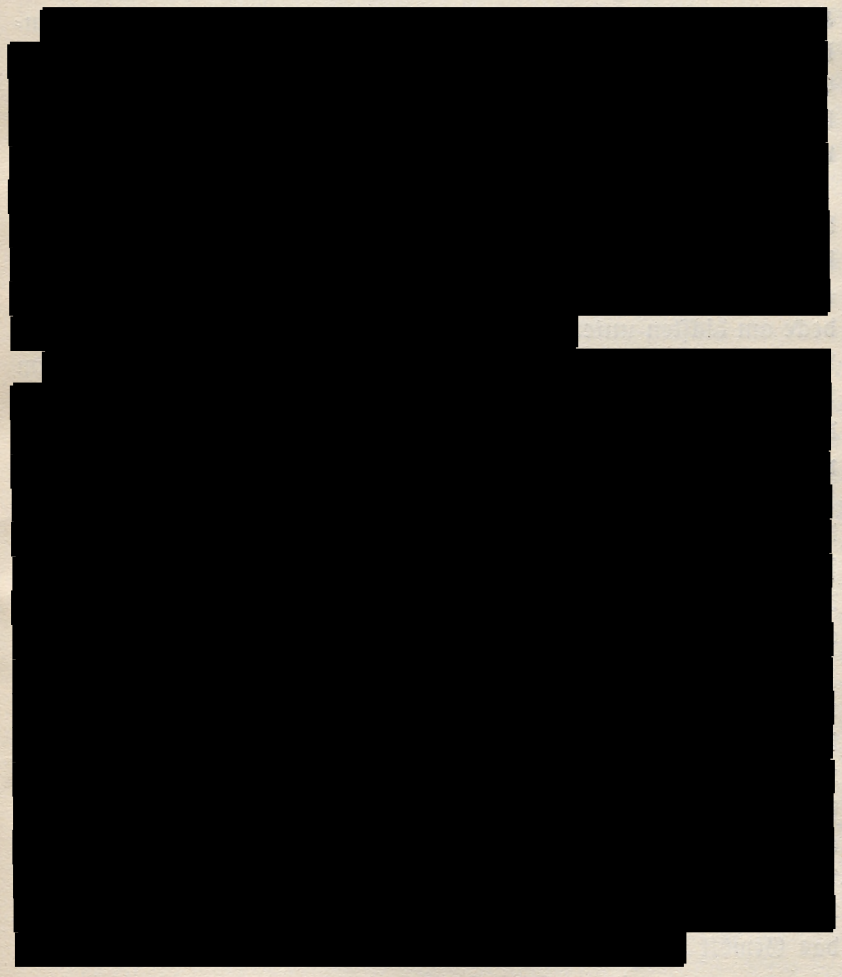
Waldemar Schachl, Bildnis General Sch.

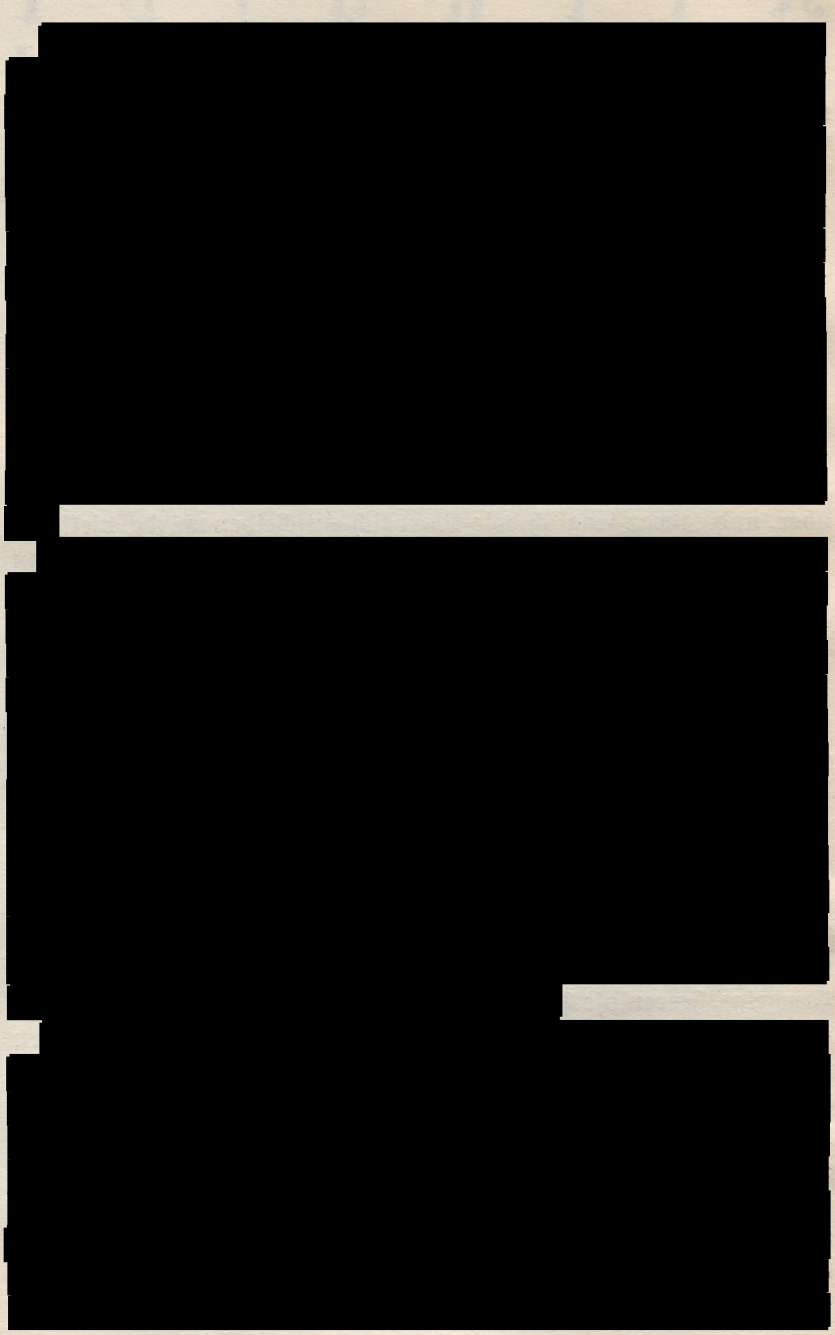
Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
14. JAHR FEBRUAR 1937 HEFT 2

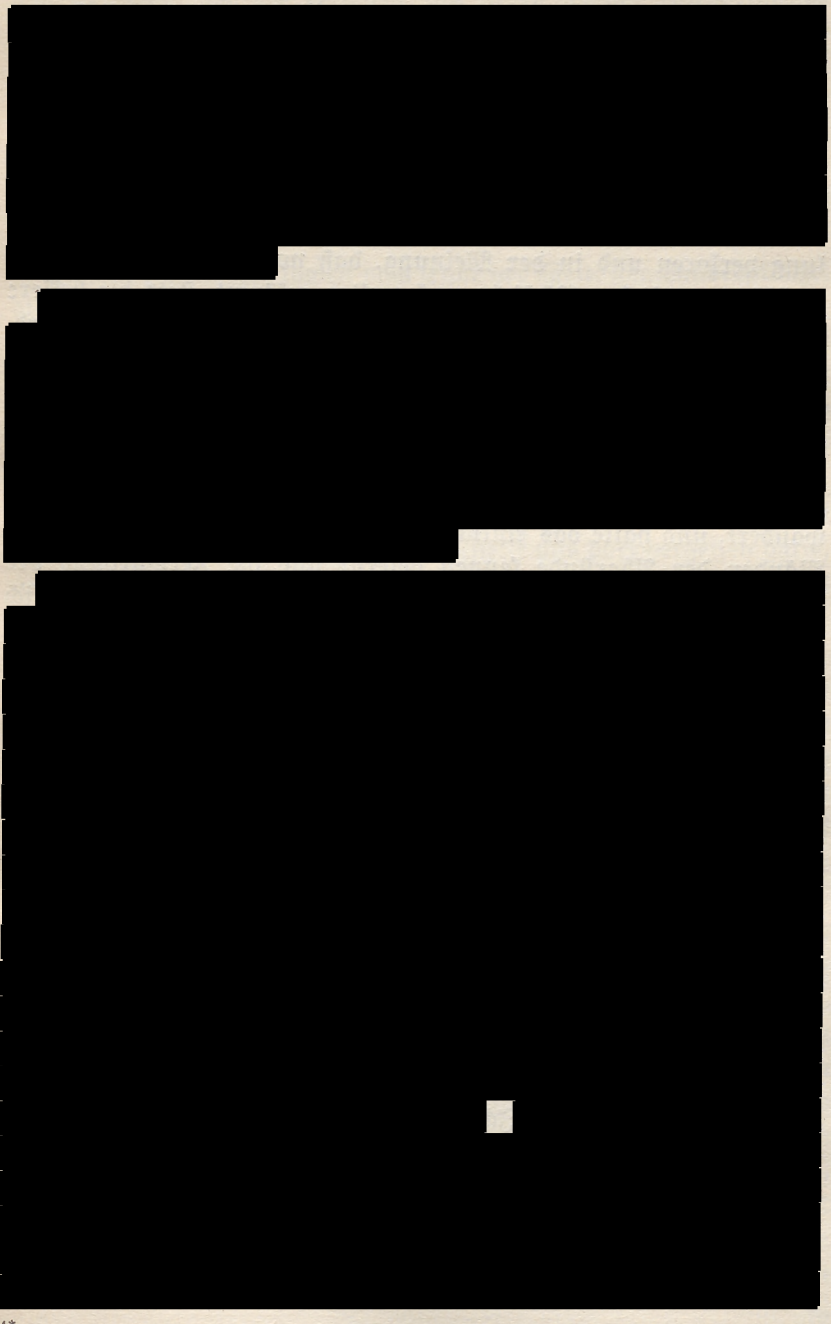
Miesken und Riesken

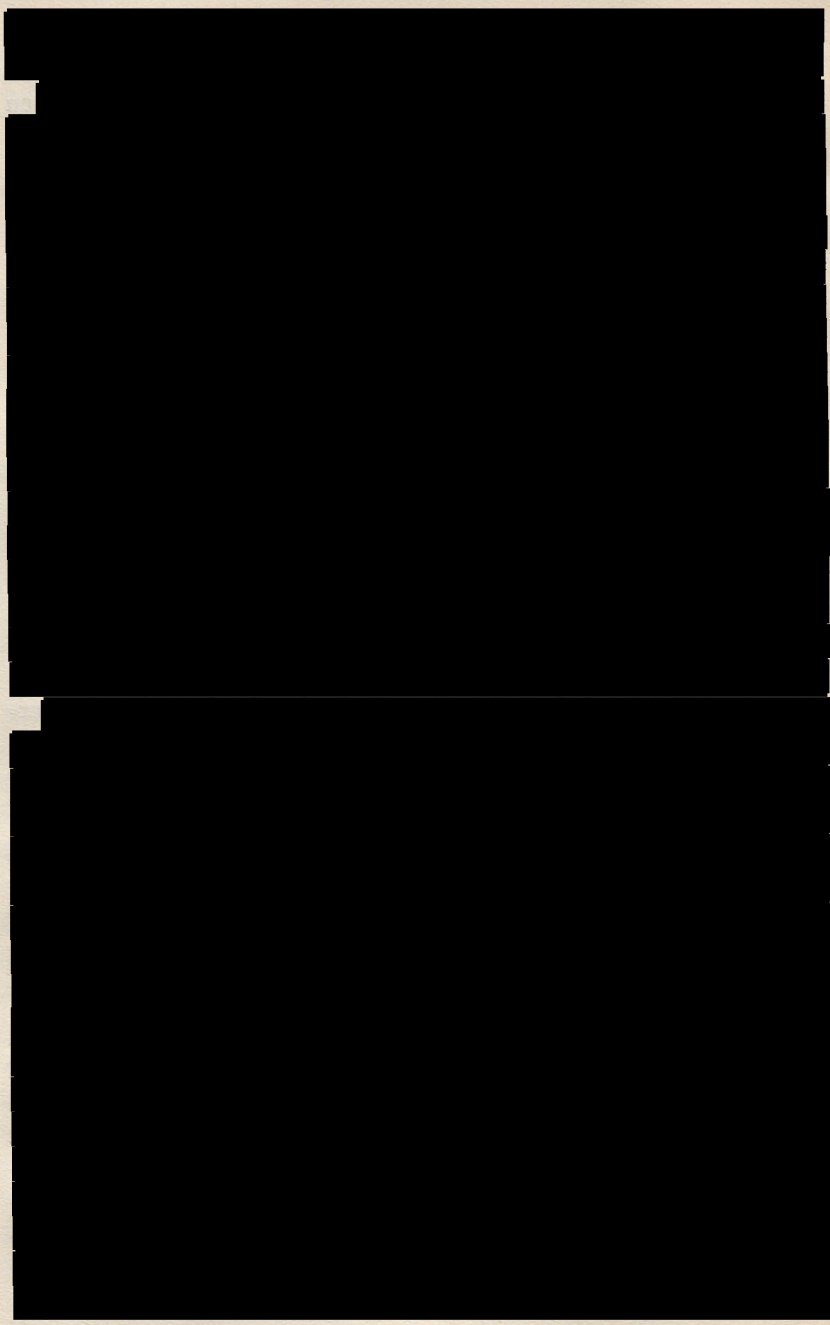
Von Erwin Wittstock

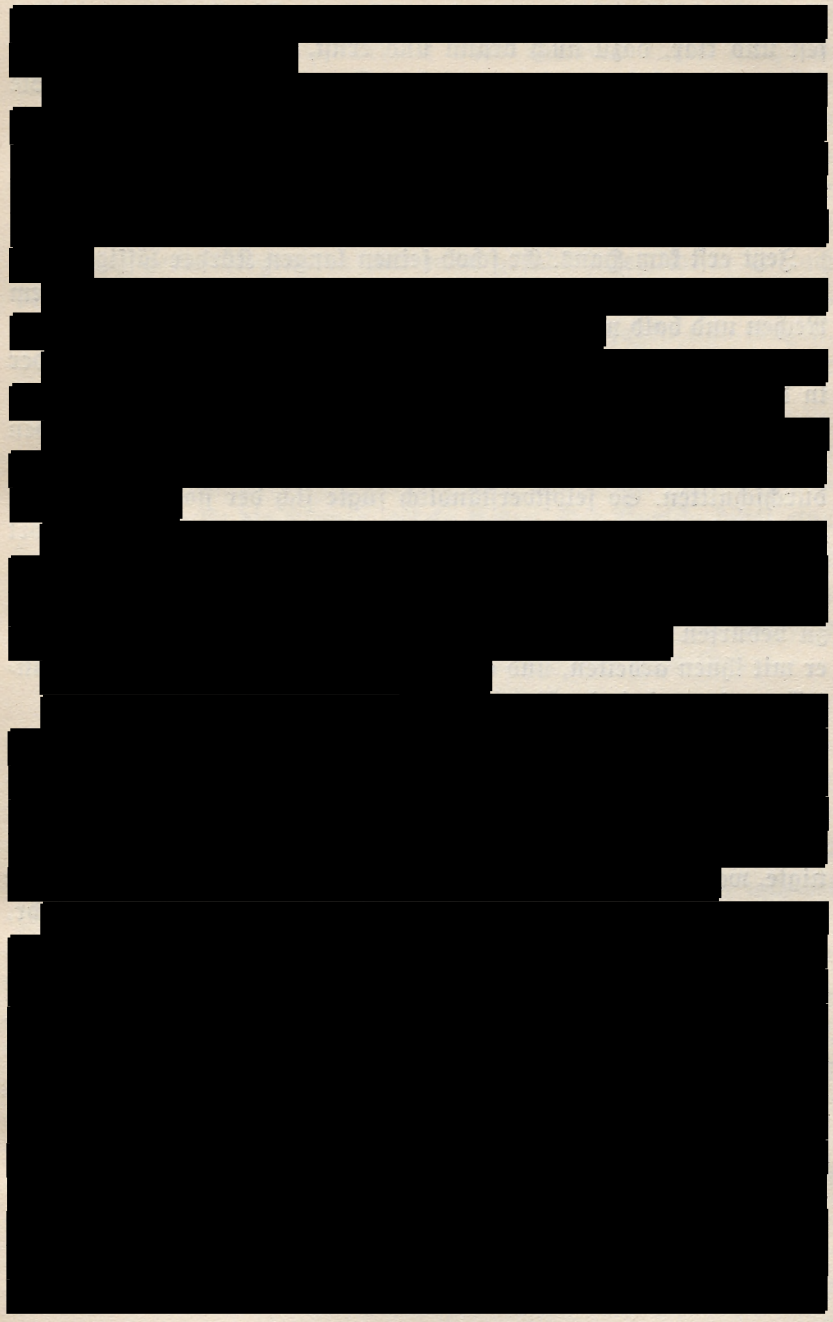
(Fortsetzung)

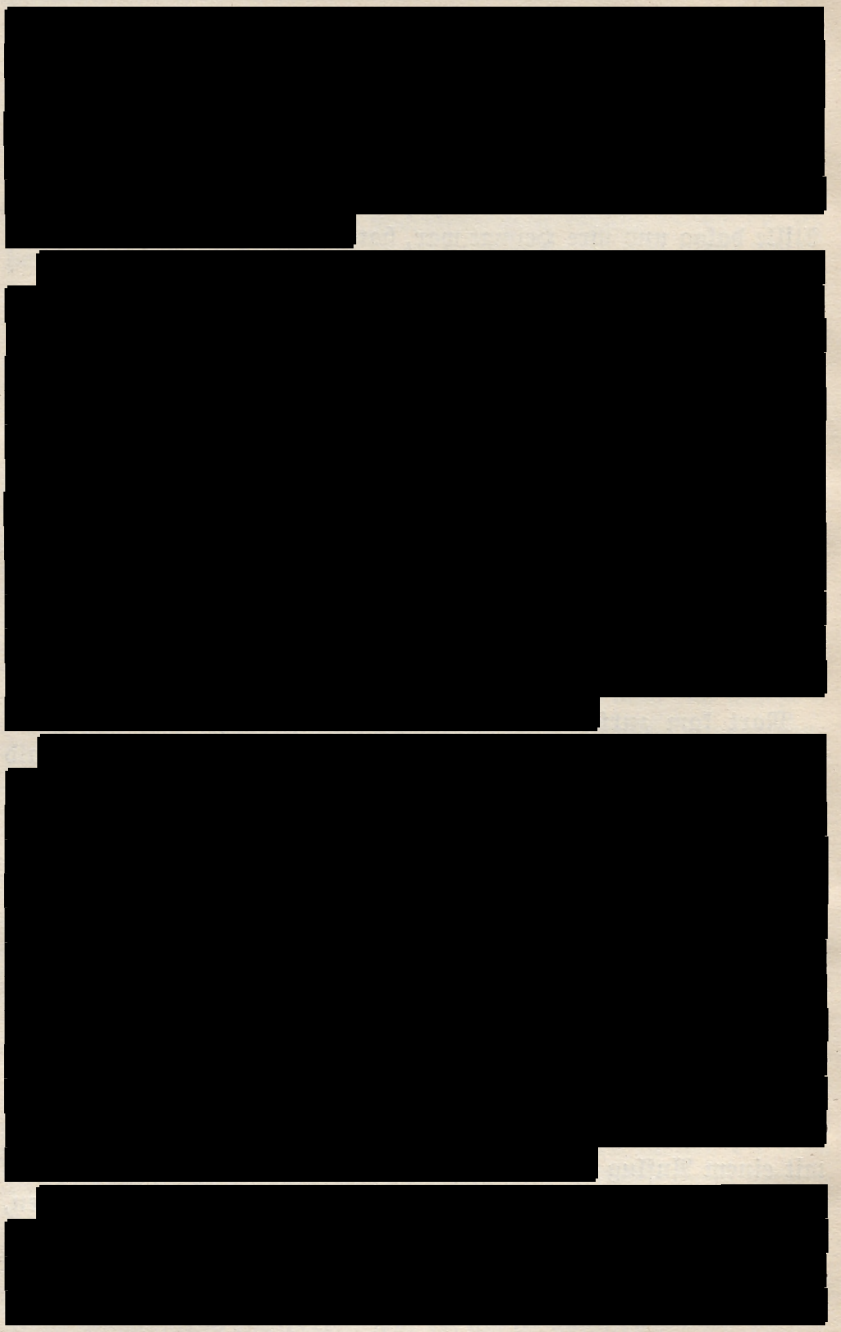


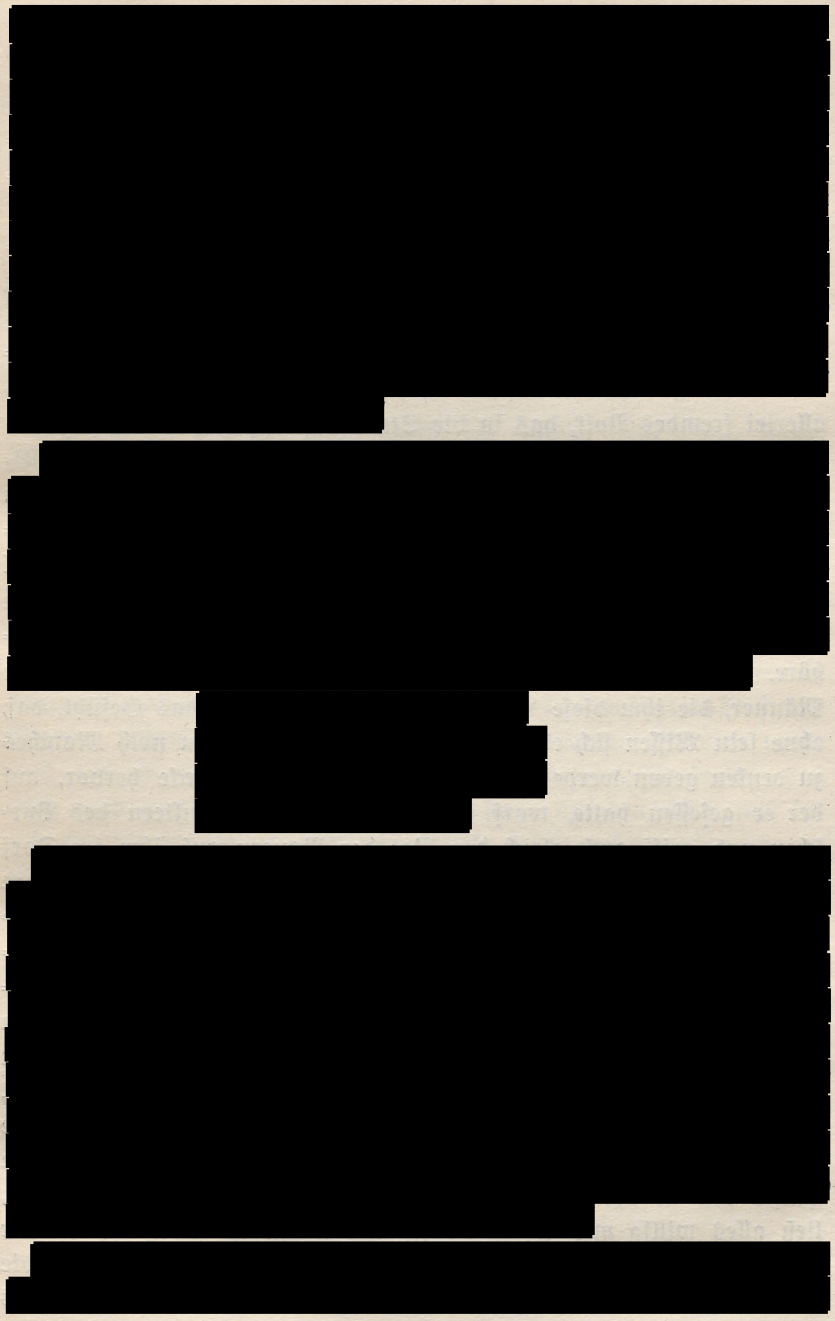


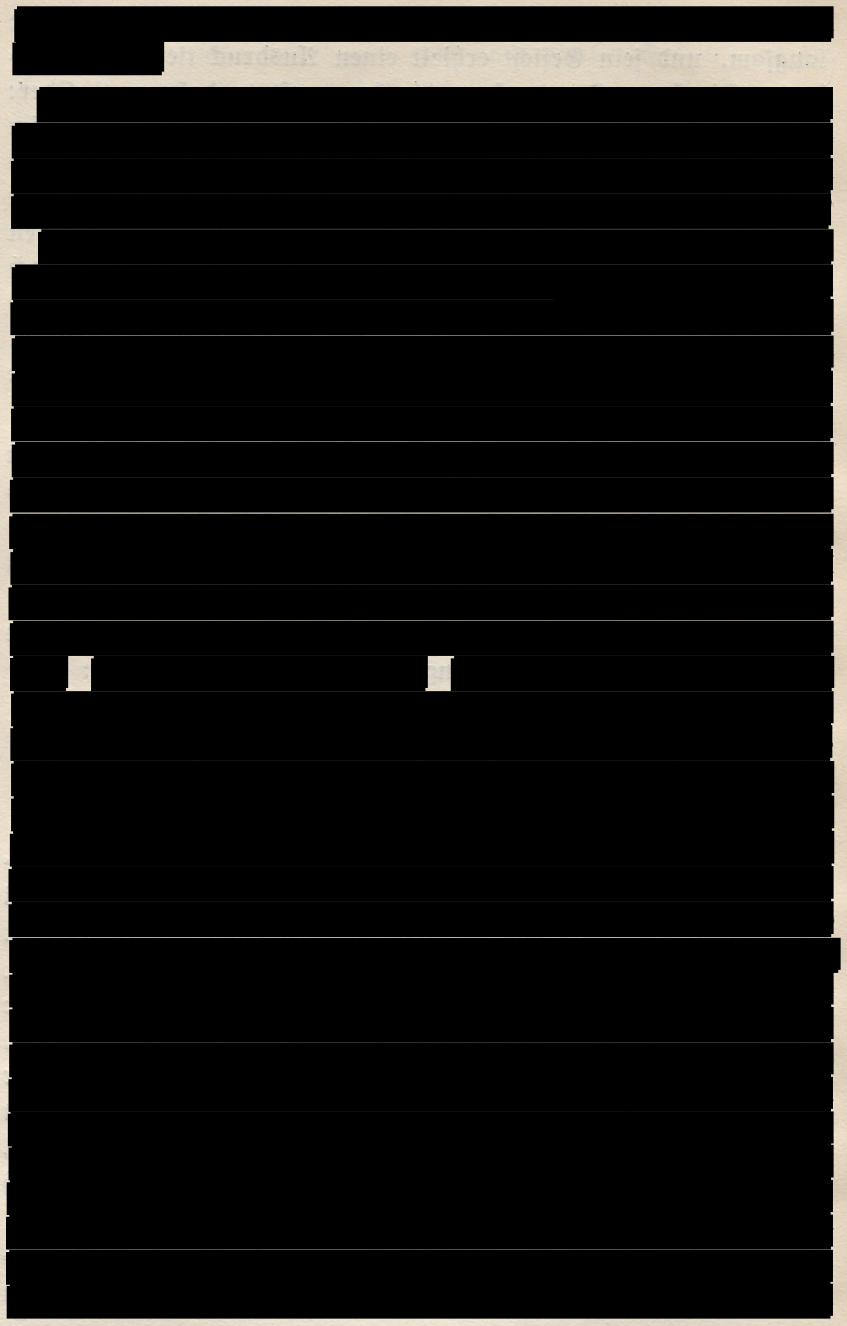


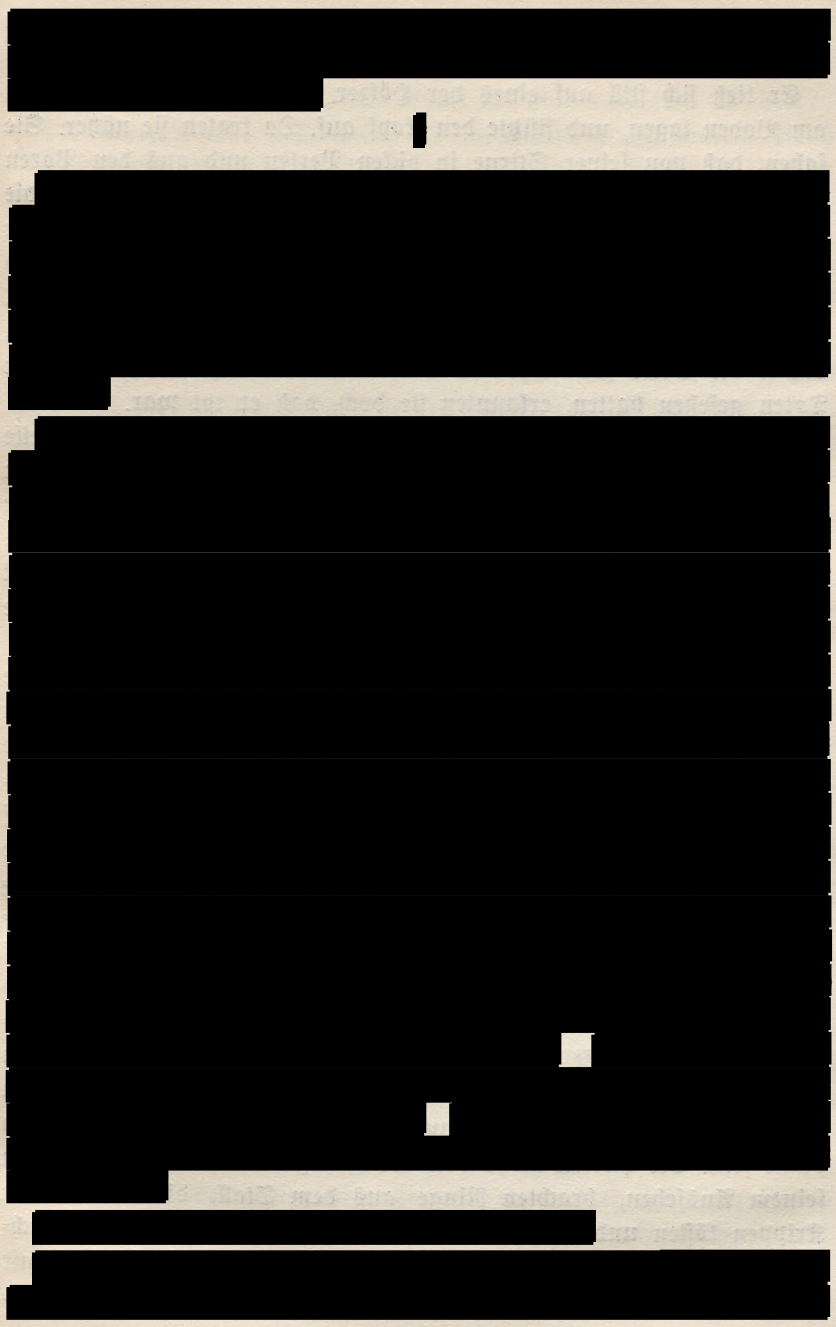


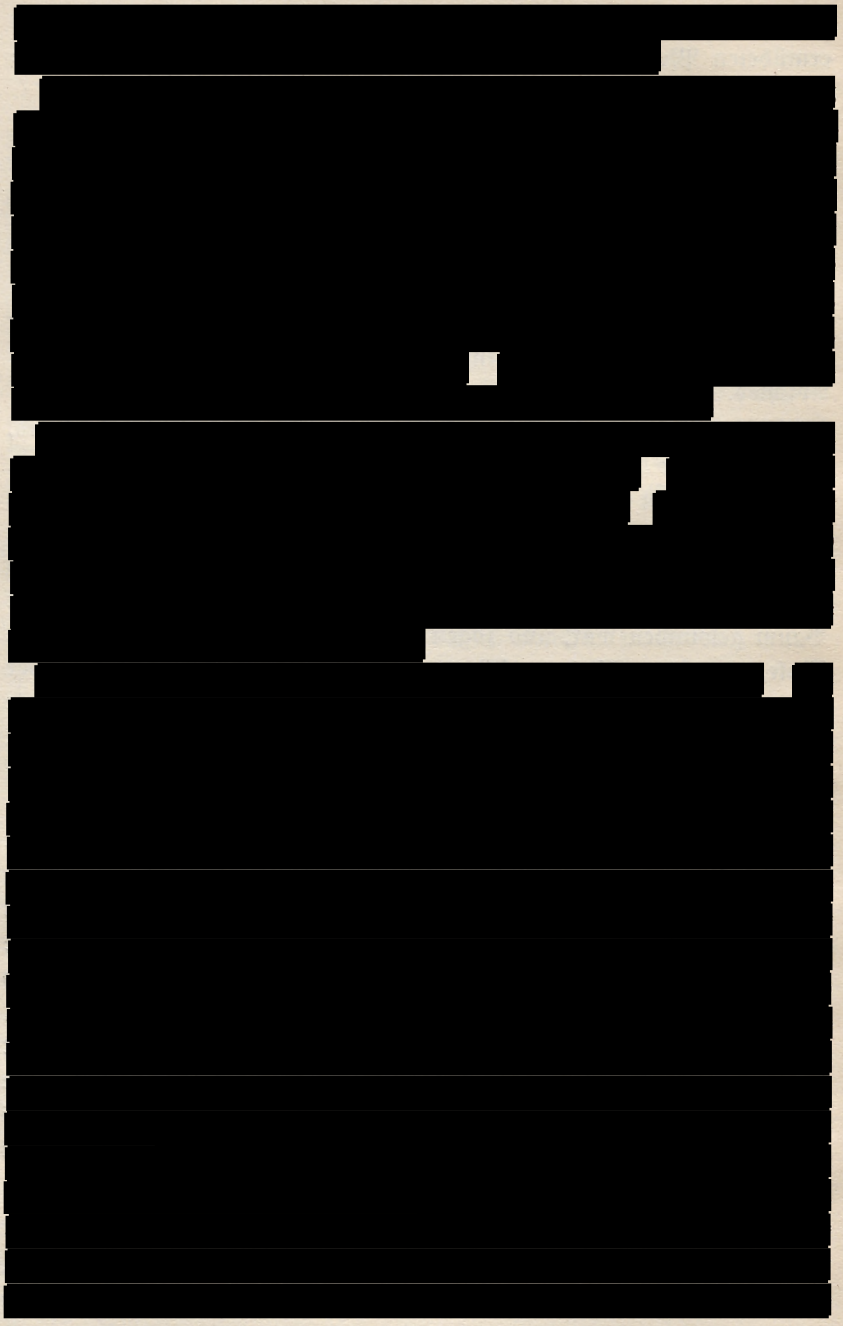


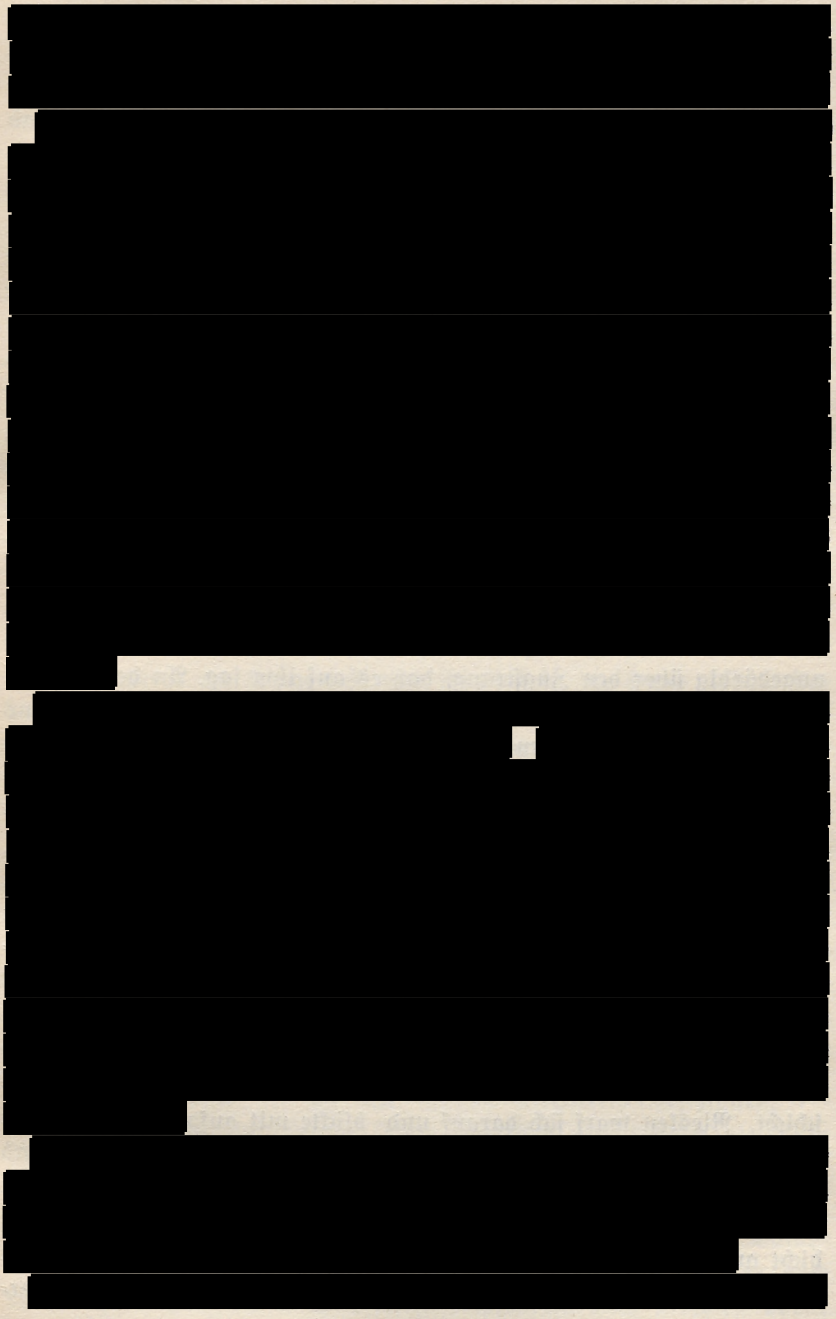


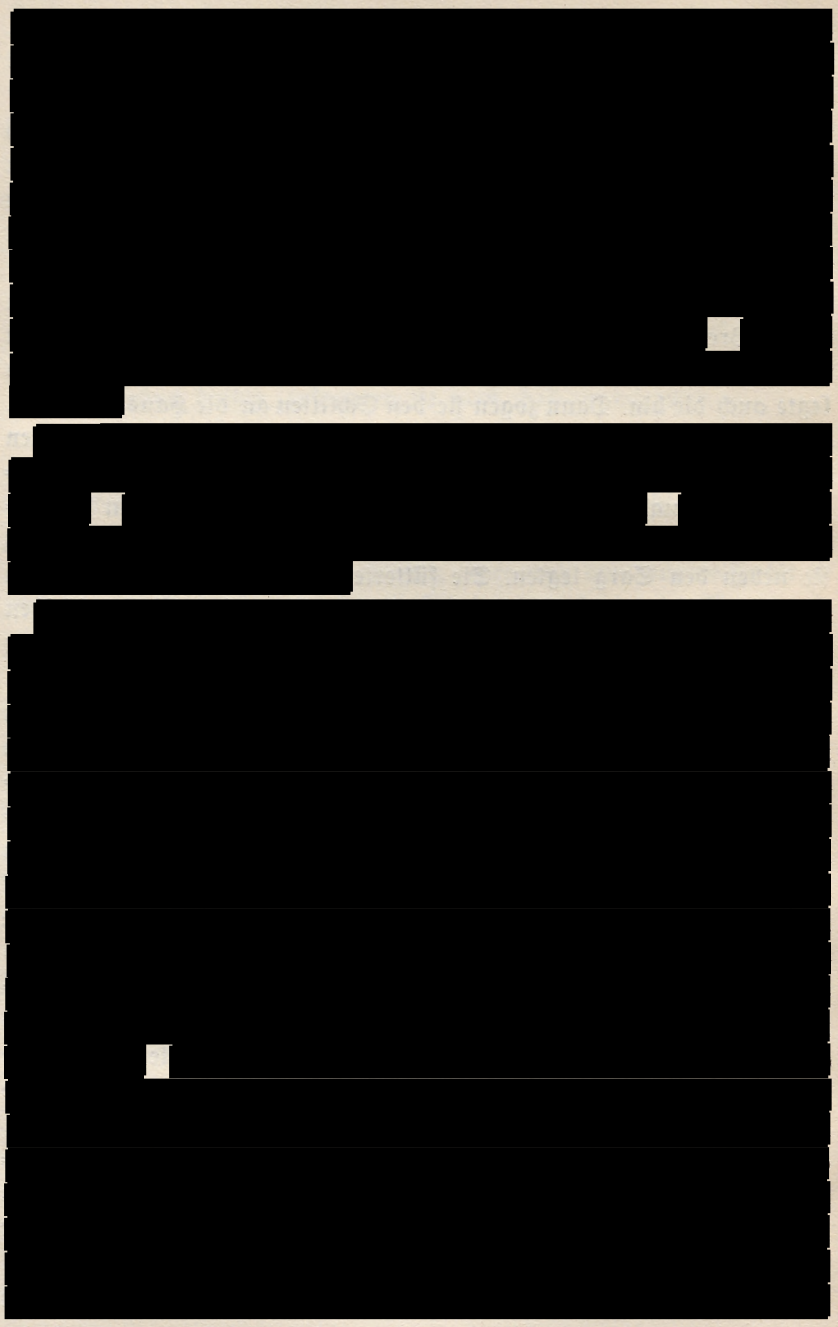


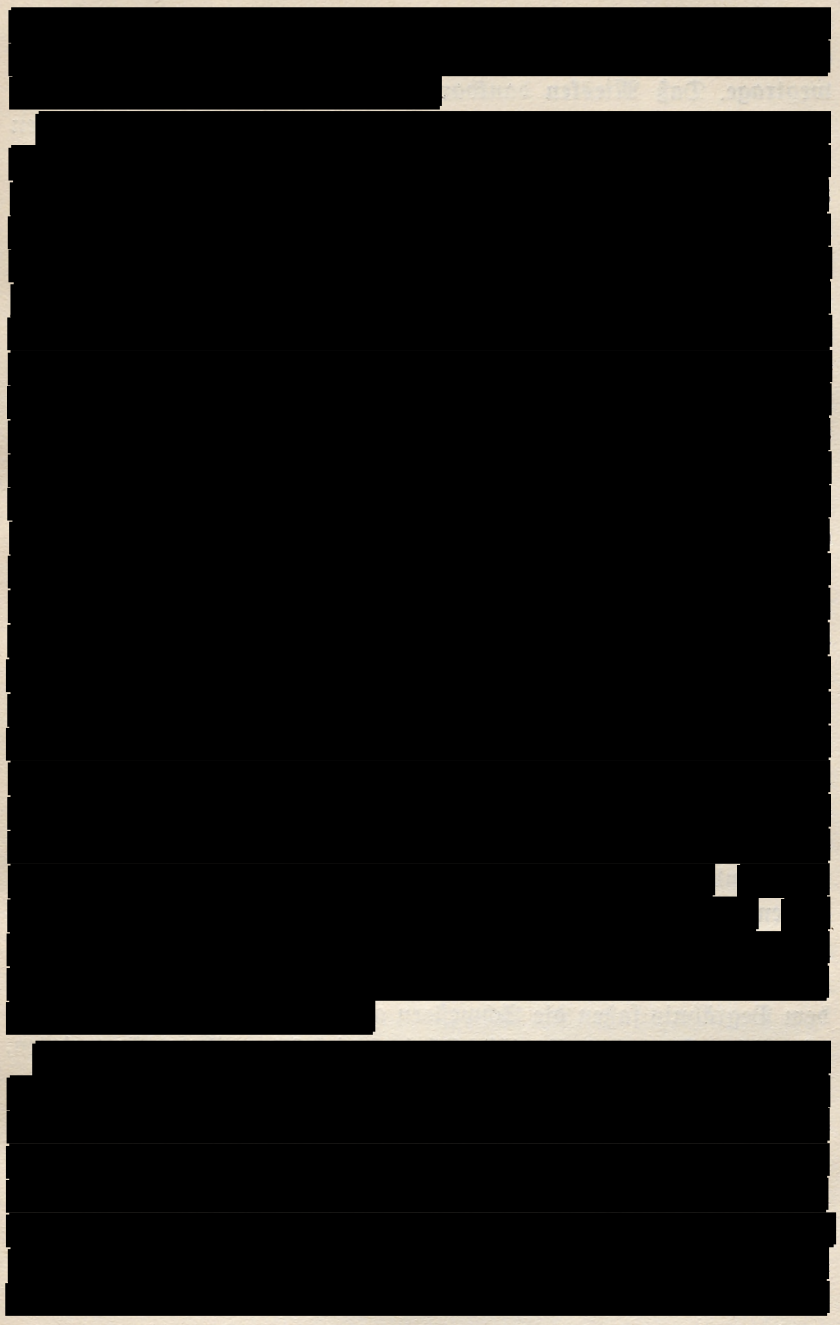


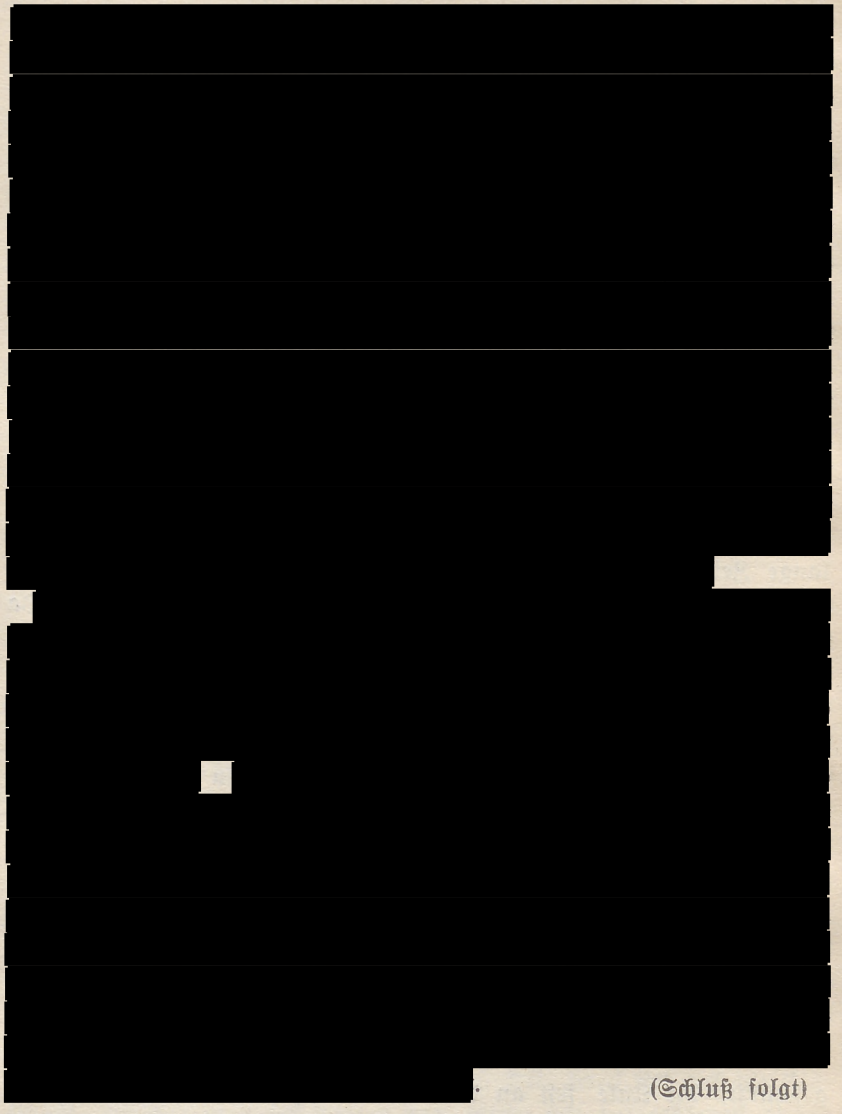












(Schluß folgt)

Der Mensch ist nur ein Spiegelglas:
er spiegelt Gott — nach seinem Maß.

Will Vesper (Aus „Rufe in die Zeit")

Wintertag

Von Peter Barth

Mit rosigen Backen erwachet der Tag,
er reckt sich und wäscht sich im Eise
und reibt sich und wischt sich mit kräftigem Schlag,
daß Schneeflocken flattern im Kreise.

Die Sonne ist graulich mit Spitzen verhängt,
sie glüht wie ein riesiger Krapfen
am Herde, der sich dann zerteilt und verschenkt
den Wolken, die landeinwärts stapfen.

Es dringet kein Licht aus dem bleiernen Grau,
aus Tiefen verteilt sich die Helle,
es sprudelt aus Gründen so silbern und blau
die leuchtende, blendende Quelle.

Und milchig ist alles, das Dorf und die Flur,
die Flocken bestreichen die Felder.
Ein Maurer, der weißelnd im Schneekittel fuhr,
vermörtelt die ragenden Wälder.

Kein Laut, kein Gesäusel, kein Mühlengeräusch,
der Sturzbach vereist und wird trüber.
So unendlich weit ist das Land und so keusch
hängt's Himmelsgewölbe darüber.

Unser Österreichertum

Von Karl Hoch

Die Befreiung Wiens von den Türken hat man als letztes Anliegen des alten Deutschen Reiches, aber auch als Geburtsstunde der europäischen Großmacht Österreich bezeichnet. An sie schlossen sich die Siege Prinz Eugens von Savoyen und Ludwigs von Baden, an diese jene Epoche unserer Geschichte an, in der unser Heimatland so sehr in das große europäische Weltgeschehen verflochten wurde, wie später nur noch während des Weltkrieges. Damals wurde Siebenbürgen aus der Welt des Ostens wieder in die des Westens zurückgeführt, während die europäische Türkei, hinter die Karpathen-Sau-Linie zurückge-

worfen, aufhörte, eine Bedrohung der mitteleuropäischen Kultur zu sein, in mittelbarer Weise vielmehr einen Schutz für sie zu bilden begann. Das wurde jedesmal empfunden, wenn sich die europäische Welt durch die orientalische Frage beunruhigt fühlte. Man mag über Metternich sonst denken wie man will; daß er der philheleneischen Begeisterung kühl gegenüberstand, hatte seine guten Gründe und bekundete staatsmännischen Weitblick. Er sah, anders als das ausgehende 17. Jahrhundert, schon damals in der Türkei eine Sicherung jenes Staatsgebildes, das gerade von seinem übervölkischen Gepräge aus, getragen vom kulturell höchststehenden unter seinen Volksstämmen, zweifellos eine Kultursendung in einem Gebiete hatte, wo so viele der Kultur, wie der politischen Zucht vielfach noch so bedürftige Völker wohnten. Gerade vom rein kulturellen Standpunkt aus muß nur bedauert werden, daß die Staatsleitung nicht zur Genüge auf die Stärkung des kulturell tragenden Elementes bedacht war. Das gehört nun freilich einer unwiederbringlichen Vergangenheit an. Mit jenem alten Kulturberuf hat der Versuch einer verstümmelten Neuauflage nichts zu tun. Seine Geistlosigkeiten aber dürfen das Urteil über jene alte Sendung ebensowenig irremachen, wie die nach unseren (protestantischen) Wertungen unliebsamen Tendenzzutaten in der Vergangenheit.

Ich bin auch heute noch der Meinung, daß es ein für die europäische Kultur wertvolles politisches Gebilde war, das 1918 vollständig zertrümmert worden ist. Die heute so beliebte Wendung, daß es zu einer innerlich unhaltbaren Verneinung des Zeitgeistes geworden sei, — sie stammt vielfach von Leuten, die sich seinerzeit betonter als andere österreichisch gaben — kommt mir als arge Übertreibung vor. Man könnte vielleicht im Gegenteil die Meinung vertreten, daß es in seiner übervölkischen Sendung in manchem den Zeitgeist von übermorgen vorweggenommen habe. Ein kulturell wertvolles Gebilde war es jedenfalls. Für uns war es mehr.

Bei der Darstellung der sächsischen Stellung im Kronstreit zwischen Ferdinand und Zápolya in der Teutschischen Sachsengeschichte mag der Politiker der Mitte des 19. Jahrhunderts den Historiker des 16. wesentlich mitbestimmt haben. Allen übergriffen einer gewalttätigen Soldateska — mit dem Brande von Kronstadt als schmerzlichster Zutat — zum Trotz sah unser Volksstamm in der endgültigen Festigung der österreichischen Herrschaft in der Wende vom 17.

zum 18. Jahrhundert (die Wendung vom 16. zum 17. hatte die ausgesprochenste Ostorientierung bedeutet) jedenfalls eine Erlösung. Kulturell erfaßten wir sie als Rückgabe an den Westen, national als Einfügung in ein Staatsgebilde mit deutscher Spitze. Unsere ständige Mittelstellung zwischen aristokratischer und demokratischer Bestimmtheit kam hinzu. Für diesmal überwog — anders, als bei den siebenbürgischen Unionen — die demokratische und ließ Harteneck einen Teil der Ideenwelt der französischen Revolution um 90 Jahre vorwegnehmen, allerdings mit der politischen Ausmündung, die dem beginnenden 18. Jahrhundert entsprach: der Bundesgenossenschaft mit einem starken monarchischen Gedanken. Soziale und nationale Einstellung gingen dabei Hand in Hand. Interessant war das dabei sich entfaltende Kräftespiel. Es standen im Lande drei Parteien einander gegenüber: die protestantisch-magyarische, die katholisch-magyarische und die sächsische. In nationalen und in den damit Hand in Hand gehenden sozialen Dingen standen die beiden magyarischen Adelsparteien den Sachsen — in staatsrechtlichen Dingen die Sachsen (aus nationalen und sozialen Gründen) und die magyarischen Katholiken (aus konfessionellen Gründen) um eines möglichst festen Anschlusses an Österreich willen den protestantischen Magyaren — und in den konfessionellen Fragen die beiden protestantischen Parteien den Katholiken gegenüber.

Mit diesen konfessionellen Fragen zeigt sich nun freilich das bitterste Problem, das das ganze 18. Jahrhundert hindurch gestellt war und zu einem geradezu national empfundenen konfessionellen Renegatentum führte. Dem gegenüber erscheint — erst recht als repräsentativer Träger unseres ausgesprochenen Österreichertums — der Mann mit dem Leitspruch: „fidem genusque servabo". Brukenthal wird der Mittelpunkt eines Kreises feinster geistiger und gesellschaftlicher Bildung im Stile des österreichischen Barock. Und trotz seines Wahlspruches steht er auf dem Denkmalsockel der streng katholischen Maria Theresia. Seine Lebensarbeit stand wesentlich im Dienst der eben in die Regierungszeit der Kaiserin fallenden Zusammenschweißung der Monarchie.

Es ist hier der Punkt, wo wir uns über zwei verschiedenartige volkspsychologische Tatsachen ins klare zu kommen haben, die beide tendenzlos als Tatsachen entgegenzunehmen sind.

Die erste ist der nicht wegzuleugnende Anklang deutsch-österreichi-

schen, genauer Wiener Wesens an das romanische, wie es in der gefälligeren Lebensformung, gleichzeitig aber leichteren Lebensauffassung zutage tritt. Selbstverständlich sind die politischen Schlußfolgerungen, die österreichische Politiker jüngstvergangener Tage aus diesen Tatsachen zogen, vollständig hinfällig. Ein Anklang ist noch keine Wesensgemeinschaft und keine Loslösung von der tiefer gehenden Zusammengehörigkeit. Und dann sind Volkswesen und Volksbewußtsein zwei verschiedene Dinge. Wenn wir auf uns genau achten, werden wir jedenfalls bemerken müssen, daß auch in unserem Volkswesen einiges nicht vollständig mit dem übereinstimmt, was, insbesondere heute, zum Inhalt deutscher Volksart gezählt wird. Wir werden vielleicht sogar Abweichungen von dem bemerken, was im Zusammenhang damit heute bei uns selbst starken Wertkurs hat. Das alles tut der Tatsache deutschen Volksbewußtseins keinen Eintrag. Wohl aber kann es für die Selbsterziehung eine ernste Mahnung sein, Bestimmtes stark zu entfalten und anderes zurücktreten zu lassen.

Die volkspsychologische Tatsache aber, die sich aus der Betrachtung unseres dereinstigen Österreichertums ergibt, ist das unleugbare Hineinfließen schwarz-gelber österreichischer Gesinnung in unser blau-rotes Sachsentum. Der Inhalt jeglichen Volksbewußtseins bleibt sich durchaus nicht allezeit vollständig gleich. Er ist geschichtlichem Wandel unterworfen und tritt in den verschiedensten Komplexen auf. Heute wie je ist uns der Komplex sächsisch-protestantisch geläufig. Wir sind sehr geneigt, ihn in deutsch-protestantisch zu erweitern. Daß in eben solcher Weise sich bei anderen ein ähnlicher Komplex österreichisch-katholisch gebildet hatte und zur Zeit der Gegenreformation und auch noch in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts im Kampfe gegen das Thunische Protestanten-Patent ein entgegenstehender magyarisch-protestantischer, hielt uns nicht davon ab, unserem sächsisch-protestantischen noch das Gesamtösterreichische hinzuzugliedern. Ja, die gesamt-österreichische Gesinnung bildete bis zur Vätergeneration des Verfassers für die meisten Volksgenossen einen unlöslichen Bestandteil ihrer sächsisch-nationalen Gesinnung. Das trifft auch noch auf Generationsgenossen des Verfassers und selbst auf jüngere Kreise zu. Auch er selbst war in seiner Kindheit und allerersten Jünglingszeit von ihr erfaßt. Er kann sich erinnern, daß er nicht recht dafür zu haben war, bei der

Beurteilung des Siebenjährigen Krieges die Partei Friedrichs des Großen zu ergreifen und daß es ihm sogar bei der Beurteilung des Dreißigjährigen Krieges, trotz der Unumgänglichkeit der Parteinahme zu Gunsten der protestantischen Seite, gewisse Beschwerden machte, daß er gegen den Kaiser geführt wurde. Die hemmungslose Begeisterung für die Befreiungskriege gegen Napoleon, der eine hemmungslose Ablehnung der französischen Revolution voranging, die Wahl Theodor Körners zum Lieblingsdichter (hinter dem nicht nur selbstverständlich Goethe, sondern auch Schiller zurücktreten mußte), wurde mitbestimmt durch dessen Gedicht auf die Schlacht bei Aspern. In der Begeisterung, mit der sich der Knabe perorierte:

„Aspern klingt's und Karl klingt's siegestrunken
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
Nein, Germanien ist noch nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann",

lag eine ähnliche Synthese, wie die, mit der der gereifte Mann den Weltkrieg erlebte. Beim Jüngling ergab sich allerdings Wien gegenüber ein ganz empfindlicher Frontwechsel. Seine heranreifenden politischen Überzeugungen zeitigten in ihm eine vorbehaltlose Anerkennung der selbständigen Staatlichkeit Ungarns (mit 67er Zusatz), während wiederum für den im Zeitalter Bismarcks Erwachsenden die Bejahung der 66er Lösung in der deutschen Vormachtsfrage eine Selbstverständlichkeit war. So verband sich die Bejahung von 66 und 67. Sie entsprach auch der bis heute beachteten Ablehnung jeglicher doppelten Buchführung. Der Leidtragende war unsere alte schwarz-gelbe Gesinnung und da führte den Verfasser das Bedürfnis nach innerer Festigung der neugewonnenen Stellung zur Beteiligung an Urteilsweisen, wie sie auch sonst (teils aus betontem deutschen Nationalgefühl, teils auch zur Erhärtung der Schwenkung nach der Richtung Budapest) schon damals in begreiflicher Weise geübt wurden. Es unterlief dem Urteil jedenfalls manche objektive Ungerechtigkeit. Es wurde manches einfach dem Undank des Hauses Habsburg zugeschrieben, wozu den Hof unausweichliche politische Notwendigkeit veranlaßt hatte. Als dann aber zu Beginn des Weltkrieges auf den Straßen das „Prinz-Eugenius"-Lied erklang, da erwachten die altsächsischen Überlieferungen wieder, die sich unter dem Banner des Prinzen Eugenius fühlten und der Synthese deutsch-ungarisch-sächsisch fügte sich das wieder aufgenommene Schwarz-

Gelb ein. In dieser vervollständigten Synthese wurde der Weltkrieg und der Zusammenbruch erlebt.

Man entschuldige mir diese etwas lange persönliche Offenbarung. Ich glaube aber, daß sie über das Persönliche hinaus doch auch einen Einblick in die Einstellung anderer bietet. Ob man nun aber zu unserem dereinstigen Österreichertum ja sagt oder nicht, eine Tatsache ist es jedenfalls gewesen, und ich meine, eine ganz natürliche. Es hatte allerdings vom streng nationalen Gesichtspunkte aus seine nicht ganz unbedenkliche Seite. Für sehr anpassungsfähige Elemente, die es allezeit gegeben hat, war hier die Gefahr größer, von der ganz genau nationalen Linie abzugehen, weil diese Abtrünnigkeit hier nicht so auffällig war, wie die nach fremdnationaler Seite, beim Überwiegen des schwarz-gelben Einschlages aber sowohl dem besonders sächsischen, als dem gesamtdeutschen gegenüber doch da war. Insbesondere „ärarisierte" die Sinnesweise manches sächsischen Offiziers ganz bedenklich. Doch im großen und ganzen blieb die sächsische Grundlage die bestimmende und aus ihr ergab sich auch während der österreichischen Zeit für die höheren Schichten die Teilnahme am Schicksal des Mutterlandes von selbst und wurde seit 1870/71 zum Gemeingut. Die Konkurrenz des alten Österreichertums wurde freilich hie und da, sogar noch während des Weltkrieges, in Eifersüchteleien zwischen den beiden Armeen, bemerkbar.

Es bleibt aufrecht, daß zu den verschiedenen Elementen, die unsere sächsische Volksseele gezeitigt haben, unser zweihundertjähriges Österreichertum auch seinen merklichen Beitrag geliefert hat. Das reine und echte Österreichertum ist selbst eine ziemlich komplizierte Gestaltung und muß als geschichtliche Gestaltung, so wie sie eben geworden ist, respektiert werden. Der Deutsche hat alle Ursache, sich des Reichtums der Gestaltungsmöglichkeiten seines Volkstums zu freuen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß das Werden des Deutschösterreichers, vor allem des Wieners, durch das völkische Gepräge der verschiedenen Volksstämme der alten Monarchie mitbestimmt worden ist. Der Zufuhrkanal der Elemente dieser Prägung und ebenso der Abfuhrkanal der fertigen Prägung war zum großen Teil die Armee. Auf diesem, wie auf anderen sich natürlich ergebenden Wegen gelangte diese Prägung auch zu uns. Wir selbst sind von unseren heimischen Mitnationen doch mehr indirekt, durch die Auseinandersetzung mit ihnen, durch die Kräfte, die diese Ausein-

andersetzung in uns zeitigte, beeinflußt worden. Das ist es wohl vor allem, was uns durch eine Parallelentwicklung mit Ostelbien bis zu einem feststellbaren Grade norddeutsch gemacht hat. Wenn wir aber doch unserem Ursprung nach zum großen Teile Rhein- und Moselfranken sind, so hat das deutsch-österreichische Wesen in dieser Uranlage eine empfängliche Grundlage gefunden. Bei genügender Stärke ursprünglich sächsischen Empfindens wurden freilich gewisse zeitweilige Zutaten, vor allem semitischen Ursprungs, so die ganz merkwürdige Mischung von Sentimentalität und Frivolität, entschieden abgelehnt. Aber bei Wegfall des Abzulehnenden bleibt doch so vieles, was von der schönen blauen Donau auf den verschiedensten Kanälen: durchs Militär (das vor allem das gesellschaftliche Leben unseres dereinstigen Klein-Wiens: Hermannstadt so wesentlich bestimmte), durch Wiener Garnisonsaufenthalt sächsischer Jünglinge, durch den Aufenthalt junger Kaufleute und Gewerbetreibender in der auch nach 67 als solcher empfundenen Reichshauptstadt, seinen Weg zu uns von Haus aus schwerblütigern Sachsen fand. Ich denke dabei zunächst an die nichtakademischen Kreise; die akademischen waren auch früher nicht nur für das geistige, sondern auch für das gesellige Leben mehr reichsdeutsch erzogen, hörten aber doch auch von Herzen gerne einen Straußischen Walzer oder das Fiakerlied und hatten ihre helle Freude an der Freude derer, denen dieses Wienertum Lebensinhalt brachte. Wenn aber der Beutel zu einem Besuch in Wien langte, Oper und Burgtheater und der herrliche Platz davor mit Rathaus, Parlamentsgebäude, Justizpalast und Universität, der Geschmacksorthodoxie zum Trotz eine Rundfahrt um die Ringstraße, der Stephansdom mit dem krönenden Wahrzeichen der Kaiserstadt und alles, was die Innerstadt an geschichtlichen Erinnerungen insbesondere auch dem Sachsen bietet, all das bedeutet eine solche Fülle inneren Inhalts, den Wien auch uns Sachsen gegeben hat, daß wir unmöglich darauf verzichten möchten. Wir müssen es bei fester preußischer Gesinnung, bei der festesten Überzeugung, daß die Lösung der deutschen Frage nur auf preußischer Grundlage erfolgen konnte und die Vollösung auch nur auf dieser erfolgen kann, bekennen, daß die Herzenszuneigung zur alten Kaiserstadt mit zu einem Bestandteil sächsischer Gefühlswelt geworden ist. Berlin gehört unserer Überzeugung an.

Hitler stammt von der Westgrenze Österreichs, so sehr von der

Westgrenze, daß er tatsächlich von Anfang nur staatsbürgerlich ein Österreicher war. Die über das staatsbürgerliche hinausreichenden Bande mögen bis zu dieser unmittelbarsten Westgrenze überhaupt nur in schwächerer Weise reichen. Es mag sich hier das Deutsch-österreichertum mehr nur in seiner bajuvarischen Ursprünglichkeit als in österreichisch-geschichtlicher Verarbeitung offenbaren. Für Hitler ist nach seinem Bekenntnisbuch „Mein Kampf" Wien die Hafenstadt in den Orient mit vieler orientalischer Einfuhr. Uns war es die Hafenstadt, in der wir an das geschlossene deutsche Kulturgebiet anliefen und Trägerin einer feinen deutschen Kultur eigener Art.

Der junge Wolf

Schauspiel in fünf Akten von Franz K. Franchy

(Zur Aufführung des Deutschen Landestheaters)

Von Michael Hannerth

Schon der Titel ist sinnbildlich. Er scheint kein Wolf mit Klauen und starkem Gebiß zu sein, der junge Michael Faber. Sein Vater hat durch Unachtsamkeit einen großen Brand in der Gemeinde verursacht und sich darauf verzweifelt erhängt. Der von der Hochschule heimgerufene Sohn sieht sich plötzlich in schwerstem seelischem Kampf hin und her gerissen. Dort die vielen geschädigten Bauern, deren sich der in der Fremde reich gewordene, nicht geschädigte Elch scheinbar annimmt: wenn man ihm den Faberhof überläßt, will er alles Zerstörte wieder aufbauen. Hier die Mutter, todkrank, aber stolz und unbeugsam: der Brand war Unglück, nicht Schuld; das Gericht soll entscheiden, dann mag der Sohn verhandeln, aber nie den Hof hingeben: „Ist nicht mein Hof, nicht der Hof vom Michael, ist der Faberhof." „Ewig ist ein Faber dagestanden im Frühlingswind." Die richtenden, beschwörenden Worte der Faberin, die nur ihr eigenes Geschlecht sieht, werden unterstützt vom „Ahn", dem Verkörperer aller Ahnen, des verpflichtenden Anrufs jedes Erbes. Und schließlich: die fremdblütige Geliebte Stasja, die ihn zurücklocken möchte zu genießerischem Lebensspiel in der Stadt, wo er verweichlicht ist. Nein, er ist kein Wolf; die Mutter gibt ihn doppelt verloren. Erst in ihrer Todesstunde scheint sie zu hoffen, daß die

Scholle ihn doch zwingen werde. Und dann kommt die Wendung in den Sohn, nicht unmittelbar, sondern auf dem Umweg über Elch. Diesen hat die Faberin einst als Freier abgewiesen und in die Fremde getrieben; jetzt hat sie ihm im Sterben sagen lassen, den Faberhof habe er in den Klauen, aber die Faberin nicht! Wollte er doch den Faberhof nur haben, um ihr dort rachefroh Obdach und Gnadenbrot zu gewähren. Hohn und Härte noch im Sterben! Jetzt braucht er den Hof nicht mehr. Im jungen Faber aber bricht der Wolf hervor, er behält den Hof und will mit dem Ertrag seiner Arbeit die Schuld tilgen. Zum Schluß wird Elch völlig entlarvt; er hätte den Brand verhindern können, hat es aber aus Rachsucht unterlassen und sogar den Nachtwächter bestochen, nicht zu warnen. Den Geschädigten fällt es wie Schuppen von den Augen. Der Führer Elch ist ein Verführer, und sie sind gierig und schlecht gewesen. Bei einem neuen Feuer finden sie zur wahren Gemeinschaft; diesmal ist es nur der alte Plunder vom Faberhof, den der Ahn angezündet hat. (Für das Faule und Morsche in der ganzen Gemeinde ist der große Brand Sinnbild.) „Sucht keinen Schuldigen als in euch selber!" Michael, über Nacht zum Mann geworden, erkennt in Lore, der Ziehtochter des väterlichen Hofes, die echte Gefährtin. In den strahlenden Vorfrühlingsmorgen zieht er als Führer mit den Männern hinaus, ans Werk, mit dem gemeinsamen Ruf: „Wir bauen! Wir bauen!"

Das ist die Wirklichkeit dieses Schauspiels; manches Sinnbildliche ist dabei schon erwähnt oder schimmert hervor. Ja, dieses, die Über-Wirklichkeit, scheint fast das Wesentliche zu sein, so sehr, daß die Klarheit des wirklichen Geschehens etwas darunter leidet. Schade, denn es sind ein handfester Entwurf und starke, farbige Fäden da (sogar mit der Axt wird gedroht und das Messer wird gezückt), die dem Gewebe der Handlung eine klarere Musterung geben könnten. Aber auch so übt das Stück eine *starke Wirkung* aus. Es behielten die nicht recht, die, ohne das Werk zu kennen, über der Sprache stutzig wurden, in der Franchy sich in der Presse („Vom Theater und von mir"), durch eine Vortragsstunde und vor Beginn der ersten Aufführung in Hermannstadt durch eine Ansprache vorstellte, in einer Sprache, der auch unsere Gebildeten nicht leicht folgen konnten. Wer für die Sprache als Anruf und Deutung nicht recht Sinn hat, der will durch sie Mitteilungen erhalten, die er leicht auffaßt, wieder- und weitergeben kann.

Franchy will nicht nur Theater, sondern auch Drama, nicht bloß Spiel, sondern auch Wort geben. Die Aufgabe des Theaters „ist, die Vertiefung und Verinnerlichung im Einzelmenschen aufzuzeigen, den Himmel und die Hölle seines Innern zu enthüllen und die Zeit als Prospekt, als Hintergrund, drohend oder segnend um ihn aufzubauen. Dann wird es in der Dynamik unserer bewegten Zeit eine starke Stimme sein". „Das Theater muß zum Wort zurückfinden. Nicht zum abgenützten, verbrauchten Wechselgeld des Alltags und der Phrase, sondern zum Wort, das im Anfang war." Wer solche Ziele setzt, der bietet kein Volksstück, das etwa von der Galerie her den Raum der Zuhörer erobert, und kein bloß neues Stück, das mit Hilfe einer nur strammen, aber künstlerisch nicht gestalteten Handlung die vorgeschriebene Lebensanschauung bebildert. Gewiß, auch die ernsteste, höchste Kunst soll dienen, aber sie soll als — Kunst dienen! Franchy will auch kein Bauernstück geben. Es geht hier nicht um Bauernschicksal, sondern um Schicksal, das dich und mich, uns alle betrifft; denn jeder von uns kann vor die Frage nach dem verpflichtenden Erbe gestellt werden und muß dann antworten, verantworten vor den Ahnen. Es handelt sich nicht um Einmaliges, Persönliches, sondern um den für die Gegenwart des deutschen Menschen schicksalhaften Ruf nach der neuen Gemeinschaft.

Daher hat das Werk keine bestimmte landschaftliche Färbung, sondern nur als Hintergrund der Stimmung. Die Sprache hat einen eigenen Reiz durch die Verbindung von mundartlichem Einschlag und Stilisierung, so daß Menschen und Geschehen wie von einem höheren Licht bestrahlt, aus der Wirklichkeit leise emporgehoben erscheinen. So hält uns die Sprache bald durch sinnspruchartige Verdichtung, bald durch visionäre Bilder im Bann, am stärksten in den Worten der Faberin, die die beste Gestalt des Werkes ist, von der eine ergreifende Stimmung ausgeht. Da wäre es nicht mehr nötig, die Überwirklichkeit, das Ewige gegenüber der Wirklichkeit, dem Einmaligen durch den „Ahn" noch besonders zu betonen; dieser, uralt und einmal hier, einmal anderswo auftauchend, wo es eben zu mahnen und zu stützen gilt, greift in die Handlung doch nicht ein, ist weder ganz Gestalt noch ganz Geist, sondern ein Zwittergebilde, Allegorie, die in Wirklichkeit einbricht, das schon reichlich Gedankliche nicht entlastend, sondern mehr belastend. Seine Esse, sein Hammer sind nicht Bilder, sondern Versatzstücke. Der Gestalt der Faberin

glauben wir erschüttert die Überwirklichkeit ihrer Gesichte, weniger der Figur des „Ahn" die Wirklichkeit seiner Hammerschläge. Daß bei besonderer schauspielerischer Leistung diese Rolle doch wirken mag, ist dann eben Erfolg des Darstellers, nicht des Dichters. Einen Sprung in der Achse des Werkes bedeutet es, daß der junge Faber erst dann zum wehrhaften Wolf wird, als Elch erklärt, daß er den Hof nicht übernehmen will. Dadurch wird die Kraft der Faberin übersteigert, aber zu ungunsten des Sohnes, dem man es nicht leicht glaubt, daß er so plötzlich zum harten Mann geschmiedet sei. Überzeugender ist Elch, der Gegenspieler der alten Faberin, der mit dem Fortschritt hält, es über dem Herzen in Wertpapieren hat und daher es auch noch im Herzen zu haben, die Menschen mit Geld kaufen zu können wähnt, aber als Entwurzelter ein zweitesmal weichen muß. Von gerichtlichen Folgen seines Verhaltens beim Brand wird abgesehen; es genügt die Verstoßung aus der neuen Gemeinschaft.

Der Dichter ist Bistritzer, von mütterlicher Seite Sachse und lebt seit dem Weltkrieg in Österreich, wo es für das bodenverbundene Drama eine gute Überlieferung gibt. Daß er des Wortes als Sinnbild, Klang, Stimmung, ja Urwort mächtig ist, bezeugt dies Stück genügend. Da er ausgefahrene Geleise meiden möchte (Stasja und die Wirtin etwa zeigen diese), mutet er lieber dem Zuhörer etwas zu, wird lieber herb und spröde. Aber vom Theater her gesehen, droht die Gefahr, daß er zu viel Gewicht auf den oberen Vorgang, auf das über-der-Wirklichkeit legt, den Boden unter den Füßen stark verliert und sich so um die weiter dringende Wirkung bringt. Die Kraft des Wortes ist da; nun gilt es, dem Theater noch mehr zu geben, was des Theaters ist, und das Wort durch straffere, zwingende Gestaltung des Wirklichen kräftig zu untermalen. Dann wird er im Chor der Dichtung aus neuer Lebensanschauung nicht nur eine schöne, sondern auch eine starke Stimme vertreten.

Unser Landestheater hat dies in Wien uraufgeführte Schauspiel schon im Herbst im Banat gespielt. In Hermannstadt wurde es ausschließlich im Rahmen von „Kraft durch Freude" geboten und dabei die unterbrochen gewesene Verbindung zwischen dem Landestheater und den Nachbarschaften in erfreulicher Weise wieder hergestellt. Bei einheitlichen Platzpreisen wurden die Sitze sogar ausgelost, damit nicht nur die baulichen Ränge des Theaterraumes, sondern auch Standesgefühle oder -hemmungen ausgeschaltet würden. Es waren

Aufführungen eines Werkes, das die neue Gemeinschaft betont; daher wurden sie auch für eine so gedachte Gemeinschaft geboten. Fern hielten sich die, die es sich nicht zumuten, von den Rängen im Theater einmal abzusehen, die Theater nur genießen (vielleicht mehr genießen als erleben) können von einem ihnen gesellschaftlich oder geldlich zukommenden Platz aus. (Haben wir es nie erlebt oder bloß vergessen, wie uns in der Jugend vom Stehplatz oder von der Galerie alle Ränge mit allen Zuhörern versanken und wir nur glühende Seele waren?) Auf die vielen, vielen, die hinkamen, wirkten der Dichter und die tüchtige Leistung unseres Landestheaters. Jeder, wes Standes immer, vernahm auf seine Weise und doch auch gemeinsam den dichterisch gestalteten ernsten, neuen Anruf. Und so möge dies Schauspiel auch überall wirken, wo es vom Landestheater noch aufgeführt wird.

Zur Erhaltung unserer kirchlichen Denkmäler

Von Walter Horwath, Kronstadt

Mit Genugtuung können wir feststellen, daß sich die Stimmen mehren, die für die Erhaltung und fachmännische Ausbesserung unserer altehrwürdigen kirchlichen Denkmäler eintreten. Wenn E(ichhorn) in der Weihnachtsnummer der „Kronstädter Zeitung" es bemängelt, daß die 16 verschieden geformten Fialen der Schwarzen Kirche einfach fabriksmäßig durch vier Schablonen ersetzt wurden und dadurch der ursprüngliche Formenreichtum zerstört wurde, so müssen wir ihm recht geben. Wir müssen auch den Gedanken zustimmen, die Hans Schwarz im Weihnachtsheft der Zeitschrift „Klingsor" zum Schutze unserer kirchlichen Denkmäler entwickelt hat. Und wenn ich die folgenden Zeilen gleichfalls dieser Sache widme, so tue ich es auch um unsere maßgebenden Stellen nachdrücklich auf die unhaltbaren Zustände hinzuweisen.

Da sind zuerst unsere Steinmetzarbeiten, die Kleinodien unserer Kirchen, die den einzelnen Stilabschnitten den Stempel aufdrücken und den wertvollsten Schmuck der Bauten darstellen. Darum müßte auf ihre Erhaltung die größte Sorgfalt verwendet werden. Und was sehen wir auf unseren Gemeinden? Der Zahn der Zeit

nagt an ihnen jahraus jahrein, und was noch übrig geblieben ist, wird in eine dicke Kalktünche eingehüllt. Bei vielen unserer Landkirchen ist der Portalschmuck bereits bis zur völligen Unkenntlichkeit verwittert (z. B. Freck, Holzmengen). Nicht viel besser steht es mit den Chorfiguren in Mühlbach und Kronstadt. Vor dem Haupteingang der Keisder Kirche liegen die gemeißelten Reste des alten Gewölbes, den Unbilden des Wetters ausgesetzt. Die alten Krag- und Schlußsteine der Kirchen in Schweischer und Deutsch-Weißkirch liegen im Kirchhof völlig verwittert herum. In Alzen werden acht Stück Rippenprofile des abgetragenen Gewölbes vor dem Hause Nr. 10 als Schleuderpflöcke verwendet. Einen steinernen Wasserspeier des Kirchturmes in Hetzeldorf fand ich während der Vermessung der Kirchenburg auf dem Kirchhofe im Schutt liegen und trug ihn in die Sakristei. In die äußere Mauer der Kirchen in Marpod und Frauendorf ist je ein Kapitell und in den Westgiebel der Katzendörfer Kirche sind mehrere Gewölbe-Schlußsteine des alten Gewölbes eingemauert worden, die dort völlig der Verwitterung ausgesetzt sind usw. In den meisten Fällen aber sind die Skulpturen bei Abtragung der älteren Kirche mit dieser selbst spurlos verschwunden. Verheerend wirkte sich diese Erneuerungswut besonders im Nösnergau aus, wo außer der Mönchsdorfer evangelischen und der Bistritzer rumänischen Kirche sich nichts im Übergangstil erhalten hat.

Wenn das so weiter geht, werden wir in absehbarer Zeit dahin gelangen, daß wir unsere noch vorhandenen wertvollen Skulpturen an den Fingern abzählen können.

Mit der Erhaltung der alten Kirchenmalereien steht es nicht ein wenig besser. Eine rühmliche Ausnahme machen die vom ungarischen Denkmalpflegeamt noch vor dem Krieg unternommenen Freilegungsarbeiten an den Wandmalereien der Malmkroger Kirche (sie sind also nicht unser Verdienst). Seither ist für die Erhaltung anderer Kirchenmalereien sehr wenig geschehen. Ich weise hin auf die von Pfarrer L. Klaster freigelegten Wandmalereien der Draaser Kirche, die seit etwa 15 Jahren auf ihre Abkopierung und Konservierung warten. Unterdessen wird die Chormalerei des vermauerten Hamruder Chores von der Feuchtigkeit ganz zersetzt. Die von Dr. E. Antoni begonnene Freilegung der übertünchten Malereien in der Honigberger Kapelle sind leider nicht zu Ende

geführt worden. Inzwischen haben sich die Malereireste an der Innenwand der Neustädter Kirchenburg ganz empfohlen und auch die Überreste in der Mortesdorfer Kirche werden bald das Zeitliche segnen. Sehr stark haben in den letzten zehn Jahren die Außenmalereien am Chor der Kirchen von Durles und Schmiegen gelitten. Und so geht es weiter in erschreckender Weise bergab.

Den Stand der Inneneinrichtung unserer Landkirchen kennen wir aus den Ausführungen H. Schwarz', die eher zu rosig als zu düster malen.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß der Erhaltungszustand unserer kirchlichen Denkmäler einem besorgniserregenden Tiefstand entgegeneilt, der gefördert wird von einer Interesselosigkeit, die ihresgleichen suchen kann. Als im Jahre 1936 das Burzenländer Sächs. Museum in Kronstadt und der Sebastian Hann-Verein in Hermannstadt je eine Kirchenburgenfahrt planten, mußten beide wegen zu geringer Teilnehmerzahl abgesagt werden. Ein Beispiel für viele!

Unsere oberste Kirchenbehörde müßte einen von unseren kunsthistorisch geschulten Professoren — ähnlich etwa wie zur Fertigstellung unseres Wörterbuches Dr. Fritz Holzträger, zur Sippenkundeforschung Pfarrer A. Csallner eingesetzt wurde — auf etliche Sommerferienzeit beurlauben und mit dem Katalogisieren und Photographieren unserer Denkmäler betrauen. Gleichzeitig müßten Schulungsabende in den Gemeinden zur Hebung des Interesses für unsere Denkmäler veranstaltet werden. Bei dieser Kirchenfahrt durch unsere Dörfer hätten für Quartier, Kost und Vorspann von Dorf zu Dorf die einzelnen Kirchengemeinden zu sorgen, so daß nur die Ausgaben für das Photographieren zu decken wären. Übrigens erleichtern einige schon vorhandene landschaftlich begrenzte Aufnahmen die Arbeit. Eine ziemlich vollständige Aufnahme der Burzenländer kirchlichen Denkmäler wurde unter der Leitung von Dr. Erich Jekelius in den Jahren 1928—1929 für das dreibändige Burzenlandwerk des Burzenländer Sächs. Museums besorgt. In der Schulferienzeit der Jahre 1911—1913 hat die Budapester Höhere Gewerbeschule unter Leitung ihres Direktors Ernst Förk die zeichnerische Aufnahme der kirchlichen Denkmäler in fünf Gemeinden des Weinlandes teilweise durchgeführt und veröffentlicht. Es ist eine niederschmetternde Tatsache, daß wir trotz dieser verheißungsvollen Anfänge unsere kirchlichen Kunstwerke noch nicht genügend kennen.

Wenn wir zum Vergleich die Denkmalpflege und die kunsthistorischen Veröffentlichungen unserer Mitnationen heranziehen, so zeigt sich zu unseren Ungunsten ein auffälliger Unterschied. Die rumänischen Kunsthistoriker, unterstützt vom Staat, arbeiten an der Aufnahme und Veröffentlichung ihrer Kunstdenkmäler. Aus der Fülle dieser Arbeiten erwähne ich nur die umfangreichen und mustergültigen Veröffentlichungen Coriolan Petranus über die Holzkirchen Siebenbürgens, die von N. Balş über die Steinkirchen der Moldau und von V. Drăghiceanu über die Kirchen Olteniens. Und wenn wir in den Veröffentlichungen der Rumänischen Akademie die Ausgabelisten durchblättern, wo die Summen bekanntgegeben sind, die jahraus jahrein für die Erhaltung kirchlicher Denkmäler verausgabt werden, so müssen wir ehrlich staunen.

Auch die ungarischen Kunsthistoriker Siebenbürgens, denen gewiß keine Staatshilfe zur Verfügung steht, sind emsig an der Arbeit. So befaßt sich Dr. Josef Biró mit der Bearbeitung der Bauten des Barockstils, Jolan Balogh mit der des Renaissancestiles und Josef Sebestyén mit der der älteren Stilkunde Siebenbürgens. Ihre periodischen Zeitschriften weisen, oft mit den Linoleumschnitten des ungarischen Architekten K. Kós geziert, einen reichhaltigen Niederschlag dieser Forschungen auf. Und so oft eine ungarische Kunstgeschichte erscheint, wird immer auch auf die Kirchenbauten Siebenbürgens Bezug genommen (L. Gal, E. Förk, O. Szönyi u. a. m.). Was die Erhaltung der Denkmäler anbelangt, so sind in den letzten Jahren vor allem an dem Karlsburger Dom, aber auch an Landkirchen (Gernyeßeg, Borband, Maros-Szt.-Imre u. a. m.) umfangreiche fachmännische Wiederherstellungsarbeiten durchgeführt worden.

Wie steht es dagegen mit der Erhaltung unserer Denkmäler und mit unseren Veröffentlichungen? In Mediasch sind die Arbeiten für die Erhaltung des Trompeterturmes erwähnenswert. In Schäßburg ist die Kloster- und die Bergkirche hauptsächlich innen neu hergestellt worden. In Mühlbach und Kronstadt sind verwitterte Skulpturen neu ersetzt worden. In Sächsisch-Regen wurde die Kirche von ihrer Barockhülle befreit und ihr gotisches Aussehen wieder zurückgegeben.

Seit 1905 beherrschte unsere kunstgeschichtlichen Veröffentlichungen Persönlichkeit und Schaffen D. Dr. Viktor Roths. Seine grundlegenden Forschungen hat er in vielen Einzelveröffentlichungen niedergelegt, die dann im Jahre 1934 im Buche „Deutsche Kunst in

Siebenbürgen" zusammengefaßt wurden. Seit dem Tode Roths ist es merkwürdig still geworden um diese Kunst.

Nicht als ob es uns an geschulten Kunsthistorikern fehlte! Aber die Veröffentlichungen sind zu teuer, da Kunstgeschichte selten ohne Abbildungen und Reisespesen betrieben werden kann. Und da unsere Zeitschriften nicht sehr in der Lage sind größere Beträge für Bildstöcke zu opfern, unterbleibt entweder die Veröffentlichung des Aufsatzes oder der Kunsthistoriker muß die Kosten der Bildstöcke selbst tragen. Wenn dieser Zustand so fortdauert, werden kunstgeschichtliche Aufsätze aus unseren heimischen Zeitschriften ganz verschwinden.

Nachwort

Von Harald Krasser

Nachdem Hans Schwarz sich im Dezemberheft des vorigen Jahrganges vor allem gegen die Versündigungen an unserem kirchlichen Kunstbesitz gewandt hatte, die dem bewußten Willen zur Um- und Ausgestaltung unserer Gotteshäuser zu verdanken sind, ergänzt nun Walter Horwath aus den reichen Kenntnissen, die er als Erforscher unserer Kirchenburgen vor allen anderen besitzt, diese Ausführungen durch ein sehr bedenklich stimmendes Bild der Verfehlungen und Versäumnisse, die der Nachlässigkeit und Interesselosigkeit unseres „geschichtsbewußten" Volkes für die Denkmäler seiner Vergangenheit entspringen. Es würde nicht schwer halten, diesen Betrachtungen über unsere kirchliche Kunst ähnlich unerfreuliche Beobachtungen an der profanen Baukunst unserer Städte anzuschließen, Verunstaltungen des geschichtlichen Straßenbildes jener unserer Städte aufzuzählen, die nach der bewundernden Äußerung einer verständnisvollen rumänischen Persönlichkeit mit ihrem ganzen Stadtkern unter Denkmalschutz gestellt werden müßten. Auch jener um sich greifende Ausverkauf sächsischer Volkskunsterzeugnisse, den man in Bukarester Kunsthandlungen beobachten kann, entspringt dem gleichen Schwinden des Bewußtseins für die völkischen und künstlerischen Werte solchen Besitzes.

Einhalt kann in den letzteren Fällen nur geboten werden durch Neuerweckung des verkümmernden Sinnes für die bedrohten völkischen, künstlerischen und sittlichen Gemeinschaftswerte, die auf dem

Spiel stehen. Hier erwachsen wohl auch der Volksorganisation Erziehungspflichten.

Die Möglichkeit einer viel gründlicheren und systematischen Denkmalspflege ergibt sich — wie Schwarz und Horwath gezeigt haben — auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst durch das Vorhandensein einer Oberbehörde, der Betreuungsaufgaben gestellt sind und auch die Möglichkeit unmittelbarer Einflußnahme auf den Zustand der Denkmäler gegeben ist. Eine Denkmälerkommission unserer Kirche, wie sie Schwarz gefordert hat, könnte großen Segen stiften. Wir wissen, daß früher Viktor Roth kraft seiner Autorität als führender Kunsthistoriker in manchen Fällen als Berater hinzugezogen wurde, wenn es sich um Veränderungen am kirchlichen Bau und seiner Einrichtung handelte. Die kirchliche Denkmälerkommission — man wird ihr besser einen schöner deutschen Namen geben — würde kraft ihres Amtes in allen Fällen mitzusprechen haben, wo es sich um Bewahrung und Wiederherstellung kirchlichen Kunstbesitzes handelt. Sie würde zu untersuchen haben, wo aus Unachtsamkeit Vernachlässigtes, aus Unverständnis Verfälschtes im Rahmen der gegebenen materiellen Möglichkeiten wiedergutgemacht werden, wo dem fortschreitenden Verfall Einhalt geboten werden kann. Ihr würde auch die Aufgabe erwachsen, eine systematische und fachmännische Bestandaufnahme unseres Kunstbesitzes und die Aufklärungsarbeit in die Wege zu leiten, wie Horwath sie mit vollem Recht fordert.

Durch den Mangel an verfügbaren Geldmitteln sind, wie den kunsthistorischen Publikationen auch den Wiederherstellungsarbeiten in den allermeisten Fällen sehr enge Grenzen gesetzt. In den allerwenigsten Fällen wird es möglich sein, wie für die Herstellungsarbeiten am Mühlbacher Chor, staatliche Mittel zu erhalten — hier waren sie den Bemühungen D. Dr. Viktor Roths, der Mitglied der staatlichen Denkmälerkommission war und dem Verständnis Prof. N. Jorgas, der ihr Vorsitzer ist, zu verdanken — oder aber sich zu einer so großzügigen Aktion unter Zusammenarbeit aller Kräfte aufzuraffen, wie es die Kronstädter eben unter der Parole „Für unsere Schwarze Kirche" tun. (Wir werden über diese Aktion in einem unserer nächsten Hefte ausführlicher berichten.) Aber nach den Ausführungen Schwarz' und Horwaths leuchtet es ein wie vieles auch ohne den Aufwand großer Mittel besser gemacht werden kann. Nur muß damit einmal ernstlich der Anfang gemacht werden.

Rundschau

„Für unsere Schwarze Kirche." Wir behalten uns vor, im nächsten Heft ausführlich zu berichten über die großangelegten Maßnahmen der Kronstädter Kirchengemeinde, den „größten deutschen Dom des Südostens" vor dem Verfall zu bewahren. Diesesmal seien die Schlußabschnitte der Rede Stadtpfarrer Konrad Möckels auf dem ersten Werbeabend festgehalten, die den tieferen Sinn allen Bemühens um die Erhaltung unserer kirchlichen Denkmäler deutet:

„Es ist gut, sich im Geiste in eine ferne, vielleicht Jahrhunderte vor uns liegende Zeit zu versetzen. Wie werden uns die Geschlechter beurteilen, die nach uns kommen? Wenn wir einst im Lichte der Geschichte stehen werden, wenn späte Enkel fragen: was hat dies Geschlecht in jener großen Zeitenwende getan — dann wird man uns ausschließlich nach dem beurteilen, was wir Bleibendes schufen über uns selber hinaus! Dann wird man nicht mehr unsere Begeisterung, unsere klugen oder unklugen Meinungen, unser Politisieren und Philosophieren messen, sondern einzig und allein unsere Taten. Die Geschichte ist eine kühle und nüchterne Herrin. Sie fragt nur nach dem, was da wirklich geschieht. Man wird dann unser Geschlecht, so wie alle Geschlechter der Welt daran messen und darnach bewerten, ob sie sich aufraffen konnten zu zuchtvollem, einigem Tun im Gemeinschaftsleben, man wird ihren Wert messen an ihrer Leistung. Solche Tat muß über den einzelnen hinausweisen, sie muß auch über die kurze Gegenwart hinausweisen, muß ein Bleibendes, Großes bedeuten.

Aber noch eins muß gesagt werden: Solche Tat wird nur dann ein Zeugnis edler Menschenwürde sein, wenn sie nicht nur bleibend ist, sondern wenn sie auch über den Menschen hinausweist ins ewige, heilige Geheimnis der Welt. Das wollen wir denen sagen, die uns vielleicht den Einwand entgegenhalten, daß man in unserer schweren Gegenwart Nützlicheres, Notwendigeres zu tun habe, als die Schwarze Kirche zu pflegen und herzurichten. Das soziale Denken ist die große Wahrheit unserer Zeit. Wer sich diesem Denken nicht erschließt, wer daran kalt vorübergeht, daß dem Bedürftigen geholfen werde, daß alle zusammen mit Einsatz ihrer Kräfte und Mittel am Gemeinwohl bauen müssen — an dem wird unsere Zeit vorübergehen, er wird von ihr übergangen werden. Aber das Schicksal des sozialen Ganzen entscheidet sich an der tiefernsten Frage, ob alles, was es gibt, für den Menschen und seine Bedürfnisse gefordert werden kann, ob er, der Mensch, Herr aller Dinge sein darf oder ob er sich sagen lassen will, daß über ihm noch ein höherer Herr waltet. Unserer Zeit ist es aufgetragen die Menschheitsfrage zu beantworten, ob der Mensch vom Brot allein leben kann, ob Geld und Gut und die Freuden dieser Erde das Letzte sind, oder ob ein Gott über allem ist, dessen Willen erst die wirkliche Entscheidung für alles Irdische bedeutet. Untergang in der Gottlosigkeit oder lebendige Hoffnung im Glau-

ben an Christus — das ist die Schicksalsfrage des einzelnen wie des sozialen Volksganzen, dem wir angehören. Es gibt viele Menschen unter uns, die sehen diese Fragestellung nicht in ihrem ganzen Ernst. Aber wo uns ihre Bedeutung zum Bewußtsein kommt, kann es keinen Augenblick lang zweifelhaft sein, auf welche Seite wir zu treten haben. Darum ist es höchstes soziales Handeln, wenn wir gemeinsam etwas tun, was über uns alle hinausweist auf Gott, den Herrn, wenn wir in äußerem Handeln ein Bekenntnis ablegen zum Christusglauben unserer Väter.

So wollen wir denn getrost und freudig Hand anlegen an die Pflege unserer Schwarzen Kirche. Auf dem düstern Hintergrund unserer Zeitgeschichte leuchtet diese Wahrheit: Wir dienen unserem Volke mit nichts so sehr, wie damit, daß wir gemeinsam an eine Aufgabe herangehen, die eine heilige Aufgabe ist.

Was wir tun, wenn wir unsere Schwarze Kirche herrichten, dient nicht dem Gelderwerb, dient nicht unmittelbar der Fürsorge für Brot und irdisches Wohlbefinden. Und doch dient es zuletzt und zu tiefst dem Volkswohle. Es soll unserem Volk den Blick in ferne Zukunft und zugleich in himmlische Höhen richten. Denn keiner kann arbeiten an der Herrichtung unserer Schwarzen Kirche, sei es auch, daß er bloß mit einer kleinen Gabe dazu beiträgt, es sei denn, daß er von sich selber wegsehe und den Blick emporrichte, dorthin, wohin die erhabenen Formen dieses Domes weisen.

Darum laßt uns ans Werk gehen, Gott zur Ehre und unserem Volke zum Wohle! Honterusgemeinde — was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!"

Ein wichtiges Heft volksdeutscher Fragen. Die Zeitschrift des Verbandes der deutschen Volksgruppen „Nation und Staat" hat ihr Doppelheft vom November-Dezember 1936 den Schicksalsfragen der deutschen Volksgruppen gewidmet. Das Heft beansprucht schon deshalb Beachtung, weil Führer aus mehreren wichtigeren deutschen Volksgruppen (leider fehlen Ungarn und Südslawien, sowie Südtirol) mit Beiträgen darin vertreten sind. Das Geleitwort schrieb Henlein, der jüngst gewählte Präsident des Verbandes und Führer der Sudetendeutschen. Der bekannte deutsche Abgeordnete in Dänemark Schmidt-Wodder führt aus, daß der natürliche Vorgang der Entwicklung der Völkerschaften zu einem vollen nationalen Selbstbewußtsein keine Gefahr bedeutet, wohl aber die Versuche, diese Entwicklung zu verhindern. Ein anderer sudetendeutscher Führer, Ernst Kundt, erläutert die Grundsätze eines neuen Volkstumsrechtes, wie es die deutschen Volksgruppen beanspruchen. Der Herausgeber der Zeitschrift F. v. Uexküll weist in seinem Aufsatz nach, daß die Heimatverbundenheit der Volksgruppen ihnen die Kraft gewähre, vollwertige Glieder ihres Volkes und zugleich der Staaten zu sein, in denen sie leben. Der Präsident der deutschen Kulturverwaltung in Estland M. v. Wrangell untersucht, wie die Volkszugehörigkeit der einzelnen Glieder der Volksgruppen zu bestimmen sei. Der Vorsitzende der deutschen Ver-

einigung in Polen Dr. H. Kohnert gibt die ungeheuren Verluste des deutschen Volkstums in der Nachkriegszeit wieder und zeigt, welche Verantwortung den Führungen der Volksgruppen im Kampf gegen das Abbröckeln der deutschen Lebensgrundlagen übertragen ist. Der Landesobmann des Deutschtums in Rumänien Fritz Fabritius wendet sich gegen die Gefahren der Verstädterung. Dr. R. Csaki, der Leiter des Deutschen Ausland-Instituts, behandelt in einem sehr lesenswerten Aufsatz den kulturellen Beitrag, den das Auslanddeutschtum für das Gesamtdeutschtum geleistet hat. Das außerordentlich bedeutsame Heft enthält noch eine Reihe kleinerer Aufsätze.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Charles Morgan. Die Flamme. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin, 1936. — Zweifellos ist dieser englische Roman ein Werk, das größte Beachtung verdient, obgleich es ein zwiespältiges Empfinden zurückläßt. Morgan ist ein sehr begabter Schriftsteller, außergewöhnlich geistig und gebildet, voll Wissen um das Unheimliche des Daseins und mit der Kraft begnadet, auf den Wegen seiner Erzählung derart zu fesseln, daß jedes Geschehnis des Romans zu unserem eigenen Anliegen wird.

Das Buch schildert die letzte Liebe eines Dichters, der alles, was zu ihm in Beziehung tritt, als Baustein eines Kunstwerkes erlebt, also der Eigengesetzlichkeit entkleidet. Er selbst lebt nur auf eine ewige Wirklichkeit hin, als die ihm der Tod erscheint, in dem er kein Verlöschen und auch kein schemenhaftes Weiterbestehen, sondern die höchste Verwirklichung begreift. Flamme, die sich zu dieser Vollendung hin verzehrt, ist er, und Flamme wird alles, was sich ihm naht. Die Geliebte, ein Wunder weiblicher Köstlichkeit und Tiefe, muß sich ihm schließlich versagen, vor der brennenden Entwurzelung in einem Zustand seelischer Besinnungslosigkeit zurückschreckend, so stark die Sehnsucht ist, die das junge Weib dem Dichter zudrängt. Ihre wahre Natur führt sie zu dem bürgerlichen Mann zurück, dem sie sich schon einmal anvertraute, als der Dichter sie verließ. Sie kann nicht wie dieser, der sich keinem Menschen ganz hinzugeben vermag, verbrennen; sie muß sich dem weiblichen Alltag als ihrem Geschick zuwenden. Daß dies im gleichen Augenblick geschieht, wo der Dichter der Frau alles zu geben endlich doch bereit ist, vollendet seine Sehnsucht, er stirbt.

Man wird bei dieser Inhaltsangabe schon merken, daß das Buch ein nicht alltägliches Thema hat. Vergessen sei auch nicht die Schärfe der Menschenzeichnung, die sich auf alle Gestalten erstreckt und manchmal von prachtvoller Ironie ist, z. B. wenn der erste Bräutigam der Hauptheldin, ein Sportjüngling mit kleinem Verstand, von seiner Braut in einem köstlichen Gespräch über das Verhältnis von Dummköpfen zu

Köpfen hören muß, daß er Genialität übel nehme, wie viele Menschen, als wär's eine Art von schlechtem Benehmen. Vergessen sei auch nicht die Fülle des Geschehens, der geordnete Fluß der Handlung, die wirklich geistige Luft, in der sie sich abspielt. Ein Buch von starkem Reiz.

Läßt man es aber sinken, weicht der Bann der Darstellung, so werden uns Unwahrscheinlichkeiten klar, die das eingangs erwähnte zwiespältige Empfinden verursachen. Unglaubhaft ist das Verhältnis des Dichters zu dem Ehemann der Geliebten; unglaubhaft auch ihr Verhältnis, ihr Mangel an Schuldgefühl bei so wenig Offenheit diesem doch gleichfalls geliebten Manne gegenüber. Unverständlich ist die Überbetonung der körperlichen Liebesvereinigung, als ob nur diese restlose Hingabe wäre. Die Frau gibt sich dem Dichter infolge verschiedener Umstände nicht körperlich, obgleich sie es will, sie liegt aber in seinen Armen, ist seine Sklavin, und dennoch, bei all solcher doch vollen Hingabe wird der nicht erfolgten Körpervermählung schweigend eine entsühnende Bedeutung zuerkannt. Die edle Frau, die in der Nähe des Dichters ihren Mann regelmäßig vergißt, kann zu diesem reinen Gewissens zurückkehren, denn — es ist zwar alles passiert, doch das Eine nicht.

Trotz solcher Unmöglichkeiten — es ist ein aufregendes, aufwühlendes Buch, das bestimmt nicht bestehen wird, aber uns einen Dichter offenbart von seltenem Können. Heinrich Zillich

Sheila Kaye-Smith: „Das Ende des Hauses Alard". Roman. Aus dem Englischen übertragen von Paula Saatmann). 397 S. Verlag J. P. Bachem, Köln.

Der Verlag ist bekannt durch sein klares Eintreten für den Katholizismus. Man konnte daher von vorneherein erwarten, daß der Roman — aus dem Englischen übersetzt — in diese Richtung weisen würde. Alard ist eine Familie alten Landadels mit großem Landbesitz. Der Roman schildert die letzten Ereignisse, die dazu führen, daß dieser Besitz infolge schwerer Verschuldung verloren geht. Der älteste Sohn als Erbe der großen Liegenschaften muß ein geliebtes Mädchen sitzen lassen und durch Heirat mit einer reichen Jüdin die Rettung des Besitzes versuchen. Er zerbricht darüber, daß er seine Untreue dem geliebten Wesen gegenüber nicht loswerden kann und begeht Selbstmord. Seine Schwachheit, die ihn in den Tod treibt, ist aber mitbegründet darin, daß er keinen religiösen Glauben hat; er ist englischer Protestant, während das von ihm verlassene Mädchen Halt und Trost findet in seiner katholischen Religion. Der jüngste Sohn des Hauses, der nun zum Erben wird, tritt die Erbschaft aber nicht an, — er geht, unter dem stillen Einfluß desselben Mädchens, das er auch geliebt hat, ins Kloster und wird Mönch; auch ihm hat die katholische Religion die Kraft zum Überwinden gegeben. Diesen starken Wirkungen des katholischen Glaubens gegenüber erscheint alles Protestantische schwächlich, versagt überall, wird nirgend ernst genommen, ja nicht einmal als Religion oder Glaube gewertet, denn es gibt eigentlich nur eine Religion: das katholische Christentum. Dies wird uns an den

übrigen Gestalten des Romans gezeigt: dem evangelischen Geistlichen als Schwiegersohn des alten Alard, den Töchtern: der alten Jungfer, der geschiedenen Frau, der in ein Farmerhaus hinabsteigenden Jüngsten, — auf der anderen Seite: an einem katholischen Priester und dem jüngsten Sohn des Hauses. Wir können als Protestanten hier natürlich nicht mitgehen und werden nicht überzeugt. Es gibt in unseren Augen wesentlich andere Lösungen solcher Fragen, als die „Freiheit" eines Klosters und der Ehrlosigkeit; in anderer Art ruft uns die Pflicht zur Reinerhaltung alten, edeln Blutes und zur mannhaften Betreuung des ererbten Bodens.

Hans Lienert

Clarence Day. Unser Herr Vater. Deutsch von Hans Fallada. Rowohlt Verlag, Berlin. — Day ist in den Vereinigten Staaten ein bekannter Name, — bekannt dadurch, daß Day der Ältere ein vielgenannter Börsenmann war, — dann auch, daß der Sohn ein vielgelesener Schriftsteller wurde. Das Buch enthält in kurzen Kapiteln Erlebnisse der Familie Day und Ereignisse, die des Vaters sonderbare Wesensart hervorruft. Einige wenige Stücke sind ernst, die meisten aber erfüllt von einem köstlichen, lebensklugen Humor, der unbedingt mitreißt. Kein Wunder, daß das Buch bei den hiefür besonders empfänglichen Nordamerikanern in wenigen Monaten Auflagen von etwa 200.000 erlebt hat, kein Wunder auch, daß Hans Fallada sich vom Buch angezogen fühlte und es lebendig verdeutschte.

Hans Lienert

R. L. Stevenson. Die Schatzinsel. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller. Übertragen von Karl Lerbs. Insel-Verlag, Leipzig, 1936. In der „Bibliothek der Romane" des Insel-Verlags, die ältere wertvolle Romane enthält, ist in schöner Ausstattung mit sehr guten und zahlreichen Holzschnitten zu dem billigen Preis von 3.50 Mark ein englischer Abenteurerroman erschienen, der manche Generation gefesselt hat und den unserer Zeit wieder vorzulegen, ein Verdienst ist. Stevensons „Schatzinsel" soll nicht vergessen werden. Man liest sie ohne aufzuhören, freut sich an der realistischen Darstellung, an der Saftigkeit und Romantik des Geschehens und begeistert sich wie ein Schulbub an der wilden Seeräuberwelt, die uns der Dichter durch die Augen seines prächtigen Schiffsjungen Jim erleben läßt. Heinrich Zillich

Edgar Allan Poe. Phantastische Erzählungen. Mit Zeichnungen von Fritz Fischer. Insel-Bücherei, Leipzig. — Drei der besten und unheimlichsten Erzählungen Poes sind in diesem neuverlegten Inselbüchlein gesammelt, begleitet von prachtvollen ebenbürtigen Zeichnungen. Wer Wege zu Poe sucht, greife zuerst zu diesem Bande. Heinrich Zillich

Neue Inselbücher. Die Inselbücherei ist wieder um einige gewichtige Bändchen reicher geworden. Novalis „Gedichte und Gedanken" — ein älteres Bändchen — liegt in erneuerter Auswahl vor. Die Reihe zeitgenössischer Erzähler ist um Friedrich Schnacks naturselige „Geschichten aus Heimat und Welt" und um Hans Fried-

rich Blunck's „Erstaunliche Geschichten", in denen der alte niedersächsische Märchengeist wiederaufersteht, reicher geworden. In den „Dichtungen des Michelangelo. Übertragen von Rainer Maria Rilke" setzt der Verlag seinen so dankenswerten Dienst am Werk Rilkes fort, zu dessen wesentlichsten Leistungen neben seinem originalen Werk diese außerordentlichen Übertragungen gehören. Das größte Lob verdient ein Bildwerk: „Der Bordesholmer Altar Meister Brüggemanns. Herausgegeben von Freerk Haye Hamkens". In 48 Bildtafeln von kaum zu überbietender technischer Vollkommenheit wird dieser große und dem Bewußtsein der Deutschen noch viel zu wenig geläufige spätgotische Schnitzaltar aus dem Schleswiger Dom in seinem grandiosen Realismus, in seinem Einklang von leidenschaftlicher Kraft und Innigkeit vor dem Betrachter lebendig. Hier wird ein großer deutscher Künstler dem Gedächtnis der Gesamtnation zurückgewonnen.

Harald Krasser

Tilmann Riemenschneider. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben und eingeleitet von **Justus Bier.** Zweite erweiterte Auflage. Verlag von Anton Schroll & Co., Wien. — Eine wundervolle Leistung! Da wird zum Spottpreis von 5.50 RM ein Bilderwerk herausgebracht, das auf 96 Tafeln glänzendster Ausführung, zum guten Teil in Großaufnahmen von allerstärkster Wirkung das Werk des Würzburger Bildschnitzers wiedergibt, begleitet von einem Text Justus Biers, des Verfassers der dreibändigen Riemenschneidermonographie, der in einem knappen Abriß den Lebenslauf des Künstlers, Wesen und Entwicklung seiner Kunst und die Problematik seiner Stellung an der Wende zwischen Spätgotik und Renaissance mit überlegener Sachkenntnis darstellt. Anmerkungen zu den einzelnen Bildtafeln vervollständigen den Wert des Bandes. Wenn es einen Weg gibt, die großen Meister deutscher Kunst zum lebendigen Besitz der ganzen Nation zu machen, so ist er in solchen Werken beschritten.

Harald Krasser

Das Bruegel-Buch. Mit 39 Farbentafeln und 16 einfarbigen Abbildungen. Verlag von Anton Schroll & Co., Wien. — Was oben vom Riemenschneider-Band des gleichen Verlages gesagt wurde, gilt wohl noch in erhöhtem Maß von diesem Band. Denn in ihm wird in farbigen Tafeln von makelloser technischer Vollkommenheit die ganze ungeheuere Spannweite von Bruegels Welt sichtbar: sein Vorstellungskreis, der Himmel, Erde und Hölle umgreift, seine unbegrenzte Phantastik neben frappierender Realistik, die farbige Herrlichkeit seiner Landschaften — all diese Bilderpracht begleitet vom Text Gustav Glücks, der seinem großen Werk über Bruegels Gemälde entnommen ist, und zum Preis von 6.50 RM angeboten. Jeder, der irgend noch an großer und in ihrem Wesen sehr germanischer Kunst seine Freude hat, müßte zugreifen.

Harald Krasser

Ludwig Klaster. Siebenbürgisch-sächsische Nadelarbeiten. Es bedeutet eine Freude, auf diese Neuerscheinung des Verlages Krafft & Drotleff

A. G., Hermannstadt, hinweisen zu können. Ludwig Klaster hat hier im Verein mit Jeanette Hedrich und Marie Wollmann ein Werk begonnen, das gefehlt hat und dessen Fortführung uns hoffentlich bald beschieden sein wird: Eine Einführung in Technik und Wesen der siebenbürgisch-sächsischen Nadelarbeiten mit einer Fülle von instruktiven photographischen Abbildungen.

Der Textteil bringt eine klare Gruppierung der Nadelarbeiten nach Zweck und Technik und geht dann zu einer Beschreibung der einzelnen, bei gezeichneten Mustern üblichen Sticharten über, die sehr anschaulich gehalten ist. Der besondere Wert des Heftes aber liegt in dem reichen und ganz prachtvollen Abbildungsmaterial. Was hier an Formenreichtum und Linienschwung gezeigt wird, ist überraschend und vor allen Dingen so begeisternd schön, daß man nur wünschen kann, die Herausgeber möchten diesem Band der „geschriebenen" Muster möglichst bald die Einzelbehandlung der anderen Nadeltechniken mit gleich reichhaltigem Bildmaterial folgen lassen. Jeder, der Sinn für Schönheit hat, wird — ob er etwas von Stickerei versteht oder nicht — gerne und immer wieder in diesen Heften blättern und aufs Neue sich von neu gesehenen Einzelheiten der Formgebung und der Farben erfreuen lassen.

Einen einzigen Fehler — wenn auch keinen allzu schweren — hat das Buch: die photographischen Aufnahmen der Stickereien sind nicht alle technisch auf gleicher Höhe, was sehr zu bedauern ist. Es wäre wünschenswert, daß die Herausgeber diesem Umstand bei den folgenden Veröffentlichungen Rechnung tragen. Drucktechnisch ist das Buch gut gelungen, hervorragend die Wiedergabe eines Brustpelzes im Mehrfarbendruck. Für die geschmackvolle und eindrucksvolle Umschlagzeichnung des Heftes zeichnet Hermann Lani.

Möge diesem und den kommenden Heften die weiteste Verbreitung vergönnt sein. Jedenfalls gehört dies Werk in die Hand aller sächsischen Frauen und Mädchen, umsomehr als der Preis angesichts der Fülle des Bildermaterials sehr niedrig ist. Hans Schwarz

Oskar Ritter von Niedermayer. Im Weltkrieg vor Indiens Toren. Der Wüstenzug der deutschen Expedition nach Persien und Afghanistan. Mit vielen Bildern und einer Kartenskizze. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936. — Die Deutschen sind doch ein komisches Volk — da gibt es kaum einen Gebildeten unter ihnen, der nicht etwas von dem berühmten englischen Obersten Lawrence wüßte, der im Weltkrieg die Araber zum Aufstand gegen die Türken bewog; aber daß eine deutsche Expedition im gleichen Krieg den Versuch machte, Indien gegen England aufzuwiegeln, das weiß noch mancher nicht. Die deutsche Expedition, die Ritter von Niedermayer führte, der uns diesen unerhört spannenden, äußerst knappen und männlichen Tatsachenbericht darüber schenkt, hatte eine weitaus schwerere Lage als Lawrence. Sie konnte sich nicht auf deutsche Heereslager stützen, sie war Tausende von Kilometern entfernt von der Heimat, wurde von den Türken, aus deren

Gebiet sie losmarschierte, schlecht behandelt und mußte weitere Tausende von Kilometern durch ganz Persien und dann durch Afghanistan ziehen, um in die Nähe Indiens zu kommen. Ihre Abenteuer sind unvergleichlich phantastischer, wenn auch das eigentliche Ziel nicht erreicht wurde, weil die Hilfsmittel zu geringfügig waren, nur eine Goldkiste; aber ein wesentlicher Erfolg blieb nicht aus, es gelang, große russische und englische Streitkräfte, die auf der Jagd nach den wenigen Deutschen in Persien herummarschierten, als wären sie auf eigenem Boden, zu binden. Dabei kam es zu den unheimlichsten Schwierigkeiten für die Expedition, die sich in mehrere Gruppen geteilt hatte, deren Führer außer Niedermayer noch Seiler, Waßmuß und Zugmayer waren. Manche Teilnehmer wurden gefangen — wie übel einige Engländer die Gefangenen behandelten, mag heute ein sauberes englisches Gewissen belasten — manche starben an Krankheiten oder fielen. Unerhört schwer waren die Wüstenmärsche, die Kämpfe gegen eine Welt von Feinden, gegen Räuber, gegen den Verrat. Niedermayer selbst wurde einmal bis auf das Hemd ausgeplündert. Aber er und seine Begleiter, zu denen sich auch österreichische Kriegsgefangene, die aus Rußland geflohen waren, gesellt hatten, hielten sich in den unsäglichsten Gefahren mit einer Tollkühnheit und Ausdauer, die wie aus einem uralten Heldengesang herüberklingen, wenn wir durch Niedermayers Schilderung seine weiten Wege durch Wüsten und Nöte miterleben. Es gelang Niedermayer zwar nicht bis Indien zu gelangen, aber er schuf eine dauernde Unruhe, die von der englischen Kriegsführung sehr ernst beurteilt worden ist. Die Truppenmassen, die England zur Niederhaltung der unsicheren Stämme und zum Schutze der indischen Grenzen dauernd einsetzen mußte, wären ohne Niedermayers Zug an anderen Stellen verwendet worden.

Zu den verwegensten und heldenhaftesten Gestalten des Krieges gehören Niedermayer und seine Begleiter. Er und einige seiner Unterführer besaßen überdies die seltene Fähigkeit in reichem Maße, völlig auf sich allein gestellt, die politischen Waffen der Kriegsführung anzuwenden. Ihr Zug ist — auch Lawrence miteingeschlossen — das Unerhörteste an männlicher, soldatischer und politischer Bewährung.

Heinrich Zillich

Deutsche Wehrfibel. Text von Jan Lauts, Bilder von Ernst Dölling. L. Staackmann Verlag, Leipzig. — Ähnlich belehrende Ziele, wie die Stilfibel des gleichen Verlages verfolgt dieses Buch und auf die gleiche erfreuliche Art. Die Entwicklung des deutschen Wehrwesens von der germanischen Frühzeit bis 1870 in all seinen verschiedensten Zweigen, die Geschichte der Angriffs- und Verteidigungsmittel, der Kampfformen und der Organisationsformen der Kämpfer, des Uniformwesens usw., wird dem Leser in der lebendigsten Darstellung und an vielen Zeichnungen nach zeitgenössischen Bildern auf die unterhaltlichste Weise deutlich gemacht, so daß auch dieses Buch gerade in der heutigen Zeit seines Erfolges sicher sein kann.

Harald Krasser

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Der Aufsatz von Karl Hoch wirft aus dem uns Jüngeren nicht mehr geläufigen Gesichtswinkel des heute Siebzigjährigen eine Frage auf, die für die Ausprägung unseres Volkscharakters und unserer kulturellen Sonderart sehr wesentlich ist, und heute, da uns von Ursprung und Ursachen „unseres Österreichertums" schon ein geschichtlicher Abstand trennt, es verdiente in ihren verschiedenen Auswirkungen (auf unsere musikalische Kultur etwa, auf unsere Gesellschaftsformen, auf unsere Umgangssprache usw.) untersucht zu werden. Zillichs Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten" ist ein dichterischer Beitrag zum gleichen Thema: hier wird der Ausklang unserer Verbundenheit mit Altösterreich in seiner ganzen tragischen Problematik sichtbar.

Die erfolgreiche Aufführung eines starken Dramas heimischer Herkunft erscheint uns bedeutungsvoll genug, in dem umfangreichen Aufsatz Michael Hannerths gewürdigt zu werden, nicht zuletzt auch um auf die Kulturarbeit des Landestheaters hinzuweisen und schließlich auf die für unsere Verhältnisse neuartige Form der sozial so wertvollen „Kraft durch Freude"-Aufführung, die das Landestheater mit erfreulichem Gelingen eingeführt hat.

Der Aufsatz von Walter Horwath setzt die von Hans Schwarz begonnene Aussprache über Schutz und Erhaltung unserer kirchlichen Denkmäler fort.

Die Chronik bleibt diesesmal mit Rücksicht auf die bei Abschluß dieses Heftes im Gang befindlichen und in ihrem Endergebnis noch unübersichtlichen Verhandlungen zur Befriedigung und zum ungeteilten Einsatz unserer Volksgruppe aus.

Um Zweifel zu zerstreuen wird festgestellt, daß seit der Übersiedlung Heinrich Zillichs nach Deutschland Harald Krasser unsere Zeitschrift allein und verantwortlich leitet, da die weite Entfernung eine Fühlungnahme zwischen Herausgeber und Schriftleiter über die Zusammenstellung der einzelnen Hefte unmöglich macht. Heinrich Zillich wird die Verantwortung für die Zeitschrift erst nach seiner Heimkehr wieder übernehmen, was dann hier mitgeteilt werden wird.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Sibiu-Hermannstadt, Leschkircher Straße 13
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Ernestine Konnerth-Kroner, Das rosafarbene Haus

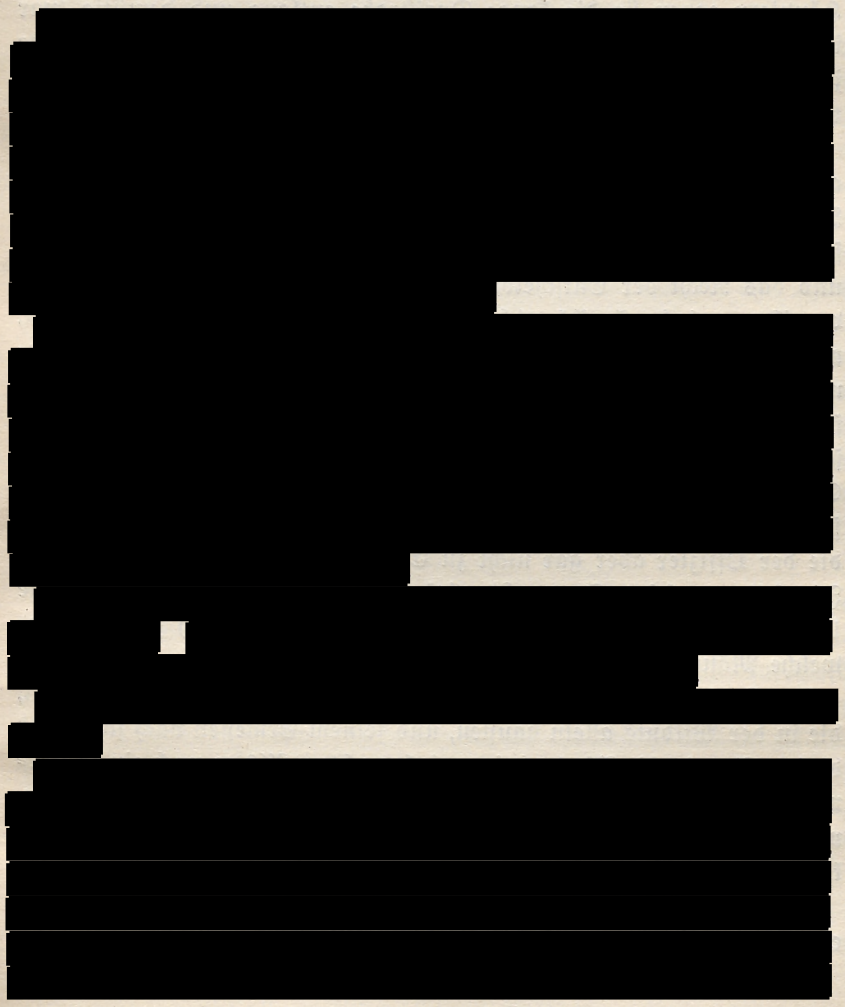
Lichtbildwiedergabe: Werkstatt K. Zimmermann

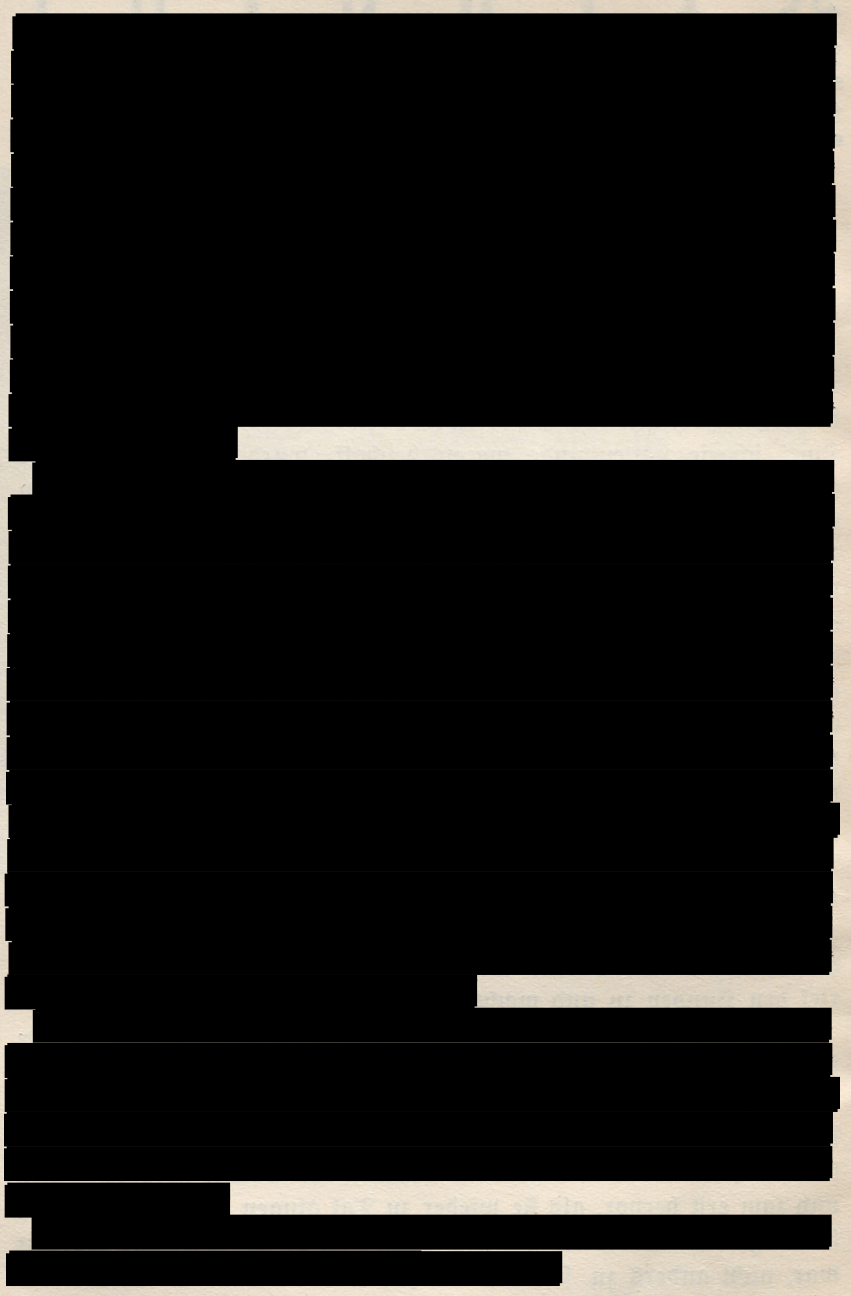
Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
14. JAHR MÄRZ 1937 HEFT 3

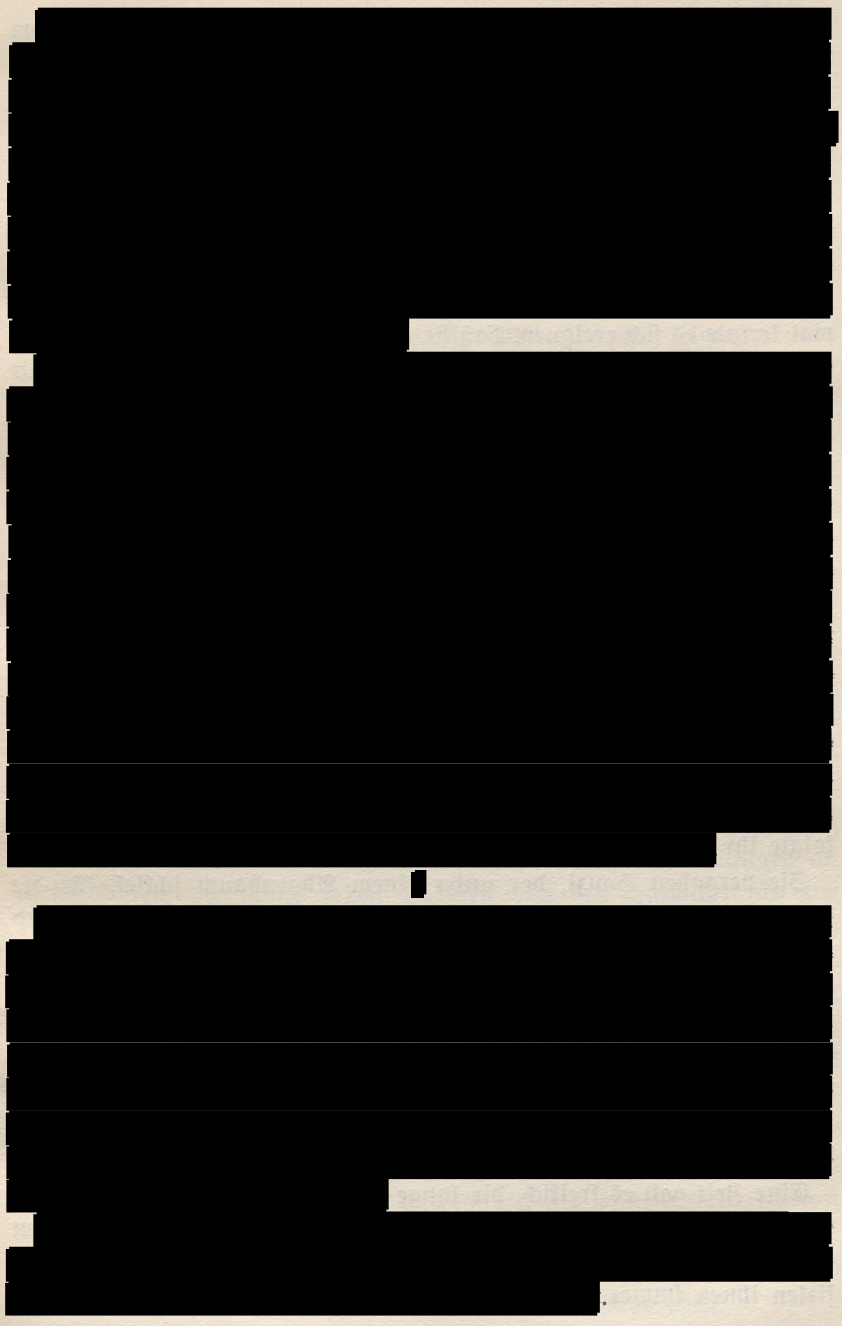
Miesken und Riesken

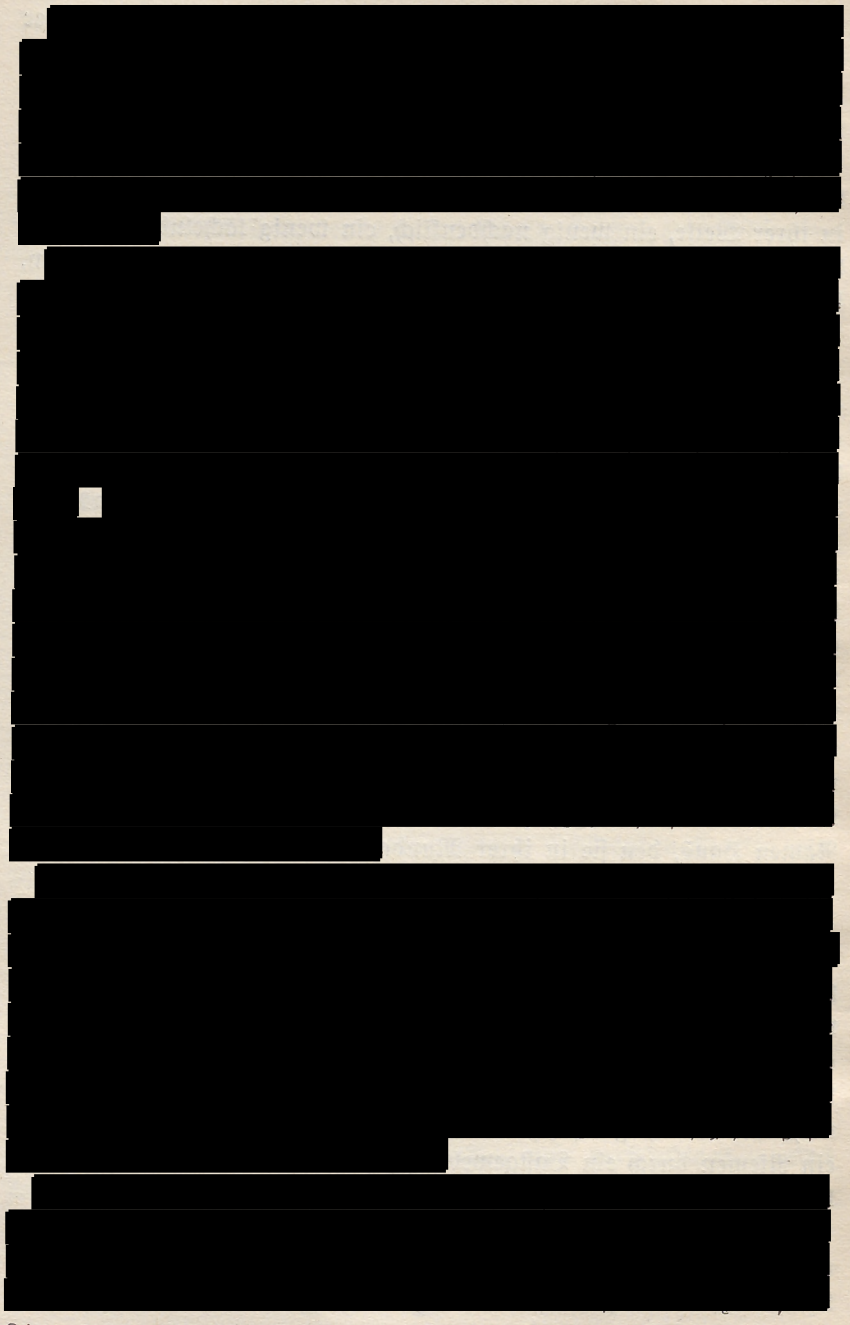
Von Erwin Wittstock

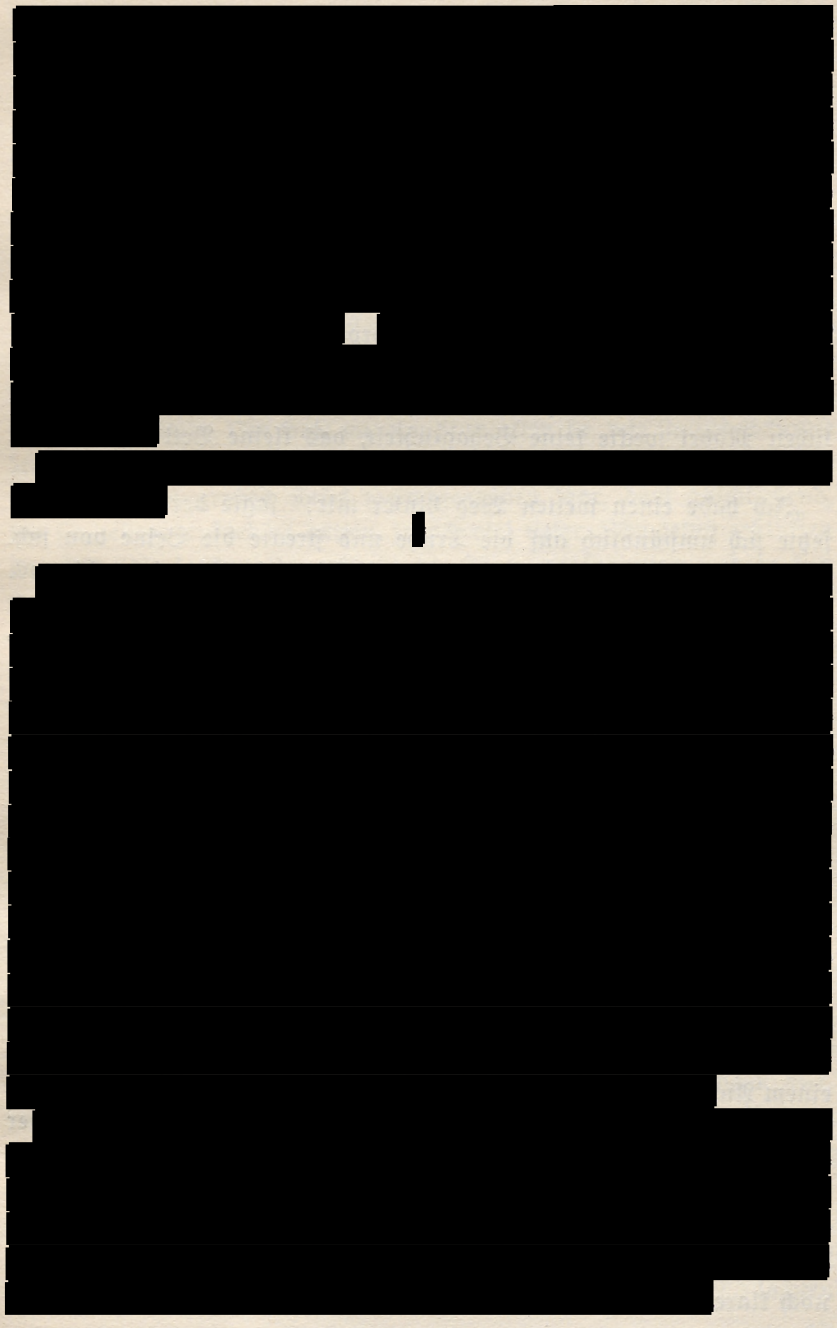
(Schluß)

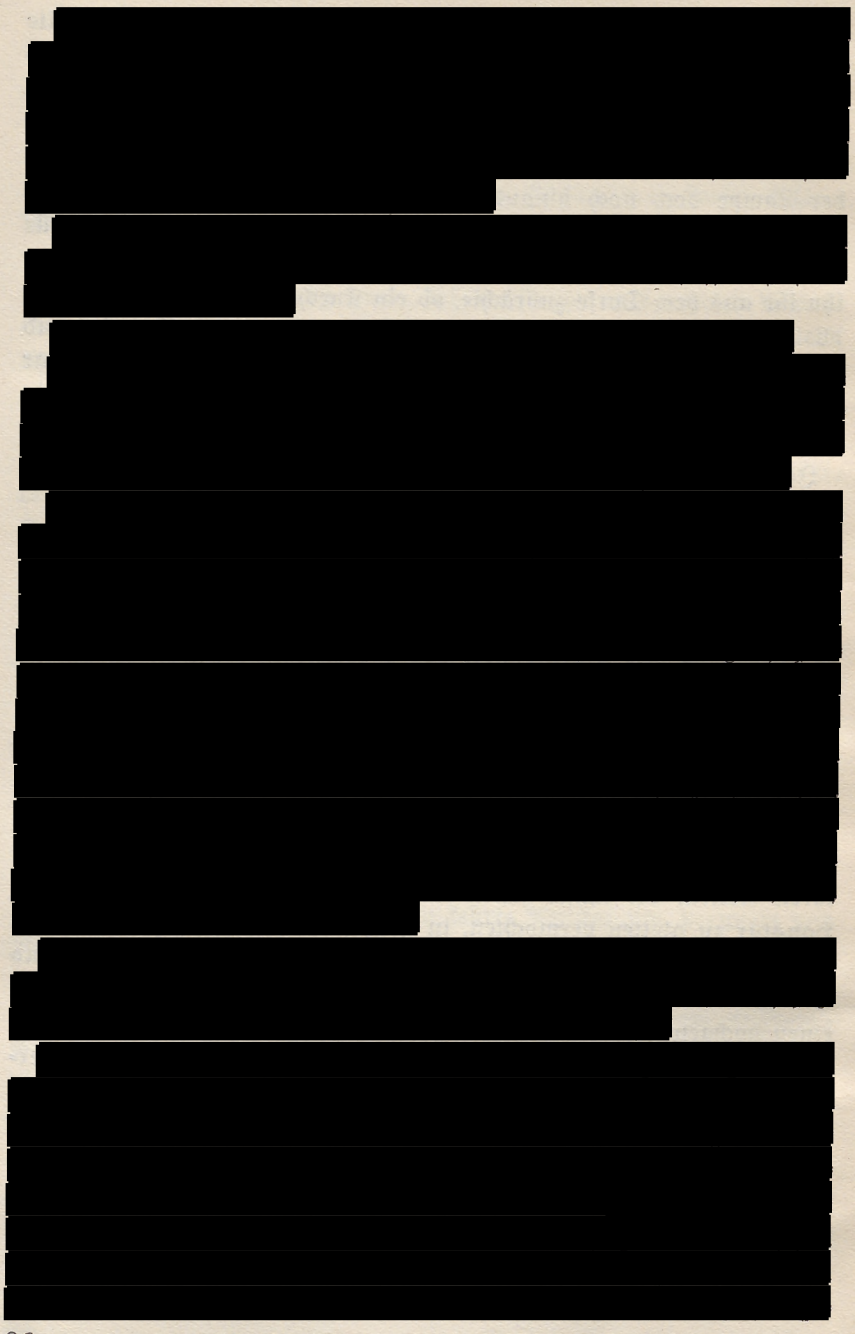


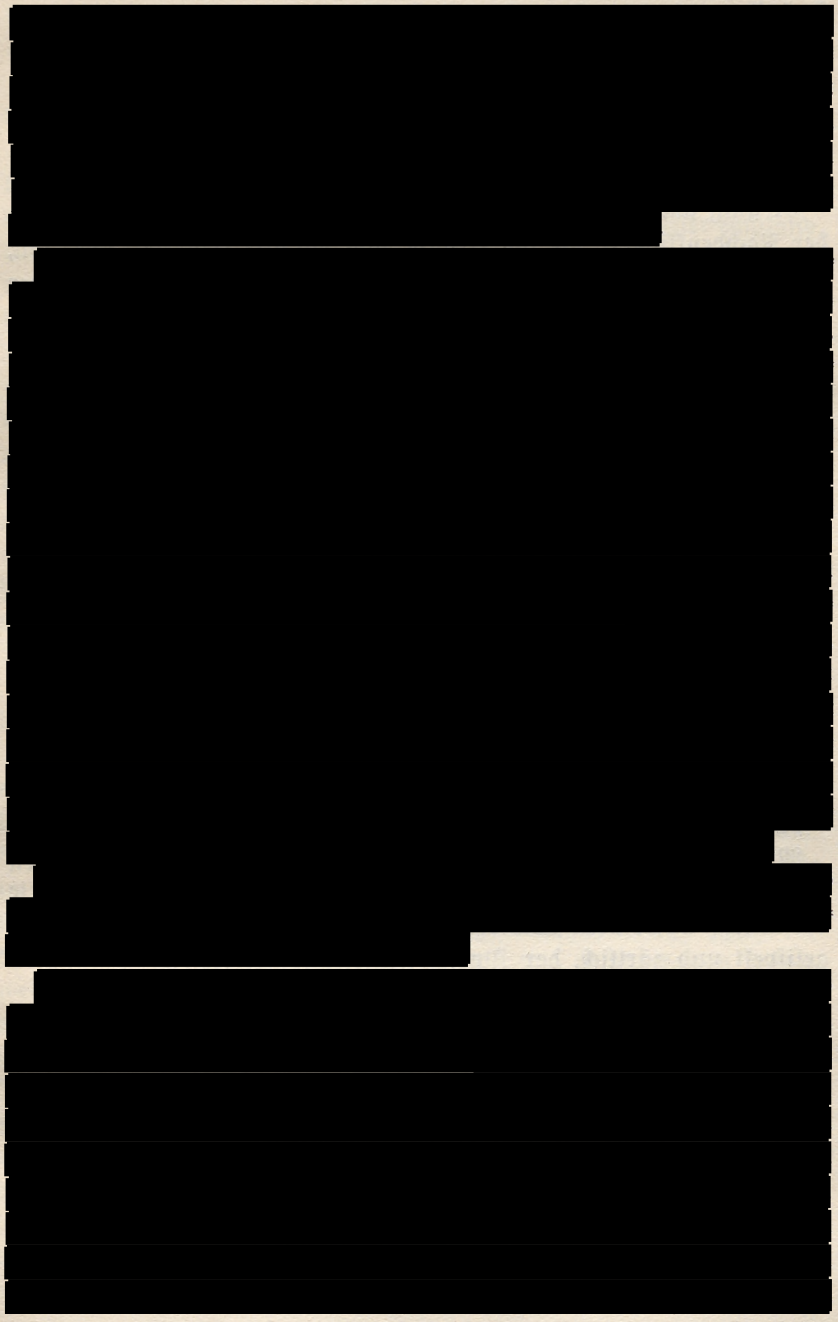


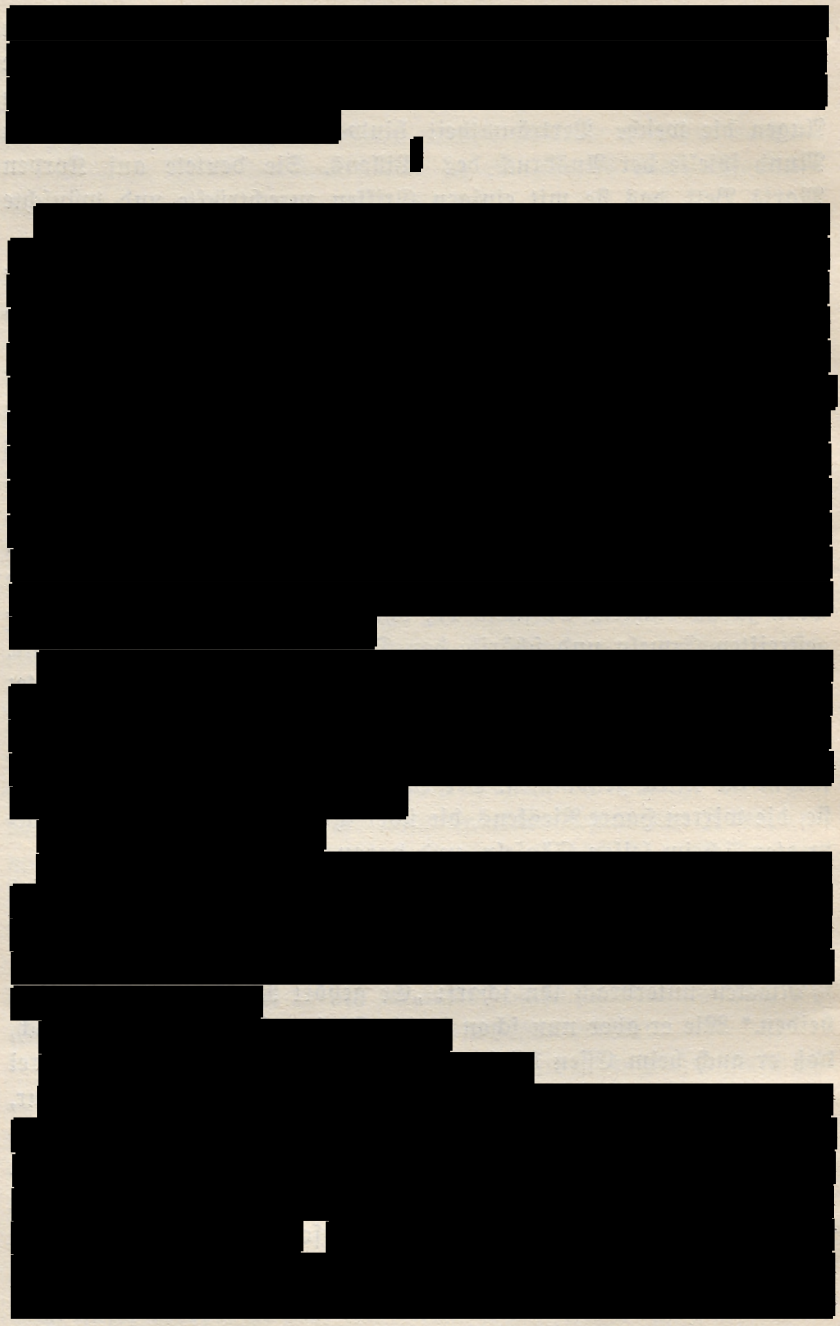


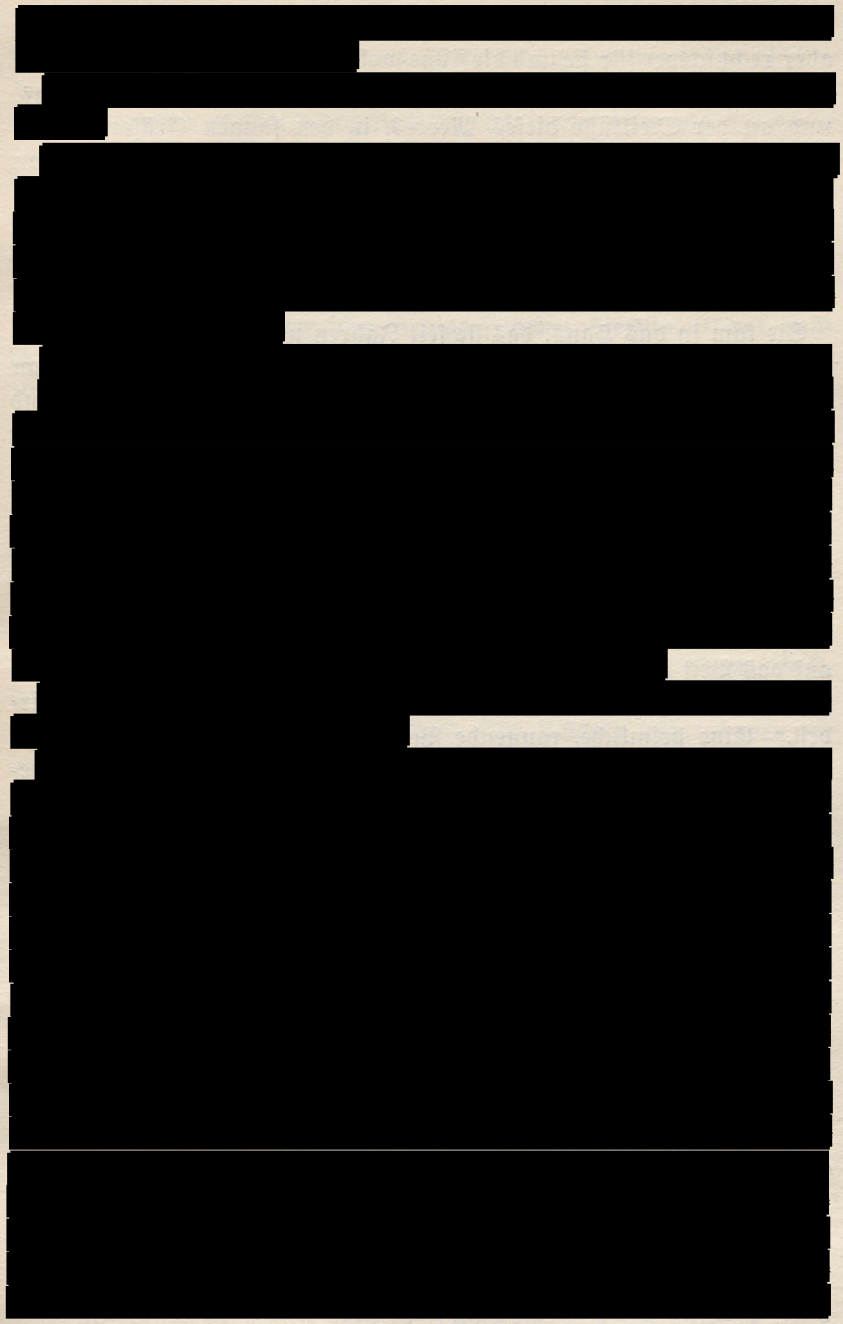


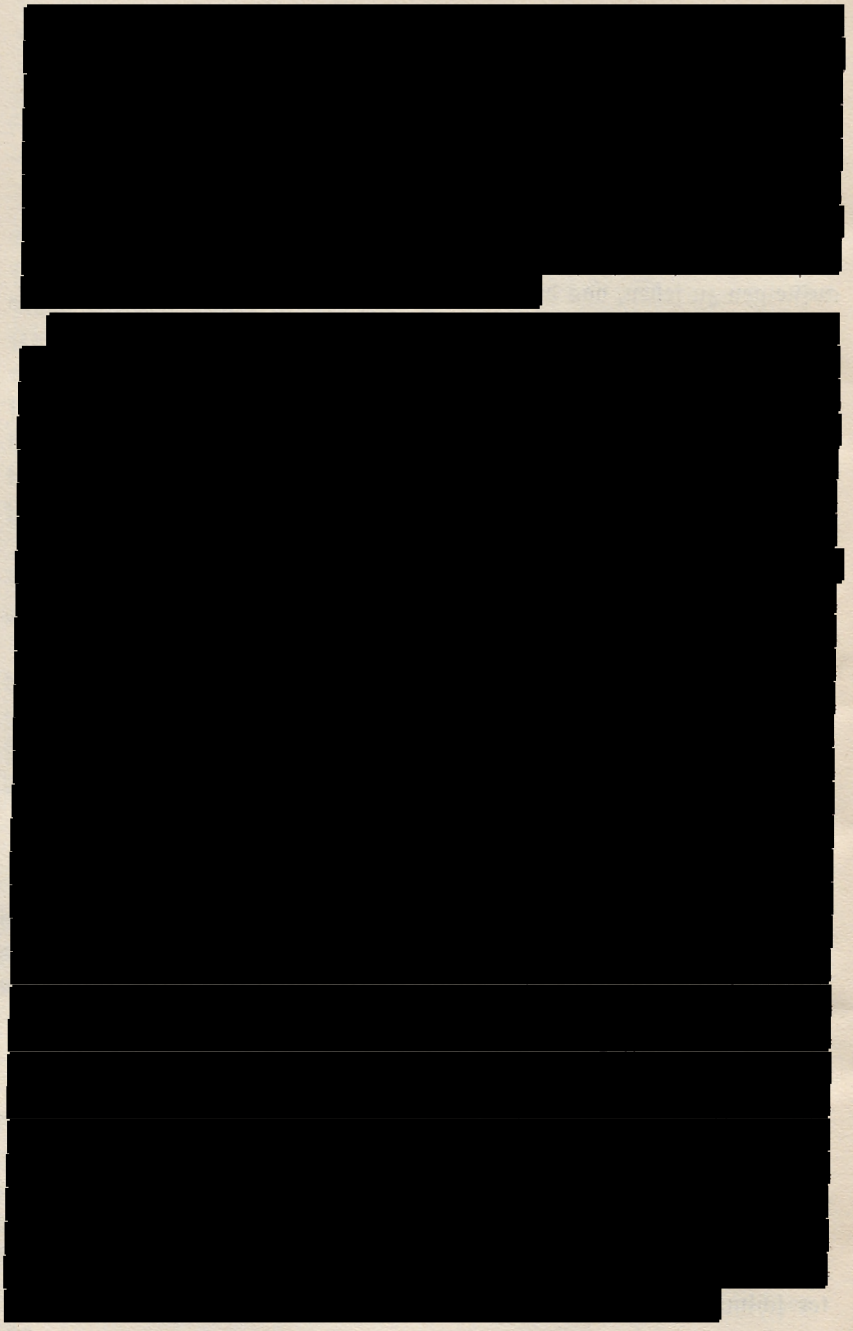


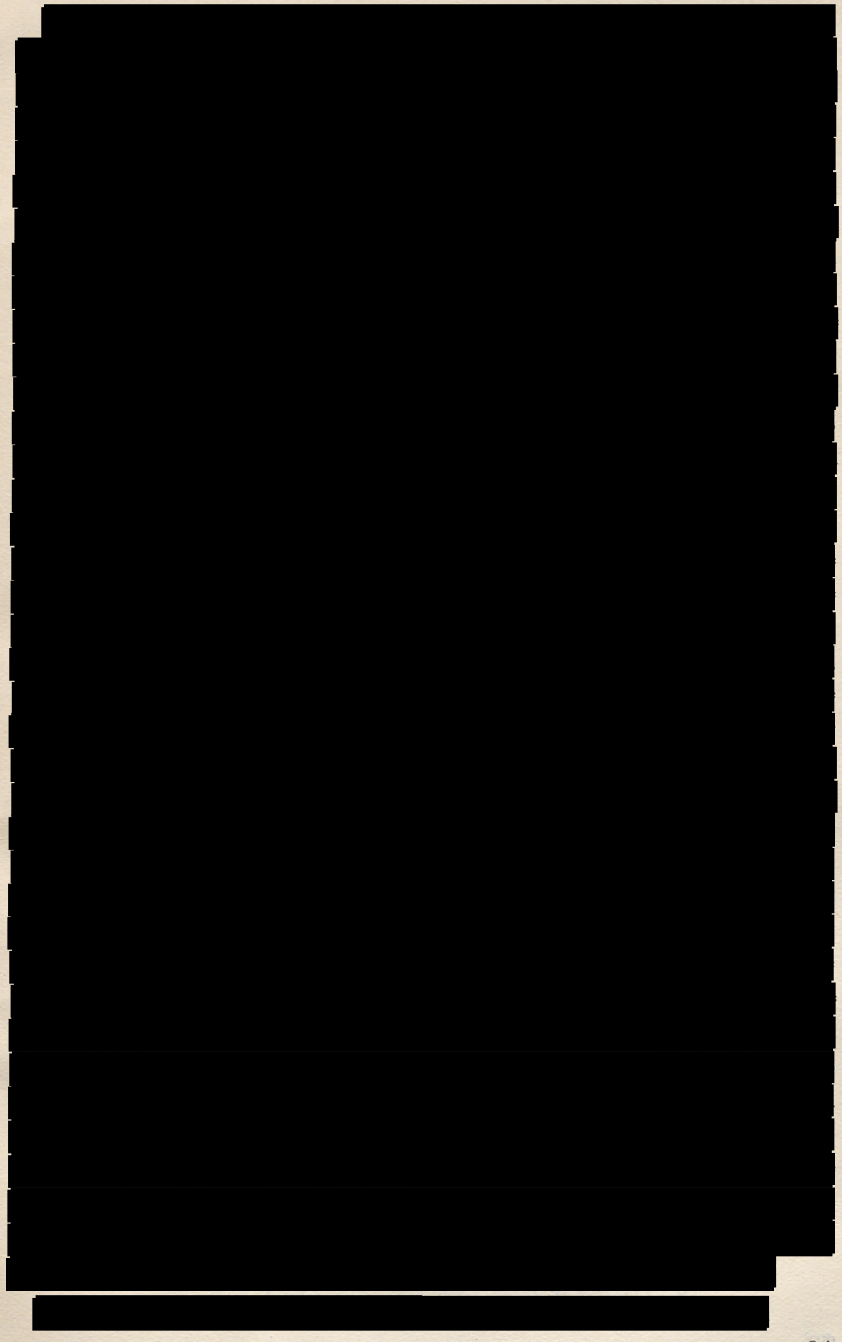












Gedichte

Von Wolf von Aichelburg

Der Tänzer

Die Hand verhüllt im weichen Fall der Toge
Verwandle ich die zuckende Gestalt
Und werfe meinen Körper in die Woge,
Des halbgefaßten Mantels Fluggewalt.

Im Knick des Seidenglanzes werd ich Spanne,
Im Bausch der Schatten laß ich mich betäuben.
Dann blitzt der Arm, des Gipfels steile Tanne,
Den Überfluß hinaus wie Samenstäuben.

Der Mantel fällt, die schmeichelnde Verkleidung.
Da stößt die Faust in seiner Wolke Gleiten,
Verwischt zum letztenmal die bange Scheidung
Von nacktem Tritt und königlichem Schreiten.

Der Toge Maske, Marmor oder Welle,
Im Augenblick Gestalt und dann ein Lachen,
Der Welten Möglichkeit in Windesschnelle
Und Flammen, die verlöschend neue fachen.

Der wolkigen Gebirge gelbes Leuchten
Im Abend, wenn das Herz im Glanz ertrinkt,
Des Meergewitters blitzdurchflammte Feuchten,
Der Adler der sich übern Abgrund schwingt.

Und dann des Priesters bannende Gebärde,
Der strenge grade Guß verwehrten Leibes,
Des Todgeweihten lastende Beschwerde,
Die traumverhüllte Schwangerschaft des Weibes —

Und jetzt, der Arm gebeugt zum Degenstoß,
Gewinkelt um der Braue harten Strich —
Jetzt springt das Bein, jetzt wird die Scheide bloß,
Ins Unsichtbare saust der knappe Stich.

Der Mantel fällt, der Leib ist nackt und schauert,
Er scheint erneut vom Tod gehalten, schwer,
Er ist in wunder Scham in sich gekauert,
Am Strand verloren aus dem großen Meer.

Doch nein, es bleiben fließende Gewänder
Dem nackten Körper, wenn das Blut erwacht,
Nun werden aus den Armen Wellenbänder,
Der kühne Sprung ist wie brokatne Pracht.

Ihr könnt mich nicht aus meiner Bergung locken,
Ich bin der Tänzer, der sein kostbar Leben
Im Abgrundwind verliert wie Distelflocken
Und wiederfängt in seines Mantels Schweben.

Schauspieler

Und wieder ist es wie im Anbeginn:
Da ist der dunkle Saal mit dunklen Augen,
die alle aus dem Licht der Bergung saugen,
und alles Leben drängt in den Beginn.

Dann schließt der Leib die Augen und verinnert
ersteht das andre Wesen und man hört
nur seine Stimme, ganz von sich betört,
ein Toter, der sein Leben fern erinnert.

Und dann das Ende, wenn das Schweigen singt
und jäh der ungezählte Beifall rauscht.
Man huldigt lächelnd, aber wie vertauscht
der Leib noch ganz erfüllt im Weiten schwingt.

Der Waldquell

Dem Vogel ist die Quelle nur ein Becher,
Ein kühles Blinken, das der Durst begreift.
Uns ist sie urverwandter Laute Sprecher,
Der Erde Murmeln, das zum Wissen reift,

Wenn es von moosigen Behängen tropft
Und unter Farnen sich zur Klarheit ründet.
Der Schlag des Zapfens, der zu Boden klopft
Ist jähe Antwort, die vom Gleichen kündet.

Und alles sammelt sie im leisen Glucken:
Die Worte die der stumme Wald verliert,
Die Vogelstimmen und das weiche Zucken
Der Schlange, die im nassen Moose friert.

Und von bestäubten Gräsern steigt ein Schillern
Von irisfarbnem Tau zum Kuppelspalt
Und dorten wirft das Seil ein Vogeltrillern
Ins Licht hinaus drein sich der Adler krallt.

Und alle zarten Fäden, Licht und Laut
Verknüpfen sich im plätschernden Gefunkel,
Das tränenübervoll ein Rinnsal baut
Durchs Wurzelwerk hinab ins Waldesdunkel.

Heimat und Ahnen

Von Heinrich Zillich

Die Vorfahren meiner Mutter waren Handwerker in Kronstadt, vielleicht manches Jahrhundert lang, vielleicht sogar seit der Stadtgründung. So weit reicht die Familienüberlieferung allerdings nicht zurück. Sie reißt ab mit dem Brande, der 1689 die Stadt verwüstete, die von den Türken nie erobert werden konnte, aber von denselben deutschen Landsknechten in Asche gelegt wurde, die den Halbmond aus dem Donauland vertrieben hatten. Daß es so kam, daran waren auch die Kronstädter schuld, oder genauer: ihre Schuster. Schuster sind ja halbe Philosophen und mögen dabei oft das Zunächstliegende mißverstehen. Die Kronstädter Schuster jedenfalls taten es gründlich, als sie dem Beschluß des Rates, die Torschlüssel General Caraffa zu übergeben, Widerstand leisteten. Sie dachten wohl daran, daß Kronstadt in den 150 Jahren, wo selbst Ofen einen Pascha als Herrn dulden mußte, hinter festen Mauern frei geblieben war, und begriffen nun nicht, warum der Kaiser ein Recht haben sollte, die

Stadt seinem Reiche einzugliedern, nein, „sie löseten ein Stück"; aber die Kaiserlichen nahmen sie gefangen, machten sie um den Kopf kürzer und brannten die Stadt, deren Plünderung General Caraffa verboten hatte, etliche Zeit später rachsüchtig nieder; und da spürten es alle Kronstädter, daß sie dem deutschen Kaiser wieder gehörten wie in jenen Tagen, als Sigismund von hier das Abendland ein halbes Jahr lang regiert hatte.

Bei dem Brande gingen die Kirchenbücher in Flammen auf, überdies manches Gut großer Stadtherrlichkeit, und der gotische Dom wurde dunkel vom Feuer. Seither ragt die „Schwarze Kirche" als gewaltiger Zeuge dafür, wie trefflich sich Deutsche selbst verstümmeln können und wie wenig sie oft voneinander wissen.

Das geringe Wissen der Deutschen voneinander ist auch meinen Landsleuten als Teil am Gesamtschicksal der Ostdeutschen in die Wiege gelegt worden, allerdings nicht so, als ob sie nichts vom deutschen Volke wüßten, als ob sie den deutschen Westen vergessen hätten. Nein, mit den Kronstädter Schustern war es genug. Uns aber vergaß der Westen lange Zeiten hindurch. Mancher Sturm der Türken wurde einst an unseren Burgen zuerst gelockert und schwang schon geschwächt weiter. Hätte nicht Siebenbürgen als Berg- und Festungsfaust vor dem Aufmarschgebiet der ungarischen Tiefe Wache gestanden, wäre der Anprall des Ostens vielleicht noch gefährlicher für das Abendland gewesen, als er ohnehin war. Mit Prinz Eugens Siegen schwand die Erinnerung an die europäische Leistung meiner Heimat. Wien legte nachher unzählige deutsche Siedlungen zwischen den Südostkarpathen und den Alpen an, war aber nicht immer ein guter Herr. So hatten die mißtrauischen Kronstädter Schuster wohl ein Quäntchen Recht auf ihrer Seite, als sie nichts von der alten Stadtfreiheit hergeben wollten. Denn um die Freiheit mußten die Siebenbürger Deutschen seit ihrer Ansiedlung im 12. und 13. Jahrhundert kämpfen; daran änderte sich nie etwas. Als Österreich im letzten Jahrhundert aus dem deutschen Binnenraum hinausgestoßen wurde, als das kleindeutsche Reich entstand und das besiegte Wien eine Hälfte des Staates samt Siebenbürgen den Ungarn übergeben mußte, gingen unzählige deutsche Volksstellungen zwischen unserem Bergland und den Alpen verloren, da versanken viele Hunderte deutscher Schulen, nur in Siebenbürgen konnten sie aus eigener Kraft gehalten werden, wenngleich das uralte deutsche Freitum

auch hier zertrümmert wurde. Schule und Kirche, Dorf und Stadt blieben, was sie waren.

Einst standen meine Vorfahren mit Armbrust und Pechkanne auf dem Wehrgang der Weberbastei in Kronstadt, wenn der Feind kam. Ihr Leinen verkauften sie weit in die türkischen Länder hinaus. Es trennt ja bloß ein Paß die Stadt von der Schwelle des Morgenlandes. Aber nun verloren sie auch die Weite des Handels, als das ferne Budapest die Zölle im Grenzpaß bestimmte. Mein Urgroßvater war ein wohlbestallter Leineweber der Stadt, die, werkberühmt im Westen und bis an das Goldene Horn, noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts mit tausend Gewerbestätten lärmte. Im Sterben des siebenbürgischen Handwerks ging auch diese Weberei zugrunde, keiner der Söhne ergriff den überkommenen Beruf. Mein Großvater wurde Apotheker und Drogenhändler; er wohnte in dem alten Handwerkerhaus, nahe der Weberbastei, dicht unter dem Zinnenberg, der vierhundert Meter hoch über die Stadt ansteigt, eine Mauer von Buchen, die auf der Spitze ein Fels krönt, auf dem die Ungarn ein Denkmal ihres Herzogs Árpád errichteten, das die Rumänen nachher gesprengt haben.

Wir Knaben wuchsen auf im Wissen und täglichen Erlebnis von Volk und Geschichte. Wir spürten Macht und Volksrecht schon als Kinder, wenn der ungarische Schulinspektor unser Gymnasium kontrollierte, wir machten aus politischer Bewußtheit Unterschiede zwischen den Kindern der mitwohnenden Völker, lagen im Hader mit den ungarischen Schülern und verkehrten freundschaftlich mit den rumänischen, deren Zahl seit Jahrhunderten immer größer wird. Dennoch — es waren selige Kinderjahre vor dem Weltkrieg. An Stelle der Handwerkerstuben entstanden Fabriken und Geschäfte. Unsere Väter regierten die Stadt, lebten gut und tätig. Allmählich fanden sich auch die Ungarn damit ab, daß dem siebenbürgischen Deutschtum der Garaus nicht zu machen war.

Mein Vater entstammt ebenfalls einer Handwerkerfamilie, doch das Gewerbe blieb nur auf den Großvater beschränkt, der aus dem Bauerndorf Warjasch im Banat in den vierziger Jahren nach Siebenbürgen ausgewandert war. Auf seinen Gesellenfahrten hatte der junge Schuster in Grimma bei Leipzig die Lebensgefährtin gefunden, die Tochter eines verabschiedeten Soldaten, der im 2. leichten sächsischen Reiterregiment blutjung den Napoleonszug nach Moskau mit-



Ernestine Konnerth-Kroner, Ein Kalb

Lichtbildwiedergabe: Werkstatt K. Zimmermann

gemacht und später aus der Familie eines Tambour-Majors seine Frau gewählt hatte. Mein Großvater brachte die Braut aus Grimma nach Hermannstadt, wo er sich nach etlichen Schwierigkeiten mit den eingesessenen Zunfthäuptlingen als Meister seßhaft machen durfte. Wie die meisten Banater Deutschen war er katholisch, und dies vererbte sich auf seine Söhne, während nach siebenbürgischer Gepflogenheit die Töchter den Glauben der evangelischen Mutter erhielten. Mein Vater trat später zum lutherischen Bekenntnis über und wurde damit ganz zum Siebenbürger Sachsen. Großvater und Großmutter habe ich nie gekannt; sie starben vor meiner Geburt. Ihre Lebenswelt ist mir nur aus den Erzählungen meines Vaters bewußt geworden, der bald achtzig Jahre alt wird und auf eine Schaffenszeit zurückblicken kann, wie sie so reich und weit nur dem beschieden ist, der alles aus eigner Kraft erreicht hat. Sein Vater war ein oft harter, aber tiefempfindender, denkerischer Mann gewesen, der vor der Schusterkugel ein eigenes Urteil über Gott und Erde ersann, ein Mensch der fünfziger Jahre, wo halb Europa noch von Wien als vom unbestrittenen lebenformenden Mittelpunkt bestimmt wurde. Die ostdeutschen Handwerker wanderten damals noch bis zum Rhein und weiter. Ihre Ansprüche waren gering, aber ihr Gesichtskreis frei durch die Weite des staatlichen Rahmens, der sie mitverband dem Dasein des ganzen deutschen Volkes. Gutes handwerkliches Können und edler Geschmack hoben Wert und Sinn ihrer Arbeit. Ein Nachwehen bürgerlich-revolutionärer Freigeistigkeit mag die Schusterstube auch durchzogen haben, in der eine zahlreiche Familie ihr oft schmales Brot finden mußte.

Mein Vater, ein draufgängerischer Bub, nicht ohne Gefühlszartheit, mit Güte, Humor, geistigem Hunger, künstlerischem Drang, Einbildungskraft, Fleiß und Pflichtbesessenheit gesegnet, versuchte in verschiedenen Handwerken heimisch zu werden, aber die Zeit des Kleingewerbes dämmerte schon in jenen siebziger Jahren. Es genügte ihm auch innerlich nicht. So wurde er Buchhändler, beschloß die Lehre in Salzburg, kehrte dann in die Heimat zurück, gründete in Kronstadt einen Buchladen, der Schiffbruch erlitt, und nahm schließlich eine Stelle in der bei Kronstadt neuerrichteten großen Zuckerfabrik an, deren Mitleiter er bald wurde. Seine erste Frau, die ihm zwei Kinder geschenkt hatte, verlor er und heiratete, schon als reifer Mann, die älteste Tochter des Abkömmlings der alten Leineweber-

familie, des Apothekers und Drogenhändlers Teutsch in Kronstadt.

Ich besuchte die Gemeinde Warjasch, woher mein Großvater ausgewandert ist, vor einem Jahre. Nun war ich den Bauern allerdings von einem Kulturverein als Vortragender zugeschickt worden; sie hatten einiges von mir gehört; so geschah es, daß ich beim Verlassen des Zuges im rieselnden Winterregen einen stattlichen Kreis von Männern auf dem Bahnsteig sah, Verwandte, Bauern, die mich mit einer Ansprache feierlich empfingen. Ich zog in ihrer Mitte in das Dorf ein wie der verschollene Sohn, den niemand vorher erblickt hatte, der aber des gleichen Blutes war wie diese Männer und Frauen, wenngleich zwischen dem Wegzug meines Großvaters und meinem Besuch ein Jahrhundert lag. Ich ging, von allen geführt, auf den Friedhof, betrachtete die Leichensteine unbekannter Ahnen, sah das Haus, das der erste Zillich des Dorfes etwa 1780 errichtet hatte, zur Zeit, als die ursprünglich serbische Gemeinde um die deutschen Ansiedler vergrößert wurde. Dunkles Schilfstroh deckt das einfache, weißgetünchte, nicht kleine Gebäude. Ich saß zwischen den Verwandten, einzig gestört und doch erhoben von der Feierlichkeit, die nicht weichen wollte, erhielt im Vortragssaal von einer Ehrenjungfrau sogar einen Lorbeerkranz mit der Aufschrift: „Nach der Heimat möcht ich wieder ...", ließ dann das grenzenlose, von Siebenbürgen grundverschiedene ebene Land in mich hineinströmen, prachtvolles Ackerfeld, das mit der Kraft meiner Väter der einstigen Sumpföde abgerungen worden ist; niemals spürte ich das Geheimnis aller menschlichen Herkunft so stark wie in dieser volkreichen deutschen Gemeinde, die nicht viel mehr als hundert Kilometer von der Stadt und Festung Belgerad entfernt liegt.

Dieses Empfinden verdichtete sich noch, als mir die Bauern einen Stammbaum überreichten, der vom ersten Zillich des Dorfes, der nicht mit Unrecht Adam hieß, bis zu all den unbekannten Zillichs reicht, die noch in Warjasch leben und denen ich die Hand geschüttelt habe, die mir aber in der Fülle der Eindrücke wie die Blätter eines Baumes in einem Laubgewirre untertauchten. Spätere Nachforschungen ergaben, daß die Zillichs im Zuge der theresianischen Ansiedlung nicht wie die meisten Deutschen des Banates aus Schwaben, sondern von der Mosel gekommen waren, vermutlich aus dem Bergarbeiterdörfchen Bliesen bei Trier. So sind wir auch väterlicherseits Moselfranken wie die Siebenbürger Sachsen, die ein Halbjahrtausend

früher ins Ostland gefahren waren „ad retinendam coronam". Über mehr als 700 Jahre hinweg verbinden sich damit in mir und meinen Geschwistern zwei moselfränkische Blutadern. Dazwischen dehnt sich die geheimnisvolle deutsche Geschichte, die Familien verstreut und bewahrt. Meine Ahnen mütterlicherseits haben die Ostgeschichte Siebenbürgens erlebt, den Sturm der Mongolen, Tataren und Türken, all das unerhörte Große sieghafter Wacht an den Toren Europas und ungebrochener Selbstbewahrung. Der Banater Zweig erlebte an den bedrohten westlichen Grenzen Deutschlands noch die Raubzüge Ludwigs XIV., wanderte aus zu einer Zeit, wo die Machtaufspaltung zwischen Berlin und Wien schon viel Blut gekostet hatte, und verband sich, nach einem Jahrhundert bäuerlicher und kleingewerblicher Bescheidung, in Siebenbürgen der landälteren mütterlichen Familie, dem gesicherten, überlieferungsreichen wohlhabenden Bürgertum einer recht stolzen Stadt.

Kronstadt liegt im südöstlichen Bug der Karpathen, von Hängen ganz umkesselt; ein Talschnitt öffnet sich in die Hochebene des Burzenlandes, die rings umschlossen von Bergen doch so groß ist, daß sie weit und tieflandhaft wirken kann, wenn die Grate verhangen sind. In der Mitte der Landschaft in einer Fabriksiedlung wuchs ich auf. Ich danke Gott, daß ich hier Kind war, in einer Mitte auch ganz anderer Art, denn der völkerbunte siebenbürgische Lebensraum spiegelte sich in der Siedlung. Als ich später daranging, mit dem Blick vom Südosten in einem Roman den Zusammenbruch Österreichs im Weltkrieg zu gestalten bei Einfühlung ins Eigenleben der davon mitberührten Völker, da konnte ich mich auf meine Kindheitserfahrungen in der Siedlung Brenndorf stützen; ja, ich konnte, was ich dankbar tat, die Siedlung selbst immer wieder zur Handlungsmitte machen, in der sich das viel größere Geschehen all der Landstriche mitenthüllte, die ich zu überblicken versuchte. Solche Erlebnismitte, die in der Vielfalt von Hochgebirge, Ebene, Acker und Wald einen köstlichen Gleichklang findet, ergab sich hier durch das nahe Dorfleben der Deutschen, Rumänen und Ungarn, die alle um die Siedlung hausen und mit ihr zusammenarbeiten. Ich sah als Kind die Eigenart jedes der Völker, die das Schicksal beieinander leben hieß, erkannte ihre Werte und Schwächen, erkannte auch, daß sich in solchem Lande, wo verschiedene Völker seit Jahrhunderten gemeinsam unter der Geschichte stehen, unabhängig von ihrem politischen

Willen und ihrer zeitlichen Macht oder Unterlegenheit, eine Weisheit des Miteinanderlebens ausbildet, die jedes in der Lebensführung selbst dann beachtet, wenn es seine Vorteile vertritt. Sonderung und Nächstenachtung liegen in solcher Weisheit. Das einfache Volk lebt damit ein Beispiel europäischer Ordnung und Gemeinschaft vor, die dauerhaft sein könnte, wenn man sie gewähren ließe und nicht von außen störte. Dabei gibt es keine Verwischung, kein Erschlaffen, kein Überschreiten volkgegebener Grenzen; der zähe Kampf um Flur, Macht und Recht währt ewig. Dies alles ist nur zu erleben, Geist und Sinn darin nur zu erfühlen.

Als ich das uralte deutsche Honterusgymnasium in Kronstadt besuchte, enthüllte sich mir die Stadt und an ihrer Wesensart die Weite unseres Volkes. Wir jungen Schüler waren nicht staatlich verengt, wir sahen hinaus. Um so mehr empörte es uns später, wenn wir in Deutschland oft Leute trafen, die von unserer Heimat nie etwas gehört hatten, die uns, die den Weltkrieg als österreichische Soldaten mitgemacht hatten, für Sibirier hielten oder sich darüber verwunderten, daß wir gut deutsch sprachen, als ob unsere Eltern mit uns je anders hätten sprechen können.

Die Vielfalt Siebenbürgens, das menschenungestörte Bergland, die Nähe des byzantinischen Ostens, der die Pässe schon seit langem durchgeschritten hat und dessen orthodoxe Gotteshäuser überall neben den evangelischen Kirchenburgen, neben den katholischen, unitarischen, kalvinischen Kirchen stehen, die Vertrautheit mit fremder Art, der Blick zurück in die deutsche Geistesheimat, von der wir auch dann lebten, wenn uns der Westen vergaß, all dies gab der Jugend meiner Generation jene volksdeutsche Bewußtheit, die sonstwo erst entdeckt werden mußte und unter deren selbstverständlichem Gesetz wir als halbe Kinder in den Weltkrieg einrückten. Und da traten wir in eine noch klarere Gebundenheit, in das Zerbrechen der letzten Reste einstiger deutscher Weite Österreichs, das über der Völkervielfalt einmal zu bestimmen vermocht hatte, ohne andere Volksrechte zu enteignen, doch später durch Schuld, deutsche Zwiespalt und Enge den Untergang finden mußte. Das eigene Erleben, schon früher nie abtrennbar vom Gesamtleben des Volkes, wurde damals zum hellempfundenen Gemeinschaftserleben; aber diese Zeit ragt mit ihren Folgen schon in die Gegenwart des Mannes.

Die Heimat blieb, auch unter dem Wechsel der staatlichen Zuge-

hörigkeit, was sie war, Land vieler Völker. Die Siebenbürger Sachsen waren immer staatstreu, weil dies eine Voraussetzung ist, ihre Volkstreue wahren zu können. Das gilt auch für die Gegenwart. Nicht sie sind die Bestimmenden über das Schicksal ihres Landes. Dazu sind sie an Zahl zu gering. Sie schlossen sich 1919 Rumänien an, als die Schicksalsstunde dafür schlug. Wir jungen Soldaten marschierten im rumänischen Heere mit, als es den Kommunismus in Ungarn zerschlug, und gaben wie unsere Väter Blut und Geist dem Staate, der uns beherrscht.

Auslanddeutsche verdanken alles der Heimat, alles zugleich dem Volke. Sie stehen in der Hut eigenen Blutes. Ihr Deutschtum ist naturhaft, Hort des Bestehens. Solche Haltung wäre unmöglich, wenn aus dem Bild der Heimat die Ahnen nicht aufstiegen, verehrungswürdige Malsteine nicht nur der Familiengeschichte, sondern der Geschichte schlechtweg und des Stolzes.

So verdanke auch ich, was ich bin, dem unbekannten Großvater, der die Ahle in das Leder stach, und seinen Bauernvätern, die durch das brettebene Land um Temesvar den Pflug zogen, verdanke es dem ersten Ansiedler, der von Bliesen kam bei Trier, jenem Adam mit dem einfachen Schilfdachhaus. Seine zahlreichen Nachfahren beließ das Schicksal im Banat oder verwehte sie nach Österreich, Dalmatien, Serbien und nach Siebenbürgen, wo mir mein anderer Großvater, der steife würdige Stadtherr, entgegentrat im Rahmen alter Bürgerkultur und Ordnung neben der stillen schönen Großmutter, die mich so sehr geliebt hat und meiner Mutter eine fast eifernde Liebesfülle übertrug. Sorge und Frauenangst ließen die Mutter auch dort oft beben, wo es das Leben gar nicht forderte. In rücksichtsloser Selbstaufopferung für Familie und Hausfrauentum, oft leidend am eigenen Zartgefühl, hütete sie mein Wachsen und segnet heute meine Kinder. Der fröhliche, von Schicksalsschlägen nicht verschont gebliebene Vater steht mit einem Lebenswerk dem Sohne gegenüber, das diesen bedrücken könnte als ein zu großes Vorbild, wenn er nicht wüßte, daß der Vater die Einmaligkeit jedes Menschendaseins und dessen Sonderaufgabe begreift und achtet.

Niemals standen sie mir im Wege, die Ahnen, nie die Eltern, auch wenn ich es vielleicht irrend meinen mochte. Ich konnte meine Straße ziehen, die im Kriege, im Studienwirrwarr, im Dickicht der Nachkriegszeit aus der alten friedlichen Bahn drängte und der gut-

bürgerlichen Überlieferung zu spotten schien, als ich das Wagnis unternahm, in Kronstadt eine Zeitschrift zu gründen, ein Sprachrohr meiner Generation, und überdies die Feder ergriff. Es ebnete sich auch dieser Weg und führte, von Jahr zu Jahr in seiner Notwendigkeit tiefer erfaßt, zum Gelingen und zum Werk. Wenn ich mitunter den Wanderstab hervorhole, Wochen und viele Monate der Heimat ferne weile, heute schon schwerer beweglich mit Frau und Kindern, die Heimat ruft und geht mit mir. Ihr Bild, ihr Sinn, ihr Schicksal.

Der Sachsengraf Albert Huet

Von Günther Krasser

Als am 2. Februar 400 Jahre seit dem Tod des Sachsengrafen Albert Huet vergangen waren, brachten unsere meisten Zeitungen Aufsätze, in denen seine Verdienste gewürdigt wurden. Das kann darüber nicht hinwegtäuschen, daß in der breiten Masse unseres Volkes das Bild unserer Geschichte immer blasser wird und daß ihre Träger und Gestalter höchstens als unlebendige Namen fortleben. Wir brauchen aber nicht historischen Ballast, sondern lebendige Geschichte und Tradition, die die großen Ideen unserer Vergangenheit bewahrt und als lebendige Kräfte fortwirken läßt. Gerade die Führergestalten unserer Geschichte, die Kämpfer um die ewigen Lebensrechte des Volkes dürfen darum nicht nur als blutleere Schemen in unsere Gegenwart ragen. Wie lebendig und zeitnahe sie uns erscheinen können, haben uns K. K. Klein und F. Müller durch ihre Honter-Arbeiten gezeigt. Eine derartige Schau auf Grund sorgsamer Kleinarbeiten ist auch für die anderen Großen unserer Vergangenheit notwendig. Für Huet besitzen wir Vorarbeiten dazu, es gibt sogar kurze Darstellungen seines Lebens (wer kennt sie?); aber auch er und die Mittel und Wege der damaligen sächsischen Politik und Lebenshaltung könnten bei entsprechender Forschung viel klarer und plastischer erscheinen. Die Forschung — besonders auch nach dem rechtsgeschichtlichen Charakter des Eigenlandrechtes — steht noch aus. So kann der folgende Beitrag zum Huettag kein endgültiges Bild geben. Vielleicht kann er aber zu dessen Entstehung beitragen.

Albert Huet stammte väterlicher- und mütterlicherseits von Patri-

zierfamilien ab. Die Familientradition und die Hermannstädter protestantischen Schulen müssen einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen haben; denn nach siebzehnjährigem Aufenthalt in Wien als Student der Rechte und als Beamter der kaiserlichen Kanzlei, kam er als gebildeter, sprachkundiger und politisch vorzüglich geschulter Mann, aber auch als guter protestantischer Sachse zurück: als ein Fertiger, der überraschend schnell seinen Weg macht. Schon drei Jahre nach seiner Heimkehr wird er 40 jährig zum Sachsengrafen gewählt, trotzdem er erst ganz kurze Zeit Ratsmann war.

Als Sachsengraf war er lebenslänglich neben dem jährlich wechselnden Hermannstädter Bürgermeister der höchste Beamte der Nation, ihr Vertreter nach außen als Führer der Landtagsvertretung und des sächsischen Heeresaufgebotes, ihr oberster Richter und der Beschützer der Schulen. 30 Jahre lang hat er nach jeder Richtung seinen Posten ausgefüllt.

Sein Verwandter Martin Huet war der vorletzte katholische Stadtpfarrer Hermannstadts gewesen, der Vater Georg Huet vom Gegenkönig der Habsburger Johann Zapolya eingesetzter Königsrichter, Förderer der Reformation und einer der Unterzeichner der siebenbürgischen Union von 1542, der Grundlage des selbständigen Fürstentums. Albert Huets Großvater von mütterlicher Seite aber, der Hermannstädter Bürgermeister Matthias Armbruster, war treuer Anhänger des „deutschen Königs" Ferdinand von Habsburg und gleichfalls einer der Wegbereiter der Reformation. Albert Huet stand nicht mehr im Schnittpunkt dieser verschiedenen von seinen Ahnen vorgelebten Haltungen. Der Gegensatz zwischen alter und neuer Kirche war für ihn und seine Zeitgenossen schon zugunsten des Luthertums entschieden, der Gegensatz Habsburg—siebenbürgisches Fürstentum schon von geschichtlichen Tatsachen überholt und aufgehoben. Die habsburgische Lösung nahm er in seine staatspolitischen Zielsetzungen erst auf, als der siebenbürgische Fürst selbst sie ins Auge faßte. Seine politische Haltung war immer von siebenbürgischen Gegebenheiten bestimmt.

In Huets Jugend fallen die entscheidenden Wendungen der Geschichte Siebenbürgens und des sächsischen Volkes, die für die Prägung des sächsischen Volkscharakters von ausschlaggebender Bedeutung waren: die Entstehung des Fürstentums Siebenbürgen der drei ständischen Nationen (des ungarischen Adels, der Sachsen und der

Sekler) und die Durchführung der Reformation. Der Protestantismus hatte das Volk ganz durchdrungen und hatte eine ganz eigentümliche Synthese mit dem Volksgeist gefunden; Huet selbst ist dadurch geprägt worden. Nun half er selbst das Volk prägen, ihm seine Normen geben und seine Stellung im jungen Staat festigen. In seiner Amtstätigkeit sind eine ganze Reihe von Zunftsatzungen von der Nationsuniversität verabschiedet worden. Vor allem aber wurde unter seiner tätigen Mitarbeit das Eigenlandrecht der Sachsen in Siebenbürgen vollendet. In einer Zeit, da überall das Gewohnheitsrecht dem römischen Recht zu weichen begann, war auch unter den Sachsen immer mehr das Bedürfnis nach einem geschriebenen Recht entstanden, die Stellung der Nation im Fürstentum Siebenbürgen, wo jede Nation ihre inneren Angelegenheiten selbst ordnete, machte eine Gesetzesschöpfung immer mehr notwendig. Honters Compendium iuris civilis ist der erste Ansatz dazu, vor Huets Amtsantritt sind die abschließenden Vorarbeiten geleistet worden, in Huets Amtszeit und unter seiner Mitarbeit wurde das Gesetzbuch von der Nationsuniversität endgültig festgesetzt und Huet erwirkte 1583 die Bestätigung des (bis 1853 gültigen) Gesetzbuches.

Nicht als Schöpfer, aber als Vollender des Werkes steht er da, das neben der Reformation, die die geistige Haltung der Nation bestimmt hatte, auf ihr Gemeinschaftsleben formenden Einfluß genommen hat.

So wie nach innen baute Huet die Stellung seines Volkes nach außen aus. Er konnte dabei naturgemäß nicht dieselben Erfolge haben, wie bei der inneren Gesetzgebung. In erster Linie mußte er Angriffe abwehren. Als beste Steuerzahler und Inhaber der wichtigsten Festungen des Landes (der Städte) waren die Sachsen fast der wichtigste, aber auch der bestgehaßte Stand des Landes. Man suchte das Pfarrwahlrecht aufzuheben, ihren Pfarrern den Zehnten zu entziehen, man suchte sie als Fremdlinge verächtlich zu machen und ihr Recht niederzutreten. Huet hat diese Versuche erfolgreich abgewehrt. Mit diplomatischer Geschmeidigkeit, aber aufrecht, unerschütterlich und furchtlos — so wie er als Führer des sächsischen Aufgebotes „nicht achtete der um und über seinem Haupt pfeifenden Kugeln" — mit geistiger Überlegenheit und stolzer Haltung hat er den Kampf geführt. Wirksam über die Jahrhunderte ist die Rede, die er 1591 auf dem Landtag hielt: „ . . . Darum können wir nicht umhin, den spöttischen Worten zu entgegnen, die so viele unserem Volk vorhalten. Ihr seid

nur Gäste, sagen sie, Zukömmlinge und Fremde, nicht Einheimische und Bürger; nur Schuster, Schneider und Kürschner, nicht Kriegsleute und Verteidiger des Reichs. Darauf sage ich also: es ist wahr, wir sind Gäste gewesen, wie es geschrieben steht in Königs Andreä Brief. Gerade das aber rechnen wir uns zur Ehre, denn wir sind eingeladen worden von König Geisa, seine Majestät wieder einzusetzen und haben das getan mit Ehren. . . . Darum sollen Eure fürstl. Durchlaucht viel lieber dulden und wir wollen sie viel lieber tragen die Namen: Kürschner, Schuster, Schneider, als Diebe, Mörder und Räuber. Nichtsdestoweniger kann dieses Volk zur Zeit der Not auch zu den Waffen greifen. Glauben Eure Durchlaucht, was ich kühnlich verspreche, daß sie nach geringer Übung Alles gegen den Feind wagen, sowohl ertragen sie Hunger und Durst, Frost und Hitze, sind weder dem Schlaf noch dem Wein ergeben, in Reisen und Plagen unermüdlich. Und siehst du auf ihren Glauben, so ist er rein und unverfälscht aus dem lauteren Wort Gottes genommen nach Art der ursprünglichen apostolischen Kirche, die nicht weicht noch wanket, sondern sich immerdar gleich bleibet und unverrückt fest steht. . . . Darum fordern wir Gerechtigkeit! . . . Obschon drei verschiedene Nationen im Lande sind, so soll doch nur ein Regiment sein, welches mit einer Wage messen soll, daher verschaffe Euere fürstl. Durchlaucht, daß, wer die Sachsen beleidigt, erfahre, daß es eben soviel sei, als wenn er dem Fürsten nach der Kron, Szepter und Augen stehe . . . Dann werde der Fürst ein Vater des Vaterlandes werden, seinen Ruhm mehren, sein Gewissen rein halten und einst, wenn er vor Gott Rechenschaft ablege, die unverwelkliche Krone des ewigen Lebens empfangen."

In seinen letzten Lebenstagen konnte er noch durchsetzen, daß der Sachsengraf von Amts wegen Mitglied des fürstlichen Rats sein sollte. Das war eine Notwendigkeit bei der Stellung der Sachsen im Land, entsprach aber auch der Stellung, die Huet persönlich eingenommen hatte. Denn der Wahrer der sächsischen Rechte war auch siebenbürgischer Staatsmann, so wie er im Krieg seine Pflicht gegen das Land erfüllte. Er wirkte bestimmend mit, als der Landtag den Fürsten Sigismund Bathori bei seinem Regierungsantritt zwang, die Jesuiten aus dem Land zu treiben. Seine Kentnisse brachten es bald mit sich, daß er zu den vertrauten Ratgebern des jungen Fürsten gehörte. Als Sigismund mit dem Kaiser ein Bündnis abschloß, gehörte Huet zu den Gesandten. Und in den Wirren die dann folgten, als

der wankelmütige Fürst dem Kaiser das Land abtrat, zurückkam, wieder abdankte und das Land seinem Vetter Andreas übergab, als Michael der Tapfere und der kaiserliche General Basta und schließlich wieder Sigismund erschienen, als immer neue Aufstände gegen Basta ausbrachen, da hat Huet mitversucht Ordnung im Land zu halten und sein Volk zu beschützen. Er konnte nicht eine starre Linie festhalten, doch bemühte er sich Siebenbürgen unter die feste Ordnung des Kaisers zu bringen — länger als es vielen Volksgenossen tragbar schien. Und schließlich stand es wieder selbständig da, durch Kriege und Seuchen verwüstet.

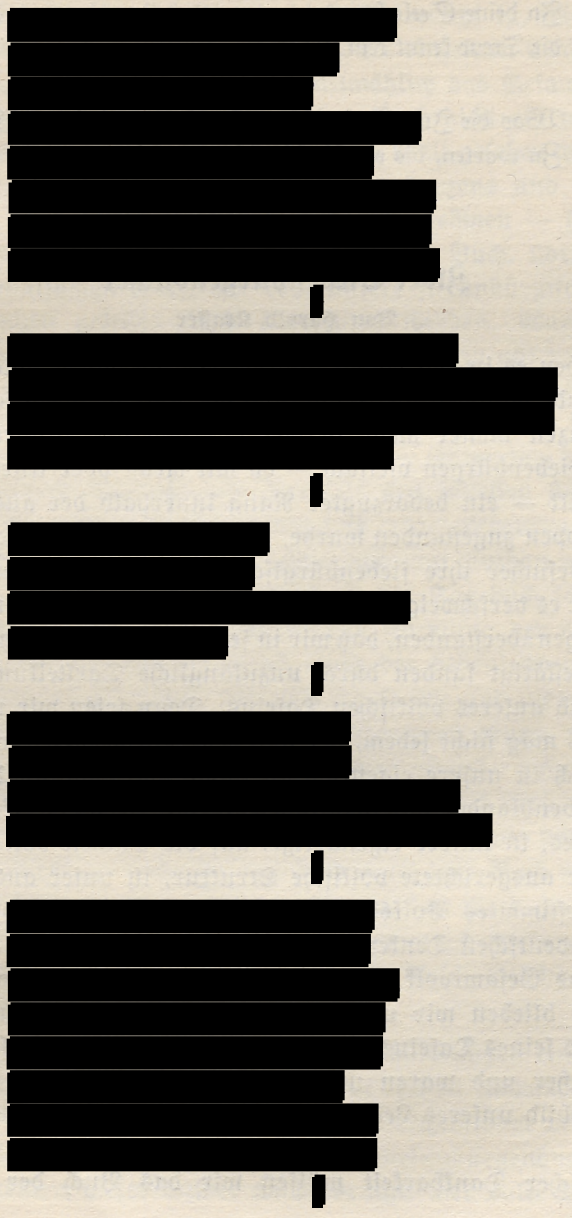
So war Huets Lebensabend verdüstert durch die allgemeine Lage und dazu noch durch seine Familienverhältnisse: seine Kinder waren vor ihm gestorben, von seiner zweiten Frau mußte er sich scheiden lassen. Aber er blieb ungebrochen. Schon seit Beginn seiner Tätigkeit hatte er sich um die Hebung der Hermannstädter Schule sehr bemüht, er wollte sie zu einer Landesschule machen. In seinem Alter gab er ihr neue Gesetze, vergrößerte sie und schuf eine Bibliothek. Testamentarisch vermachte er ihr eine große Summe und seine reiche Büchersammlung. Denn die Schule war für ihn, wie er in einer Schulrede betonte, eine Pflanzstätte des Gemeinwesens.

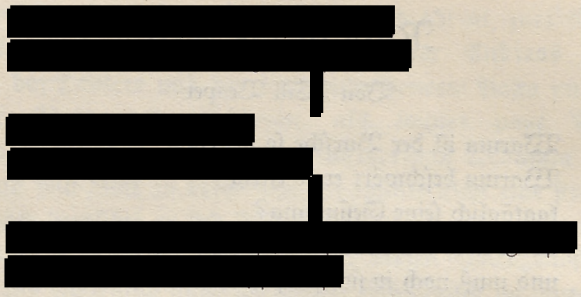
Von der großen Politik Siebenbürgens hatte er sich immer mehr zurückgezogen, umsomehr, als er im jüngeren Michael Weiß einen Nachfolger gefunden hatte — nicht als Sachsengraf, aber als Verteidiger der Volksrechte und als siebenbürgischer Diplomat von hohen Gaben.

1607 ist Huet gestorben. Sein Wirken gehört einer abgeschlossenen Zeit an. Aber sein Mitwirken am Werden des Eigenlandrechtes hat ihn zu einem Gestalter der sächsischen Lebenshaltung für lange Zeit gemacht. Er ist hier Nachfolger Honters — nicht nur weil Honter die erste Vorarbeit zum Gesetzbuch geliefert hat, so wie er auch als Förderer der Schule in Honters Spuren wandelt. Sein Eintreten für die Volksrechte, seine Grundhaltung dabei, führen in gerader Linie zu Michael Weiß, zu Sachs von Harteneck und Brukenthal, der ihm auch als Kulturförderer ähnlich ist, und sind gültig bis in unsere Tage. Er war die vollkommenste Verkörperung des Sachsengrafen. Es hat wohl in manchen Beziehungen stärkere gegeben, keiner aber hat wie er so rein alle seine Aufgaben erfüllt: Führer im Krieg und Beschützer, Richter seines Volkes und Förderer der Schule im Frieden zu sein.

Rufe in die Zeit

Von Will Vesper





Zwei Siebenbürgenbücher

Von Harald Krasser

Wir haben es in den letzten Jahren, seit die immer mächtiger um sich greifende volksdeutsche Wandlung die Volksgruppen jenseits der Reichsgrenzen immer mehr in das Blickfeld der Binnendeutschen hob und Siebenbürgen vielfach — ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt — ein bevorzugter Rang innerhalb der auslanddeutschen Gruppen zugestanden wurde, häufig genug erlebt, daß binnendeutsche Besucher ihre siebenbürgischen Eindrücke niederschrieben. Sollen wir es verschweigen, daß wir solchem Beginnen oft mit großer Skepsis gegenüberstanden, daß wir in sehr vielen Fällen unsere Zweifel auch bestätigt fanden durch unzulängliche Darstellung unseres Landes und unseres völkischen Daseins. Denn seien wir uns dessen bewußt: es mag nicht jedem, der aus dem Nordwesten kommt, leicht werden, sich in unsere eigentümlich südöstliche Lage an den Grenzen des Abendlandes hineinzufinden, in die Problematik des Dreivölkerlandes, in unsere eigenartige, auf die Einheit von Volkstum und Kirche ausgerichtete völkische Struktur, in unser ausgeprägtes geschichtsbestimmtes Volksbewußtsein, das so sehr verschieden war vom staatsdeutschen Denken der meisten binnendeutschen Gäste und zu dem das Gesamtvolk des Mutterlandes erst jetzt erzogen wird. Oft genug blieben wir unbefriedigt von der Spiegelung unseres Volkes und seines Daseinsraumes in den Äußerungen unserer Gäste und Besucher und waren um so dankbarer, wenn wir zu einem solchen Abbild unseres Lebens und Schicksals vorbehaltlos ja sagen konnten.

Mit solcher Dankbarkeit müssen wir das Buch der Dichterin

Helene Voigt-Diederichs „Gast in Siebenbürgen" (Eugen Diederichs Verlag, Jena) entgegennehmen. Es gibt sich in der anspruchslosesten Form: in der des Reisetagebuches und man spürt es Schritt für Schritt wie diese Form echt ist, wie hier auf die schlichteste und unmittelbarste Weise die einzelnen Eindrücke wiedergegeben werden, aus denen sich allmählich das Gesamtbild Siebenbürgen ergibt. Es liegt also diesem Buch nicht ein vorgefaßter Gesichtspunkt zugrunde, unter dem unsere Welt gesehen werden soll, es sei denn die freudige Bereitschaft des Herzens und der Sinne Bild und Sinn dieses Landes in sich aufzunehmen — hierin sind diese Reiseaufzeichnungen ein sehr weibliches Buch, übrigens auch in dem behutsamen Takt, mit dem unsere siebenbürgischen Dinge und Menschen gesehen (und übersehen) werden. Manche mögen das Buch aus diesem Grund als einen — gerade in unseren heutigen Tagen — recht unvollkommenen Spiegel empfinden, gewisse Härten und Spannungen, die heute das Gesicht unseres Volkes bestimmen, vermissen und das Bild zu idyllisch finden — sie werden dafür überreich entschädigt dadurch, wie hier mit den leisesten Mitteln das ewige Antlitz unseres Volksstammes und seines Lebensraumes sichtbar gemacht wird. Wir betonten schon: nicht auf Aufbau und Anlage des Buches wurde die Gestaltungskraft der Tagebuch schreibenden Frau gewandt, aber in der sprachlichen Formung der wechselnden Eindrücke entfaltet sich die Kunst einer der bedeutenden deutschen Dichterinnen unserer Tage. Wie mit sparsamen und niemals lauten Worten Landschaft, Mensch und Menschenwerk, Burg, Kirche und Bauernhaus, Tracht und Brauch und Stadtgetriebe unserer Heimat in flüchtigen und doch so klaren Bildern gezeichnet wird, das ist der bleibende Gewinn des schmalen Bandes. Und so wie wir gespannt durch das Auge der fremden und doch durch dies Buch uns so verbundenen Frau die Leute, die wir kennen, das Land, das uns vertraut ist: noch einmal (und voller Zustimmung) erleben, so wissen wir ihr Werk gerne in den Händen jener im Reich, die ein echtes Bild unseres Daseins suchen.

Dem Buch der Voigt-Diederichs sind Abbildungen eingefügt, die zum überwiegenden Teil von Kurt Hielscher stammen (die übrigen haben H. Retzlaff und siebenbürgische Lichtbildner beigesteuert). Hielscher hat uns gleichzeitig selbst ein Siebenbürgenbuch gegeben, das die meisten dieser Bilder wiederbringt. Der volle Titel dieses

Bildwerkes lautet übrigens „Siebenbürgen. Banat. Sathmar. Marmarosch. Landschaft, Bauten, Volksleben". (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1936), und mit dieser räumlich weitergesteckten Aufgabe ist ein nicht ganz gelöster innerer Zwiespalt in das Buch hineingekommen. Der Band umschließt also die Gebiete Rumäniens, die zum alten Ungarn gehörten und in der Staatssprache gebräuchlicherweise oft unter dem Namen Ardeal (Siebenbürgen) zusammengefaßt werden. Hielschers Vorwort aber ist ausschließlich dem Deutschtum in Siebenbürgen gewidmet, obwohl die übrigen Nationen des Landes im Bildteil des Buches im allgemeinen durchaus nicht verkürzt werden. 123 Abbildungen bringen siebenbürgische, 17 Marmarosch-Sathmarer und 8 Banater Ansichten. So ist denn das Banater Schwabentum nur mit 2, das Sathmarer Deutschtum überhaupt nicht vertreten; Siebenbürgen also bildet den Hauptbestandteil des Bandes und ist mit einer Fülle von Bildern von allen Seiten her gefaßt. Der Landeskundige vermißt natürlich manches, was ihm wesentlich erscheint: der eigenartige Lebenskreis der Szekler scheint zu kurz gekommen, die Zigeuner sind ganz ausgeblieben, aus der Hochgebirgswelt wünschte man noch einzelne charakteristische Bilder, die mächtigen, in den letzten Jahren freigelegten dakischen Ruinen von Costeschti usw. hätten eine Aufnahme verdient und auch aus unserem sächsischen Lebensbereich hätte man manches vielleicht anders gewählt. (Der Unterwald etwa mit dem Mühlbacher Chor, der Kellinger Burg, den Urweger Trachten ist gar nicht vertreten.) Aber ist es nicht ungebührlich, einem Fremden, der nicht sein ganzes Leben hier verbrachte, solche Unterlassungssünden anzukreiden?

Im ganzen ist ein reiches und lichtbildnerisch sehr schönes Werk entstanden. Hielschers in aller Herren Länder bewährte Kunst ist bekannt, übrigens aus dem Rumänienbuch auch schon der Großteil dieser Bilder. Selten sind die Aufnahmen durch allzu auffällige Gestelltheit der abgebildeten Personen, manchmal durch unvollkommene technische Wiedergabe in der Wirkung beeinträchtigt.[1]

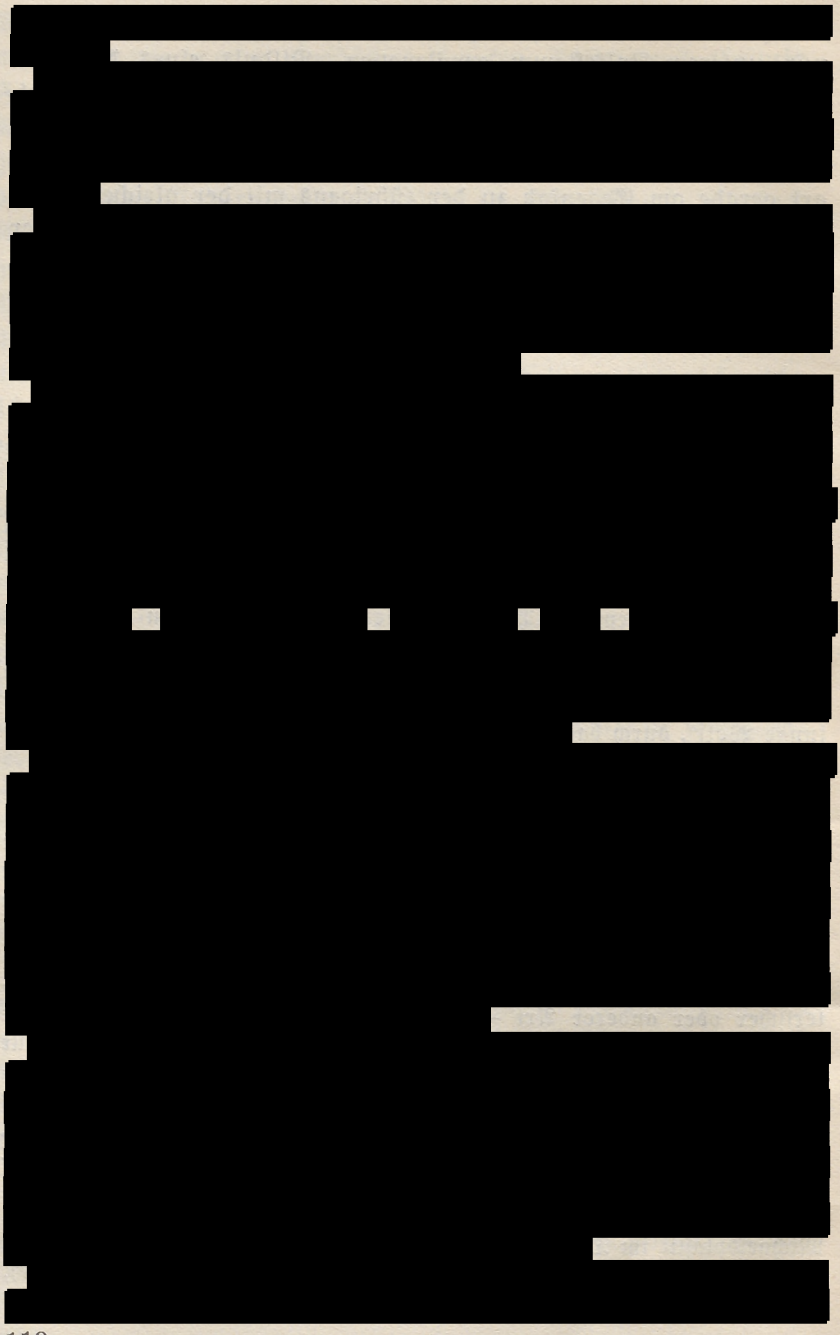
[1] Ein Wort zur Beschriftung: Es geht nicht an, daß im deutschen Text statt Alzen Altin (Abb. 36), statt Freck Avrig (Abb. 28), statt Kockelburg Balta (Abb. 134), statt Erzgebirge Apusenigebirge, statt König Geysa Géza (S. V) gesagt ist. Schäßburg wurde nicht erst 1280 gegründet

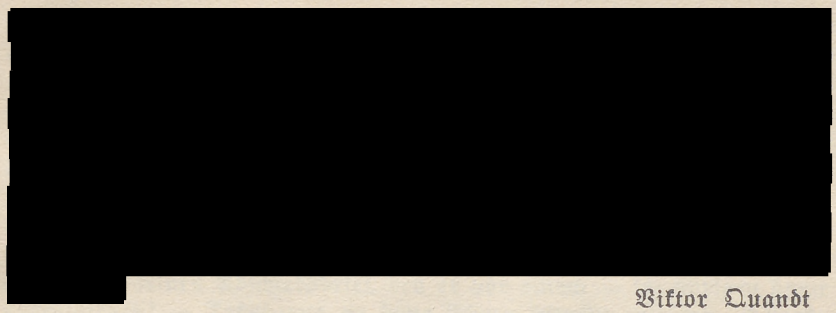
Alles in allem aber ist dieses Buch wohlgeeignet, neben Retzlaffs nur unserem Volksstamm gewidmetem „Bildnis eines deutschen Bauernvolkes", gerade für die überquellende Daseinsfülle und Buntheit unseres südöstlichen Lebensraumes zu zeugen. Hier erlebt man unsere in Bauten, in Trachten, im Menschentypus verkörperte Eigenart gerade am Gegensatz zu der (übrigens mit der gleichen Liebe und Sachlichkeit festgehaltenen) Umwelt, und weil erst aus dieser Gegensatzwirkung heraus unsere Eigenart ganz deutlich wird, ist dieses neueste Hielscherbuch ein nicht mehr zu missender Beitrag zum Verständnis unseres eigenen Volkes.

Rundschau

„Kraft durch Freude" und unsere Nachbarschaften.

[redacted]





Viktor Quandt

Adolf Heßhaimer der Jüngere †. Das Deutschtum Siebenbürgens hat vor kurzem einen Mann unerwartet verloren, dessen Sein und Wirken wohl auch bei seinen Lebzeiten jedem Achtung abnötigte, dessen Bedeutung im Volksganzen aber erst jetzt klar hervortritt, wo er kaum vierundvierzigjährig verstarb; denn bei diesem Mann rastloser Arbeit und froher Weltbejahung konnte niemand vorher seine Leistung als vollendet empfinden, weil ein langes Leben noch vor ihm zu liegen schien, das ihn nach seinem Wesensgesetz nur zu größerer Schaffenserfüllung geführt hätte.

Als Adolf Heßhaimer, der junge Präsident der Kronstädter Handelskammer, der Erbe eines alten Kaufmannshauses und Mitleiter mancher deutschen Unternehmung unserer Heimat begraben wurde, schlossen die Geschäfte Kronstadts, gleichgültig welchem Volkstum die Eigentümer angehören, ihre Türen, und der verblichene Wirtschaftsführer fand damit eine Ehrung, die sein Volk ehrte. Der hansische Geist patrizischer Kaufmannschaft siegte noch über den Tod hinaus, wie er in diesem Manne über das Dickicht minderer Wirtschaftsgesinnung immer gesiegt hatte, gleicherweise durch Können, Klugheit und Gesinnung. Unser siebenbürgisches Deutschtum hat manchen Schreier, der sich die Brust beklopft und verschwört, die Leuchte des Volkes zu sein, obschon seine Leistung vorerst nur in Versprechungen besteht. Um wieviel wertvoller und deutscher war Adolf Heßhaimer, von dem niemand ein Wort des Selbstlobes vernahm, der aber durch sein Wirken in vielen Jahren nicht nur seinen Stand ehrenhaft vertrat, sondern darin das gute Deutsche schlechtweg vor den gewiß nicht unkritischen Augen anderer Völker! Solche Männer wie er, sieghaft durch Charakter und Leistung, verkörpern unsere Aufgabe in volksgemischtem Land. Er strebte nicht nach öffentlichen Ämtern. Sie wuchsen ihm zu aus der Hand des eigenen und aus der Hand der anderen Völker, weil jedes spürte, daß er ein wahrer Sachwalter war. Dieses Vertrauen hat er nie enttäuscht, auch nicht, wenn er den Sinn seines Amtes gefährdet sah, denn in solchem Falle legte er, unbeeinflußt von Rücksichtnahmen, die unsere Kaufleute so oft zum Schwanken verleiten können, das Amt nieder, einzig an die strengste Auffassung von Ehre und Sauberkeit gebunden.

Adolf Heßhaimer war den Fragen seines Volkstums in einer vorurteilslosen, das Werdende sicher erspürenden, das Sieche deutlich ablehnenden,

das Verkrampfte und Phrasenhafte instinkthaft erkennenden Art verpflichtet. Er sah seine Aufgabe als Unternehmer und Vertreter der Wirtschaft seiner Heimatstadt als deutsche Aufgabe mit dem kühlen und erfolgsicheren Blick dessen, der mit jeder Handlung Verantwortung für viele trägt. Unser Volk hat in ihm einen Mann verloren, der im Krieg und im Frieden tapfer und überlegen stand, dessen Deutschtum eine selbstverständliche Haltung war, der vielen Freund war, auch dieser Zeitschrift, uns allen aber ein Beispiel der Männlichkeit. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Ottfried Graf Finckenstein. Fünfkirchen. Roman. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1936. — Wir haben vor einiger Zeit hier einen Roman als unzulänglich abgelehnt, der die Gemeinschaft eines großen Gutes darzustellen versuchte, aber daran scheiterte, daß der Verfasser voreingenommen an sein Werk gegangen war. Doch jetzt können wir ein Buch weit herausheben aus der Flut der Neuerscheinungen, das den gleichen Stoff behandelt, aber mit welcher Sicherheit, welcher sprachlicher Zucht, welcher Menschenkenntnis und welchem Gefühl für das lebendige Wesen, das ein Gut in seiner Gesamtheit darstellt! Gutsherr und Verwalter, Förster und Gesinde — es steht hier alles überzeugend an seinem Platze; das Leben verbindet und schafft Spannungen, die Zeit läßt manches zerfallen und fügt neues zusammen; der Frieden der Vorkriegsjahre wirkt ebenso schicksalhaft in die Handlung hinein wie die Bedrohung des Krieges oder die Willkür und Verwirrung der Jahre nach dem Friedensschluß; das atmende Gemeinwesen, das Gut, bleibt und lebt. Ein ostpreußisches Gut, nicht weit von der russischen Grenze ist dieses Fünfkirchen. Wir erleben es als großen Ordnungsbegriff für eine Menge von Menschen, von denen jeder in seiner Eigenart klar erfaßt ist und in seiner Bezogenheit auf das Gemeinsame dargestellt. Jugend und Alter, Wechsel der Generationen, Knecht, Diener, Acker und Wald — all dies und noch viel mehr fließen in die Handlung, die außerordentlich reich ist und meisterlich zusammengehalten wird, so daß ein Bild eines Gutslebens entsteht, das wir lange nicht vergessen werden. Mit diesem Werk ist Ottfried Graf Finckenstein als neuer Dichter, den uns der Nordosten schenkte, noch sicherer als mit der kleinen, prachtvollen Novelle „Männer am Brunnen" (Deutsche Reihe, Eugen Diederichs) in die deutsche Literatur unserer Tage eingetreten. Heinrich Zillich

Hermann A. Niemeyer. Die endlose Schlacht. Rütten und Löning Verlag. 1937. Die Verlagsanzeige sagt von diesem Buch, daß es „in jeder Zeile unmittelbar erlebt und erlitten" sei und daß es „in einem tiefen Sinn das Buch vom unbekannten Soldaten" sei, „das in männlicher und unsentimentaler Art das Bild jener fahlen Kraterlandschaft des Todes

beschwört, aus der als unverlierbarer Gewinn die Blüte der Kameradschaft und der erprobten, hundertfach bewährten Frontgemeinschaft erwuchs." Das sei gerne zugegeben, aber man fragt sich doch, ob nach Beumelburg und Zöberlein, nach Wehner und Jünger und so vielen anderen, die auch durchaus erlebte Dinge beschreiben und doch darüber hinaus auch große Zusammenhänge und die Idee sichtbar werden lassen oder sogar aussprechen, eine so ganz „private" Darstellung noch notwendig war. Der Kriegsfreiwillige Derneburg ist wohl ein guter Kamerad, aber ihm fehlt die Größe, die sein Erleben adele. Man vergleiche nur seinen Abschiedsbrief, den er vor einem — im übrigen dann abgeblasenen! — Todesgang an seine Eltern schreibt, mit den „Kriegsbriefen gefallener Studenten". Es ist hart, es zu sagen, aber eines von den Millionen gleicher Einzelschicksale hätte zum mindesten durch den Tod sich herausheben müssen, wollte es der Darstellung wert sein. — Abgesehen von diesen grundsätzlichen Erwägungen liest sich das Buch gut, ist in einem anständigen Stil geschrieben, nicht zu lang und nicht zu gräßlich ausgemalt — eine geeignete Lektüre für die jungen Generationen, die wissen möchten, „wie es eigentlich war".

Bernhard Capesius

Hans Künkel. Schicksal und Liebe des Niklas von Cues. Roman. Philipp Reclam jun. Leipzig, 1936. — Das Leben des großen deutschen Kardinals Cues wird in diesem Buche dargestellt, das seinen besonderen Reiz durch die breite Schilderung der Zustände, geistigen Hintergründe und politischen Spannungen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gewinnt. Es ist ein sehr beachtliches Werk, mehr Bericht als Dichtung, von einem tiefschürfenden, geschichtssicheren und philosophischen Kopf zu einem reichen Gemälde des späten Mittelalters ausgeweitet, wie es sich in dem Werdegang und dem erschütternden Lebenslauf des deutschen Suchers, Humanisten und Kirchenpolitikers tausendfach widerspiegelt. Viele Einzelheiten des Buches prägen sich stark ein, besonders die Schilderung der Schulzeit bei den Brüdern vom Gemeinsamen Leben in Deventer und dann die des Basler Konzils.

Heinrich Zillich

Anton Schnack. Zugvögel der Liebe. Roman. Paul List-Verlag, Leipzig. Aus diesem Buch teilt sich dem Leser am eindringlichsten nicht die Handlung mit, die reichlich ungestaltet bleibt, auch nicht die Zeichnung dieser Menschen, die einen Sommer lang auf einer Ostseeinsel lieben, sich grämen, genießen und sich ärgern und doch nicht einprägsam über die Dauer der Lektüre hinaus lebendig werden, sondern die landschaftliche Atmosphäre, der Zauber der belebten und unbelebten Natur, Himmel, Wind und Wasser, der alle diese Menschen in seinen Bann schlägt und den in seiner berauschenden Fülle darzustellen, Anton Schnack seine liebevolle Vertrautheit mit dieser Welt, eine stimmungschaffende Schilderungsgabe und seine bewährten lyrischen Fähigkeiten aufbietet. Das ist freilich nicht genug für einen lebenskräftigen Roman.

Harald Krasser

Ludwig Thoma. Meine Bauern. Albert Langen / Georg Müller, München, 1937. — Sämtliche Bauerngeschichten Ludwig Thomas sind zu unserer Freude gelegentlich der siebzigsten Wiederkehr seines Geburtstages in diesem schönen Bande erschienen. Sie sind willkommen in einer Zeit, wo viele Unberufene über den Bauern schmalzig schreiben. Humor, Wissen und Liebe geben uns in der unerreicht knappen Darstellung des großen Dichters das Bild ewiger süddeutscher Bauernschaft. Mögen die Geschichten auch bei uns gelesen werden! Heinrich Zillich

Josef Martin Bauer. Das Haus am Fohlenmarkt. Roman. Im Propyläen-Verlag Berlin. — Dieses Buch beginnt mit einem Jungenstreich und alle die unzähligen folgenden Geschehnisse gehören dem gleichen Bereich alltäglicher Kleinstadtereignisse an. Wie aber aus diesem Gewebe unscheinbaren Geschehens das Schicksal aufsteigt, wie über diesem ganzen Getriebe von sehr plastisch gesehenen, behäbig in sich erfüllten Gestalten und Ereignissen die großen Grundgesetze des Daseins fast mythisch spürbar werden, wie all diese scheinbar in sich ruhenden Einzelheiten zu einem sehr dichten Geflechte, zu einer in sich geschlossenen Welt, in der die Menschen zu nahe aneinander leben, zu d e r Kleinstadt werden — das ist eine Leistung, die ebensosehr eine elementare erzählerische Begabung wie eine zuchtvolle künstlerische Gestaltungskraft voraussetzt. In diesem schönen Zusammenklang von stärkster und gegenständlichster Fülle der Gestalten und Ereignisse und Wissen um den tieferen Sinn und die Gleichnishaftigkeit alles irdischen Wandels scheint mir dieser Roman die Offenbarung einer der niemals zahlreichen ursprünglichen, ganz echten Erzählerbegabungen des zeitgenössischen Schrifttums zu sein. Harald Krasser

Mazo de la Roche. Die Familie auf Jalna. 1. Band: Die Brüder und ihre Frauen; 2. Band: Das unerwartete Erbe. Roman. Übertragen von Lulu von Strauß und Torney. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1936. — Wenn ich auf diesen hervorragenden Roman verweise, bedauere ich, daß es mir an Zeit fehlt, einen umfangreichen Aufsatz über ihn zu schreiben. Schon, daß Lulu von Strauß und Torney dieses Werk aus der Flut der englischen Gegenwartsdichtung hervorhob und selbst übersetzt hat, mag als Beweis dafür gelten, daß es unsere Aufmerksamkeit verdient. Wer aber dann in das pochende, brausende Leben des Buches eingetreten ist, wird mit steigender Beglückung erfahren, daß ihm hier ein Geschenk zuteil wird, das unvergeßlich sein eigen bleiben muß. Mazo de la Roche schildert das Dasein einer großen englischen Familie, die seit vielen Jahrzehnten ein Gut in Kanada besitzt, dessen Anfänge die hundertjährige ander zanken und keiner sich ein Blatt vor den Mund nimmt. Ungeheuer lebenswahr, hinreißend lebenswahr ist dieser Roman, der überdies Ausmaß hat, Umfang, Weite und tiefe Einsicht, Humor und Männlichkeit. Was könnte man diesem Buche, das jeden in Fesseln schlagen muß, der es öffnet, an die Seite stellen? Ich weiß es nicht. Niemals ist wohl mit den

Mitteln sachlicher, aber durchaus dichterischer Gestaltung das vielfältige Leben einer Sippe so überwältigend dargestellt worden. Kein pathetisches Wort in diesem Werke, kein falsches, aber wie groß ist diese Familie, so jammervoll kleinlich sich all ihre Mitglieder oft benehmen! Wer einmal Einblick hatte in das innere Miteinanderleben und -stehen einer zahlreichen Sippe, der wird hier hundert Anklänge an seine Beobachtungen finden, so unvermittelt aus der Wahrheit und Wirklichkeit greift der Verfasser die kleinste und nebensächlichste Einzelheit. Die Gestalt der hundertjährigen Großmutter ist gewaltig und komisch zugleich, doch komisch in einem erschütternden Sinn. Keine der vielen Gestalten der Bände bleibt unklar, keine Figur ist verzeichnet, alle sind in ihrem Verhältnis zueinander wundervoll deutlich gemacht, in ihrer Einmaligkeit scharf umrissen, voll schöpferlicher Liebe und schöpferlicher Sachlichkeit gesehen. Wie der Dichter das Geschehen ordnet, die sich überkreuzenden Handlungsfäden sicher verfolgt, ohne jemals zu verwirren, zeigt seine Reife an und seine bleibende Bedeutung.

Heinrich Zillich

Sigrid Undset. Olav Audunssohn. Herausgegeben von J. Sandmeier, 1937. Rütten & Loening Verlag, Potsdam. — Der große Roman der Undset aus dem nordischen Mittelalter, der neben „Kristin Lavranstochter" den Weltruhm der Dichterin begründete und bisher nur in drei einzelnen Bänden vorlag, ist nun in ungekürzter einbändiger Ausgabe neu herausgegeben worden. Heinrich Zillich hat beim ersten Erscheinen der deutschen Übersetzung das große Werk in dieser Zeitschrift Band für Band ausführlich gewürdigt. So wollen wir uns jetzt darauf beschränken festzustellen, daß die schöne Ausstattung des Buches seines bedeutenden Inhalts würdig ist.

Harald Krasser

Jules Romains. Die guten Willens sind. 5. Band: Die Hochmütigen. Rowohlt, Berlin, 1936. — Wir haben die vier ersten Bände dieses auf noch viele andere Folgen berechneten Romans von Romains hier besprochen. Der fünfte, eben erschienene Band führt die Handlung fort, deren Gesamtheit ein Bild der Stadt Paris vor dem Weltkrieg geben soll. Was wir früher über den Roman sagten, gilt auch für diesen Band. Vieles darin vermag uns zu fesseln. aber die außerordentliche Verzweigtheit der Handlung, die Kleinmalerei, die psychologische Lust an der Zerpflückung jedes Ereignisses und jeder seelischen Regung verhindern, daß ein geschlossener starker Eindruck entsteht.

Heinrich Zillich

Neue bulgarische Erzähler. Albert Langen / Georg Müller Verlag, 1936. — Die Bücherei Südost-Europa, die der Verlag Langen-Müller zusammen mit der Deutschen Akademie herausgibt, wurde heuer um einen von Dr. Dragnewa und Prof. Gerhard Gesemann übersetzten und herausgegebenen Band bulgarischer Erzählungen bereichert. Es ist die gleiche Welt, die wir aus den serbisch-montenegrinischen Büchern der

Reihe kennen, dieselbe eigenartig wilde und zugleich empfindsame Balkanwelt, nur tritt sie uns hier nicht so heroisch, nicht so ungeheuer überwältigend entgegen. Auch hier lebt der Haiduck noch, auch hier gilt Ehre alles, aber ein milderes Empfinden, eine weichere Luft scheinen in dem bulgarischen Land zu herrschen als in den Schwarzen Bergen.

Die Auswahl gibt ein recht vielfältiges Bild. Vor allem tritt das Geschichtliche mit in den Vordergrund, was wir begrüßen, weil Balkanwesen ohne einen Rückblick auf die notvolle Vergangenheit der Balkanvölker nicht begreifbar ist. Manche der Erzählungen sind im Grunde nichts weiter als Anekdoten, kleine Skizzen, aber sie zeigen das seltsame fremde Leben des Balkans, sie bringen es uns näher — und darin liegt ja die Aufgabe dieser Reihe. Heinrich Zillich

Janko Janeff. Der Mythos auf dem Balkan. Verlag für Kulturpolitik G. m. b. H., Berlin, 1936. — Der Verfasser des beachtenswerten Buches ist ein früherer höherer bulgarischer Staatsbeamter, ein noch junger Mann. Was er über den Balkan zu sagen weiß, ist außerordentlich, ist eine Wesensschau des Balkanmenschen, den Janeff als den „Barbaren" bezeichnet, aber keineswegs in herabsetzender Absicht. Im „Barbaren" sieht er den das Leben rettenden Menschen, den Todfeind des zerstörenden Intellekts und der Zivilisation. Darum sucht er mit einer oft verblüffenden Eindeutigkeit eine Urbeziehung zwischen Germanentum und dem Balkanmenschen herzustellen. Er bezeichnet als das wichtigste Ereignis der neueren Geschichte die deutsche Revolution, weil durch sie die volkhaften Werte wieder aufbrachen und den Moder jener Mächte wegfegen, die die Welt in den Abgrund treiben. Janeff ist ein überaus scharfer Feind des Judentums und der französischen Verstandeseinstellung; er unterstreicht die „Wiedergeburt Europas aus dem Geiste des Germanentums", die 1933 eingesetzt habe und siegen werde. Er tritt gegenüber dem formalen Staatsrecht für eine Ordnung nach den Volksrechten ein; die neuere Geschichte auch des Balkans beginne mit der deutschen Revolution. Als Balkanmenschen läßt er nur die Bewohner des eigentlichen Balkans gelten. Nach seiner Darstellung ist der Balkanmensch primitiv und heroisch. Janeff ist Gegner des Christentums und in dieser Gegnerschaft sieht er eine der dauernden Kräfte des Balkans, der durch einen scharfen Strich auch vom Menschentum des Mittelmeers getrennt sei. Der Haiduk sei der Typ des Balkans, der Panslawismus aber eine Verirrung. Indem Janeff das Romanische ablehnt, erkennt er eine „neue deutsche Sendung im Südosten".

Janeffs Buch ist sehr anregend. Leider verfällt er in den Fehler, durch eine Fülle von Begriffsbestimmungen und Wiederholungen, sowie durch eine absonderliche Verwendung feststehender Begriffe, wie z. B. Barbar, seine Ausführungen zu belasten und manchmal in ein mystisches Dunkel zu rücken. Doch gerade in dieser Art der Darstellung spürt man

das enthüllende und leidenschaftliche Muß, das ihn zur Feder greifen ließ. Das Bild, das sich dabei vom Balkan ergibt, ist für uns neu; es stimmt aber überein mit jenem Wesensgemälde, das vor zwei Jahren Gesemanns bekannte Sammlung serbisch-montenegrinischer Volksanekdoten „Helden, Hirten und Haiduken" vor unsere erstaunten Augen stellte. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, im Balkanmenschen einen heroischen Menschen zu sehen, dessen Bedeutung in seiner Eigenart liegt, die bei der im Gange befindlichen Besinnung Europas auf sich selbst, auf die volkhaften und schöpferischen Kräfte, nicht mehr unterschätzt werden kann. So viel zum mindesten ergibt sich aus Janeffs Buch.

Heinrich Zillich

Lin Yutang. Mein Land und mein Volk. Aus dem Englischen übertragen von W. E. Süskind. Eingeleitet von Pearl S. Buck. Mit Abbildungen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin, 1936. — Man könnte über das Chinabuch Lin Yutangs, das schon deshalb auffällt, weil der Verfasser Chinese ist, der neben seiner Heimat auch die abendländischen großen Völker und ihre Kultur erstaunlich gut kennt, viele Aufsätze schreiben, aber die Fülle der Offenbarungen — man kann es nicht anders bezeichnen — die er uns über sein riesiges Volk gibt, wäre damit noch nicht erschöpft. Man muß das Buch selbst lesen, sich von der Darstellungskraft, der Freiheit, dem Humor, der Klugheit und dem Wissen des Verfassers mitnehmen und belehren lassen. Denn eine große und wesenhaft fremde Welt ist es, die er uns aufdeckt.

Unseren Wertungsmaßstäben gemäß erscheint uns der Chinese nach diesem Buche in vieler Hinsicht als Vollendung des Spießbürgerlichen. Er ist ohne überirdische Sehnsucht, ohne Religion, die diese Bezeichnung verdiente, er ist friedfertig, verschmitzt, preist die goldene Mittelstraße; von Heroismus hat er keine Spur — der Verfasser macht sich über die Feigheit der Chinesen mehrfach lustig; er hat kein soziales Gewissen, nimmt die Korruption als unausrottbar hin; er ist in einem beinahe weiblichen Sinn familiengebunden — Lin Yutang spricht dem Chinesen eine Menge weiblicher Eigenschaften zu, ja er sieht in seiner Haarlosigkeit, die am weiblichen Körper häufig vollendet ist, geradezu ein Zeichen für die erwähnten unheroischen Eigenschaften. Doch bei all dem oder gerade deswegen ist der Chinese der klügste Lebenskünstler. Lebenskunst ist alles, was bei ihm auch in geistige Bereiche dringt, die Malerei, die Lyrik, die so wundervolle impressionistische Gebilde schuf, an Zartheit unvergleichlich. Neben der Köstlichkeit aller ästhetischen Freuden zeigt sich auch die Erstarrung solcher genußhaften und praktischen Auffassung der Kunst und der Lebensführung in einem jahrtausendealten hochgeehrten Literatentum, das eigentlich schmarotzerhaft lebt, wenn es auch eine große Tradition weitergibt, aber eine wirkliche Philosophie und Wissenschaft bei aller Gelehrsamkeit nie hervorbringen konnte.

Eine andere Welt, unvergleichlich der unseren, uns in ihren Versetzungen keineswegs immer angenehm oder imponierend, aber doch voll Reiz

des Fremden, Andersartigen und zugleich voll Weisheit eines sehr alten bewußten Lebens. Dieses unheroische Volk kann es sich, wie der Verfasser schreibt, zur Ehre rechnen, das Pulver erfunden, aber bloß als Feuerwerkskörper in blauen Nächten verpufft zu haben. Man kann dies natürlich auch anders bewerten. Tatsache bleibt, daß das Volk der klugen Lebensfreude und des Maßhaltens, der Familiengebundenheit und des Mittelwegs, der heiteren Zurkenntnisnahme aller menschlicher Schwächen und irdischen Begrenztheit, in seiner Überlieferungstreue ohne Waffenkraft und Verwaltungskönnen die vielen Eroberer, die es beherrschten, immer verschluckt und zu Chinesen gemacht hat. Darin vermag es gewiß eine Bestätigung einer solchen Lebensführung zu finden, die seinen geistigen Kräften in den von ihnen wesenhaft gegebenen Grenzen sicherlich tiefere Befriedigungen gewährt in einem Lande, wo das Teetrinken und das Schönschreiben ein uns ebenso unverständliches Können beansprucht wie es Genüsse gewährt.

Der Verfasser sieht natürlich die Schwächen des heutigen, durch den Westen aufgerührten Chinas genau und weist auch Wege, die seiner demokratischen Gläubigkeit nach zur Selbstrettung des Landes führen könnten — z. B. eine wirklich strenge Rechtsprechung, die nicht wie bisher immer nach Rang und Würde des Angeklagten fragt, sondern dessen wirkliche Verfehlungen beurteilt — aber er überzeugt uns mehr durch die Feststellung, daß China bleiben wird, was es war, ob es auch Autos hat und Funksender.

Heinrich Zillich

Paul Sinkwitz, Und wenn ich tausend Dukaten hätt'. Ein Holzschnittbuch aus deutschem Volkstum. Bärenreiter-Verlag, Kassel-Wilhelmshöhe. — In der Oberlausitz noch lebendige Volksreime werden von Paul Sinkwitz' Holzschnitten begleitet. So ist ein Bändchen entstanden, in dem sich Wort- und Bildteil glücklich ergänzen, beide schlicht und urwüchsig, bald von gesundem bäuerlich-kräftigem Humor, bald von herbem Ernst erfüllt. Der Künstler bewährt sich als berufener Ausdeuter deutscher Volksart.

Harald Krasser

Mitteilungen der Schriftleitung

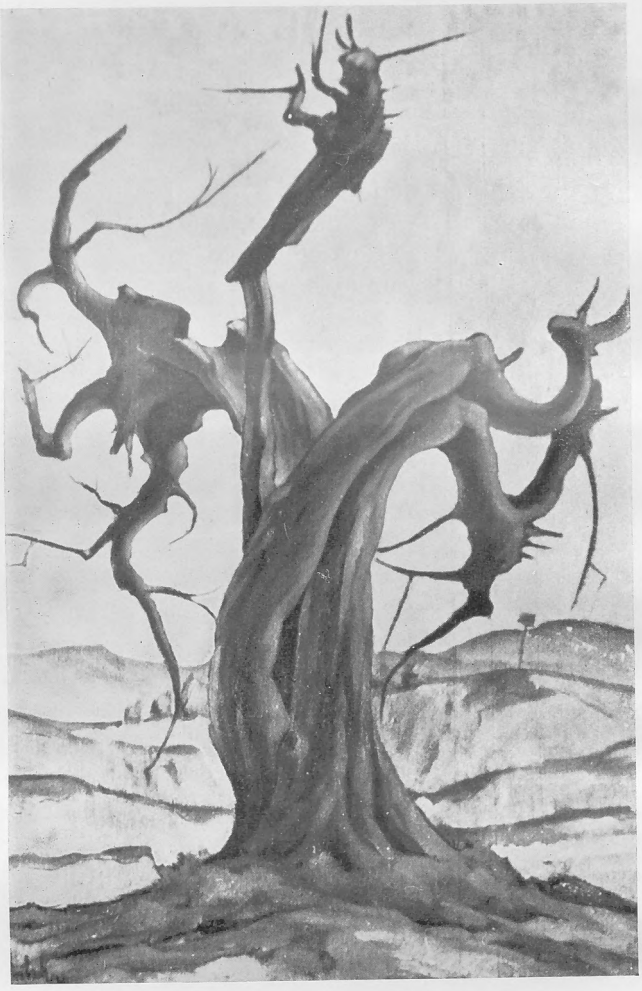
Die Sprüche **Will Vespers,** den Lesern teilweise von Vespers Vortragsabenden in unserem Lande bekannt, sind seinem, eben in der „Kleinen Bücherei" des Langen-Müller-Verlages erschienenen Bändchen, „Rufe in die Zeit", entnommen.

Im Rundschauteil berichtet der Stadthann von Hermannstadt, **Viktor Ouandt,** über die „Kraft durch Freude"-Bestrebungen der Nachbarschaften.

Heinrich Zillich hat eine Stellungnahme zu Karl Hochs Aufsatz „Unser Österreichertum", der im vorigen Heft erschienen ist, angekündigt, die aber, da Zillich durch Vortragsreisen in Anspruch genommen war, erst im nächsten Heft erscheinen kann.

Unsere Zeitschrift bringt in diesem Heft zum ersten Male Wiedergaben von Gemälden der Hermannstädter Malerin **Ernestine Konnerth-Kroner.**

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Sibiu-Hermannstadt, Leschkircher Straße 13
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Josef Strobach, Alte Weide

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
14. JAHR APRIL 1937 HEFT 4

Skizze meines Lebens

Von Johann Wolff

(Diese autobiographische Skizze des großen Volkskunde- und Sprachforschers stellt das „Curriculum vitae" dar, das kirchlichen Vorschriften gemäß der ins Pfarramt Eintretende seinem Ordinationsakt beilegt und das im Archiv des Evangelischen Landeskonsistoriums A. B. aufbewahrt wird. Hier ist es zur „Summa vitae" geworden, denn Johann Wolff war, als er es niederschrieb, schon vom Tod gezeichnet, wenige Wochen später sank er, neunundvierzigjährig, ins Grab. Dieser Rechenschaftsbericht einer der großen Gestalten unserer Wissenschaftsgeschichte über ihr Leben verdient nicht nur um seines dokumentarischen Wertes willen der Vergessenheit des Aktenschrankes entrissen zu werden. Durch seine verhaltene Form hindurch spürt man den sittlichen Ernst, die kaum gebändigte (fast möchte man sagen: unsächsische) Leidenschaftlichkeit, das schlechtweg schillerische Pathos der Lebenshaltung eines Mannes, der Gelehrter, Schriftsteller und Lehrer, völkischer Mahner und Führer zugleich war und dessen irdischer Lebensweg nach einem Wort Friedrich Teutschs eine erschütternde, die sinnbildliche Tragödie des deutschen Gelehrten auf vorgeschobenem Posten war, der sein Leben dem Werk zum Opfer bringt. — Diese Einleitungsworte wären überflüssig, wäre unser geschichtsmüdes Volk nicht dabei, auch diesen Mann der Vergessenheit zu überlassen. Wieviele unter uns sind sich dessen bewußt, daß etwa Wolffs „Unser Haus und Hof" ebenso zu unserer klassischen, immer wieder hervorgeholten Prosa gehören müßte, wie Jakob Grimms, Görres', Riehls Schriften zu der des größeren deutschen Volkes? Hinreißender ist bei uns niemals Volkskunde geschrieben worden. H. Krasser)

Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld,
weil man sich nie ganz genug getan. Goethe

Ein Lebensgang, der äußerlich so einfach und ohne spannenden Wechsel verlaufen ist wie der meine und aus der abgelegenen Niederung kaum einmal zu merkbarer Höhe steigt, ist mit ein paar Strichen zu Ende gezeichnet. Der Zweck, zu dem ich diese Skizze schreiben muß, gestattet mir wohl auch die Erfahrungen meines inneren Lebens heranzuziehen und dadurch dem Grundriß des äußeren Lebens ein bißchen Farbe und Fülle zu geben. Weil aber bei solcher Selbstschau nur zu gern die Eigenliebe Nahrung sucht, wird Beschränkung zur Pflicht.

I.

Geboren am 12. Januar 1844 zu Malmkrog, einem armen, grundherrlichen Dorfe, habe ich den Frohndienst des Elternhauses noch mit eigenen Augen gesehen und seine Bitterkeit auch an mir erfahren. Noch sehe und höre ich, wie der Büttel vom Herrenhof spät abends ans Fenster schlug und gebot, daß der Vater vor Sonnenaufgang zum Mähen komme auf die Gemeinwiese. Auf die Gemeinwiese, die in noch nicht vergessener Zeit zu einer Herrenwiese geworden, nicht durch der Gemeinde, sondern der Stuhls- und Nationsobrigkeit Verschulden, gerade so wie einst aus dem Freidorf ein Herrendorf geworden war. Und mir ist's, als sähe ich es heute noch, wie die Mutter weinte und in ihrer stillen Weise klagte, daß sie eine so große Last auf sich genommen hätten. Wohl war es der schönste Hof im Dorfe, auf dem sie saßen, aber auch der „schwerste". Sie hatten ihn und seinen Erbgrund im Felde gleich nach ihrer Hochzeit von einem alternden Ehepaar mit der Pflicht übernommen: des Hofes Lasten von nun an selber zu tragen, die beiden Alten zeitlebens mit allem und jedem auszuhalten und ihre Tochter mit einem Sümmchen Geldes abzufinden. Lange hat fremder Leute Bosheit und Willkür versucht, ihnen jede einzelne dieser Pflichten zu verbittern, um sie vom Hofe zu drängen und sie nach dem Befreiungsjahre sogar auf einen kostspieligen Prozeßweg geführt, doch sie haben es getragen als eine Schickung Gottes und ihr starkes Gottvertrauen hat ihnen geholfen.

Der Vater, ein kräftiger, ernster und durch und durch biederer Mann, kannte keine Müdigkeit und begehrte außer dem Sonntage keine Rast, Sommers auch bei Nacht nicht. Und darin wetteiferte mit ihm die stille, wirtschaftliche Mutter, eine Frau so sinnig und zartfühlend, wie selten eine andere ihres Standes. Was ich an Arbeitslust, an Tiefe des Empfindens und ausharrender Geduld in mir trage, ich danke es meinen Eltern.

Die heiße Zeit, die uns das Joch der Dienstbarkeit abnehmen sollte, ist mit lebhaften Farben in der kindlichen Erinnerung haften geblieben. Als wir aus dem Waldesdunkel, wo wir Kinder unsere Zuflucht gefunden hatten, zurückkehrten zum Vater und er uns nach dem Herrenhof wies, der in Trümmern lag, da soll ich in die Hände geschlagen und gerufen haben: „Freu dich, Mutter! Nun kommt der

Gebieter uns nicht mehr ans Fenster!" Als der Sturm vorüber war, gab man mich in die Schule, ehe ich noch das nötige Alter erreicht hatte. Der Herr Kantor in der kleinen, lichtarmen bohlenen Schulstube war mir der größte Mann des Dorfes und das allein seines eigenen Hauses wegen, das seit der Zerstörung der Herrengebäude außer unserer Kirche und der Apafykapelle am Friedhof das einzige Steinhaus in der Gemeinde war.

Mit der neuen Zeit begann auch bei uns ein neues Leben und der Vater stand ihm lange Zeit als Kirchenvater, Wortmann und Hann sehr nahe und mit ihm und durch ihn bekam ich davon mehr zu schauen als andere Knaben meines Alters. Am Abend lauschte ich am Herdfeuer den Erzählungen des Vaters und der Nachbarn von ihren beschwerlichen und nicht selten recht abenteuerlichen Herrenreisen bis nach Weißenburg hinab und bis zur Diemrich. Zu anderen Zeiten horchte ich vom hohen Federbett herab auf die Beratungen der ernsten Männer, wie sie es machen sollten mit dem neuen Pfarrer und wen sie zum Schulmeister wählen, wie sie die große Schule und das stattliche neue Pfarrhaus bauen sollten. Viel ward dabei auch gesprochen vom Empfang all der Herren, die nun kämen, die Kirchenherren (Mätz, Müller) und die kaiserlichen Herren mit den goldenen Gallern. Und ein andermal wieder, am geschworenen Montag, schlug der Borger ans Herdeck und der Hirtenwein ward fröhlich vertrunken, für die Bußgelder aber wollten sie dem neuen Lehrer eine Wandkarte kaufen — das alles zieht mit unverblichenem Zauber noch heute durch meine Erinnerung. An jener selben Wandkarte sollte ich selber etwas später meine erste Feuerprobe bestehen, indem ich den Fremden, die in unsere Schule gekommen waren, die Gewässer, Länder und Städte, die auf einer Wasserreise von Malmkrog bis London mir begegneten, mit Namen nennen mußte. Nachher haben auch andere diese Aufgabe an derselben Karte aufs schönste gelöst, einmal auch in Gegenwart eines Engländers. Der treffliche Rektor hat jene Stelle in Boners[1] Buch, die seine Schule rühmt, auswendig gelernt und sie seinen Stolz und seine Ehre genannt.

Damit ich es einmal besser habe, als er es gehabt, gab mich der Vater in meinem zehnten Jahre auf die Schäßburger Schule. Der Gute,

[1] Charles Boner, ein englischer Schriftsteller, der Siebenbürgen bereiste und seine Reiseeindrücke veröffentlichte. Deutsche Ausgabe: „Siebenbürgen. Land und Leute." (1862).

er wußte nicht, daß es auch eine viel schwerere Dienstbarkeit und Untertänigkeit gibt, als die er getragen hatte! — Nach anderthalb Jahren kam ich aus der Elementarschule ins Gymnasium. Man trieb uns scharf ins Lernen hinein, und ich glaube nicht träge gewesen zu sein, brauchte aber trotzdem 4 Jahre für die beiden unteren Klassen. Aus der zweiten Klasse sollte ich schon nach dem ersten Jahre versetzt werden, da aber mein Vordermann auf Wunsch seines Vaters die Klasse „wiederholen" mußte, mußte auch ich es tun! Möglich, daß es mir an den nötigen natürlichen Anlagen gebrach; jedenfalls war bisher wenig geschehen, sie zu wecken. Das kleinbürgerliche Haus, in dem ich mit zwei walachischen Knaben meines Dorfes Quartier hatte, kümmerte sich wenig um den vereinsamten Jungen; und in der Schule, da mag man ihn zu spröde gefunden haben, man achtete wenig auf ihn. Der notdürftige Unterhalt, der von Hause aus immer auf eine ganze Woche besorgt ward, die unmodische Kleidung vom Jahrmarktsschneider und die „dörperliche" Unbeholfenheit ließen mich nicht warm werden im städtischen Leben und bei den „herrischen" Kindern. So ward ich auf mich selber, auf mein inneres Leben gewiesen, und ganz habe ich das befangene Wesen, das damals in mich einzog, niemals überwunden.

Erst der Winter des zweiten Sekundanerjahres brachte merklichen Wandel. Ich danke ihn vornehmlich Gruber[1] geschichtlichen Charakterbildern, einem Wandertheater, für das ich unermüdlich Theaterzettel um Einlaßkarten schrieb, und nicht zum wenigsten auch erlittenem Unrecht. Grubes Buch gab mir hohe Gestalten, mit denen auch ich vertraut umgehen durfte, und sie erfaßten meine ganze Seele und begleiteten mich mit dem Buche all überallhin, auch daheim ins Heumachen und zur Viehhut. Bis zur Quarta war das mein einziges Buch, das ich wirklich liebte; hier nun eroberte mich Schiller und ließ mich nicht eher los, als bis ich seine Jugenddramen auswendig kannte. Von dorther und überhaupt aus der fast ausschließlichen Beschäftigung mit Schiller hat meine Rede- und Schreibweise einen pathetischen, gespreizten Zug bekommen. In der Secunda war's, um auf den Wandel in mir zurück zu kommen, wo eine an sich harmlose, aber für ein empfindsames Kindergemüt beißend bittere Rechtsverkürzung, mir von zwei verschiedenen Lehrern fast gleichzeitig an-

[1] August Wilhelm Grube „Charakterbilder aus der Geschichte und Sage" (1852).

getan, mein schlummerndes Selbstgefühl weckte und damit das gute Erbteil meines Vaters: sein tapferes Streben. Nun wußte ich, daß ich ein Recht habe auf die erste Stelle in der Klasse und daß ich dazu die Kraft besäße, und ich war entschlossen sie zu brauchen. Aber es wäre doch wohl nur ein trotziger Vorsatz geblieben, wenn er nicht geläutert und nachhaltig genährt worden wäre durch die aufmunternde Teilnahme meiner Lehrer und zwar schon in Tertia von Ludwig Fabritius und Johann Teutsch und nachher in Quinta und Sexta insbesondere durch Georg Schuller, der, auch eines Bauers Sohn, mich durch seine, wie ich meinte, aus herzlicher Sympathie kommende Behandlung nahezu verwöhnte.

Wenn ich mich nicht bis zum Ende meines Schullebens auf der in einer tüchtigen Klasse einmal erzwungenen Höhe erhielt und mir die erste Stelle entreißen ließ, so ist das ganz allein meine Schuld nicht. Je höher ich stieg, desto schwerer empfand ich die Armlichkeit der Verhältnisse als eine Knechtung an Leib und Seele. Tag für Tag, wochen-, manchmal monatelang nur, oder fast nur von trockenem Brote leben, und für alles, was Schule und Leben begehrten, nicht mehr als ein oder zwei Papier- oder Silbersechserl von einem Donnerstag zum anderen zu haben — es beengte und hemmte über die Maßen. Zum guten Glück hatte mich die Natur freundlich auch mit einem Körnchen von jenem leichten Sinne begabt, ohne den unter Menschen zu leben zur Qual wird. Von meinem Schiller war ein Funken seines Geistes auch in meine Seele gefallen, und in idealgesinnter Lehrer Pflege stark genug geworden, um mich zu bewahren vor dem stark nüchternen Gebahren und nachher vor der burschikosen Laxheit, die mir zeitweilig auch aus der eigenen Klasse drohten. So kam es, daß man im Coetus Gefallen an mir fand und mich früher als irgendeinen anderen meiner Mitschüler an Coetusunternehmungen teilnehmen ließ und mir gleich nach meinem Eintritt in die Quinta ein Ehrenamt, ein sehr verfängliches, übertrug. Wir gefielen uns in der Nachahmung studentischen Wesens, und Irrungen und Verwirrungen blieben nicht aus. Wohl ward dadurch die Zeit zu ernster Schularbeit manchmal stark knapp, aber ernstlichen Schaden hat dabei keiner genommen. Die landesbekannte strenge Zucht jener Anstalt ließ dem Freiheitssinn der Jugend nicht allzuengen Spielraum, sie stellte neben die Gesetzlichkeit das Selfgovernement. Sie konnte es tun, weil sie ihrer Arbeit an uns, dem in uns

lebenden Sinn fürs Rechte, unserer Ehrfurcht vor Schule und Lehrer trauen konnte.

Schlimmer wars — auch weil die Ehrlichkeit dabei litt — daß mich der wachsende Ehrgeiz und wohl auch das Verlangen nach einem „schönen Gedichtbuch" Gefallen daran finden ließ, schwächeren Schülern benachbarter Klassen die deutschen und lateinischen Arbeiten zu liefern und ihnen gute Unterschriften zu erwerben. Das nötigte mich nun freilich zu energischer Arbeit, raubte aber den eigenen Aufgaben zu viel und nicht selten die beste Zeit. Als nun die Bedürfnisse mich einmal, in Sexta, auch zur Übernahme einer sogenannten Privatstunde trieben, da war eine übernatürliche Anspannung der Kräfte unvermeidlich und ich erlag. Der gestörte Unterhalt steigerte das leibliche Übel, und seit dem Frühjahr meines Septimanerjahres bin ich mein Magenleiden nicht mehr frei geworden. Denn auch die Ferien brachten mir nicht, was ich dringend bedurfte: Ruhe und Erholung. Die rastlose Arbeit der Eltern wollte und konnte mich, der ich nach bäuerlicher Vorstellung die meiste Zeit zu Schäßburg „im Schatten rastete", nicht „müßig liegen" lassen. Nichts, gar nichts wurde mir erlassen, nicht Ackern, Graben, Schneiden, Dreschen, Waldfahren, Vieh- und Herdenhüten in Regenwetter und stürmischen Herbstnächten und daneben auchs Predigen auf der Dorfkanzel nicht. Dabei wuchs mir aber auch jedes Plätzchen auf der wechselreichen, anmutigen Markung ans Herz, und wie holde Bilder aus einem schöneren, freieren Leben schweben sie heute vor meiner Seele. Wußte ich doch zur Rastzeit am Mittag und abends vorm Heimgehen nichts lieberes, als mich in das Leben in Wald und Feld zu versenken und der Bauern Sinnen und Denken in allen seinen Gestalten zu erfassen. Damals wohl ward der Sinn für das Lokale und Individuelle und die Freude an der stillen und starken Kraft der das Bauernleben beherrschenden Überlieferung in mir geweckt, damals auch die unauslöschliche Liebe zum heimatlichen Boden. Das mag der Grund sein, warum mir nachher unter allen meinen vielspältigen Studien die agrarhistorischen und onomatopologischen die liebsten wurden.

Im Juli 1865 bestand ich die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung. Der Pfad zu diesem Ziele war rauh und oft auch dornig gewesen, aber es lag der Sonnenschein der Jugend darauf. Und wer ihn gegangen mit offenem Herzen, fühlte sich reich auch in der Armut und hatte für Freuden ohne Ende zu danken. Dankbar mußte ich

sein vor allem auch dem guten Geschicke, das mich gerade zu dieser Zeit an jene Schule gebracht hatte. Es ruhte die Weihe eines großen Geistes auf dem Schäßburger Gymnasium. Das hob auch die Herzen der auf jener lichten Höhe sich tummelnden Jugend, gab ihr Kraft, Maß und Tiefe und ihrem Geiste den Gedanken der Größe. Unter allen, die da lehrten, war keiner, der um des Lohnes willen gearbeitet, keiner, der nicht ein wirklich hervorragender oder doch wenigstens in hohem Grade anregender Meister gewesen sei. Die wußten, daß es nicht bloß Wissen sei, was die Schule zu geben habe, daß vielmehr aller Erwerb von Kenntnissen zum letzten Ziele habe die Bildung und Veredelung des Gemütes. Und weil sie unser Herz hatten, hatten sie auch unsere Köpfe. Es ist allzeit mein Stolz gewesen, jene Lehrer meine Lehrer heißen zu dürfen und von ihnen auch nachher ihrer freundlichen Teilnahme, ja von manchem auch seiner Freundschaft gewürdigt worden zu sein. Und wenn ich als Lehrer etwas wert gewesen bin, ich danke es nicht zum wenigsten ihrem Vorbilde. „Ein großes Muster weckt Nacheiferung und gibt dem Urteil höhere Gesetze." (Schiller.)

II.

So stand ich denn vor der Frage: was anfangen? was werden? Schon nach Schäßburg hatte ich mir öfters die Rückkehr erweinen und ertrotzen müssen, und ich hatte gedarbt durch elf und ein halbes Jahr, hatte frühe die Mutter, die so liebevoll fürs tägliche Brot gesorgt, verloren, war krank gelegen ohne zu klagen und ohne je einen Arzt zu begehren, hatte gearbeitet oft bis in den Morgen hinein, wo die Glocke zu neuer Arbeit in der Schule rief und hatte ausgehalten. Nun sollte doch alles umsonst gewesen sein! Denn umsonst, meinte ich, sei es gewesen, wenn ich nicht zur Hochschule ziehen könnte. Daß einmal ein Bauernsohn von der Edelerde und aus dem armen Malmkrog und daß gerade sein Sohn zur Höhe eines akademischen Pfarrers emporsteige, das war auch des Vaters stiller Herzenswunsch, aber wie es machen, da wußte er keinen Rat. Und ich — ich suchte in härtester Bauernarbeit meine Sorgen zu betäuben, meine Angst zu dämpfen.

Im Oktober 1865 zog ich mit einem kleinen Darlehen in der Hand nach Wien. Dort hoffte ich durch Nebenbeschäftigungen die Mittel zum Leben mir zu erwerben. Wäre ich Katholik gewesen, ich hätte

mir durch die Vermittlung eines kaiserlichen Hofarztes, den ich von Schäßburg aus kannte, ein reiches Einkommen verdient. Zum Glück war ich es nicht und so kam ich denn auch viel früher, als es sonst geschehen wäre, aus der bestrickenden Phäakenstadt weg. Daß ich aber ein Semester lang auch in ihr gewesen bin und die Fülle ihres Lebens geschmeckt habe, hat mir niemals leid getan. Wochenlang habe ich mich Tag für Tag durch all die Gassen, Straßen und Plätze, durch all die Kirchen, Museen, Vergnügungssäle und Theater getrieben und habe sie erschöpfen wollen, diese zaubervolle chaotische Welt. Ein Abend im Burgtheater war hundertfacher Ersatz für alle sonstige Entbehrung. In die Hörsäle der theologischen Fakultät und der Universität trat ich mit hochgespannter Erwartung. Was ich fand, wirkte zunächst wie ein kaltes Sturzbad. Ich war mit der naiven Vorstellung gekommen, die Universitätsprofessoren müßten meine Gymnasiallehrer mindestens um Kopfeslänge überragen, und fand nun, daß mancher um Kopfeslänge kleiner sei. In den Universitätssälen nahm ich Anstoß an dem mir geradezu plebejisch erscheinenden Treiben der kunterbunten, meist krummnasigen Studentenschaft, auf der theologischen Fakultät war mir alles zu klein, zu dürftig und zu wenig deutsch und zu viel tschechisch und slowakisch. Als die Vorlesungen begannen, und ich die hiesigen Vorträge zu vergleichen begann mit denen in unserer Oktava zu Schäßburg, da war ich auch entschlossen, hier nicht zu bleiben. Der würdige Roßkoff zog uns durch seine vornehme und doch auch überaus freundliche Haltung an; an dem guten Otto aber mit seinem falschen Pathos und seiner Ruhmredigkeit, an dem grämlichen Vogel mit seinen schulmeisterlichen Strafpredigten und an dem gutmütigen Szeberiny mit seinem Dilettantismus fanden wir keinerlei Gefallen. Am Schlusse des Semesters erhielt ich für ein gutes Kolloquium und eine wohlaufgenommene schriftliche Arbeit von der Fakultät fünfzig Gulden und am dritten Tage darauf war ich schon in Salzburg, zwei Tage später in München und nach drei Tagen in Ulm. Das Land der Hohenstaufen, die Heimat Schillers und Uhlands, die Hochschule Baurs[1] und Strauß'[2] hatten es mir schon auf dem Gymnasium angetan.

[1] Ferdinand Christian Baur (1792—1860): Haupt der Tübinger Schule der protestantischen Theologie.

[2] David Friedrich Strauß (1806—74), der radikal-theologische Verfasser von „Das Leben Jesu" und „Der alte und der neue Glaube".

Unter den Professoren derjenigen Fakultäten der Tübinger Hochschule, an die ich gewiesen war, befand sich damals keiner, den man zu den leitenden, bahnbrechenden Meistern hätte zählen können, keiner, dessen Rede gezündet, dessen Forschungen weite Kreise mit sich fortgerissen hätten. Und doch war es mir eine wirkliche alma mater, was ich hier fand. War es die immense Gelehrsamkeit, war es die ernste Würde dieser Männer, war es die ganze Atmosphäre, in der ich mich bewegte: diese Studentenschaft mit der schwäbischen Gründlichkeit und Gediegenheit eines gefestigten Wissens und der schwäbischen Gemütstiefe und idealen Gesinnung, das ganze Land mit seiner friedlichen Anmut, mit seinen Burgen auf allen Höhen und der großartigen Fülle geschichtlicher Erinnerungen — eines wirkte ins andere und nahm Herz und Geist gefangen. Es war eine schöne, glückliche und gesegnete Zeit, die ich dort anderthalb Jahre genießen durfte.

Die theologische Fakultät stand damals im Zeichen der Vermittlungstheologie, mit einem kräftigen liberalen Anhauch in den kirchenhistorischen Vorlesungen Weizsäckers, mit mannigfachen Zugeständnissen an die freie Richtung in den alttestamentlichen Kollegien des ehrwürdigen Öhler und in den homiletisch-exegetischen und pädagogischen Vorträgen des indifferent die großen Streitfragen umgehenden oder verhüllenden Palmer. Ich ward mißtrauisch gegen die Gelehrsamkeit, die nicht alles sagte, was die wissenschaftliche Forschung gewonnen hatte und sich damit abmühte, die gläubige Betrachtung der Bibel und der kirchlichen Dogmen in Einklang zu bringen mit der historisch-kritischen Untersuchung derselben. Man hatte mir am Gymnasium zu viel gesagt von der mächtigen Bewegung, die Baur und Strauß hervorgerufen hatten, und wie überall, so war ich auch hier von dem Starken, Wirkungsvollen zu nachhaltig angezogen worden, um mich wohlfühlen zu können auf den vermeintlichen Zwischenstationen von der alten zur neuen Observanz.

In den Vorlesungen war ich ein fleißiger und aufmerksamer Hörer, daheim ein eifriger Leser freisinniger theologischer Schriften; das brachte mich in heftige Konflikte mit mir selber, dem in Aussicht genommenen Beruf und den zahlreichen, vornehmlich durch den orthodox-pietistisch gerichteten Professor Beck angezogenen norddeutschen Studenten. Nur um mit diesen auf ihrem eigenen Felde streiten zu können, besuchte ich eine exegetische Vorlesung auch bei Beck. Als er aber immer aufs neue und immer kräftiger auf uns

grundbösen Weltkinder, die wir im Sündenpfuhl wateten, dreinschlug und der Sommer gar so schön in den schwülen Saal hineinschaute, da blieb ich wohlgemut draußen. Es hätte nicht eben der Todfeind aller Muckerei und geistlichen Hochmuts, Fr. Vischer, hieher zu kommen gebraucht, um mich des einen gewiß zu machen: daß eine Theologie, die Pfarrers- und Professorentöchtern sogar ein harmloses Tänzchen verwehre, zum mindesten für die lebensfrohe Jugend die rechte Religion nicht sein könne.

Die freundlichen Empfehlungen eines meiner Schäßburger Lehrer führten mich in das Haus des Germanisten Adalbert von Keller ein. Da ward ich wieder ein Schüler mit täglichen, mündlich oder schriftlich zu lösenden Aufgaben, mit Meditieren, Präparieren und Repetieren. Bald fühlte ich mich in dem sehr einfachen, aber äußerst sauberen und pedantisch geordneten Studierzimmer Kellers, wo er zumeist mit mir allein seine Vorlesungen hielt, so wohl und frei wie daheim und die drei große Zimmer füllende Bibliothek hat mir durch ein ganzes Jahr Tag für Tag mindestens eine Stunde lang Unterhaltung und Belehrung geboten. Kellers Vortrag war kühl, fast kalt, aber fließend und klar, abhold jeder Phrase und jedem Umschweif; seine Arbeiten waren durchweg gründlich, exakt und auch im Allerkleinsten pedantisch genau. So wollte er auch seine Schüler haben. Da bekam ich denn auch zum mindesten eine Vorstellung davon, was literarische Zuchtlosigkeit und strengwissenschaftliche Methode sei. Und namentlich aus den sehr eingehenden, auf Sprache, Metrik, Geschichte, Mythologie und Kostüm- und Handschriftenkunde sich erstreckenden Nibelungenstudien lernte ich den Reiz kennen, der den Arbeiten systematischer Gelehrsamkeit entströmt. In dem zu Beginn meines dritten Tübinger Semesters errichteten königlichen Seminars für deutsche Sprache und Literatur lernte ich mich mit anderen Teilnehmern messen.

Mit lebhaftem Interesse folgte ich den Vorlesungen Sigwarts über Psychologie und metaphysische Fragen und mehr noch zog mich durch die Tiefe seiner Auffassung und die Feinheit seiner Kombinationen und namentlich auch durch seine ungemein herzliche, fast rührende Teilnahme für meine Person der biedere Köstlin in seinen ästhetischen Vorträgen an. Als aber der große Ästhetiker Fr. Vischer, aus Zürich in die Heimat zurückberufen, unter uns trat, da war's uns, als müsse sich alles vor dieser Sonne neigen. Und wer ihn ein-

mal vom Katheder herab hat sprechen gehört und gar den Erdgeist im Faust hat beschwören gehört, der vergißt den kleinen, breitschulterigen Mann mit dem Feuerauge unter der mächtigen Stirn zeitlebens nicht und wundert sich nicht, daß ihm nicht allein die Menschengeister gehorchen und der Zufall Wunder tut für ihn. Die strömende Gedankenfülle, tiefgefaßt, glänzend geformt, meisterhaft gegliedert, die hinreißende Beredsamkeit, zumal wo es galt, das Große in Menschen und Völkern hoch aufzurichten vor seinen Hörern und zu zeugen für des deutschen Volkes Pflicht und Recht und für seine Ehre — es war das ein Zauber, eine Geistesmacht, die alt und jung, Studenten, Professoren, Kirchen- und Staatsmänner bezwang. Und dem Siebenbürger hat selten das Herz höher geschlagen und selten ist er so stolz gewesen auf seine Abkunft, auf sein Volk, wie beim Lobspruch dieses Mannes auf die Siebenbürger Sachsen: Die besten Deutschen lebten in der Fremde, in nichtdeutschen Landen und die besten unter diesen seien die Siebenbürger; so wie seine Freunde in der Tübinger Studentenzeit — er nannte auch mehrere meiner Schäßburger Lehrer mit Namen — habe er noch niemanden sein Volks- und Vaterlandslied singen gehört. Wäre er früher nach Tübingen gekommen und wäre seine Tätigkeit nicht so eingeschränkt worden, wie es der verstimmten Theologen wegen geschah, meine wissenschaftlichen Neigungen hätten eine andere, hätten seine Richtung bekommen.

Am Schlusse des Sommersemesters 1867 verließ ich Tübingen. Ich hatte auf zahlreichen Fußreisen mit wenig Geld einen Teil Süddeutschlands und der Schweiz — bis hinauf zum St. Gotthard — meistens auf dem Felde oder in Handwerksherbergen übernachtend zu Fuß durchwandert, hatte das Studentenleben mit seinem ganzen Zauber auf mich wirken lassen, hatte Herzensfreundschaften fürs Leben geschlossen, hatte studiert und gebummelt, in der Tübinger Chronik Verse, melancholische, misanthropische und feuchtfröhliche Einfälle drucken lassen, hatte wissenschaftliche Aufsätze fürs Seminar geliefert und mir damit beinahe ein hübsches Staatsprämium in Kronenthalern verdient. Als ich mich von Prof. Keller verabschiedete, sah ich zum erstenmal, daß der sonst so zurückhaltende, ernst ruhige Mann weich ward, er drückte mir, was er noch nie getan, die Hand und sagte: „Wären Sie geblieben, das königliche Staatsministerium zu Stuttgart hätte Ihnen zu Beginn des neuen Se-

mesters für Ihre Leistungen im Seminare einen namhaften Betrag in Gold oder Silber durch unsern Quästor auszahlen lassen. Grüßen Sie mir meinen Kollegen Zarncke in Leipzig." Ich ging, — denn im Schwabenland darf man sein Wort nicht zurücknehmen und ich hatte es ja schon vor Jahresfrist so leichthin in einer mir herzlich zugetanen Gymnasiallehrerfamilie gesprochen. Ich ging, um nun auch das mittlere und nördliche Deutschland kennen zu lernen und das reichere Leben einer großen Stadt. (Schluß folgt)

Rasse und Sprache in ihrer Bedeutung für das Volkstum

Von Bernhard Capesius

Was als „Rassenkunde" für das deutsche Denken heute so wichtig geworden ist, umfaßt eigentlich drei verschiedene Gebiete, die einander freilich gegenseitig stark beeinflussen. Das erste ist die beschreibende Bestandesaufnahme der als Rassenmerkmale zu wertenden Eigenschaften einer bestimmten Bevölkerung. Dies ist eine „Wissenschaft", die mit genau bestimmten Mitteln und Methoden eine Reihe von eindeutigen Erkenntnissen ergibt oder zum mindesten ergeben kann. Das zweite Gebiet ist eine Erörterung darüber, wie denn in geschichtlicher Betrachtung dieser oben ermittelte gegenwärtige Zustand zu erklären sei, es ist also eine auf mehr oder minder sicheren Annahmen beruhende Lehre, die einwandfrei weder bewiesen worden ist noch werden kann. Das dritte Gebiet bildet eine volkserzieherische Forderung im Hinblick auf die Zukunft eines bestimmten Volkes, z. B. des deutschen, verbunden mit einer bestimmten Voraussage für das Schicksal dieses Volkes, ja ganz Europas.

Die wissenschaftlich gesicherten Erkenntnisse bilden nur ein schmales Gebiet zwischen dem weiten Reich geschichtlicher Konstruktionen und dem großen Zukunftsbild einer auf Jahrhunderte eingestellten starken Willensrichtung. Und auch die Gruppierung der gewonnenen wissenschaftlichen Einzelerkenntnisse ist für das deutsche Volk nicht einheitlich. Nur so viel wird von allen Berufenen übereinstimmend ausgesagt, daß das deutsche Volk keine einheitliche Rasse, sondern ein Rassengemisch aus vier bis sechs Rassen darstelle. Schwierigkeiten ergeben sich bei dieser

Bestandesaufnahme ferner daraus, daß als mindestens ebenso wichtig wie die unmittelbar festzustellenden körperlichen Merkmale die viel schwerer erfaßbaren seelischen Eigenschaften betrachtet werden. Dazu kommt, daß zum Begriff der „Rasse" die Erblichkeit der betreffenden Merkmale gehört, deren Vorhandensein sich aber ebensowenig unbedingt nachweisen, sondern nur vermuten und erschließen läßt.

Es ist ja überhaupt keineswegs nur von jenen landläufigen Vorstellungen die Rede, die man mit dem Wort „Rasse" verbindet, als da sind lange Schädel oder schief liegende Augen, sondern von einem sehr verwickelten Begriffsganzen. „Rasse ist jene innere Stetigkeitskomponente im Leben des Volksganzen und des einzelnen Volksgenossen, die sie zur Gemeinschaft, zur Einheit des Zieles, des Lebenswillens und der Sinnrichtung fügt und ordnet" sagt z. B. Ernst Krieck, der hervorstechendste Philosoph des Nationalsozialismus.

Aus alledem ergibt sich, daß die Rassenlehre heute viel eher die Form einer „Religion" oder einer „Ethik" hat als die einer Wissenschaft. „Erkennen ist viel, der Wille aber alles" (Erich Murr). So hat auch diese Lehre ihre verstandesmäßig erklärbaren und begreifbaren Grundsätze, aber ihr Wertgehalt wird auf gefühlsbedingter Ebene entschieden. Daher schleicht sich unwillkürlich auch bereits in die beschreibende Bestandesaufnahme eine eigenbedingte Wertung ein. (Man vergleiche nur die Stellen bei Günther, an denen er das Wesen der nordischen Rasse schildert, mit denen etwa, die sich auf die ostische beziehen!) Und aus solchen Gefühls- und Willensgründen heraus erscheint die Pflege der Rasse heute als das wichtigste Mittel zur Erhaltung des Volkstums, ja sogar manchmal fast als Selbstzweck.

Und doch muß festgehalten werden, daß der Sprache auch heute noch zum mindesten die gleiche Bedeutung für das Volkstum zukommt. Dabei ist es freilich jene vertiefte Auffassung vom Wesen der Sprache, die von einer bloß beschreibenden oder bestenfalls geschichtlichen Betrachtung auch zu einer volkserziehenden und lebengestaltenden Forderung vorgeschritten ist. In seinem Buch „Mutter Sprache" hat gerade in den letzten Jahren Schmidt-Rohr aufs eindringlichste von der Sprache als wichtigster „Bildnerin der Völker" geredet und sich dabei auch gegen den „Rassenwahn" gewendet. Diese Gegensätzlichkeit reizt zum Versuch, die Bedeutung von Rasse und Sprache für die Bildung und Erhaltung eines Volkstums einmal gegen einander abzugrenzen, zumal da sie sich in den verschiedensten Darstellungen fast unentwirr-

bar miteinander verflechten oder sich gegenseitig überkreuzen. Dabei ist freilich eine Beschränkung auf den rein anthropologischen Begriff „Rasse", wie ihn Günther verwendet, notwendig, soll man nicht ins Uferlose geraten.

Da ergibt sich nun, daß für die beschreibende Bestandesaufnahme der gegenwärtigen Verhältnisse die Sprache als selbstverständliches grundlegendes Kennzeichen des Volkstums erscheint. Günther behandelt in seinen Untersuchungen zur Rassenkunde des deutschen Volkes das deutschsprachige Volkstum innerhalb Europas, und geht dabei von diesem als von etwas Gegebenem aus. Es ist ja auch nicht anders möglich! Denn die rassische Zusammensetzung ergibt ein ganz uneinheitliches Bild dieses Volkstums, andererseits sind die Staatsgrenzen quer durch Sprachgrenzen gezogen, und so bleibt ausschlaggebend für den Begriff „deutsches Volkstum" doch nur die sprachliche Zusammengehörigkeit. Freilich ergibt sich dann bei der Untersuchung der Rassenmerkmale eben dieser deutschsprachigen Bevölkerung eine gewisse Auslese dessen, was nun auch rassisch als „deusch" bezeichnet werden kann, wobei aber die Vorstellung von einer „deutschen Rasse" als solcher sowohl für die Gegenwart, als auch etwa als Züchtungsmöglichkeit für die Zukunft scharf abgelehnt wird. Alles was ausschließlich oder vorwiegend nordische, westische, dinarische, ostische, ostbaltische oder fälische Rassenmerkmale trägt, darf und muß zum deutschen Volkstum gezählt werden, sofern es deutschsprachig ist.

Nur als Randgebiet erscheint unter den deutschsprachigen Menschen eine Gruppe, die auf Grund rassischer Merkmale nicht zum deutschen Volkstum gehört: das sind die Juden. Sie haben vorwiegend orientalische und vorderasiatische Rassenmerkmale, die sich sonst unter Deutschen nicht finden. Selbstverständlich wird auch ein Neger, der etwa in Deutschland geboren und aufgewachsen ist und Deutsch als Muttersprache spricht, aus rassischen Gründen vom „Volkstum" ausgeschlossen, und darin denken die Deutschen eben anders als die Franzosen. Aber das sind doch nur Grenzfälle, während für den allgemeinen Begriff „Volkstum" doch die Sprache ausschlaggebend bleibt. Daß sich dabei sowohl für die naive als auch für die wissenschaftliche Betrachtung die Versuchung einer Wertung ergibt und man einen nordischen Menschen als „deutscher" empfindet als etwa einen ostischen — das hängt mit jenen obenerwähnten unterbewußten Einflüssen zusammen, die sich bei der Rassenlehre geltend machen.

Stärker wirksam werden diese Einflüsse, wenn man sich der geschichtlichen Betrachtung zuwendet. Aber ebensosehr zeigt sich auch hier die enge Verknüpfung von Rasse und Sprache bei der „Erklärung" der gegenwärtigen Verhältnisse. Denn die geschichtliche Betrachtung kann nicht umhin, erstens die angenommene ursprüngliche einheitliche (nordische) Rasse auch als einheitliche Sprachgemeinschaft (indogermanische) vorauszusetzen, zweitens die sprachliche Aufspaltung der einheitlichen Indogermanen sowohl wie auch der Germanen und schließlich der Deutschen in ihre Mundarten durch Rassenmischung zu erklären. Dabei ergibt sich die Annahme, daß während der indogermanischen Eroberungszüge die nordische Herrenrasse den Unterworfenen ihre Sprache aufgezwungen habe, wobei sie freilich jeweils stark durch die Mischung mit diesen Völkern gewandelt wurde, daß während der germanischen Eroberung aber die Sprache der Unterworfenen herrschend geblieben und nur von der der Eroberer jeweils beeinflußt worden sei. (Aufspaltung des Vulgärlateins in die verschiedenen romanischen Tochtersprachen.) In beiden Fällen handelt es sich um Annahmen, die sowohl der rassischen als auch der sprachlichen Mischung für die *Bildung* gesonderter Volkstümer gleiche Bedeutung zuschreiben, wobei oft genug der zeitliche und stärkemäßige Vorrang der einen vor der anderen volksbildenden Kraft im unklaren bleibt.

Der *Verfall* eines Volkstums wird fast ausschließlich auf rassischen Verfall — und zwar Aussterben der nordischen Führerschicht — zurückgeführt, wobei sich auch die Ausbreitung der Weltsprachen (Griechisch, Lateinisch) für die Völker, deren Muttersprache sie sind, keineswegs volkserhaltend auswirkt, dagegen andere Völker zu eigener sprachlicher Entwicklung nicht kommen läßt. Man kann z. B. nicht sagen, daß die Römer der Kaiserzeit ein „Volkstum" in unserem Sinn gewesen seien, trotzdem sie eine einheitliche Sprache sprachen. Hier drängt sich eben auch dem nicht rassenkundlich geschulten Betrachter die Verschiedenheit der Herkunft aller „Römer" zu sehr auf. Mit dem Begriff der „Entnordung" als Ursache des Verfalles tritt nun eine entschiedene *Wertung* in die geschichtliche Betrachtung ein. Alles, was über die Leistungen der nordischen Rasse vom frühesten Altertum an (Sumerer, Babylonier, Inder, Perser, Griechen) gesagt wird, entspringt einer Überzeugung, für die der wissenschaftliche Nachweis wohl auch erbracht worden ist und werden wird, die aber doch ihre stärkeren Wurzeln im Wollen hat als im Er-

kennen. Denn gleichzeitig mit dieser Betrachtung stellt sich auch die Forderung ein, die die Zukunft des deutschen Volkes an eine „Förderung und Pflege des nordrassischen Erbgutes" knüpft.

Hier nun, in der als „Ethik" gekennzeichneten Richtung der Rassenkunde, tritt am stärksten die Spannung zutage zwischen der Bedeutung, die man der Rasse, und der, die man der Sprache für die Erhaltung des Volkstums zuschreibt. Jene Bestrebungen der Rassepflege, Rassegesetzgebung und des Rasseschutzes, die weite Kreise des deutschen Volkes in ihrem Denken beherrschen, sind zweifellos stärkste Willensäußerungen der Volkstumserhaltung. Sie sind vom binnendeutschen Standpunkt auch durchaus gerechtfertigt. Denn eine Gefährdung des Volkstums, soweit es sich als Sprache offenbart, besteht dort nicht. Dagegen ist gewiß die Gefahr vorhanden, daß durch Aufnahme solchen Blutes, das den bisherigen Rassebestandteilen fremd ist, eine Veränderung des deutschen Wesens zu seinem Nachteil erfolgt, und noch viel mehr diejenige, daß sich krankhafte oder schwache Erbeigenschaften stärker vermehren, als es für die Gesundheit des Volksganzen zuträglich ist. Hier muß freilich die häufige Verwechselung von „Rassenpflege" und „Erbgesundheitspflege" beachtet werden. Die letztere bezieht sich auf die Erziehung eines erbgesunden Nachwuchses, ohne Rücksicht auf die Bevorzugung gewisser rassischer Merkmale. Die erstere aber, besonders wenn dabei die „nordische Rasse" im engeren Sinn ins Auge gefaßt wird, setzt sich Ziele, deren Erreichung wenn nicht ausgeschlossen, doch zum mindesten fraglich ist.

Es muß überhaupt auf die Gefahr hingewiesen werden, die in der starken Hochbewertung der nordischen Rasse liegt. Wenn auch in der Gesamtheit des deutschen Volkes nach Günther ungefähr 50 v. H. Erbmasse nordischen Blutes vorhanden sein dürfte, so sind doch kaum 8 v. H. der einzelnen deutschen Menschen wirklich als rein nordrassisch anzusprechen. Es wäre eine unverdiente Kränkung und könnte zu einer verhängnisvollen Spaltung führen, wenn man nun alle anderen Deutschen als minderwertig ansehen wollte, die weniger oder kein nordisches Erbgut in sich haben. Dieser „Rassendünkel" muß unbedingt abgelehnt werden, was auch von maßgebender Seite immer wieder geschieht. Wie man freilich trotzdem die erwähnte „Förderung des nordrassischen Blutes" durchführen will, ist eine der noch ungeklärten Fragen.



Josef Strobach, Der Meldeläufer

Ganz besonders verhängnisvoll kann sich aber dieser „Rassenwahn" in außendeutschen Gebieten auswirken. Denn fast überall, wo Deutsche im Ausland sitzen, wohnen sie unter Menschen, die zum Teil gleicher Rasse sind, wie sie selbst sind oder wie sie gern sein möchten. In nordischen und angelsächsischen Ländern mag es vom rassischen Standpunkt aus daher sogar erwünscht erscheinen, durch Mischehen mit nichtdeutschen Vertretern nordischer Rasse die eigene Nachkommenschaft „aufzunorden". Daß aber solche Nachkommen dem deutschen Volkstum verloren gehen müssen, das wird zu wenig beachtet. Dagegen muß für die Auslanddeutschen immer und immer wieder die hervorragende Bedeutung der Sprache als alleiniger Hüterin des Volkstums gegenüber den Umwohnenden betont werden. Nur insoweit kann auch hier der Rassegedanke schützend wirken, als er einmal den Deutschen doch vor der Vermischung mit solchen Vertretern fremden Volkstums, die einer im deutschen Blut wenig oder garnicht vertretenen Rasse angehören (westische Rumänen, mongolische Ungarn) stärker warnt als die sprachliche Verschiedenheit allein, zum andern, weil er auch den Begriff der Erbmasse in sich enthält. Wenn nämlich auch behauptet werden kann, daß man durch Mischehe einen Vertreter fremden Volkstums infolge der möglichen sprachlichen Eindeutschung für das eigene Volkstum gewinnen könne, so wird doch die Gefahr des Auftretens fremdrassiger Merkmale in den Nachkommen zugleich wieder eine Gefahr ihres Abgleitens in das fremdsprachige Volkstum erkennen lassen.

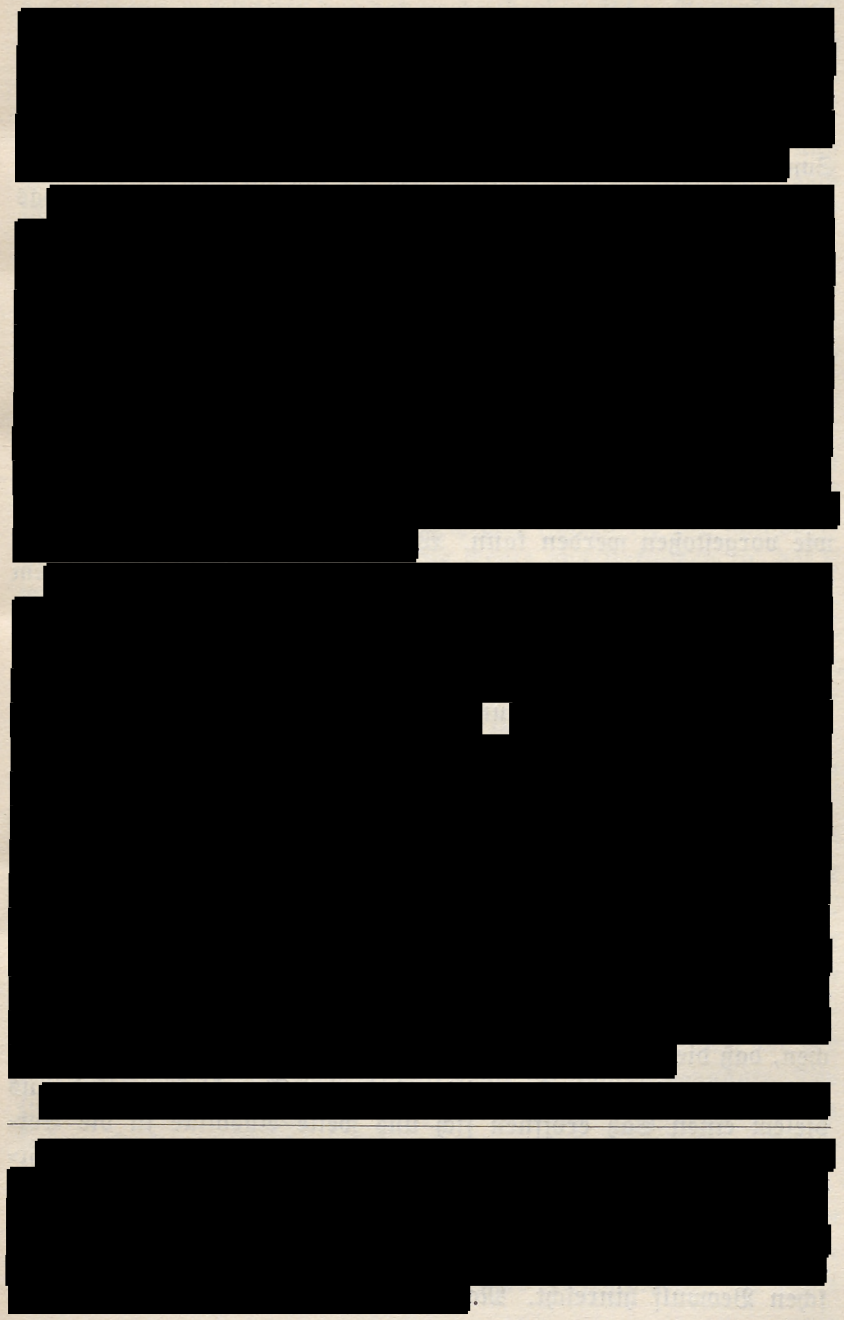
Wir Siebenbürger Sachsen leben nach den Äußerungen Günthers, den Untersuchungen Albert Hermanns, Viktor Lebzelters u. a. mit einem über den Durchschnitt des deutschen Volkes stehenden Hundertsatz an nordischem Erbgut, wozu allerdings ein ebenfalls ziemlich hoher Hundertsatz ostischen Blutes kommt, in einer Umgebung, die uns auch rassisch stark entgegengesetzt ist. Für unsere Volkstumserhaltung bedeutet daher der Sieg des Rassegefühls, ja auch die besondere Hochschätzung nordischen Erbgutes keine Gefahr, sondern eher eine Stütze. Und doch liegt die ausschlaggebende Bedeutung auch für uns in der Sprache. Denn sie allein scheidet uns wirklich von allen andern umwohnenden und mitwohnenden Völkern (deutschsprechende Juden fallen in Siebenbürgen gar nicht ins Gewicht), und sie verbindet uns andererseits wieder mit allen

anderen Deutschen, sei es hier in unserem Vaterland, sei es draußen im großen Mutterland, oder mit all den Deutschen des mitteleuropäischen deutschen Volksbodens und in aller Welt. In der Verteidigung und Erhaltung unserer sprachlichen Bollwerke, insbesondere von Kirche und Schule, sind auch die greifbarsten und am ehesten durchführbaren Aufgaben gesetzt, die wir mit aller Kraft erfüllen müssen. Daß daneben Erbgesundheitspflege, Kindervermehrung, wirtschaftlicher Schutz usw. ebenso notwendig sind, wird niemand bezweifeln. Erst dann aber kommt auch für uns „Rassenpflege" im engeren Sinn in Frage und bedarf einer besonders taktvollen Behandlung. Infolge unserer geringen Zahl haben wir es am wenigsten not, uns auch darin noch zu zersplittern.

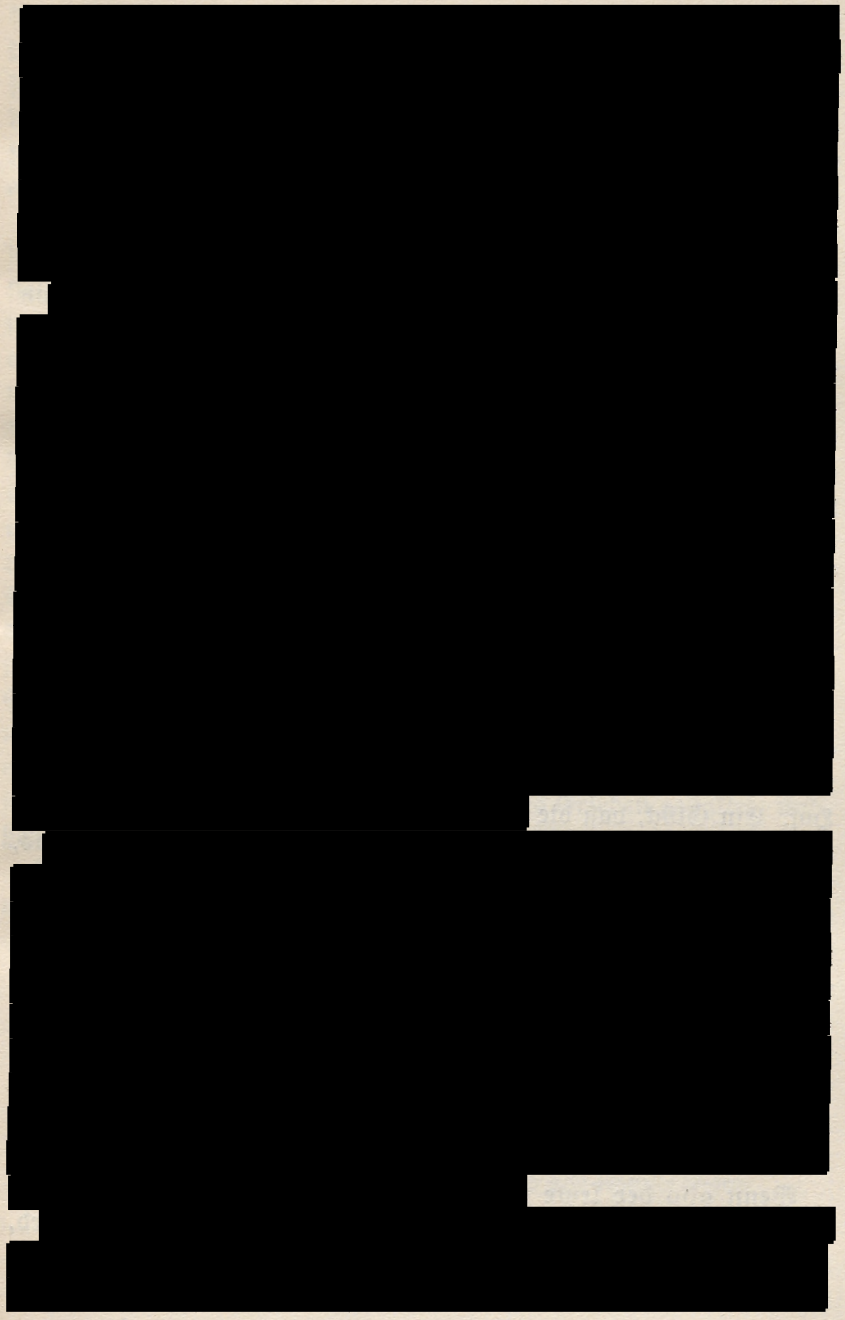
Wort, Sprache, Volk

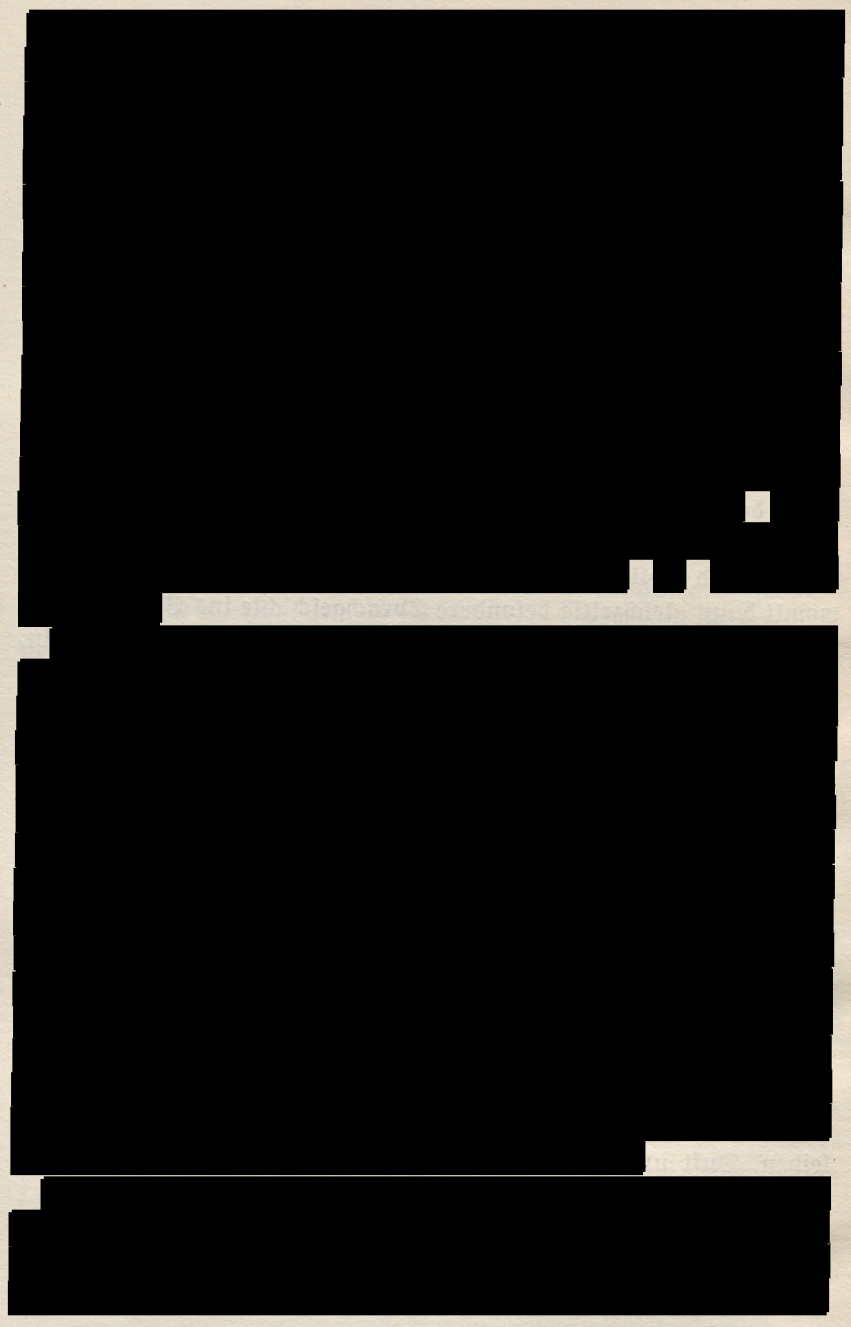
Von Fritz Holzträger

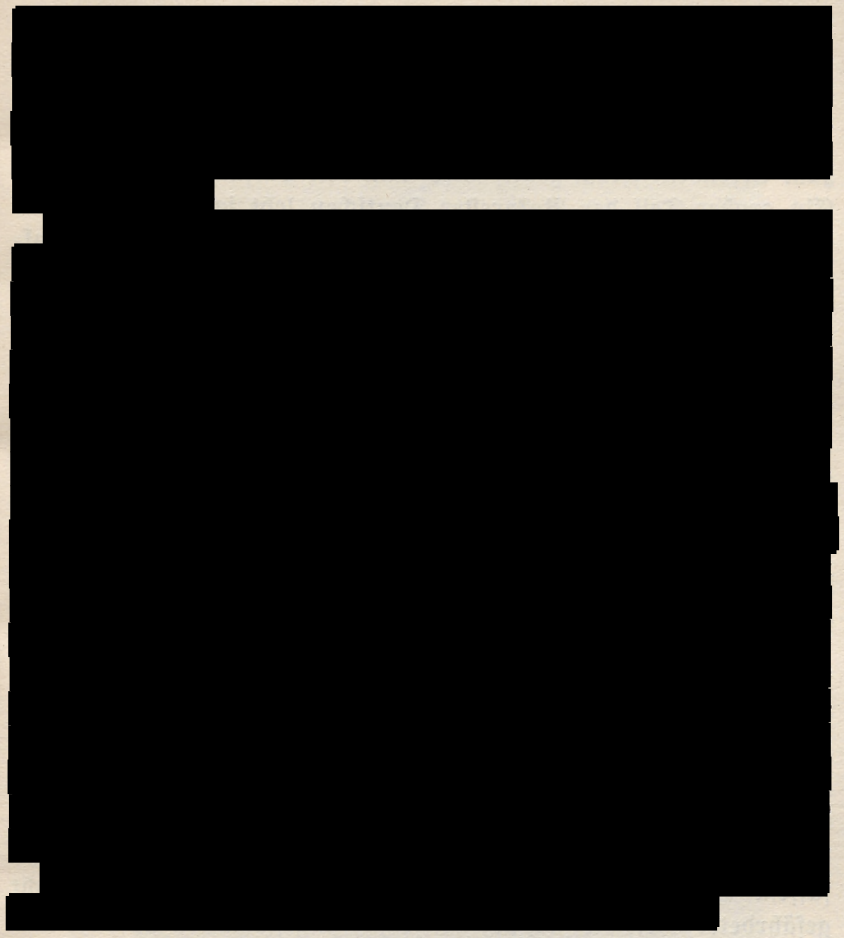










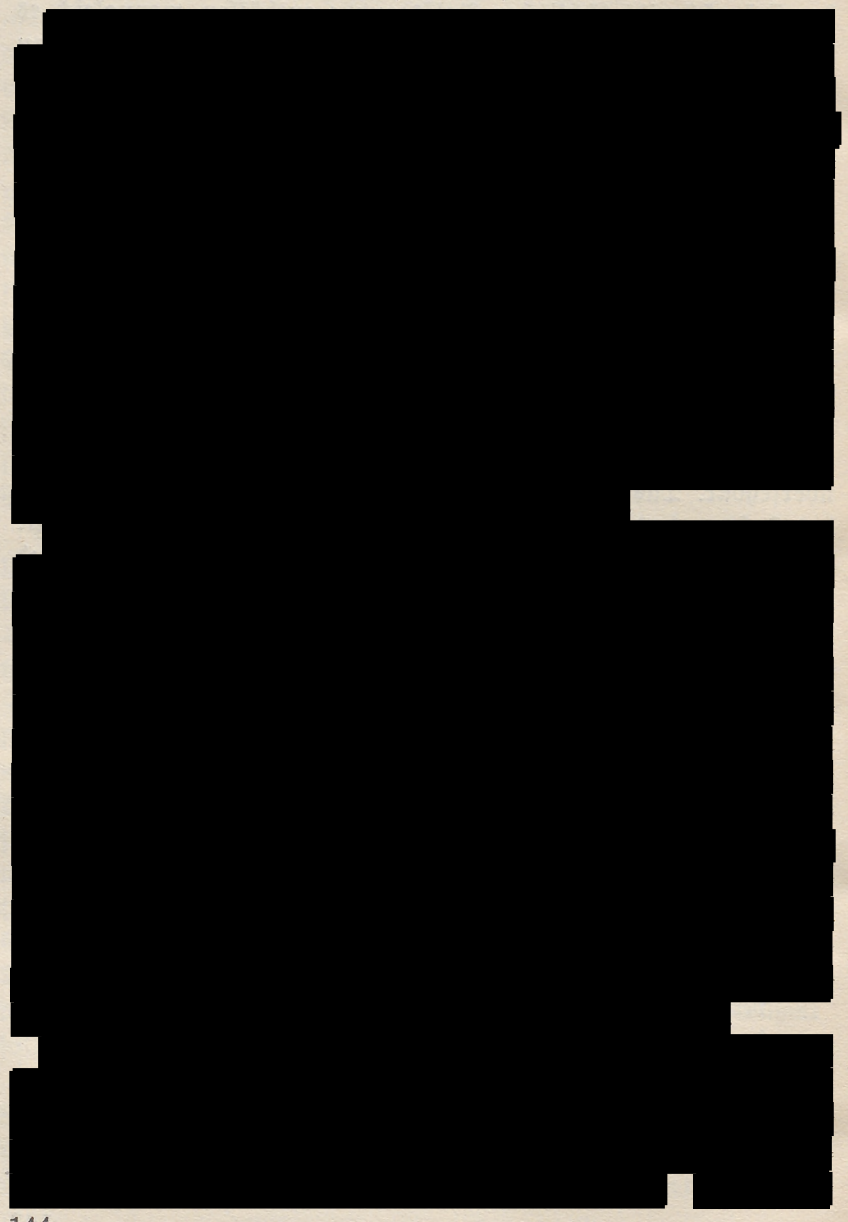


Wer seine Sprache nicht achtet und liebt, kann auch sein Volk nicht achten und lieben; wer seine Sprache nicht versteht, versteht auch sein Volk nicht und kann nie fühlen, was die rechte deutsche Tugend und Herrlichkeit ist; denn in den Tiefen der Sprache liegt alles innere Verständnis und alle eigenste Eigentümlichkeit des Volkes verhüllt . . .

Ernst Moritz Arndt

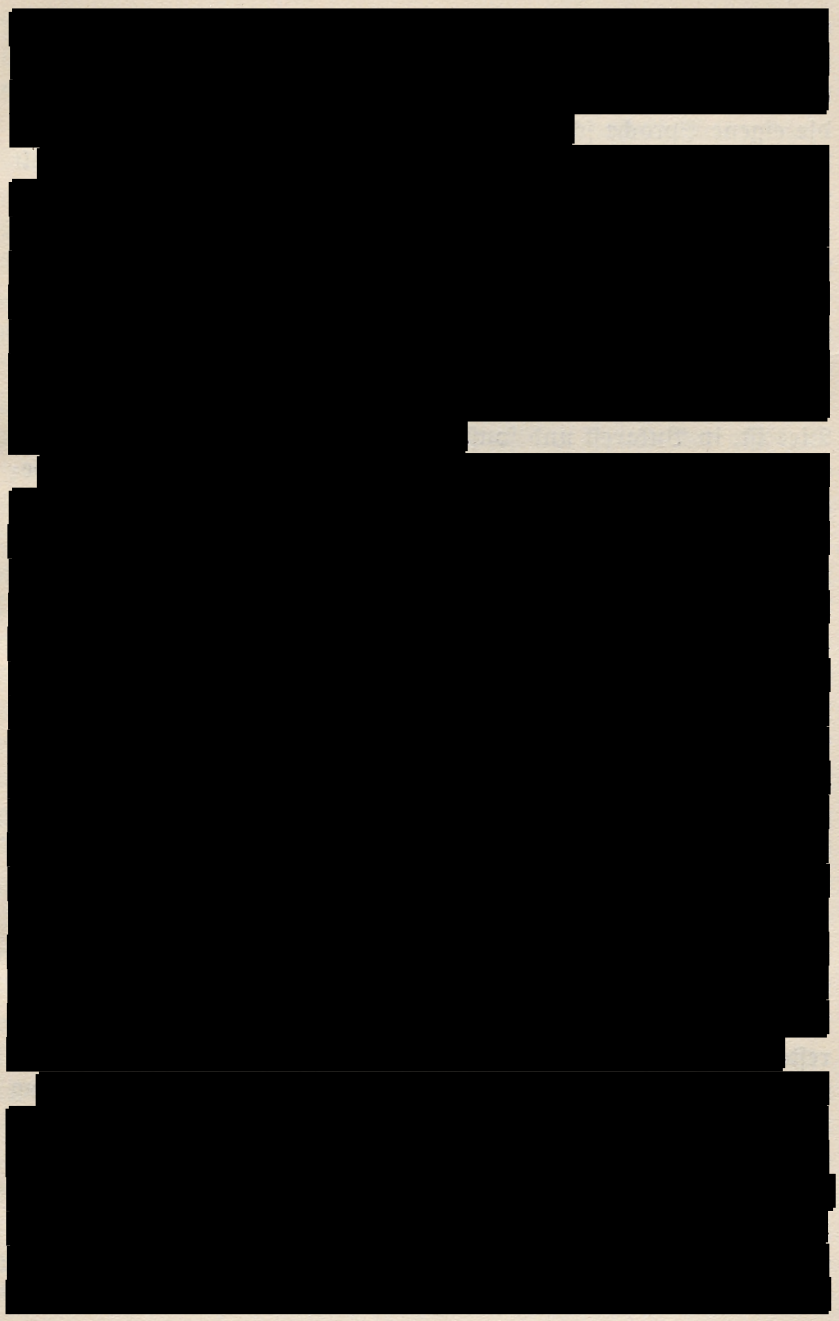
Die sprachliche Gefährdung des Bukarester Streudeutschtums

Von Gustav Barthmes

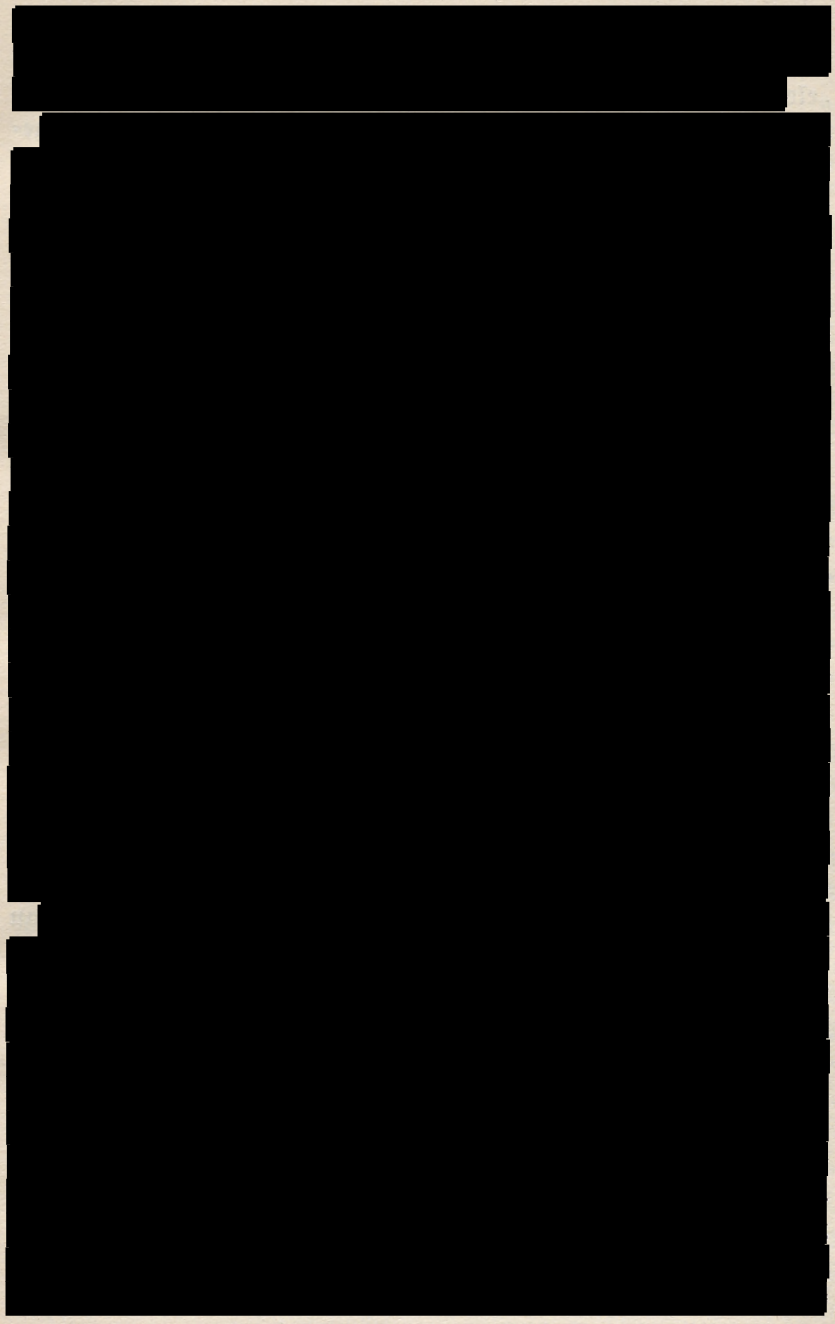


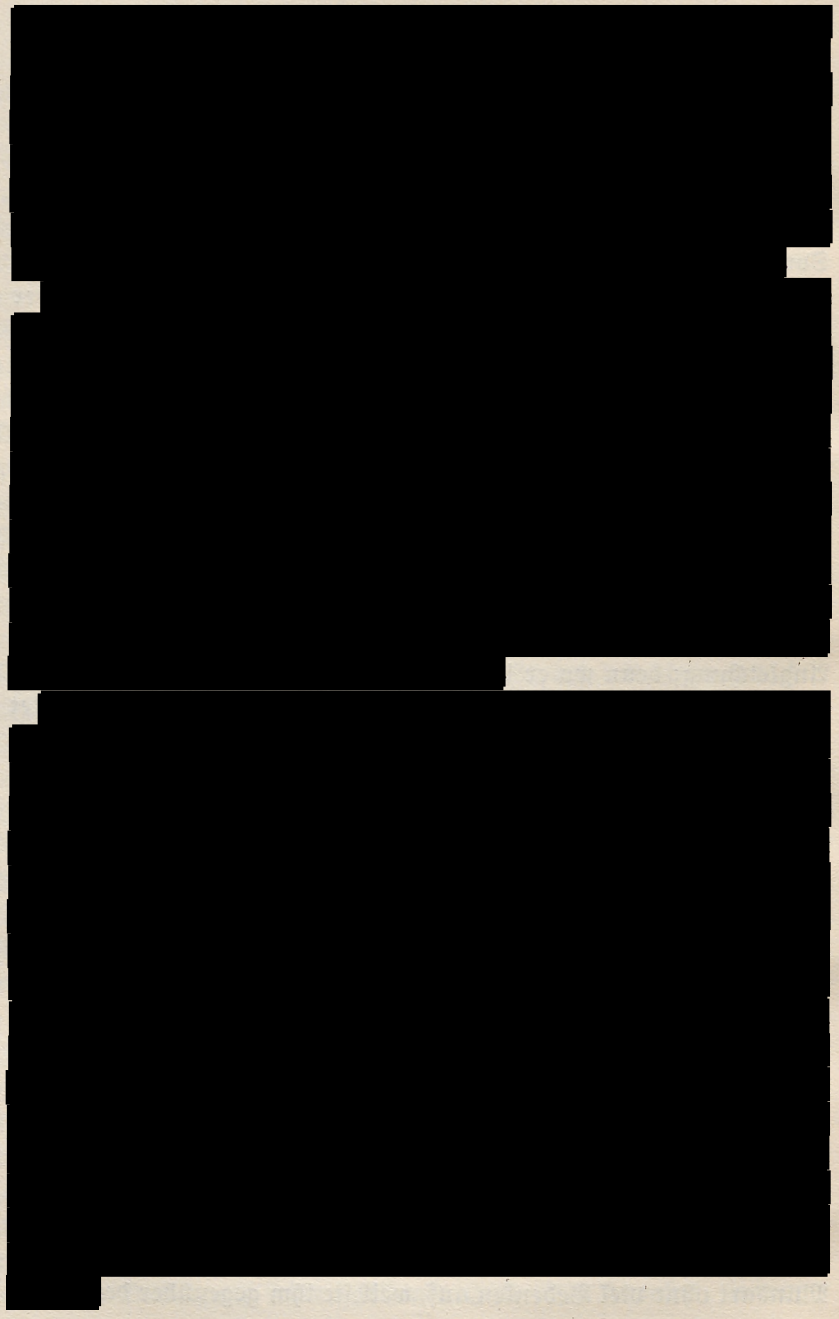


Josef Strobach, Der kranke Bruder









Die Liquidierung des sächsischen Nationalvermögens

Von Dr. jur. Wilhelm Klein

Die Tagespresse hat das Gesetz über die Liquidierung des sächsischen Nationalvermögens gleich nach seiner Annahme im Parlament und ohne seine Kundmachung abzuwarten veröffentlicht und besprochen — in Darstellungen, die zum großen Teil unverständlich oder unrichtig sind. Deshalb haben wir uns entschlossen, zunächst den orientierenden Aufsatz eines der gründlichsten Kenner der Frage zu veröffentlichen, obwohl das Gesetz auch bis heute noch nicht im Amtsblatt erschienen ist. Eine ausdrückliche Stellungnahme vor Inkrafttreten des Gesetzes halten wir für verfrüht. Die Schriftleitung.

Kammer und Senat haben am 19. und 20. März 1937 ein Gesetz angenommen, das die Überschrift führt: „Gesetz über die Auflösung der Vermögensgemeinschaft der sogenannten Sächsischen Universität und der Sieben Richter, Teilung ihres Vermögens und Schaffung der Kulturstiftung „Mihai Viteazul". Sein Inhalt ist im wesentlichen folgender:

1. Die Vermögensgemeinschaft wird aufgelöst. Zur Fortführung der Kulturaufgabe, die dieser Einrichtung gesetzt war und ist, wird das Vermögen liquidiert und verteilt.

2. Zur Fortführung des Unterstützungswerkes für die kulturellen Belange der nichtsächsischen Bewohner des ehemaligen Sachsenlandes wird die Kulturstiftung „Mihai Viteazul" als Anstalt öffentlicher Nützlichkeit und als juristische Person gegründet mit dem Zweck, die Kultur und das Schulwesen auf dem Gebiete der sieben Komitate Hermannstadt, Großkokeln, Kronstadt, Fogarasch, Hunyad, Bistritz und Weißenburg zu fördern. Für die Bewohner sächsischer Volkszugehörigkeit wird diese Aufgabe durch die evang. Landeskirche A. B. in Rumänien erfüllt.

3. Die Kulturstiftung „Mihai Viteazul" erhält: Die Hermannstädter Häuser Großer Ring 17, Heltauergasse 27, Heltauergasse 16, Hartenecksgasse 52—54, Brukenthalgasse 9 und Fleischergasse 14 sowie 75 v. H. des beweglichen Vermögens. Die evang. Landeskirche erhält, mit der Verpflichtung das Werk der Unterstützung der säch-

sischen Kultureinrichtungen und des sächsischen Unterrichtswesens in Siebenbürgen fortzusetzen, folgende Vermögensteile: Die Hermannstädter Häuser Großer Ring 15 (Komeshaus), Großer Ring 16, Armbrustergasse 1 und 3 (Archivgebäude), das Archiv selbst, die Ackerbauschule in Mediasch samt dem dazugehörigen liegenden Besitz von ungefähr 120 Joch Grund mit dem lebenden und toten Inventar, sowie 25 v. H. des beweglichen Vermögens. Die nach der Enteignung verbliebenen Waldungen (und zwar rund 200 Joch Buchenwald und 900 Joch Wald, der jenseits der ehemaligen Landesgrenze auf dem Gebiete der altrumänischen Gemeinde Voineasa liegt und um den zwischen der Universität und dem rumänischen Staat seit der vor Jahrzehnten vorgenommenen Grenzregulierung ein Prozeß schwebte, der bis heute noch nicht entschieden ist) übernimmt der Staat und zahlt dafür einen Betrag von 100 Millionen Lei in Wertpapieren und zwar 30 Millionen in Enteignungsrente und 70 Millionen in Konsolidierungsrente 1935 mit dem Zinsschein vom 1. Mai 1937. Diese Wertpapiere fallen ebenfalls zu 75 v. H. der Kulturstiftung und zu 25 v. H. der evangelischen Landeskirche zu.

Die Lasten, die aus den erworbenen Rechten der Gehalts- und Ruhegehaltsempfänger bestehen, werden ebenfalls geteilt: die evangelische Landeskirche übernimmt die Lasten des Archivs und der Ackerbauschule, die Stiftung übernimmt die Lasten des Zentralamtes. Der Prozeß, den der Staat gegen die Nationsuniversität wegen einem Teil des Enteignungspreises angestrengt hat, wird eingestellt, so daß die als Enteignungspreis bezahlte Enteignungsrente im Nennwerte von 32,747.700 Lei ungeschmälert im Vermögen der Universität verbleibt und ebenfalls nach obigem Schlüssel zur Aufteilung gelangt.

Die Durchführung des Gesetzes geschieht binnen drei Monaten durch einen Liquidator, den die Regierung ernennt.

Der Motivenbericht zu diesem Gesetz besagt im wesentlichen folgendes: Die Verwaltung des Vermögens sei durch den 12. Gesetzartikel vom Jahre 1876 geregelt worden. Nach der Vereinigung (1918) hätte diese Einrichtung nur unter der Leitung einiger Beamten gearbeitet. Im Mai 1935 habe die Leitung ein Zwischenausschuß unter dem Vorsitz des Präfekten des Komitates Hermannstadt übernommen. Das Gesetz sei nötig, weil das alte Gesetz aus verschiedenen Gründen ungeeignet sei. Die Wahl der Generalversammlung von

drei zu drei Jahren sei unverhältnismäßig kostspielig, der jetzige einstweilige Zustand aber dürfe unmöglich verewigt werden. Die gegenwärtigen Verwaltungsausgaben machten mehr als die Hälfte der Einnahmen aus. Der Entwurf trenne das den Nutznießern sächsischer Volkszugehörigkeit zukommende Vermögen ab und übergebe es der evang. Landeskirche A. B. in Rumänien, die auch heute die entscheidende Einrichtung für die Bewahrung und Pflege der Kultur der sächsischen Bewohner sei. Das Vermögen der rumänischen Nutznießer und der übrigen Nationalitäten werde durch den Entwurf der neugeschaffenen Kulturstiftung „Mihai Viteazul" übergeben. Der Schlüssel für die Teilung des Vermögens sei nach dem völkischen Hundertsatz der Nutznießer berechnet worden.

Es ist hier nicht der Ort für eine polemische Auseinandersetzung. Wir müssen es uns auch versagen, an dieser Stelle Entstehung und Entwicklung der Sächsischen Nationsuniversität und der Sieben Richter im Laufe der Jahrhunderte und Ursprung und Schicksal des sächsischen Nationalvermögens in der Vergangenheit aufzuzeigen. Wir müssen diese Dinge als bekannt voraussetzen, um nicht das, was hierüber, zuletzt in deutscher Sprache durch Erwin Wittstock („Die Liquidierung des sächsischen Nationalvermögens und die Enteignung der Siebenrichterwaldungen") veröffentlicht wurde, zu wiederholen. Wir werden uns darauf beschränken, Bedeutung und Inhalt des Gesetzes verständlich zu machen, indem wir die Bilanz ziehen, die sich aus der Teilung des Vermögens ergibt, wobei wir freilich auf eines doch kurz hinweisen müssen:

Das Vermögen der Universität kann für einen Nachkommen der deutschen Siedler in Siebenbürgen seinen Ausdruck nicht in Ziffern allein finden. Das Vermögen birgt unschätzbare ideelle Werte in sich, auf die ein Siebenbürger Sachse freiwillig niemals verzichten kann. Das Archiv mit seinen großen Beständen an Zeugen einer großen Vergangenheit, die Ackerbauschule in Mediasch als das wichtigste landwirtschaftliche Fortbildungsinstitut unseres Volkes gehören zu diesen ideellen Werten. Das Komeshaus am Großen Ring, Zeuge und Symbol der Selbständigkeit der sächsischen Nation mit eigener Verwaltung und Rechtsprechung, stellt ebenfalls einen solchen ideellen Wert dar. Es ist selbstverständlich,

daß die Erhaltung dieser drei Vermögensteile für das sächsische Volk von entscheidender Bedeutung ist. Wer diese Dinge klar sieht, kann erst die Bilanz der Vermögensteilung richtig und gerecht beurteilen.

Wir lassen nun die Bilanz folgen, in der wir uns an die Bewertung halten, die das Zentralamt seiner Vermögensaufstellung zugrunde gelegt hat.

Evangelische Landeskirche A. B. in Rumänien		Kulturstiftung „Mihai Viteazul"	
Gegenstand	Wert Lei	Gegenstand	Wert Lei
Großer Ring 15	3,500.000.—	Großer Ring 17	4,000.000.—
Großer Ring 16	4,000.000.—	Heltauergasse 16	5,000.000.—
Armbrustergasse 1	2,000.000.—	Brukenthalgasse 9	2,000.000.—
Armbrustergasse 3	3,000.000.—	Heltauergasse 27	2,500.000.—
Ackerbauschule Mediasch	5,000.000.—	Hartenecksgasse 52—54	800.000.—
		Fleischergasse 14	1,800.000.—
Wert der Realitäten	17,500.000.—		16,100.000.—
Bankeinlagen wirklicher Wert	1,102.114.—	Bankeinlagen wirklicher Wert	3,306.334.—
Enteignungsrente wirklicher Wert	3,931.724.—	Enteignungsrente wirklicher Wert	11,789.172.—
Darlehensforderungen	821.341.—	Darlehensforderungen	2,464.024.—
	5,855.179.—		17,559.530.—
Dazu zahlt der Staat, für die Waldungen, die er übernimmt, Enteignungsrente wirklicher Wert	3,600.000.—	idem Enteignungsrente	10,800.000.—
Konsolidierungsrente wirklicher Wert	4,900.000.—	Konsolidierungsrente wirklicher Wert	14,700.000.—
zusammen	8,500.000.—		25,500.000.—

Diese Aufstellung des aktiven Vermögens, die übrigens einige Aktien von Banken und Aktien der Agnethler Bahn unberücksichtigt läßt, weil ihr Wert in Ziffern nicht ausgedrückt werden kann, muß nun ergänzt werden durch die Lasten, die die beiden Vermögensteile zu tragen haben.

Auf dem Anteil der evang. Landeskirche lasten:

die Pensionen für Archiv und Ackerbauschule von jährlich	Lei 156.000.—
die Kosten der Archivverwaltung ungefähr im Betrage von jährlich	„ 200.000.—
der Zuschuß, den die Ackerbauschule voraussichtlich erfordert	„ 344.000.—
Steuerlast ungefähr jährlich	„ 100.000.—
	Lei 800.000.—

Auf dem Anteil der Kulturstiftung Mihai Viteazul lasten:

die Pensionen des Zentralamtes jährlich	Lei 834.000.—
voraussichtliche Verwaltungskosten, da diese Stiftung nicht wie die Landeskirche bereits einen eigenen Verwaltungsapparat hat, jährlich	„ 426.000.—
Steuerlast ungefähr jährlich	„ 300.000.—
	Lei 1,560.000.—

Zum Schluß noch eine Bemerkung: Die evang. Landeskirche erhielt in den letzten drei Jahren aus den Mitteln dieses Vermögens jährlich 215.850 Lei. Die Gesamtwidmungen für sächsische Kulturzwecke betrugen in den letzten drei Jahren jährlich rund 223.000 Lei. Eine ungefähre Berechnung der Bruttoeinkünfte des an die evangelische Landeskirche fallenden Vermögensteiles ergibt: voraussichtliche Einnahmen jährlich 2,000.000 Lei, voraussichtliche Ausgaben 800.000 Lei, so daß durch die Teilung des Vermögens, durch die Verbesserung der Verwaltung und durch den Gegenwert, den der Staat für den übernommenen Wald bezahlt, für die sächsischen Kulturbelange ein Mehrfaches des bisherigen widmungsmäßigen Erträgnisanteiles sich ergibt.

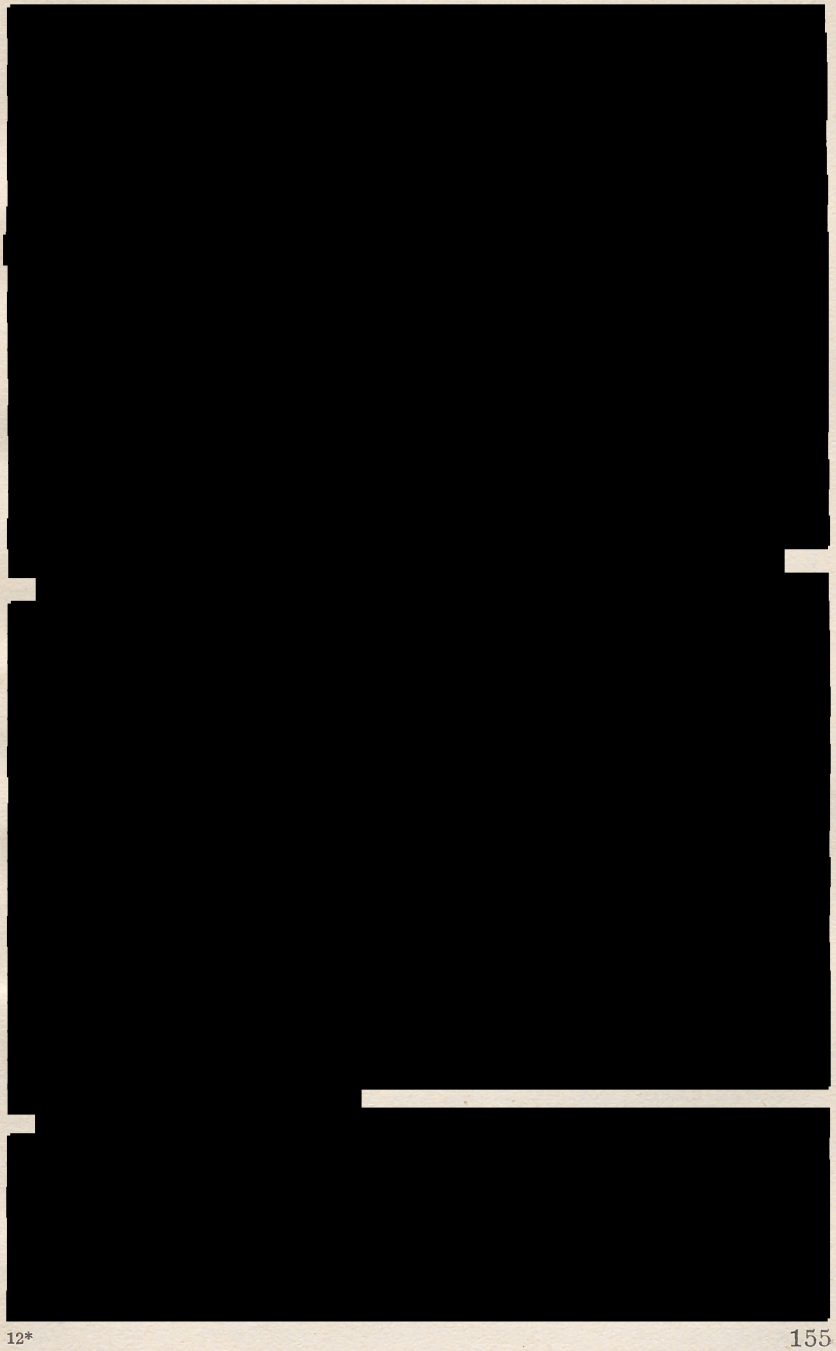
Rundschau

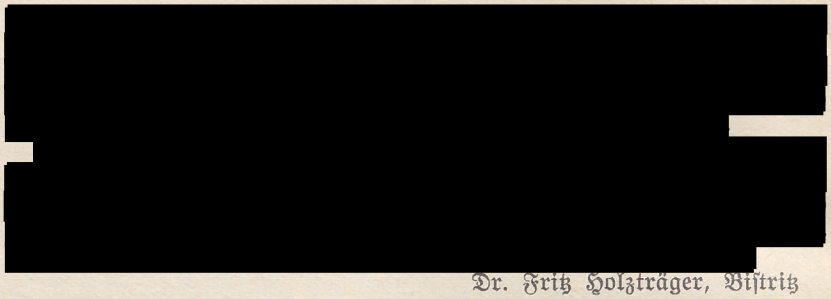
Deutsches Volksempfinden. Im vorigen Jahr wurde der Deutschenführer Ungarns Dr. Basch zu fünf Monaten Gefängnis und drei Jahren Ehrverlust verurteilt, weil er ausgesprochen hatte, daß ein Deutscher, der seinen Familiennamen madjarisiere, nicht wert gewesen sei, ihn getragen zu haben. Das höchste Gericht Ungarns sah in diesem Wort, wie wir im Juliheft 1936 berichtet haben, eine „Schmähung der ungarischen Nation", was allerdings die Umwelt nicht davon abhielt, die Angelegenheit genau umgekehrt zu beurteilen und die Deutschenbehandlung in Ungarn sehr genau unter die Lupe zu nehmen, um so mehr, als die Führer ungarischer Minderheiten in anderen Staaten Namensänderungen ihrer Anhänger genau so wie Basch ablehnen und deshalb noch nie ins Gefängnis wandern mußten.

Das Aufsehen, das das Urteil erregen mußte, weil man darin eine Bestätigung der Madjarisierungspolitik durch eine höchste Autorität Ungarns sah, hat wohl schließlich die Begnadigung Baschs herbeigeführt, der allerdings schon vier Monate seiner Strafe abgesessen hatte. Doch dadurch wurde die auf Ungarn einmal hingelenkte Aufmerksamkeit nicht abgeschwächt. Bis nach Brasilien drang die Kunde vom Budapester Urteil, wie eine Drucksachensendung beweist, die jüngst in Deutschland eintraf. Auf dem Umschlag klebte neben der Postmarke ein Kopfbildnis Baschs mit den Aufschriften „Ungarische Nationalitätenpolitik. — Wer seines Vaters Namen nicht ehrt, ist auch seiner Ahnen nicht wert" und „Dr. Franz Basch 5 Monate Kerker". Ein Deutscher in Porto Allegre hatte dieses Zeichen seiner Anteilnahme am Schicksal eines Erdteile und Meere weit entfernten Volksbruders in die Welt geschickt. Es steht nicht ganz schlecht um das Wachsen des deutschen Volksempfindens, wenn ein Deutscher in Brasilien vom Unrecht, das ein Deutscher in Ungarn erlitt, berührt wird und sich verpflichtet fühlt, für ihn einzutreten. Sein Beispiel wird Schule machen, denn es gibt manchen Fall Basch und jeder befruchtet das deutsche Gemeinschaftsgefühl!

Heinrich Zillich

Das siebenbürgisch-sächsische Wörterbuch, [redacted]





Dr. Fritz Holzträger, Bistritz

Die siebente Berliner Dichterwoche: Volksdeutsche Dichtung der Zeit. Die Berliner Dichterwochen, alljährlich zweimal von der Reichshauptstadt und der NS-Kulturgemeinde veranstaltet, sind großzügige Versuche die volkhafte deutsche Dichtung der Gegenwart im Volk heimisch zu machen. Die vorletzte, sechste Dichterwoche hatte im Herbst vorigen Jahres die Dichter des Weltkrieges in der Reichshauptstadt versammelt, u. a. hatte auch Heinrich Zillich in diesem Rahmen gelesen. Die siebente Berliner Dichterwoche war dem deutschen Schrifttum jenseits der Reichsgrenzen gewidmet und wurde von den Sudetendeutschen Bruno Brehm, Robert Hohlbaum und Gottfried Rothacker, dem Österreicher Karl Heinrich Waggerl, dem Südtiroler Anton Graf Bossi Fedrigotti und den Siebenbürger Sachsen Erwin Wittstock und Heinrich Zillich bestritten. Die Vortragsfolge umschloß nicht nur je einen Vortragsabend jedes einzelnen dieser Dichter in den von vielhundertköpfiger Zuhörerschaft gefüllten Berliner Rathaussälen und einen Vortrag des Danziger Literarhistorikers Prof. H. Kindermann über „Volksdeutsche Dichtung", sondern auch eine Reihe von Lesungen der Dichter in Schulen, vor der Hitlerjugend, im Rundfunk usw., so daß wirklich alles getan war für eine möglichst tiefe und breite Wirkung des volksdeutschen Schrifttums ins Volk hinein. Daneben fand eine Reihe von Empfängen statt, die die Vortragenden u. a. zu den Reichsministern Goebbels und Rust, zu Reichsleiter Alfred Rosenberg und Reichsjugendführer Baldur von Schirach führte und Fragen der kulturellen Arbeit, die außerhalb der Reichsgrenzen von der volksdeutschen Dichtung geleistet wird, zur Sprache kommen ließ. Einige der volksdeutschen Dichter, darunter Heinrich Zillich (mehrere hatten vorher schon die Heimreise antreten müssen) nahmen schließlich an einem Empfang beim Führer Adolf Hitler selbst teil. Harald Krasser

Stefan Ludwig Roth-Vorträge Otto Folberths in der Schweiz und im Reich. Der St. L. Roth-Forscher und -Herausgeber Otto Folberth hat vor kurzem in der Züricher Universität einen Vortrag gehalten, der das Ziel hatte, die Verbindung zwischen der Pestalozzi- und St. L. Roth-Forschung herzustellen. Anschließend sprach Folberth in Wien, München, Stuttgart, Berlin und einigen anderen Städten des Reiches über St. L. Roth, — eine verdienstvolle und, wie Presseäußerungen zu entnehmen ist, erfolgreiche Fortsetzung seines Bemühens, der großen Persönlichkeit Roths und ihrem Werk die verdiente gemeindeutsche Geltung zu erringen. H. Krasser

Neue Bücher und Schriften

Philipp Hördt. Muttersprache und Volkserziehung. Verlag G. Braun, Karlsruhe. — Dies kleine Büchlein enthält eigentlich etwas ganz anderes, als sein Name erwarten läßt: nämlich eine vollständige Methodik des Deutschunterrichtes im Kleinen. Aber es stellt diesen Unterricht so sehr in den Dienst einer großen allgemeinen Aufgabe, nämlich durch die Muttersprache die wesentlichste Volkserziehung zu leisten, daß man ihm die Berechtigung zu dem Titel des Buches nicht absprechen kann. Und wenn der Verfasser einerseits dem Fachmann eine Menge einzelner wertvoller Hinweise gibt, so sind die in großen Zusammenhängen geschauten und dargestellten Gedanken anderseits auch für den Nichtfachmann anziehend und einleuchtend. Die Persönlichkeit des Verfassers verdient auch einige Worte. Philipp Hördt ist kaum 42jährig am 26. Januar 1933 gestorben, also wenige Tage, bevor die Bewegung, der er seit lange mit Leib und Seele angehörte, den äußeren Sieg errang. Als Lehrer für Methodik an der Heidelberger Lehrerbildungsanstalt, brachte er das entsprechende geistige Rüstzeug, als „alter Kämpfer" die tiefe Überzeugung und heilige Begeisterung für die ungeheure Wichtigkeit des Muttersprache-unterrichtes mit sich. Daher darf man in diesem Büchlein wohl ein hervorragendes Zeugnis nationalsozialistischer Lehrforderung sehen.

Im „Wesen der Sprache" verankert Hördt seine Anschauungen von der Aufgabe des Deutschunterrichtes. Sie ist ihm nicht ein „künstlich erfundenes Verständigungsmittel", wie etwa dem Naturwissenschafter Ostwald, sondern objektiv gewordene Volksseele. Daher ist auch für den Auslanddeutschen „der Kampf um die Erhaltung der Muttersprache der Kampf um die Erhaltung der eigenen Seele". Und ferner: „Sprache ist Schicksal: Die objektive Sprachform, in die wir hineingeboren werden, entscheidet viel viel mehr, als wir uns bewußt sind, über unseren geistigen Charakter." Und schließlich: „Die Muttersprache als Gefäß des sittlichen Charakters der Menschengemeinschaft, deren Glied wir werden wollen: Das ist der höchste und wichtigste Punkt, zu dem wir uns bei der Betrachtung der Sprache erheben können."

Bei solcher Anschauung ist es nun verständlich, daß der Verfasser dem Muttersprachenunterricht die hauptsächlichste erzieherische Rolle in der Schule zuschreibt. „Erziehung zum Volkstum durch das in der Sprache Form gewordene Weltbild: das ist das Ziel des Deutschunterrichts!" heißt es an einer Stelle in knappster Zusammenfassung des Wesentlichen. Bei den durch alle Gebiete dieses Unterrichtes (Sprachlehre, Rechtschreibung, Dichtung, Sprecherziehung, Aufsatz) führenden, immer mehr anregenden Betrachtungen, die sich immer wieder auf große Autoritäten (Dichter wie Goethe und Herder, Sprachlehrer wie Rudolf Hildebrand, Sprachgelehrte wie Hermann Paul) stützen, ist es die Betonung der lebendigen, gesprochenen und gehörten, Sprache, die in den Vordergrund tritt. Steckenpferde des bisherigen Muttersprachenunterrichtes wie Rechtschreiben

und Aufsatz werden gebührend zurechtgesetzt. Wenn aber Hördt meint, die Schule verlange in der Rechtschreibung zu viel, so ist er im Irrtum. Die öffentliche Meinung ist hier schuld, sie „verlangt Dinge, die sie doch nicht erreicht", wenn sie etwa die Bildung eines Menschen dadurch schon vernichtend zu treffen glaubt, „daß er nicht einmal orthographisch schreiben könne."

Andererseits befürwortet der Verfasser wieder Dinge, die gerade die neuere Methodik scharf abgelehnt hat, so das Auswendiglernen auch längerer Gedichte (sowie von Prosa: Märchen und Sagen!) und die gründliche Erarbeitung des Sinngehaltes einer größeren Dichtung (etwa einer Ballade und eines Dramas). Uns will scheinen, als ob das sonst so schöne Vertrauen auf die nicht verstandesmäßig wirkenden Kräfte, die in einer echten Dichtung liegen, hier einer zu starken Forderung nach „Bewußtheit" Platz mache. So wenn verlangt wird, daß bei jeder Lektüre eines „Ganzbuches" (d. h. eines größeren dichterischen Werkes, das ganz in der Schule gelesen wird) „in ein besonderes Merkheft Wort- und Sacherklärungen, schöne Reime, treffende Vergleiche, bildliche Redeweisen u. dgl." herausgeschrieben werden.

Doch das sind Einzelheiten und Kleinigkeiten. Der frische Ton, der klare Ausdruck, die tiefe Liebe zum Gegenstand geben dem Buch einen Wert, der über dies Methodische weit hinausgeht. Ein Satz aus dem „Schluß" weist noch einmal auf das jenseits aller bloßen Schularbeit liegende Ziel: „Hier liegt die große nationalerzieherische Aufgabe des Muttersprachenunterrichtes: die Volk-Bildung! Ausgleich und Zusammenschweißung der Klassen und Stände, aber auch Erhaltung der Gemeinschaft mit den gewaltsam abgetrennten Gliedern des Volkes, Volksgemeinschaft im Innern und nach außen: das verbürgt allein die gemeinsame Sprache und was sie an seelischem Besitz vermittelt": Auch wir hier draußen fühlen das immer lebendiger und wollen es immer mehr beherzigen.

Bernhard Capesius

Altes Germanentum. Der Eugen Diederichs Verlag in Jena, dem wir die wichtigsten in den letzten Jahrzehnten erschienenen Werke über das Germanentum verdanken, brachte vor kurzem drei Bücher heraus, die wir nicht übersehen dürfen, weil sie ein außerordentlich reiches Bild altgermanischen Wesens, Lebens und Schicksals bieten. Es sind zwei große Volksausgaben und ein schmales Bändchen.

Der eine Band umfaßt unter dem Titel „Das alte Germanien" — herausgegeben von Wilhelm Capelle — alle Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller über die Germanen. In einer Einleitung des Herausgebers wird die Bedeutung und zugleich auch die Fragwürdigkeit dieser Nachrichten kritisch untersucht, dann folgt der riesige Stoff, dessen Gliederung in der Weise vorgenommen worden ist, daß bestimmte geschichtliche Ereignisse von Gewicht oder Zeitabschnitte als Sammelpunkte aller auf sie bezüglichen Nachrichten bestimmt wurden. Wir erhalten dadurch eine gute Führung durch die Fülle der Einzelheiten. Der erste und umfangreichere Teil des Bandes wird

dabei zu einer Darstellung der Geschichte der Germanen seit ihrem Auftreten im römischen Lebenskreis bis zum Beginn der letzten Völkerwanderung. Es sind 700 Jahre überspannt und zwar nicht bloß im Bereich des heutigen Deutschland, sondern in allen Gebieten Europas, wohin sich die Germanen wandten, also auch in Gallien, Spanien, in Rußland und in den Donauländern. In verwirrender Vielfalt, unübersehbar in den Einzelheiten ergibt sich ein grandioses Gemälde der ununterbrochenen maßlosen Kämpfe jener Jahrhunderte in der allerdings einseitigen Betrachtung der Römer und Griechen. Der zweite Teil des Bandes sammelt jene antiken Nachrichten, die sich mit den germanischen Verhältnissen befassen, mit der Lebensweise, dem Lande, der Kleidung und den Sitten. Auch die „Germania" des Tacitus fand hier Aufnahme. Neben zwei Karten enthält der Band 32 Bildtafeln aus dem Altertum. Wir besitzen mit diesem Werk eine unvergleichlich wertvolle Quellensammlung, die von jedermann benützt werden kann.

Eine Ergänzung zu der römisch-griechischen Darstellung der Germanen ist der zweite, ebenfalls als Volksausgabe erschienene Band „Germanische Weltvortausend Jahren", herausgegeben von Konstantin Reichardt. Er enthält drei isländische Sagas aus der großen Diederichssammlung „Thule". Es sind die umfangreichen, vielleicht mächtigsten Sagas, die auf uns gekommen sind, die Saga vom Skalden Egil, die Saga von den Lachswassertal-Leuten und die von Grettir, dem Geächteten. Bekanntlich haben wir in den Sagas die einzigen germanischen Erzählungen, die dank eines Glücksfalls sondergleichen der Zerstörung durch das Christentum entgangen sind, weil sie in Island rechtzeitig, noch in einem Jahrhundert, wo sie lebendig von Mund zu Mund gingen, aufgeschrieben wurden. Durch die Sagas erhalten wir unmittelbar Einblick in das germanische Leben, wie es der Germane selbst sah und wertete. Geschildert werden in den großen Erzählungen unter Bezugnahme auf geschichtliche Ereignisse bedeutungsvolle Geschehnisse in den isländischen Sippen, Volkshelden und über den Durchschnitt hinausragende Gestalten. Die drei in der Volksausgabe vereinigten Sagas spielen in jener Zeit um die Jahrtausendwende, wo Norwegen von starken Königen zusammengeschlossen wurde und viele ihrer Widersacher nach Island wichen, das sie besiedelten. Altgermanisches Leben erhielt sich auf der einsam gelegenen Insel viel länger als auf dem Festland. In ganzer Deutlichkeit ergibt sich aus den Sagas, daß die Ehre die bewegende und ordnende Kraft des germanischen Lebens war. Dabei sind die Zustände rauh, Blutrache und schwerthafte Plünderei auf Wikingerfahrt sind feste Einrichtungen. Doch hebt sich all dies urheldische und zugleich urbauernhafte Wesen, das seinen Vorteil auch in Sachen des Eigentums zu wahren weiß und echt bäuerlich-edelmännisch sehr feine Unterschiede zwischen Sippen und Ebenbürtigkeiten macht, in der dichterischen Darstellung der Sagas gerne ins Überlebensgroße, verschmäht jede Gefühlsduselei, ist hart und in einer hin-

reißenden Weise schicksalsbereit. Die Härte des Lebens zeigt sich besonders in der dritten Saga, die ins Unheimlich-Übersinnliche hineinspielt; sie äußert sich auch in der gewaltigen Frauengestalt Gudrun der zweiten Saga, jener Frau, die vier wenig geliebte Männer ehelicht, den wirklich Geliebten, den sie durch eigene Schuld verliert, nicht vergessen kann und ihn lieber erschlagen läßt, als daß sie ihn mit einer anderen Frau glücklich sieht. Immer wieder tritt die Größe der Frauen besonders dann hervor, wenn sie zur Rache für das vergossene Blut ihrer Söhne oder Männer drängen. Der Held der ersten Saga, der Skalde Egil, ist das Urbild des Wikings. Um die Sagas dem breiten Leserkreis leichter zugänglich zu machen, wurden sie in dieser Volksausgabe gekürzt. Ich glaube, daß der Herausgeber hiebei des Guten noch zu wenig getan hat. Bei weit großzügigerer Streichung all jener Stellen, die die verwirrende Sippenverflechtung der dargestellten Personen schildern, träte die tragende Handlung deutlicher hervor. Es ist unmöglich, all die Thorkels und Thorsteins im Sinne zu behalten, die erschlagen werden oder jemand erschlagen. Es wäre von Vorteil, einen Dichter zu beauftragen, aus den Sagas den Kern hervorzuheben und ihm, natürlich stiltreu und in stärkster Anlehnung an den Urtext, eine vereinfachte Form zu geben.

Die beiden Volksausgaben, die jeder erwerben kann, geben die Welt unserer Vorfahren in einer so scharfen Beleuchtung wieder, daß man feststellen darf: die Germanen kennt nicht, wer den Inhalt dieser Bände nicht kennt.

Das dritte Buch, von dem ich anfangs sprach, ist ein Bändchen der „Deutschen Reihe" des Diederichs Verlags: Ida Naumann, Altgermanisches Frauenleben. Aus den verschiedensten Quellen — antiken und germanischen — ergibt sich hier ein Umriß altgermanischen Frauenlebens in kleinen Lesestücken, die besonders unseren Frauen angeraten seien. Übrigens ist die germanische Frau, wie sie aus diesen echten Zeugnissen hervortritt, bedeutend menschlicher und darum uns bluthaft näher als die erträumten Gestalten, die man hier und da noch vorgesetzt bekommt.

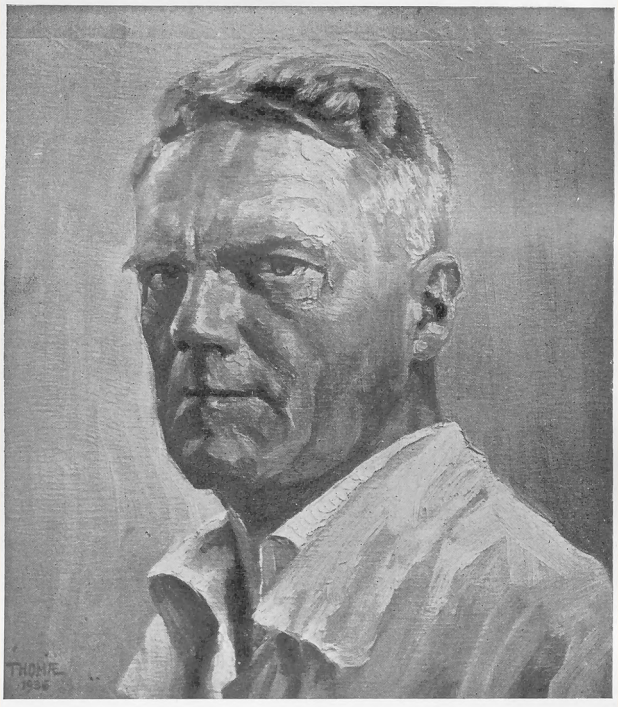
Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Dieses Heft ist dem Leitgedanken Volkstum und Sprache unterstellt. Die Reihe der Beiträge aus diesem Bereich unterbricht der aufklärende Aufsatz eines gründlichen Sachkenners über jene Frage, die das deutsche Volk Siebenbürgens in letzter Zeit bewegte.

Die angekündigte Stellungnahme Heinrich Zillichs zu Karl Hochs Aufsatz „Unser Österreichertum" bleibt dem nächsten Heft vorbehalten, in dem sie neben anderen Äußerungen zu den von Hoch aufgeworfenen Problemen wiedergegeben wird.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Sibiu-Hermannstadt, Leschkircher Straße 13
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.

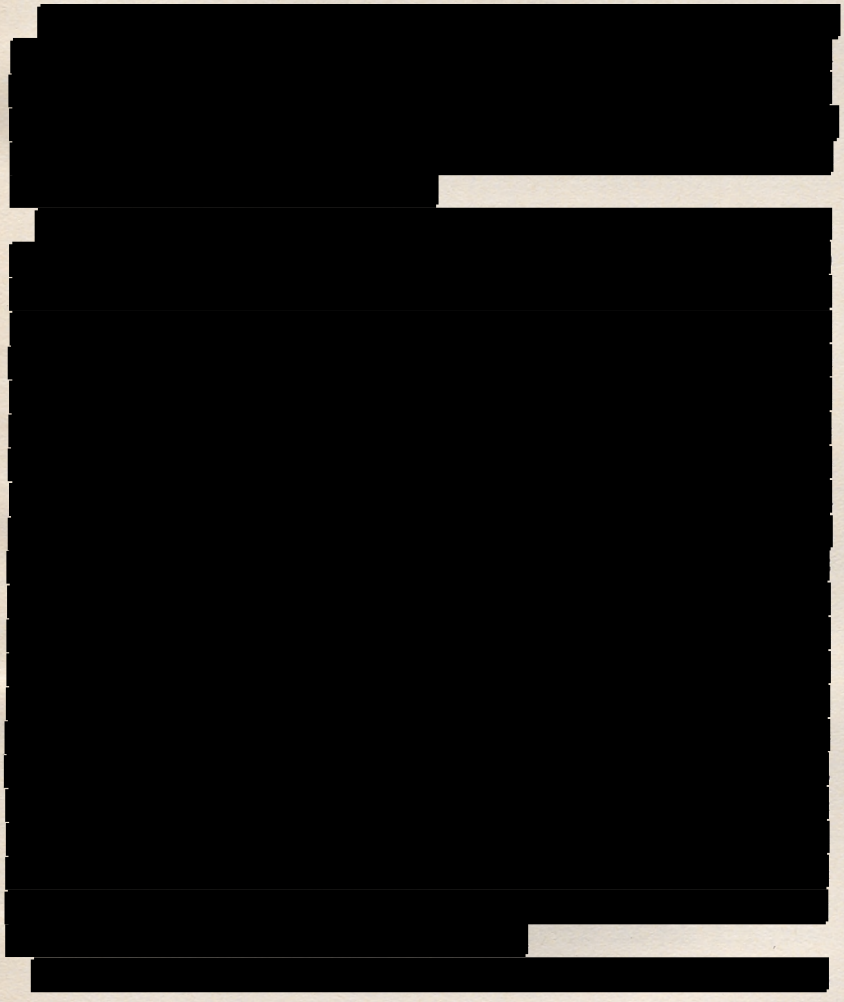


Norbert Thomae, Selbstbildnis

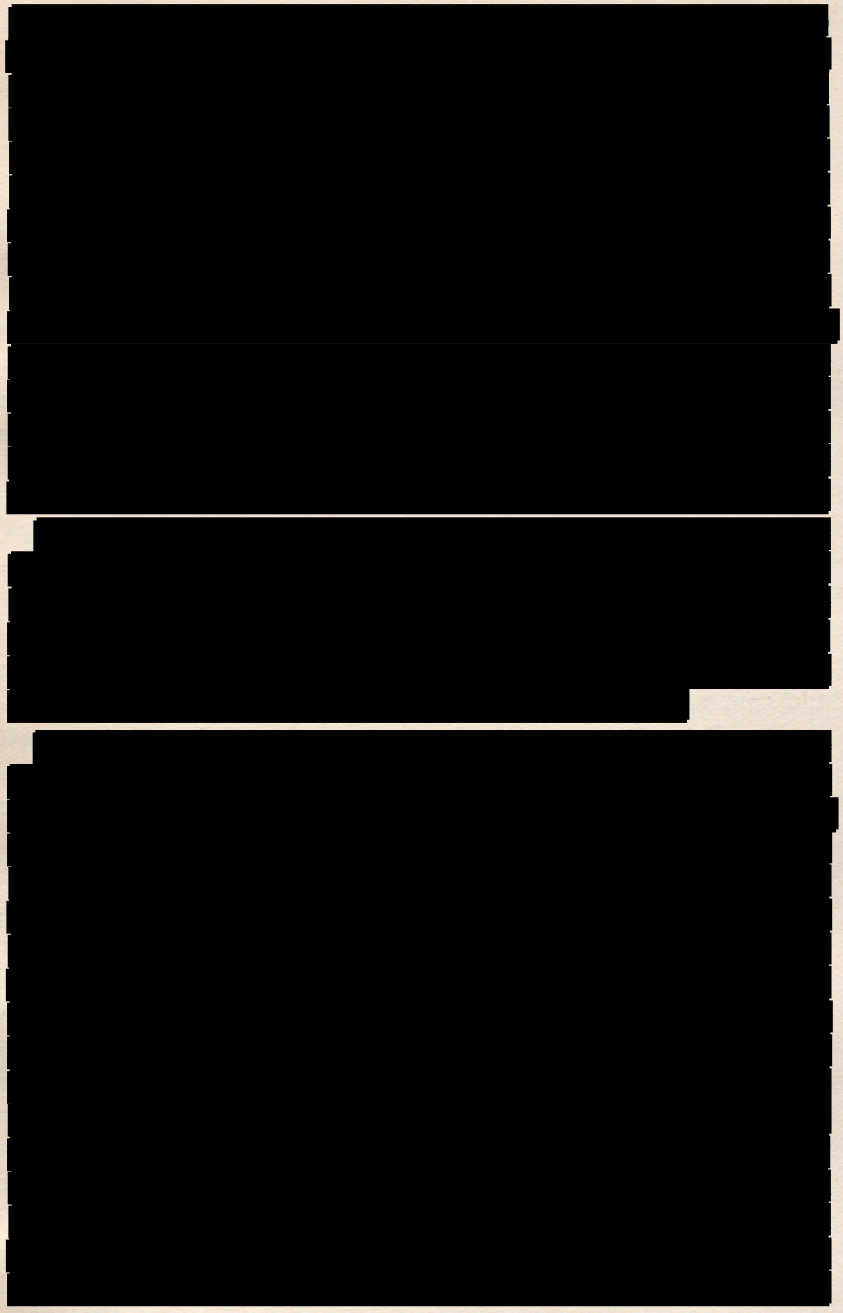
Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
14. JAHR MAI 1937 HEFT 5

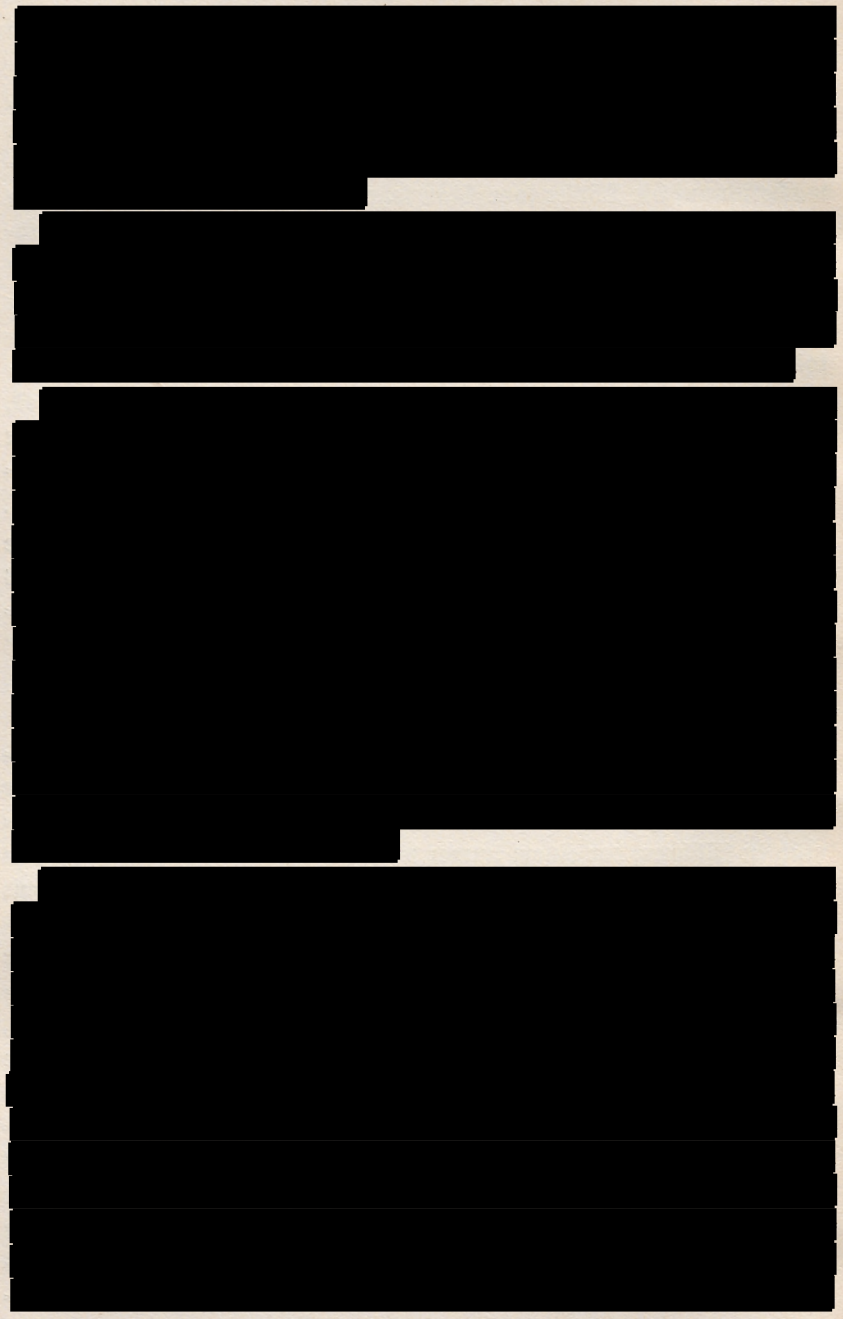
Hexenprozesse der Gegenwart

Von Bruno Brehm

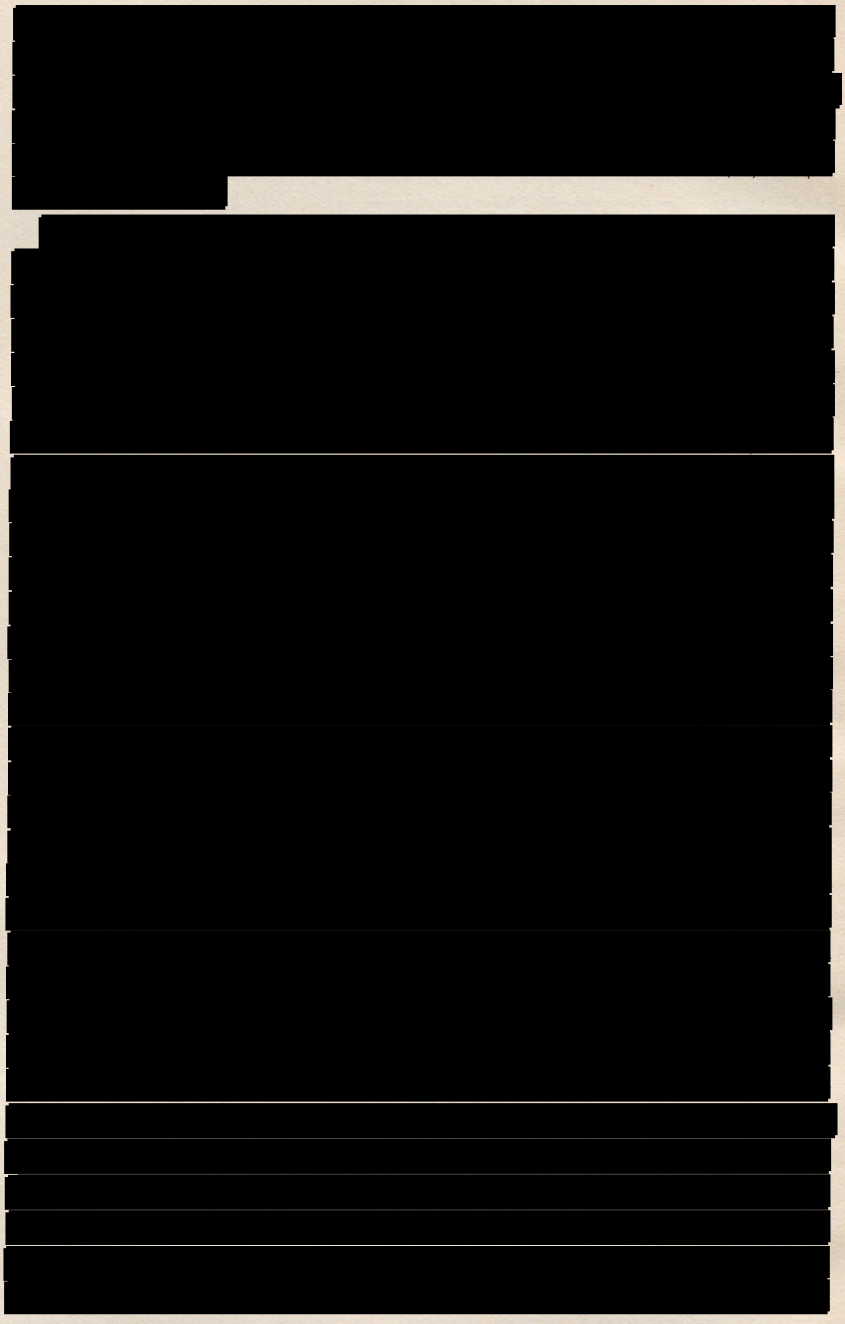


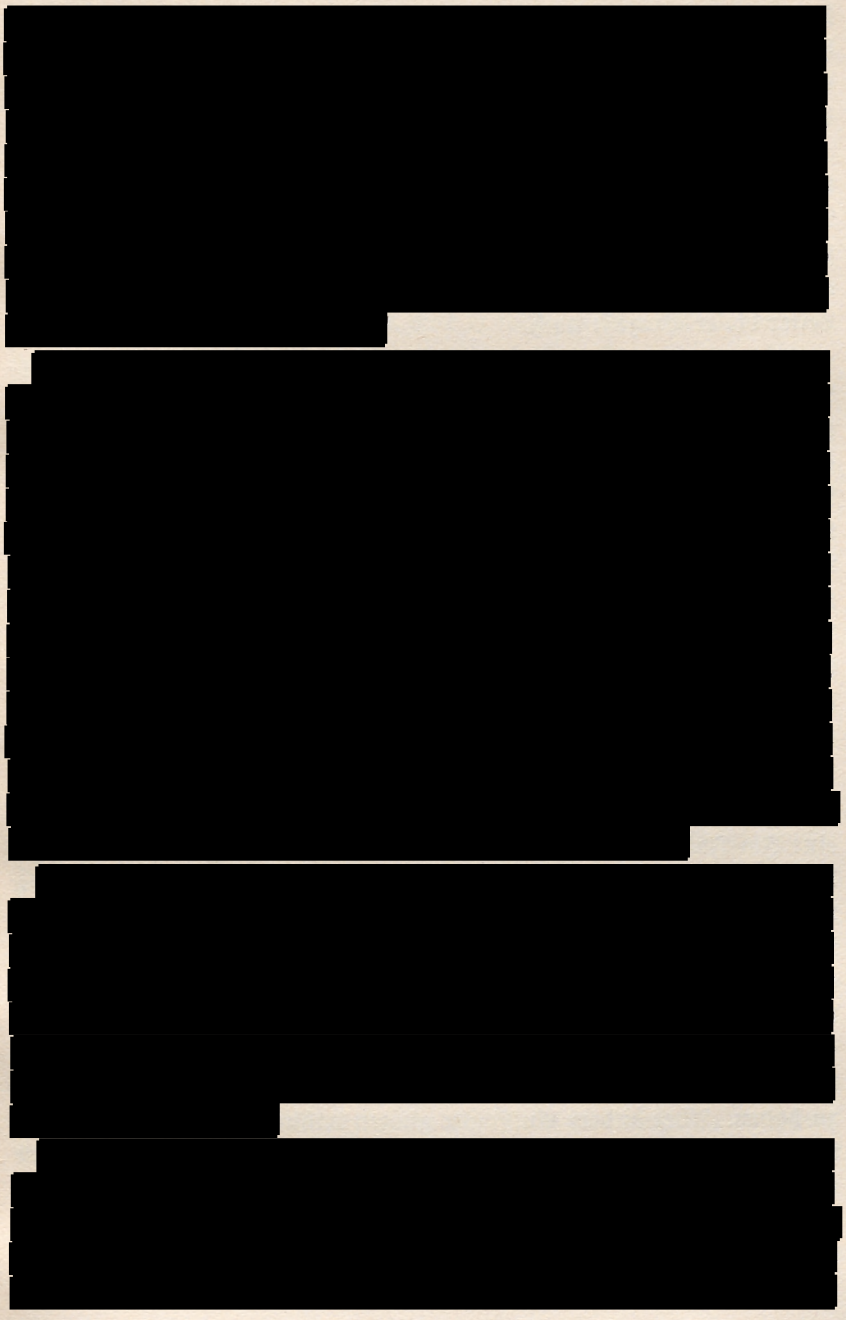


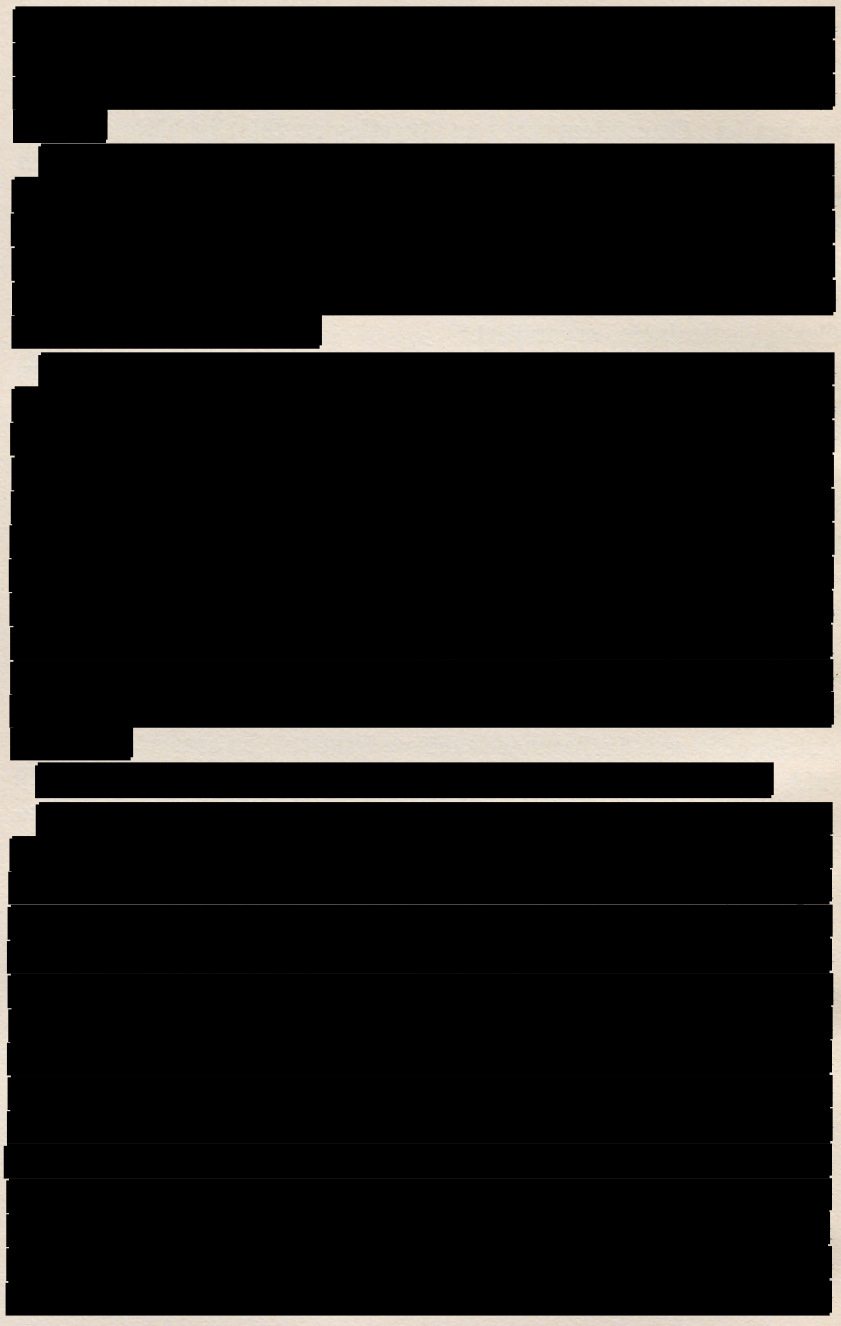




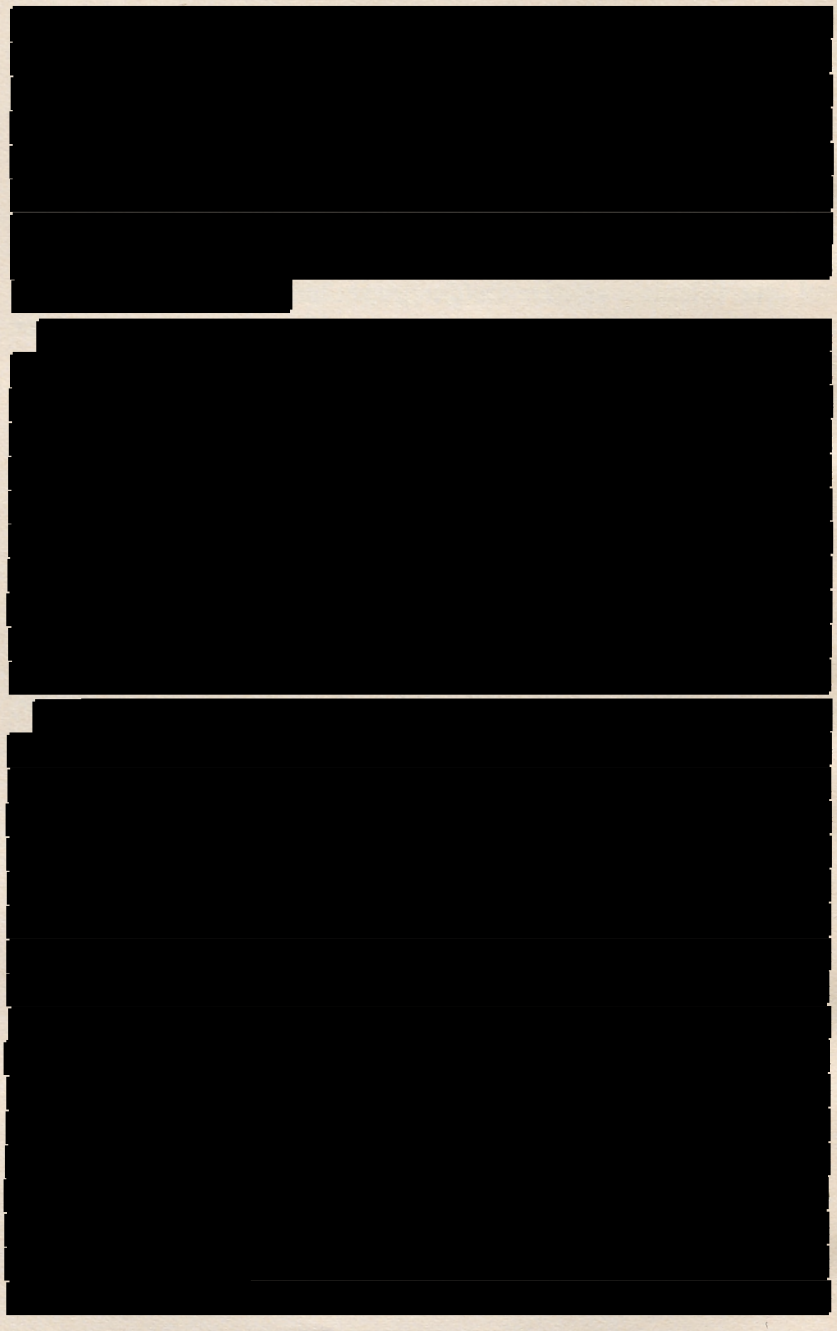


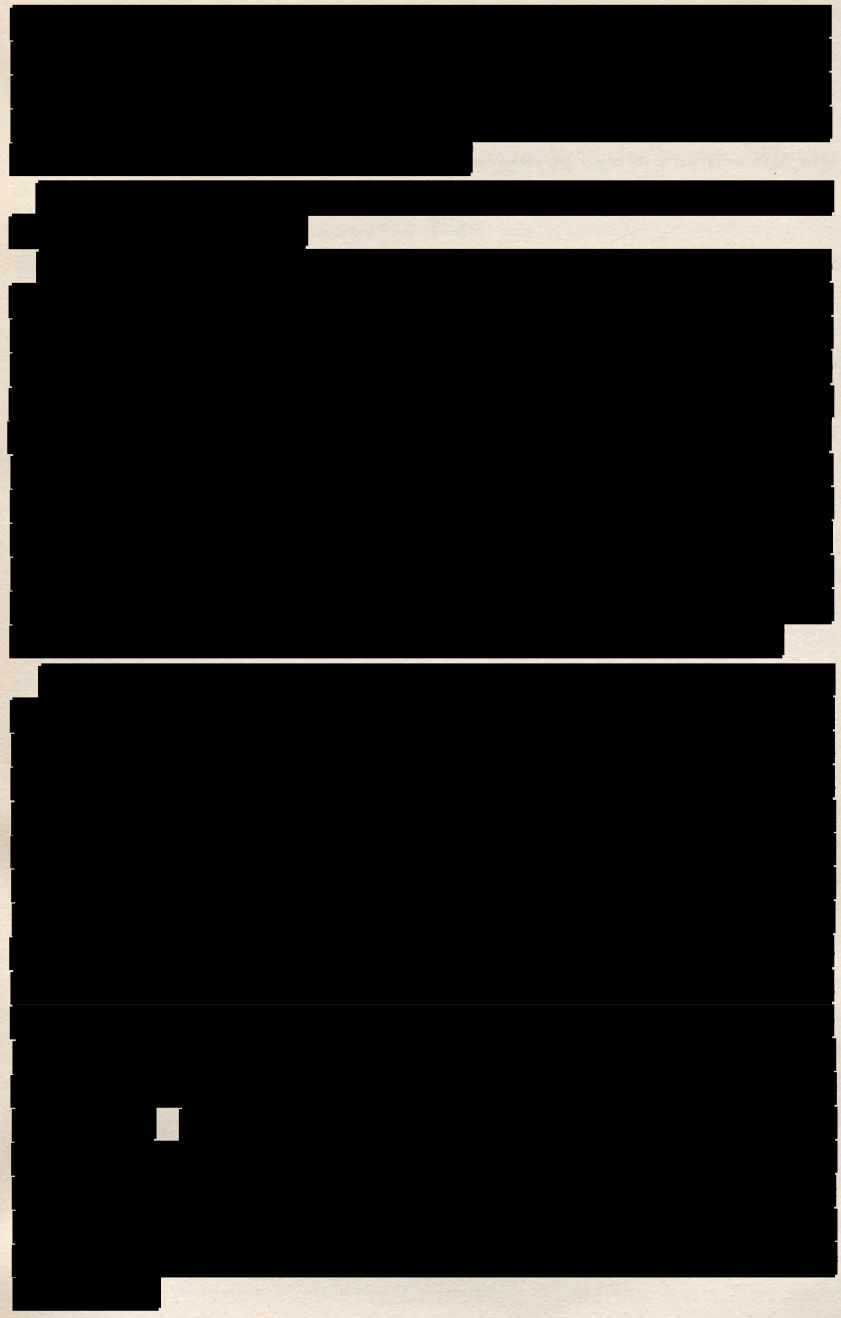


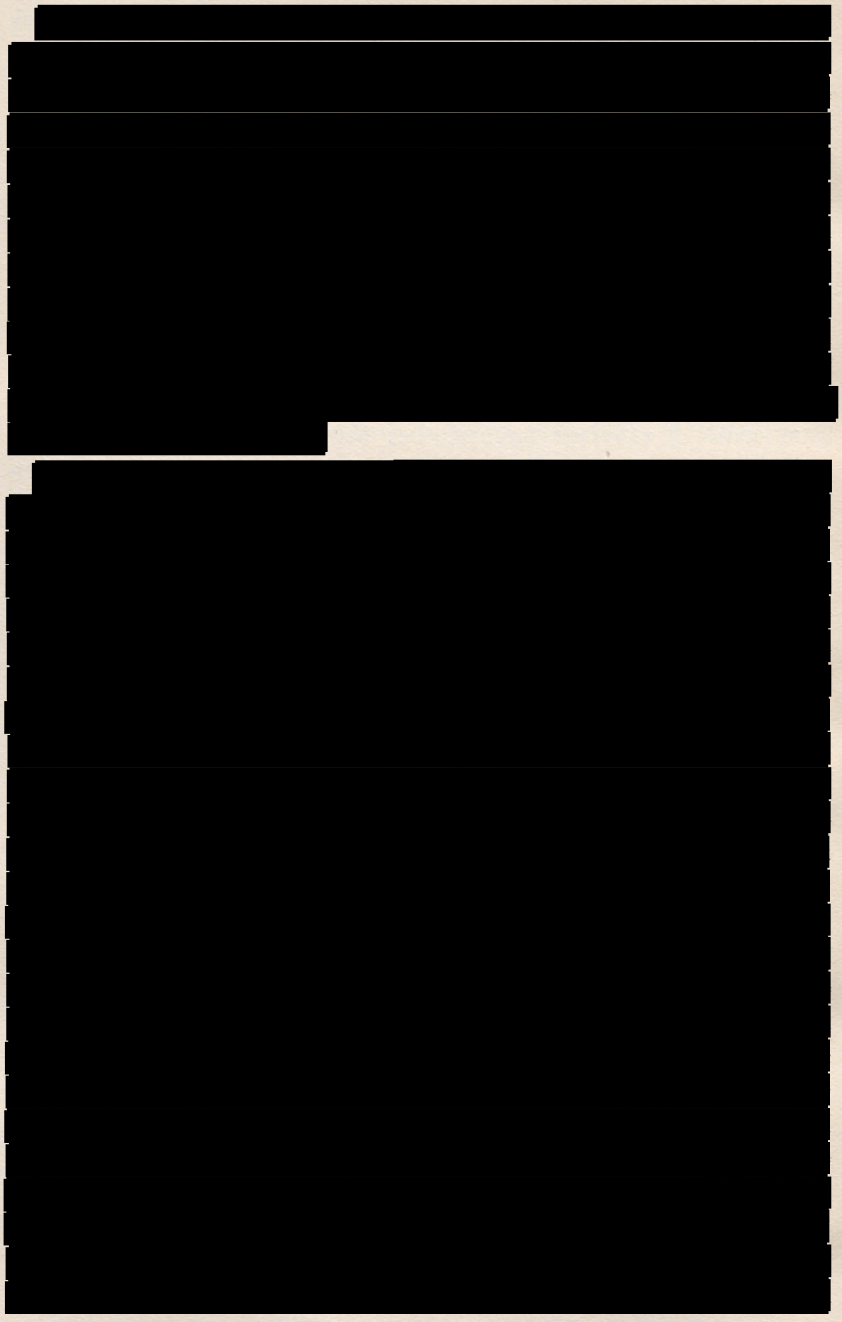


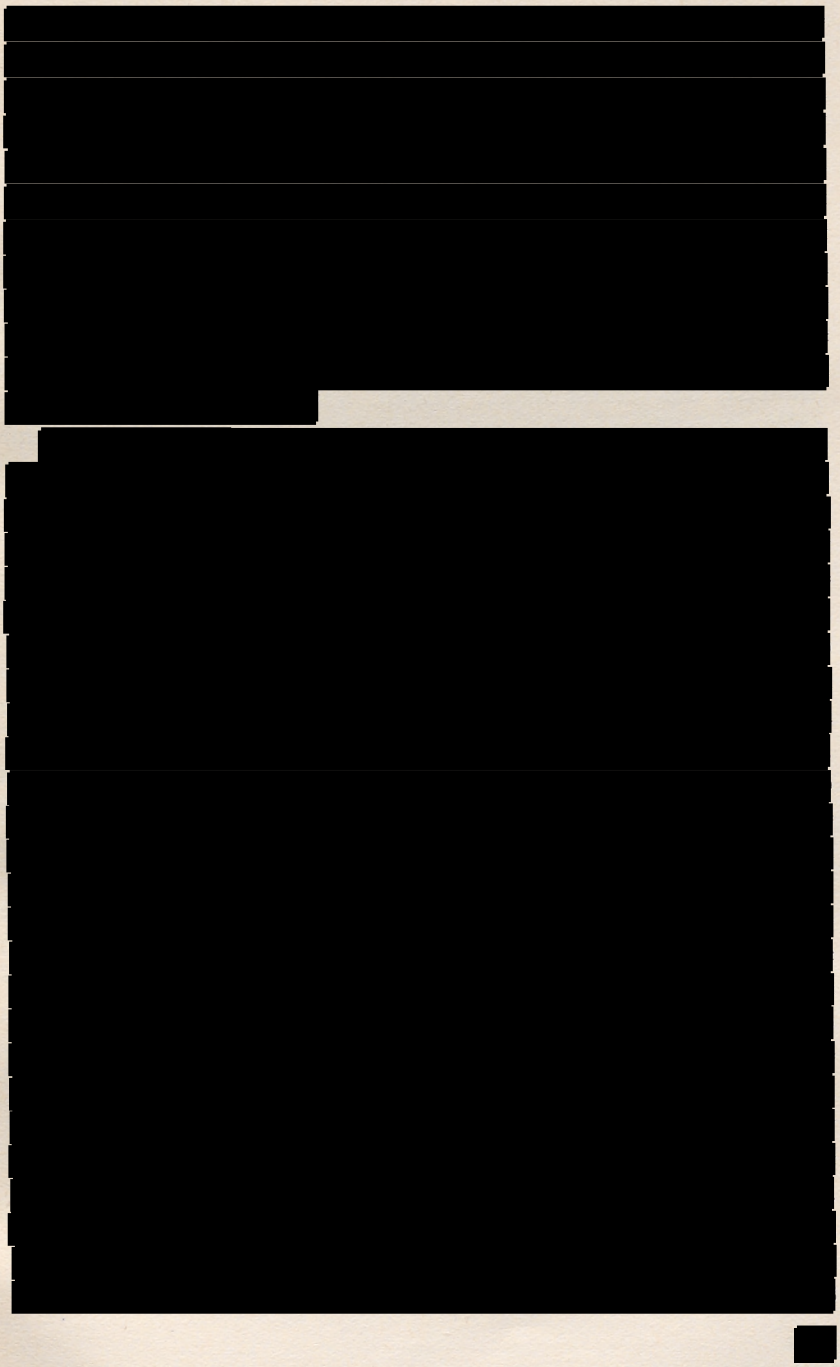


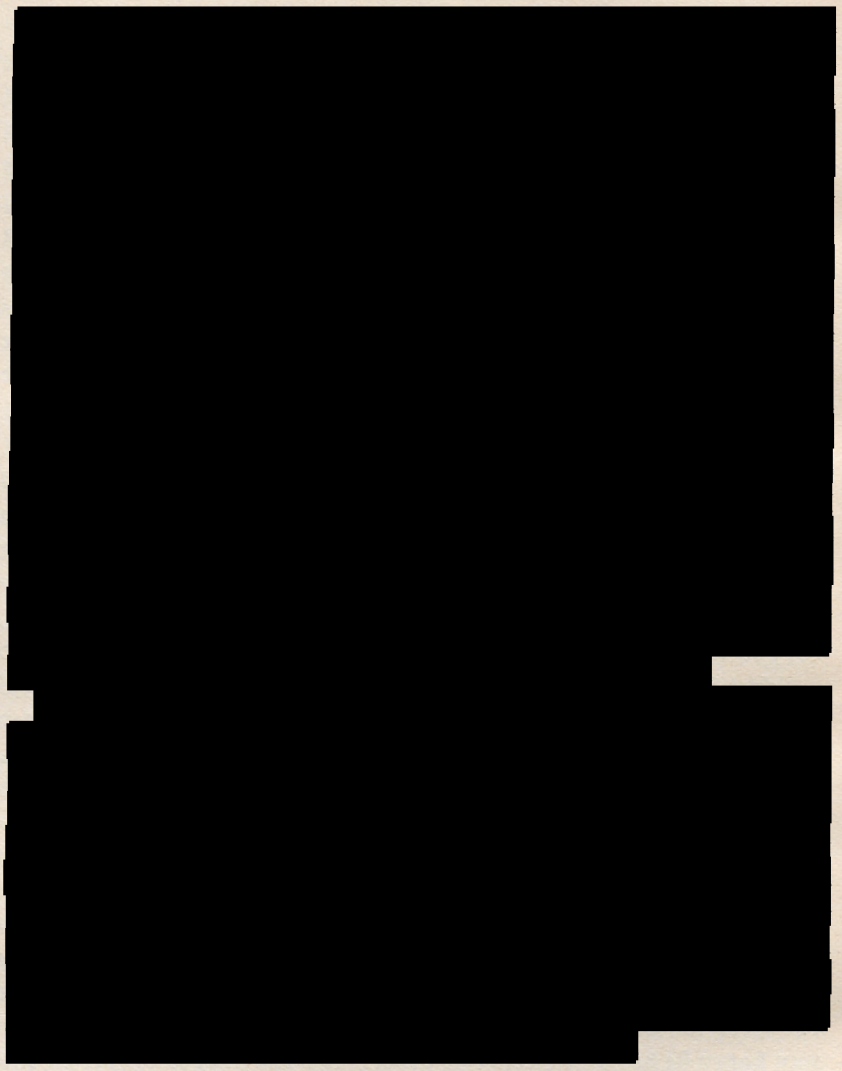












Zu Adolf Meschendörfers sechzigstem Geburtstag

Von Harald Krasser

Als Adolf Meschendörfer vor kurzem nach einer Vorlesung aus eigenen Werken in Hermannstadt Gegenstand einer Ehrung in kleinerem Kreise war, antwortete er mit einem sehr herzlichen Bekenntnis zum Buch und zu seiner Vaterstadt Kronstadt. Wurzel und Wesen seiner Leistung im siebenbürgisch-deutschen Schrifttum kann deutlicher nicht erfaßt werden, als von diesen seinen beiden Erlebnissen aus. Das Buch als Erlebnis, die Welt der Bildung, organisch einverleibt und in kämpferische Energie umgesetzt, steht vor Meschendörfers erster literaturgeschichtlicher Tat: dem Aufbruch vor 30 Jahren, der Gründung der „Karpathen", um unser Volk mit einer Zeitschrift zu einer artgemäßen Ausdruckskultur zu erziehen. Der Kühnheit des Unterfangens entsprach sein Erfolg, seine unvermeidlichen Zeitgebundenheiten verfallen der Vergessenheit, sein Bleibendes überdauert den Abgrund des Krieges und schafft jene Kontinuität, die uns heute das letzte Menschenalter unserer Dichtungsgeschichte als Einheit, als aufsteigende Entwicklung zu sehen zwingt.

Aber auch das einzige dichterische Lebenswerk, das diesen ganzen Zeitraum unvergessen überdauert hat, gehört Meschendörfer an: seine „Leonore" lebt fort, den veränderten Zeiten zum Trotz, sein „Michael Weiß", der „Abt von Kerz" werden auch weiterhin über die Bühnen unserer Städte gehen (und wenn es so selten geschieht, so liegt es nicht an den Stücken, sondern mehr an der problematischen Lage des deutschen Theaters in diesem Lande), und vollends die beiden großen Romane, „Die Stadt im Osten" und „Der Büffelbrunnen", haben den Namen ihres Dichters und seiner „einziggeliebten, furchtbaren" Stadt in Fernen getragen, von denen sich der junge Professor und „Karpathen"-Herausgeber des Jahres 1907 sicher nichts träumen ließ

Es liegt eine tiefe Berechtigung darin, daß der Dichter jetzt in den Tagen der Ehrung sich veranlaßt sieht, gerade der Vaterstadt seinen Dank abzustatten. Hat je eine Stadt ihren Dichter so reich und immer wieder befruchtet, wie Kronstadt Meschendörfer? Diese selbstgewählte Beschränkung auf Kronstadt als Schicksalsraum seiner Dichtung (die z. B. das sächsische Bauerntum fast gänzlich aus seinem Werk ausschloß), hat Meschendörfer zu seiner Stärke gemacht. Die Stadt im Osten erwies ihren unausschöpflichen Reichtum; Größe der Vergangenheit und Daseinskampf der Gegenwart, Schicksalsfülle der Menschenwelt und tröstliche

Erhabenheit der Natur gingen hier ihre einzigartige Synthese ein, und diese Stadt mit ihren ehrgeizigen und genügsamen, harten und verträumten, treuen und falschen, nüchternen und schrulligen Menschen, „der jeder an die Galeerenkette geschmiedet dienen muß, bis er in seinem eisernen Ring verfault", wurde ihm zum Sinnbild des Volksschicksals, zum Raum, der die Ganzheit unseres Daseins und alle Möglichkeiten seiner Gestaltung umschloß.

So ist Meschendörfer am unausgesetzten Ringen mit seinem fortwährenden Hauptthema, der „Stadt im Osten" als Stoff und Gehalt, selbst gereift, indem er es lyrisch, episch, dramatisch abwandelte, sich tragisch und satirisch mit ihm auseinandersetzte. In diesem Ringen sind ihm die Kunstmittel zugewachsen, die er heute mit überlegener und reifer, im gesamten deutschen Lebensraum anerkannter Meisterschaft gebraucht. Und wenn wir heute zum Stolz auf ihn und zum Dank für seine Leistung einen Wunsch fügen wollen, so ist es der: daß es ihm vergönnt sein möge, zu dem Abbild der Vergangenheit auch das der Gegenwart zu fügen, zu den beiden großen Kronstadtromanen den dritten, den er uns versprochen hat und der sein Lebenswerk ergänzen wird zur reichsten Verherrlichung der Vaterstadt, die je einer unserer Dichter angestimmt hat.

Skizze meines Lebens

Von Johann Wolff

(Schluß)

In Leipzig fand ich trotz der freundlichen Empfehlung meines nun in Gott ruhenden Wohltäters, des Herrn Bischofs Teutsch, eine komisch-üble Aufnahme bei Professor Wuttke,[1] eine um so bessere aber, dank einer Empfehlung von derselben lieben Hand, bei Professor Zarncke.[2] Auf Professor Kellers Schreiben hin ließ mich Zarncke sogleich in die höhere Abteilung seines deutsch-philologischen Seminars eintreten. Die jungen Männer, die ich hier traf, waren mir auf dem Felde, das wir hier bestellen sollten, um ein Bedeutendes überlegen. Da sie mit ihren Interessen nicht wie ich zwischen zwei Fakultäten geteilt waren und sich mit ihrer Arbeit in engen Grenzen halten konnten und überdies methodisch vortrefflich geschult waren, hatten sie es nicht

[1] Adolf Wuttke (1819—70) Theologieprofessor.
[2] Friedrich Zarncke (1825—91) Germanist.



Norbert Thomae, Edelwicken

eben schwer, mir die Seminarabende heiß zu machen und namentlich der „schneidige" Norddeutsche Sievers[1] — jetzt auf Zarnckes Lehrkanzel sitzend — übte rücksichtslose Kritik an meinen Aufsätzen. Ein Glück war's für mich, daß Zarncke milder zu Gericht ging und daß die mitteldeutschen Genossen, vor allem der treffliche Wülcker[2] — gegenwärtig, ich glaube, erster Hofbibliothekar zu Weimar — für meine sonstigen Fähigkeiten wärmste Anerkennung hatte. Es hat lange, ernste Arbeit gekostet, bis ich auch von den Tüchtigsten in diesem Kreise als vollwertig anerkannt wurde und dann mit ihnen nach den Seminarübungen unvergeßlich schöne Stunden in einem stillen Kaffeehausstübchen, oft fast bis zum Morgengrauen, genießen konnte. Die wackersten von ihnen stehen seit lange in hohen, einflußreichen Ämtern, drei auf vornehmen Lehrkanzeln für deutsche Philologie und zählen zu den Häuptern ihrer Wissenschaft. Und ich —! Mit einem jungen hannoverischen Freunde ließ ich mir, um den Seminargenossen in allem ebenbürtig zu werden, Privatunterricht im Englischen geben; aber schon im dritten Monat konnte ich die bedungenen 6 Thaler nicht mehr aufbringen und trat zurück.

Mit der Vertretung des literarisch-ästhetischen Faches war's damals in Leipzig unglaublich schlecht bestellt, von Vischer, meinem Ideal eines Professors, kam ich zu seiner Karikatur, zu Professor Minkwitz. Das geradezu tölpelhafte Benehmen dieses Mannes brachte mich in solche Aufregung, daß ich eine Art Verschwörung gegen ihn anzettelte. Mein Freund von Tübingen her, der brave Jude Hirschfeld — nun seit lange Universitätsprofessor in Königsberg — schürte eifrig und ich habe mich's viel Zeit kosten lassen, den leeren Hörsaal des Herrn Minkwitz mit Zuhörern zu füllen und — wie wir uns großsprecherisch ausdrückten — den völlig unwürdigen Vertreter der deutschen Literatur zu stürzen. Mitten im Semester wurde Minkwitz seines Amtes enthoben. Durch diesen sogenannten Erfolg etwas übermütig gemacht, mengte ich mich auch in andere studentische Allotria, die wir Reformbewegung nannten, agitierte hierhin und dorthin, schrieb allerlei — meines Bedünkens hochernstes — Zeug in die gefällige deutsche Zeitung Biedermanns,[3] gelangte aber nirgend mehr zu dem

[1] Eduard Sievers (1850—1932) der große Germanist und Schallanalytiker.
[2] Richard Wülcker (1845—) Anglist.
[3] Die im Brockhaus-Verlag in Leipzig erscheinende „Deutsche Allgemeine Zeitung", damals von Karl Biedermann, dem politischen Schriftsteller, geleitet.

gewünschten Ziele. Einiges von dem, was uns damals viel beschäftigte, so z. B. die Gründung einer deutschen Studenten- oder Universitätszeitung, ist nachher mit besserem Erfolg wieder aufgenommen worden.

Ich war nach Leipzig gekommen, um vor allem Theologie zu studieren. Ich begann's mit gutem Willen und ich wäre wohl dabei geblieben, trotz der hochgehenden Ansprüche der Germanistik an meine Kraft und meine Zeit, wenn mich Luthardt und Kahnis, die ich im ersten Semester hörte, zu erwärmen vermocht hätten. Es war geistvoll, was Luthardt in seiner dogmatischen Vorlesung sagte, aber sein Wesen, sein Vortrag war mir zu gravitätisch, zu hierarchisch und seine Theologie für's 19. Jahrhundert zu scholastisch, zu nahe verwandt mit der des Hamburgers Goetze, den Lessing gerichtet hatte. Daß Kahnis im Kreise Luthardts verdächtig befunden ward, rückte mir ihn von vornherein etwas näher und die Gründlichkeit in seinen Entwicklungen fesselte mich eine Weile, dann aber kam mir vor, daß er allzuviel flickte, kleisterte und überkleisterte und daß wie seinem Vortrag so auch seiner Lehre Rundung, Kraft und Wärme fehle. Als ich es im zweiten Semester, zunächst hospitierend, auch bei Fricke versuchte, war es mir, als verstünde ich ihn nicht, als spreche er, immer zu pathetisch, mehr über und um die Sache als zur Sache. Ich ging ziemlich fleißig in die theologischen Kollegia, aber damit ließ ich es auch genug sein.

Weil ich nun wußte, wahrscheinlich weil ich es so wissen wollte, daß bei diesen Theologen wissenschaftliche Aufschlüsse über die wichtigsten Probleme des christlichen Lebens nicht zu finden seien, ging ich zu den Philosophen in die Schule, hörte bei Herrmann, Drobisch und Ahrendts Kollegia über Logik, Psychologie, Metaphysik, Sprachphilosophie, Natur- und Völkerrecht. Auch dort hielt ich getreulich aus, obwohl ich, namentlich bei Drobisch, bald bemerkt hatte, wie wenig der Boden in mir für solche Saat vorbereitet sei. Ich wollte das Versäumte nachholen, am besten, wie ich mir einreden ließ, unter der Leitung des bekannten pädagogischen Schriftstellers Tuiskon Ziller. Das war ein lieber, fast spießbürgerlich einfacher Mann, aber seine Schmiede war für mich die rechte Schmiede nicht. Ich blieb aus ihr weg, als mir nach einigem Vorausblättern in Zimmermanns Ästhetik und einigen Fragen an den Herrn Professor gewiß ward, daß die Wissenschaft dieses Mannes keine Wissenschaft sei und daß er einen unerlaubten Mißbrauch mit uns treibe. Was das mündliche Wort nicht bot, suchte ich bei dem

gedruckten. Ich griff nach Kant, holte mir Hegel von der Bibliothek, fand diesen und jenen für mich zu schwer, vertiefte mich dann gelegentlich in des Junghegelianers Rosenkranz Schriften — aber es war und blieb Dilletantenarbeit.

Meine Zeit war um, Professor Zarncke machte mir beim Abschiedsbesuch den Vorschlag, in Sachsen zu bleiben, die Staatsprüfung zu geben und für das Weitere ihn sorgen zu lassen. Ich konnte das freundliche Anerbieten nicht einmal in Erwägung nehmen, die beiden Stipendien zu je 300 fl., die ich von meiner Landeskirche empfangen hatte, waren Bande, die ich nicht zu lösen vermochte. Schweren Herzens zog ich fort, wieder gen Süden, nach meinem lieben Tübingen. Dort hörte ich noch ein paarmal Fr. Vischer, suchte meine Freunde auf, holte mir von Professor Keller meine Doktordissertation ab, weil es mir unmöglich geworden war die hohe Promotionstaxe zu beschaffen, und zog heimwärts mit Empfindungen, als ging es in die Fremde. Die Reise dauerte lang, viermal blieb ich stecken, es fehlte das Reisegeld.

Es war wenig und doch wieder viel, was ich mitbrachte. Ich hatte mich von zu vielerlei anziehen lassen, mich in zu weitem Felde bewegt — ein Übel, das mir geblieben ist —, hatte in meinem Lehrfach eine Menge tatsächlicher Kenntnisse erworben, sie aber nicht in rechte Ordnung gebracht, hatte mich oft auch mit Theologie und Philosophie beschäftigt, aber es war nicht anhaltend genug, war zu unvollständig gewesen. Eins dagegen hatte ich voll und ganz, das war die Liebe und der Dank für die Stätten meiner akademischen Studienjahre. Ich habe ihnen bald nach meiner Heimkehr im Siebenbürgisch-deutschen Wochenblatt und nachher bei der hauptsächlich von mir veranlaßten Hermannstädter Feier des vierhundertjährigen Jubiläums der Tübinger Hochschule Ausdruck zu geben versucht.

III.

Vom September 1868 an bis zum August 1869 ward ich als Hauslehrer der Söhne des Barons Szentkereszty zwischen Neumarkt, Bunn bei Schäßburg, der Csik, der Haromszek und dem Burzenland umgetrieben. Es war ein Jahr der Hörigkeit. Der Einblick in magyarisches Edelmannsleben, ein bißchen Tarockspielen mit den unter uns berüchtigt gewordenen Edelen Bethlen Gabor und Maurer Viktor, einige poli-

tische und feuilletonistische Zeitungsartikel und die hierdurch gewonnene Beziehung zu Franz Gebbel, das war der ganze Ertrag dieses Jahres.

Aus der trostlosen Lage, in der ich nun fünf Monate lang in Schäßburg mehr vegetierte als lebte, erlöste mich das Mühlbächer Presbyterium. Am 9. Januar 1870 verlieh es mir eine Lehrerstelle an seinem Untergymnasium. Es war eine bitterböse Reise auf einem elenden Wägelchen in eisiger, grimmiger Winterszeit, abenteuerlicher, als die des Vaters im Hörigendienst gewesen waren. Und der Empfang und die erste Herberge in Mühlbach war so kalt wie der beißende Januarwind. Das waren Vorzeichen schlimmster Art. — Doch bald ward es warm um mich und in mir. Die Kollegen wurden freundlich und meine Schüler überboten sich in Liebesbezeugungen. Vierhundert und zwanzig Gulden Gehalt, das däuchte mir viel und ich wäre froh geworden dabei, wenn mich nicht die beträchtlichen Verpflichtungen von der Universität her und dazu bald die neuen an die Pensionsanstalt gedrückt hätten. Und ein paar müßiggängerische Protzen übten, wo sie sich einmal nach harter Tagesarbeit im Wirtshause trafen, ihren Witz an dem armen, verschuldeten Teufel. Doch ich wollte arbeiten und wollte verdienen und frei werden. Ich wußte noch nicht, was in Mühlbach nebenbei verdient werden könnte und daß Privatstunden mit ein paar Einladungen zum Abendessen oder mit einem Trinkgelde vergütet würden. Doch ich arbeitete: in der Fleißzeit unten in der Stadt, in den Ferien bei Wasser und Brot im Gebirge. An einem Sonnabend im Dezember prüfte man mich zunächst für mein Hauptlehrfach, neun und eine halbe Stunde lang, vier Stunden in Gesellschaft eines glücklicheren Gefährten und fünf und eine halbe Stunde lang allein. Am nächsten Montag durfte ich nach langem Beraten und Beschließen endlich auch die Prüfung aus dem sogenannten Nebenfach geben, um nach fünf — wie Unbeteiligte sagten, gut beantworteten — Fragen die Note hinreichend zu erlangen. Wie leid hat es mir damals getan, dem Antrage Zarnckes nicht gefolgt zu sein! Mir ward bange vor der theologischen Prüfung. Ich machte mich sogleich an die neue Arbeit, hielt Schule, gab Privatstunden, schrieb in die Zeitungen, machte die theologische Prüfung mit Auszeichnung, schrieb in den nächsten vier Monaten einen Programmaufsatz von beträchtlicher Länge und nahm nach wie vor regen Anteil an dem öffentlichen Leben und an der öffentlichen Arbeit. Es

war eine saure und doch so einzig große Zeit. Es war ja die Zeit der deutschen Siege, die Zeit, wo ich mitten in den Schulprüfungs- und Schuldensorgen mit meinen Schülern fast Sonnabend für Sonnabend hinauszog ins Weite und jubelnden Herzens mit den wackeren Jungen Freudenfeuer ob der großen deutschen Taten anzündete auf unseren Bergen und Sieges- und Friedensreden hielt im Bürgervereine und oben in der Burgruine am Mühlbach. Wie haben sich die Dinge seitdem geändert! Eine einzige magyarische Zeitung nahm von den hochlodernden Siegesfeuern Notiz und ging mit einigen harmlosen Spöttereien darüber hinweg! Ich aber fand bei all dem bunten Treiben auch Zeit zum Heiraten und gründete mir mit Pauline, der Tochter des Senators von Huttern hoffnungs- und vertrauensvoll im Sommer 1873 ein eigenes Haus. Es wäre eine schattenlos schöne Zeit gewesen, wenn nur meine Gläubiger nicht ihre durch horrende Interessen zwiefach groß gewordenen Darlehen zu fordern gehabt hätten.

Durch meine Vermählung war ich fester an Mühlbach gebunden, als mir lieb war. Dreimal versuchte ich es, von hier weg zu kommen, doch umsonst. Ich schrieb mir den Ärger darüber in humoristisch-satyrischen Betrachtungen von der Seele und mußte dafür einige Wochen Spießruten laufen in Frauen- und Wirtshausgesellschaften. Im übrigen schien ich zu mancherlei brauchbar zu sein: zum Privatlehrer für mancherlei Volk, für zwei magyarische Edelmannknaben, für erwachsene Mädchen, für Apothekergehilfen, zu allerlei Vorträgen, zum Schriftführer der Lehrerkonferenz, des Schullehrer- und Bürgervereins, zum Mitglied der Stuhlsversammlung, zu Wahlreden und Wahlreisen und zur Zeitungsschreiberei. Die über alles Erwarten rühmliche Aufnahme meiner ersten Programmarbeit brachte mich in briefliche Beziehungen zu den Professoren Wilhelm Scherer, Karl Weinhold, Schröer u. a., zu den Dozenten Braune, Trautmann, zu Frommann in Nürnberg, zu Kräuter in Saarburg und vielen anderen großen und kleinen Gelehrten, und das wieder war ein mächtiger Antrieb, nach den vier Schul- und drei bis sechs Privatstunden und aller anderen Tagesarbeit nachts in grammatischen, lexikalischen und volkskundlichen Studien Erholung zu suchen. Gewiß, ich hatte die mir von der Natur verliehenen Pfündchen an Gaben nicht vergraben und verkommen lassen; aber wie ich sie nützte, war törichter

Raubbau. Am schwersten litt darunter die Arbeit für die Bessergestaltung meines äußeren und für den notwendigen Fort- und Ausbau meines inneren Lebens.

IV.

Im August 1874 erschienen mehrere Mitglieder des Presbyteriums in meiner Wohnung und ihr Führer sprach treuherzig und ernst: „Sie sind gegen meine und anderer Herren Stimme soeben durch die Mehrheit des Presbyteriums zum Rektor unserer Schule gewählt worden. Es ist ein schönes Amt, das Sie fortan bekleiden sollen, aber auch ein schweres, und ich fürchte es wird Ihnen sehr schwer gemacht werden." Und so war's. Es ging ein Sturm durch die Gemeinde, als ob das Allerschlimmste im Anzuge sei! Konfessionswechsel, Stellengründungen für die „tötlich beleidigten" übergangenen Lehrer, Gerichtsklagen meiner aufgehetzten Gläubiger, Denunziationen und Sticheleien, Zankäpfel in die Verwandtschaft meiner Frau! Die Omina von meiner Herreise fingen an sich zu erfüllen. Das Schuljahr begann; von acht „Knabenlehrern" waren nur zwei nicht gegen mich. Ich wußte nun, wie es dem Hauptmann vor der rebellischen Front zu Mute sein müsse. Doch ich wollte mich nicht einschüchtern und nicht vergewaltigen lassen. Ich hatte das Amt nicht gesucht und es nicht bekommen auf verwandtschaftlichem Wege, und es waren die Letzten und Geringsten wahrlich nicht, die es mir in gutem Glauben aufgetragen hatten. „Furchtlos geradeaus! Weg mit dem Schlendrian!" mit diesem Schlagwort hatte man es mir erobert, und in diesem Worte mußte ich den Kampf aufnehmen, nur in ihm konnte mir geholfen werden. Anders war ich der starken Gefolgschaft, die hinter mir stand, keine Stunde sicher. Meine Kräfte mußten verdoppelt werden, und ich versuchte es. Ich nahm die Nächte zu Hilfe, um mich ins neue Amt einzuarbeiten, gab umfassende Gutachten, um gewünschte Neuerungen zu begründen oder abzuwehren, die unnütz gewordene Vorstadtschule einzubeziehen in die Stadtschule, den Sturm gegen das Gymnasium abzuschlagen, die Lehrpläne zu verbessern, das Unterrichtsverfahren und die Disziplin zu fördern, ich schrieb den Programmaufsatz und führte aus Rücksicht auf die Freunde die alten kleinen Nebenämter fort, beteiligte mich mit Wort und Schrift an der Tagespolitik und ließ mich nicht verbittern, auch durch die kleinliche, gehässige Behandlung nicht, die mir von meinen Gegnern

im Presbyterium widerfuhr, so oft ich dort in Schulangelegenheiten erschien. Meine Widersacher konnten es trotz alles Bemühens nicht hindern, daß ich bald auch selber mit Sitz- und Stimmrecht ins Presbyterium berufen ward, dafür gelang es ihnen, dort das Aktuariat und etwas später auch das Kassaamt in ihre Hand zu bekommen. Und sie haben beide ausgenützt in einer Weise und namentlich die Protokollführung gegen mich, daß ich mir Zwang auferlegen muß, darüber zu schweigen. Das Jahr nahte sich seinem Ende. Da kam, damit der letzte Stoß nicht fehle, unvorhergesehen die Generalkirchenvisitation der Anstalt durch seine Hochwürden, den Herrn Bischof. Unter den heftigsten mit Morphium mühsam unterdrückten Schmerzen waltete ich in jener achttägigen Prüfung meines Amtes. Die Jahresberichte der Anstalt erstattete ich bereits aus dem Krankenbett. Leiblich völlig erschöpft fuhr ich am 1. August nach Karlsbad und trat am 30. desselben Monats vom Postwagen wieder ins Joch.

Außer der leidlich wieder hergestellten Gesundheit brachte ich den Vorsatz mit, einen neuen Weg zu versuchen. Es war mir klar geworden, daß ich nicht immer unter Waffen sein könne und daß ein in sich uneiniges Kollegium einer Schule Verderben sei. In Karlsbad war mir das Goethesche Wort in die Augen gefallen: „Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen." Damit wollte ich es versuchen. Aber zuvor mußten die völlig unbrauchbaren Elemente aus dem Lehrkörper ausgeschieden werden und die Einschmuggelung unzureichender Leute mit aller Kraft abgeschlagen werden. Dies war viel schwerer als jenes, weil es sich nicht selten um Personen der familienstarken Gegenpartei handelte. Wiederholt gelang es mir mit Hilfe der Oberbehörde, und man hat es mir bitter heimgezahlt, auch in den letzten Tagen aufs Neue. Von den neuerworbenen Lehrern haben es nur wenige längere Zeit hier auszuhalten vermocht; gerade die besseren gingen wieder fort, ehe sie hier recht fest geworden. So mußte fast beständig mit neuen, wechselnden Kräften gearbeitet werden: nicht weniger als 19 neue Lehrer habe ich während meines Rektorates einzuführen gehabt. Wie viel Mühe und Verdruß mir daraus erwachsen, wie schwer mich manchmal die wochen- und monatelangen Supplierungen gedrückt, wie oft ich infolge der endlosen Schreibereien am Schreibkrampf gelitten, wie viel Sorge mir alljährlich der Programmaufsatz gemacht und zumal vor, während und nach der Einführung des staatlichen Mittelschulgesetzes

das Ausweisen, Berichten, Organisieren in Unruhe versetzt, wie oft mich das unbezwingbare Reformgeschrei zu unfruchtbaren Erhebungen gezwungen und wie die eigenartige, sozial, konfessionell und national allzubunte und allzuschlimme Zusammensetzung der Schülergemeinde die Arbeit erschwert und den Erfolg beeinträchtigt oder vereitelt, wie kleinstädtischer Dünkel und böswilliger Egoismus die Leistungen der Anstalt bekritelt und besudelt und die Berufsfreudigkeit vergällt haben und wie ich, um nicht die Leidenschaften zu wecken, selbst die von der Oberbehörde der Anstaltsleitung gelegentlich gespendete Anerkennung verschweigen mußte — darf um der Wahrheit willen nicht unerwähnt bleiben. Nach und nach hat der Lehrkörper eine neue Gestalt und nach manch unfreundlichem Jahre auch einen neuen Boden zur gemeinschaftlichen Tätigkeit gewonnen. Es ist mir in diesen Tagen aus des Kollegiums Mitte öffentlich gesagt worden: mein Größtes sei, daß ich alle meine Gegner außerhalb und alle Feindschaft im Kollegium überwunden hätte, allein durch treue, selbstlose und aufopferungsvolle Arbeit. Und es ist in der Tat wohl mein Bestes und meinem Herzen das Erfreulichste, daß sich heute sämtliche Lehrer meiner Schule in gegenseitiger Achtung und warmer Kollegialität verbunden wissen.

Wenn ich nunmehr auch darauf zurückschaue, was ich sonst in den 19 Jahren meines Rektorates gewollt und getan habe, so überkommt mich das Gefühl, als sei es gegangen nach des Dichters Wort vom kreisenden Berge.

In einer Zeit, wo Vergewaltigung und Rechtsbruch an der Tagesordnung standen, wo uns ein Erbe der Väter nach dem anderen zerschlagen ward, in einer Zeit, wo auch unter uns sich Recht und Pflicht schroff gegenüberstanden und die Meinungen über das, was Not tut und ehrlich sei, stark auseinandergingen, im Ernste solcher Zeit durfte keiner müßig am Wege stehen und bloß von ferne zuschauen. Heftiger als an manchem anderen Orte stießen hier die politischen und nationalen Leidenschaften aufeinander. Ich ward in den heißen Widerstreit hineingerissen und stand bald, ich weiß nicht mehr, wie es kam, mitten darin. Wenn ich dabei in unserem kleinen Kreise eine Art von Führerstellung eingenommen habe, so bin ich mir dessen kaum bewußt geworden, gesucht habe ich sie jedenfalls nicht, noch weniger gar zu behaupten getrachtet. Aber dem Ganzen zu dienen, mein Bestes dafür hinzugeben, war mir ein Gebot der Pflicht und darum



Hans Hermann, Rauhreif im Lotrioaratal
Öl

Besitz: Artur Schmidt

auch in meinen schlimmsten Tagen nicht zu schwer. Mühe- und dornenlos waren die Wege, die gegangen werden mußten, freilich auch nicht. Die Beratungen in engeren und weiteren Kreisen drängten sich und Reden ohne Zahl wurden in Stadt und Dorf und für mancherlei Sprecher und Hörer notwendig; Briefe und Telegramme kamen und gingen haufenweise und ellenlange Tabellen wollten angelegt und beständig in Ordnung gehalten sein, unentbehrliche Dokumente mußten, weil sie anders von den gegnerischen Magistratenlen nicht zu erlangen waren, auf mühsamen und kostspieligen Umwegen gewonnen werden; die empörende Vergewaltigung unseres Volkstums durch schamlose Amtspersonen, die hohnlachenden Rechtsverletzungen durch eine rohe fremdvölkische Bauernkommunität, der Angriff auf das Mühlregale der evang. Kirchengemeinde, die kecke Einmengung in unsere Schulangelegenheiten, das alles mußte in unzähligen Berufungen an alle Instanzen bekämpft, bestritten und verteidigt und in den Tagesblättern gebrandmarkt werden. Auf Verlangen in- und ausländischer Freunde half ich in bescheidener Weise durch Brief und Druckschrift mit an der notwendigen Aufklärung über unsere Lage. Und als der Ruf an mich erging, zur Sicherung einer einheitlichen Arbeit im großen auch die Leitung des hiesigen Bürger- und Gewerbevereins, des Schullehrer- und des landwirtschaftlichen Bezirksvereins zu übernehmen, da durfte ich mich auch ihm nicht entziehen. Und es war mir eine hohe Freude zu sehen, wie im Sonnenschein der allgemeinen Begeisterung allerorts neue Keime sich entfalteten und frisches Leben auch die trägeren Massen erfaßte. Von diesem Hochgefühle getragen glaubte ich unschwer auch das Aktuariat des Bezirkskonsistoriums stellvertretend eine kurze Zeit lang besorgen und die Geschäfte des Karpathenvereins übernehmen zu können. Es war gleichsam selbstverständlich, daß ich bei allen größeren Veranstaltungen mitarbeiten müsse, daß die gewerblichen und landwirtschaftlichen Ausstellungen, die Bewerbung um eine Garnison, die Einleitung der Kommassation, die Gründung des Frauenvereins usw. ein Recht hätten auf meine Hilfe. Ehre und Auszeichnung war's für mich, daß ich in den Ausschuß des Landeskundevereins und in die Kommission zur Prüfung der Lehramtskandidaten berufen und damit auch zu neuer Arbeit verpflichtet war. Die Redaktion des Korrespondenzblattes gab unsäglich viel Schreiberei und auferlegte mir nicht geringe Opfer, aber ich behielt auch sie, so lange es sein mußte. Das Kassiergeschäft des

Landeskundevereins ward mir abgenommen, mehr aber auch nicht, trotz allen Bittens. Und ich mußte bitten, mich mehr in den Hintergrund treten zu lassen, denn ich merkte, daß meine Stellung und Geltung einem mächtigen Interessenkreise zu einem Stein des Anstoßes geworden, und früher, als ich vermutet und berechnet, brach der Sturm los. — Wäre es doch nur ein offener, frischer, ergiebiger Kampf gewesen! — Mühlbach mit den drei umliegenden sächsischen Gemeinden kroch beim magyarischen Chauvinismus zu Kreuze. Ich war damit abgetan, hinausgeworfen aus der Führung, ein toter Mann, und damit der Zweck der ganzen Intrigue erreicht. Wenn's nur dabei geblieben wäre! Doch die Macher schämten sich doch vor den Leuten ihres Werks und waren perfid genug, mich als den geheimen Urheber auszuflüstern. Mit viel Emphase und Phrase ward von den vorgeschobenen neuen Propheten das Heil des neuen Tages verkündet. Viele wendeten sich trauernd oder scheltend davon weg. Es war eine Trennung der Geister geschehen, die bis auf den tiefsten Grund hinabging. Aber nach und nach machten Darlehensinstitute, Wahlschmäuse, Büchsen und goldene Uhren auch die Trotzigen wieder kirre. — Fast über Nacht war alles hinweggefegt, was ich in heißer Mühe gefördert und geschaffen hatte. Da war auch für mich die Zeit gekommen, in der sich „der Einzelne wehmütig auf sein Ich zurückzieht".

Nur selten bin ich seitdes wieder in den Vordergrund des öffentlichen Lebens getreten. Und von allem, was ich seither zu Stande gebracht, hat ausgedauert und bereitet mir viel Freude der 1886 gegründete evangelische Jugendbund. Möge er zum Segen des heranwachsenden Geschlechtes gedeihen, auch wenn ich nicht mehr in seiner Mitte stehe!

Nach dem Sachsentage, der mich wieder einmal in die Bewegung hineinrief, bin ich wiederholt zu den alten Arbeiten, in die verlassenen Vereine zurückberufen worden. Ich durfte nicht folgen und konnte nicht folgen. Im Jahre 1887 und aufs neue 1888 hielten selbst die Ärzte mein Leben für verloren. Durch Gottes Gnade ist mir wohl das Leben geblieben, aber auch die, wie es scheint, unter meinen mißlichen Verhältnissen unheilbar gewordene Krankheit. Andauernde leibliche Schmerzen, Kräfteerschöpfung, Daseinssorgen, schwere innere Erlebnisse, der Tod des ältesten von meinen fünf Kindern, haben alle Kräfte meiner Seele für geduldiges Tragen und Harren in Anspruch genommen und das Gefühl der Abspannung und

Ermüdung, das Bewußtsein des Nichtmehrkönnens in mir erzeugt. Da konnte ich nicht anders als ein Gesuch vom Jahre 1885 zu Ende des vorigen Schuljahres zu erneuern und das hiesige Presbyterium zu bitten, mir wenigstens das Rektorat abzunehmen und mich in eine ordentliche Lehrerstelle übertreten zu lassen. Weil dem Gesuche nicht willfahrt wurde, stellte ich mich der Petersdorfer evangelischen Gemeinde bei ihrer neulichen Pfarrerswahl zur Verfügung. Sie hat Vertrauen zu mir gefaßt und mich zu ihrem Hirten berufen.

Jetzt, da ich hinaus soll, wird es mir schwer, sehr schwer, aus einem Dienste zu scheiden, mit dem ich ganz und gar verwachsen bin, mit allem meinem Denken, Fühlen und Wollen. Wäre ich gesund und hätte ich nicht die Hoffnung, in dem wohl etwas ruhigeren Pfarrdienste, wenn auch nicht gesund, so doch arbeitsfähiger zu werden, ich wäre geblieben, wo ich bin. Ohnehin bin ich schon lange in die Jahre gekommen, in denen die Sehnsucht nach dem Glück erlischt und die Besorgnis vor neuem Kummer allein noch stark ist.

Mag es wenig oder viel sein, was ich erlebt, erstrebt und getan habe, ich habe das Zeugnis meines Gewissens, daß ich nie das Meine gesucht, daß mein ganzes öffentliches Arbeiten von keinem Gedanken an Lohn beeinflußt gewesen ist. Und habe ich von Menschen auch noch so viel Leid erfahren, ich habe nicht gerechtet mit ihnen. Wie viel Liebe und Güte und Hilfe mir von treuen Herzen zeitlebens und zumal in den letzten harten Jahren zuteil geworden ist, kann ich gar nicht aussagen und zu meinem Leide auch nicht danken, wie ich es möchte. Wolle Gott es ihnen lohnen.

Unser Österreichertum?

I.

Von Heinrich Zillich

Im Februarheft dieser Zeitschrift untersuchte Karl Hoch die Wirkung des österreichischen, besser des Wiener Wesens auf das Gefühls- und Bewußtseinsleben der Siebenbürger Sachsen während ihrer Zugehörigkeit zum österreichischen Staate bis zum Weltkrieg. Für richtig empfinde ich, wenn Hoch bei den sächsischen Historikern bemängelt, daß sie sich in ihren Wertungen Österreich gegenüber vornehmlich von der Ablehnung der einstigen konfessionellen Bestrebungen Wiens lei-

ten ließen, während die Einverleibung Siebenbürgens in den großösterreichischen Staat im 17. Jahrhundert doch in erster Linie der Wiederanschluß an Westeuropa war. Ja, noch mehr! Da Wien der Sitz des wenn auch schon damals absinkenden deutschen Kaisertums war, österreichische Hausmacht und Reichsgewalt zwar nicht rechtlich, so doch tatsächlich eng beisammen lagen, bedeutete die Einverleibung Siebenbürgens dessen mittelbaren Einschluß in das Deutsche Reich. Nur von dieser Tatsache her ergibt sich die volle Begründung für Hochs kluge Feststellung, daß sich das konfessionelle Renegatentum jener Siebenbürger Sachsen, die dem Wiener Religionsdruck nachgaben, geradezu als national empfand.

In Wien sah unser Volk auch zu späterer Zeit eine Schutzburg Deutschlands. Im Jahrgang 1866 der „Kronstädter Zeitung" wird der damalige Krieg zwischen Österreich und Preußen als ein Kampf Deutschlands gegen ungerechtfertigte Ansprüche Berlins aufgefaßt. Allerdings bringt das Blatt bald darauf der klein-deutschen Lösung Bismarcks volles Verständnis entgegen, ein Zeichen dafür, daß wir den geschichtlich gegebenen Weg zur stufenweisen Lösung der deutschen Frage in seltener Uneigennützigkeit begriffen. Ich sage, in seltener Uneigennützigkeit, denn aus ihm ergaben sich für das Südostdeutschtum nachhaltige Auswirkungen, für die Siebenbürger Sachsen besonders, daß sie endgültig zu Auslanddeutschen wurden, für den Staat aber, daß im nächsten Jahre (1867) die Machtteilung in eine österreichische und eine ungarische, innerlich vollkommen selbständige Reichshälfte von den Madjaren durchgesetzt werden konnte — das für das Deutschtum in Ungarn seit seinem Bestehen verheerendste Ereignis. Um nur einiges zu nennen: mehr als 1000 deutsche Volksschulen, alle deutschen Theater bis auf eines verschwanden in Ungarn in den darauffolgenden Jahren, der vielhundertjährige Königsboden wurde zerschlagen und damit dem deutschen Volk Siebenbürgens seine öffentlich-rechtliche Gemeinschaft und jegliche Macht genommen — noch mehr: Hunderttausende von Deutschen in Ungarn wurden entvolkt, durch ein System von Zwang und Lockung zu Madjaren gemacht. Entvolkung ist für ein Volk schädlicher als die Vernichtung seiner Heimstätten, denn diese kann man aufbauen. Entvolkung ist schädlicher als die Niedermetzelung des Volkes bis auf ein Zehntel, denn dies Zehntel kann das Volk wieder aufblühen lassen. Entvolkung ist schädlicher als Steuerungerechtigkeiten, als Abbau der volkseigenen Be-

amten, als wirtschaftliche Bedrängung, als alle ähnlichen Mittel zur Beeinträchtigung eines Volkes durch ein anderes, denn solche Mittel sind vergänglich oder stärken die Selbsterhaltungskraft. Entvolkung aber ist endgültiger Volkstod, ja ist doppelt schädlich, weil jeder Überläufer zum Feind der noch Volkstreuen wird.

Hoch bejaht „vorbehaltlos" die Lösung von 1867, weil er die von 1866 bejaht. Er stellt zwischen beiden eine Verbindung derart her, als könne die eine nur bejaht werden, wenn auch die andere bejaht wird. Mag man 1867 die damals beschlossene Lösung als eine Notwendigkeit betrachtet haben — heute, wo wir die Folgen kennen, kann sie nicht mehr bejaht werden. Es ist zu begreifen, daß Wien ohne binnendeutsches Hinterland zur Aufrechterhaltung des deutschgeführten Einheitsstaates zu schwach geworden war; aber es darf nicht entschuldigt werden, daß es die Machtteilung in einer Weise geschehen ließ, die das deutsche Volkstum in Ungarn völlig preisgab und die deutschen Aufgaben in der östlichen Reichshälfte ebenfalls. Mit dieser Lösung gab sich ja der Staat selbst auf. Man kann also sehr wohl von einer Schuld Wiens und seiner undeutschen Haltung sprechen. Der Staat gab sich auf, weil er einem seiner Völker, und zwar nicht dem, das den Staat geschaffen hatte, eine Vormacht zuerkannte über andere Völker, darunter über Teile desjenigen, das den Staat trug, und damit den übrigen Mitvölkern die Erstrebung gleicher Vorzugsrechte als erreichbares Ziel nahelegte. An einer solchen Lösung mußte Österreich zerfallen. In ihr wie Hoch eine „Synthese" zu sehen, die sich im Weltkrieg „vervollständigt" habe, geht gegen mein deutsches Gefühl. Diese „vervollständigte Synthese" ist an ihren antithetischen Unvereinbarkeiten im Weltkrieg zerplatzt. Hoch bejaht sie, ohne auch nur mit einem Wort ihrer Folgen für das ungarländische Deutschtum, ja nicht einmal für den Königsboden zu gedenken. Wir aber wissen, daß 1867 Altösterreich das Todesgift verabreicht wurde, das sich auch ohne Weltkrieg voll ausgewirkt hätte. Österreich konnte nur bestehen, solange es in entscheidenden Dingen deutsch geführt wurde, weil nur so die berechtigten Belange aller in seinem Raum lebenden Völker den Möglichkeiten entsprechend berücksichtigt wurden. Mag man 1867 noch geglaubt haben, daß die Ungarn in ihrer Reichshälfte einen gleichen Staatssinn zeigen werden — die sofort darnach gemachten gegenteiligen Erfahrungen bewiesen, daß sie nicht reichhaft dachten und handelten. Und deshalb ist die Lösung von 1867 der schwerste Schlag ge-

gen das Deutschtum des Südostens und der Anfang vom Ende Großösterreichs gewesen.

Was nun Hoch mit dem „Österreichertum" der Siebenbürger Sachsen meint, so ist ein Gespräch hierüber, ebenso wie die ganze bisherige Betrachtung, ein Gespräch über Vergangenes. Die Sachsen waren als Deutsche kaisertreu, weil es sich anfangs um den deutschen Kaiser und seine Macht handelte, und überdies um den Kaiser, der damals auch für andere Völker dieses Raumes, z. B. Kroaten, Rumänen usw., ein ordnendes Prinzip, eine europäische Idee darstellte, die sich auf alle erstreckte, mochte sie in Westeuropa auch verblaßt sein. Im Osten behielt sie schon aus der Gegensatzstellung zur orientalischen Welt ihre Bedeutung, selbst als es der gute Kaiser Franz, in einer augenblicklichen Notzeit, fertigbrachte, die tausendjährige deutsche Krone abzulegen und sich eine freierfundene österreichische auf das Haupt zu setzen. Wien war für uns, wie für Süddeutschland bis 1866, die nächste deutsche Machtstelle und darum hatte Wiener Leben, auch abgesehen von seiner ungeheueren kulturellen Bedeutung für den ganzen Südosten, stärksten Einfluß auf uns. Die Spuren dieses Einflusses kann man ja unser „Österreichertum" nennen. Es gab auch andere deutsche Einflüsse auf uns — darin hat Hoch recht — man könnte sogar ein siebenbürgisch-sächsisches „Preußentum" und in Mediasch ein „Rheinländertum" entdecken. Sicher ist das eine: unsere Geschichte, jahrhundertelang Teil der deutschen und österreichischen Geschichte, hat unser Wesen mitgeformt. Wir blieben aber immer national deutsch — und deshalb, solange dies sinngemäß war, also bis 1918 — kaisertreu. Niemals sprach ein Sachse von seinem ungarischen König, was sicher geschehen wäre, wenn er die Lösung von 1867 bejaht hätte, ich meine: innerlich und gefühlsmäßig bejaht, denn in Fragen der Gesinnung spricht das Empfinden. Und aus dem Empfinden sprachen wir vom Kaiser und sahen z. B. als Soldaten der im Kriege immer lauter werdenden ungarischen Forderung auf Einführung der ungarischen Heeressprache bei ungarischen Regimentern mit heftigstem Unbehagen entgegen. Nur unsere öffentlichen Beamten sprachen im Dienst vom König, weil sie dazu gezwungen waren.

Die Ablehnung der Folgen von 1867 für das Deutschtum Ungarns wurde von uns nicht mit einer Ablehnung des ungarischen Volkes verbunden. Uns war der Ungar nie unsympathisch, obgleich er im allgemeinen diese Gefühle nicht vergalt. Es ist die Art eines schöpferi-

schen weitverzweigten Volkes mit viel Selbstbeobachtung und sehr alter Geschichte, das Eigenwüchsige bei anderen Völkern zu achten und sogar zu lieben. Daraus ergibt sich ja auch eine deutsche geistige Ausgleichsaufgabe in Europa.

Hoch bejahte das österreichische Staatsgebilde als eine zeitbedingte große Form und kam dabei merkwürdigerweise auch zur Bejahung dessen, was diese Form zertrieb. Möglich, daß er die im Vergleich mit den anderen Deutschen Ungarns günstigere Lage der Siebenbürger Sachsen bis 1918 allein zur Richtschnur seines Urteils macht. In diese kleinsächsische Mauselochwelt können wir ihm allerdings nicht nachfolgen.

All diese Feststellungen sind Geschichtsbetrachtung. Das jetzige Österreich hat keinen wesensbildenden Einfluß mehr auf uns Siebenbürger Sachsen, da sein amtlicher Kurs unserem Volksbewußtsein widerspricht. Unsere Aufgaben sind auch im Rahmen unseres heutigen Staates durch unsere Volksgebundenheit gegeben. An deren Stärke und an unserer volkserneuernden Haltung entscheidet sich unser Bestehen.

II.

Von Harald Krasser

Der Wert von Karl Hochs Ausführungen im Februarheft dieser Zeitschrift liegt nicht nur in den zahlreichen Beobachtungen und Feststellungen, die selbst dort, wo man ihnen aus anderer innerer Haltung heraus glaubt widersprechen zu müssen, als Bekenntnisse wichtig sind, sondern vor allem auch in dem großen Anregungswert, den dieser Aufsatz für jeden Beobachter unserer Volksseele und ihrer Entwicklung haben muß.

Um der begrifflichen Klarheit willen muß freilich eine Doppeldeutigkeit der Überschrift bewußt gemacht werden. „Unser Österreichertum" ist zunächst einmal eine Frage des politischen Bekenntnisses, der politischen Gesinnung und gehört als solche der Vergangenheit an, ist heute also tatsächlich Gegenstand der „Geschichtsbetrachtung", so sehr sie auch noch der Entscheidung heute lebender Generationen — von der des Anhängers der „grünen Bewegung" Karl Hoch, bis zu der des Frontsoldaten Heinrich Zillich — unterlag. Erst die Nachkriegsgeneration, deren politisches Bewußtsein nach dem Zusammenbruch beginnt, steht diesem Problem als unmit-

telbar nicht mehr beteiligte gegenüber; für sie ist es also restlos geschichtlich geworden.

Zweitens aber wendet Hoch die Bezeichnung „Unser Österreichertum" auf die österreichischen Einflüsse und Niederschläge im Wesen und in der Lebensform unserer Volksgruppe an, und diese gehören in ihren Auswirkungen noch keineswegs der Geschichte an, sondern sind heute noch deutlich feststellbar und bedürfen nur der volkspsychologischen Untersuchung und Deutung um klar zutage zu liegen. Hier scheint mir die fruchtbarere Anregung des Hochschen Aufsatzes zu liegen: ein erster Ansatz zur Deutung unserer Volksart aus ihren binnendeutschen Beeinflussungen. Man müßte nach dem gleichen Vorgang unser „Preußentum", unser „Rheinländertum" herausarbeiten — leichter zu finden und in seinen Ursprüngen zu fassen ist sicher „unser Österreichertum". Gerade heute, wo diese österreichische Einwirkung ein so gut wie abgeschlossenes Kapitel ist, während die reichsdeutsche Beeinflussung und Umprägung unserer Lebensformen wohl noch nie so wirksam (und in ihrem Endergebnis noch gar nicht absehbar) war, wie heute.

Die Zeitläufte haben inzwischen auch jene irrtümlich-verallgemeinernde Bezeichnung überholt und ausgeschaltet, die früher von Reichsdeutschen, solange sie in staatlich und nicht volklich bedingten Raumvorstellungen befangen waren, angewendet wurde und die alles Deutsche innerhalb der Grenzen der alten Monarchie unter den Begriff „österreichisch" unterbrachte. Immerhin findet man auch heute noch Spuren einer solchen Betrachtungsweise, die in falschen Vorstellungen über Reichweite und Bedeutung des Österreichertums in diesem südöstlichen Raum wurzeln. Im vorigen Jahr ist ein in mehrfacher Hinsicht beachtenswertes, übrigens durchaus großdeutsch eingestelltes Buch erschienen: „Österreichs deutsche Leistung" von Erwin Stranik (im Adolf Luser Verlag, Wien/Leipzig), der willkommene Versuch „eine Kulturgeschichte des südostdeutschen Lebensraumes" (so lautet der Untertitel) zu geben, mit einem erfreulich vielseitigen Aufwand von Daten und Kenntnissen aus den verschiedensten Kulturbereichen, leider aber zu sehr mit journalistisch-oberflächlichen Mitteln gearbeitet, die nicht ausreichen, das große Thema in seiner ganzen Tiefe und Weite aufzurollen und sich oft

mit Aufzählungen begnügen, wo innere Zusammenhänge, Ursachen und Wirkungen herausgearbeitet werden müßten.

Der im Untertitel eingeführte Begriff des „südostdeutschen Lebensraumes" wird zwar zunächst (schon nicht ganz ausreichend) folgendermaßen definiert: er „deckt sich in staatspolitischer Beziehung ungefähr mit dem Bundesstaat Österreich und umfaßt darüber hinaus" einige Grenzgebiete der Tschechoslowakei, das deutsche Gebiet Südtirols, „nach dem Osten das von den Deutschungarn besiedelte Land und wirkt wohl auch (!) bis zu den Siebenbürger Sachsen sich aus". Aber die Folgerungen aus dieser Definition werden nicht gezogen, der Begriff „südostdeutsch" wird fast ausschließlich auf den Bundesstaat Österreich (oft sogar fast nur auf Wien) eingeschränkt und gerade die große und deutsche Sendung Österreichs, Ausstrahlungspunkt der Kultur in die südöstlichen Bereiche zu sein, die wahrlich in einem Buch dieses Titels breiteste Darstellung verdiente, kommt zu kurz. Diese Ausstrahlungen österreichischer Kultur waren schon an unserer mittelalterlichen Geschichte abzulesen (wie viele unserer bedeutendsten gotischen Kunstwerke weisen nach Österreich, z. B. die Hermannstädter Pieta, der Kalvarienberg des Petrus Lantregen, der Mediascher Altar u. a.). Sie sind bevölkerungsgeschichtlich bedeutungsvoll durch die „Landler"-Einwanderung der Gegenreformationszeit und durch die Verwurzelung zahlreicher österreichischer Beamter und Militärs in unserem Lebensbereich. Sie finden einmal eine Verkörperung von starker Sinnbildkraft (die übrigens auch die Grenzen unserer Aufgeschlossenheit für das Österreichertum deutlich macht!) in Brukenthal, dessen Gemäldegalerie als typisch österreichisch-barocke Leistung noch lange nicht genügend gewürdigt ist. Diese und ähnliche Auswirkungen in dem ganzen auch fremdvölkischen Südostraum hätten wenigstens übersichtlich in Straniks Buch dargestellt werden müssen, um die kulturbestimmende Geltung von Österreichs deutscher Leistung sichtbar zu machen. Statt dessen begnügt sich Stranik damit, Meschendörfer, Zillich und Wittstock für das österreichische Schrifttum der Gegenwart in Anspruch zu nehmen, mit dem diese Dichter nun wirklich ganz und gar nichts zu tun haben — es sei denn, daß Zillichs nach Straniks Buch erschienener Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten" wegen seiner Darstellung des österreichischen Heeres und des politischen Schicksals der Monarchie ein Gastrecht im österreichischen Schrifttum zusteht. Wohl aber gibt es einen Abschnitt

unserer Schrifttumsentwicklung, den K. K. Klein in seiner literaturgeschichtlichen Darstellung „geistiges Großösterreich" benannte und dem so österreichisch gesinnte Gestalten wie Johann Karl Schuller und Daniel Roth angehören — allerdings in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Diese Abschweifungen erweisen es, wie sehr die von Hoch aufgeworfenen Fragen der Klärung bedürfen — auch für außersiebenbürgische Beobachter unseres Daseins. Hoch hat einige sehr wertvolle Ausgangspunkte für weitere Untersuchungen dieser Art angedeutet: die Rolle des Beamtentums im 18. Jahrhundert, die der Armee als Zuflußkanal und als Gleichschalter, das unmittel- oder mittelbare Wien-Erlebnis des siebenbürgisch-sächsischen Kleinbürgers, das sicherlich weitgehend besonders die Gesellschafts- und Geselligkeitsformen (Ballsaal, Kaffeehaus, Salon, Grußsitten und Speisezettel) unserer Städte bestimmt hat. Auf dem Gebiete künstlerischer Kultur würde es sich lohnen zu bestimmen, wie weit unsere verhältnismäßig sicher nicht unbeträchtliche musikalische Kultur von Wien herkommt, wie unser Theaterwesen und die Maßstäbe seiner Beurteilung aus Wien bezogen waren bis in die Nachkriegsjahre hinein. Und schließlich eine umfangreiche sprachgeschichtliche Aufgabe: wie die Umgangssprache besonders unserer Vor- und Unterstädte „k. u. k."-Färbung annahm.

In diesen Richtungen — natürlich lassen sich die Fragestellungen noch zahlreich vermehren — müßte der von Hoch beschrittene Weg systematisch und gründlich zu Ende gegangen werden. Es würde zu aufschlußreichen und für die Deutung unseres Volkslebens nicht unwichtigen Ergebnissen führen.

Rundschau

Chronik. Die Kraft und politische Energie unserer Volksgruppe ist nach wie vor in ungebührlich hohem Maße durch den inneren Volksstreit gebunden. Den neuen Abschnitt, in den mit dem Beginn des Jahres 1937 dieser Streit getreten ist, kann man mit dem Titel überschreiben: Liquidierung der DVR-Revolte.

Das erste äußere Zeichen, das diesen Abschnitt begonnen hat, waren die Ausgleichsverhandlungen, die im Januar und Februar zwischen Volksgemeinschaft und DVR stattgefunden haben. Diese Verhandlungen sind zwar gescheitert und damit ist dem dringenden Wunsch weitester Volkskreise nach einer Befriedung in unserem Volk nicht Rechnung getragen

worden, aber sie schließen ideell den Sieg des Volksgemeinschaftsstandpunktes in sich und sind deshalb eine wichtige Etappe auf dem Weg zur Liquidierung der DVR-Revolte. Während nämlich die Volksgemeinschaft mit völlig klarem Programm in diese Verhandlungen ging, dessen Ziel die Aufhebung der DVR-Revolte und die Wiedereingliederung der DVR-Leute in die Volksgemeinschaft war, und auch gar nichts anders sein konnte, konnte die DVR dieser Klarheit nur nebelhafte Unklarheit entgegensetzen. Zwar steht ihr auch ein politisches Ziel vor Augen und das lautet, statt Aufhebung Vollendung der DVR-Revolte, aber was eigentlich hierunter zu verstehen sei, ist offenbar der DVR-Leitung auch nicht ganz klar, geschweige daß sie die Wege, die zu diesem Ziel führen, übersehen kann. Eine Revolte vollendet sich, d. h. sie setzt sich durch und erhält durch die Macht der Tatsachen etwas wie eine Rechtfertigung, bekanntlich auf zwei Arten. Entweder der revoltierende Teil trennt sich ab und wird als selbständig anerkannt, oder er erhält die Mehrheit und tritt die Herrschaft an. Die Unklarheit im Auftreten der DVR besteht darin, daß sie mit beiden Ansprüchen in verworrener Verquickung gleichzeitig auftritt. Einmal betont sie ihre Unabhängigkeit und Gleichwertigkeit gegenüber der Volksgemeinschaft. Das aber packt sie insoferne am falschen Ende an, als sie nicht etwa sich als die zweite Volksgemeinschaft, sondern die Volksgemeinschaft zu einer Partei, wie sich selbst erklärt. Sie will also die Volksgemeinschaft zu sich herabwerten und raubt damit ihrem eigenen Selbständigkeitsanspruch sittliches Gewicht. Außerdem aber ist diese Behauptung von dem Parteicharakter der Volksgemeinschaft handgreiflich falsch, da die Volksgemeinschaft ihrer inneren Struktur nach etwas anderes ist, als eine Partei, abgesehen davon, daß sie zahlenmäßig gewaltig der DVR überlegen ist. Dann wieder erklärt die DVR, sie habe die Mehrheit des Volkes hinter sich, womit sie offenbar ihren Anspruch auf die politische Führung im Volk unterstreichen will. In diesem Falle also ist sie nicht auf Trennung von dem anderen Volksteil gerichtet, sondern auf Wahrung des organischen Zusammenhanges mit ihm. Allerdings sind diese letzteren Behauptungen der DVR von der Volksmehrheit, die auf ihrer Seite stehe, weit davon entfernt den Tatsachen zu entsprechen, wovon die jüngsten Ergänzungswahlen in der Schäßburger Stadtrat und den Hermannstädter Komitatsrat schlagendes Zeugnis ablegen. Einmal betont die DVR die Notwendigkeit eines weiteren Kampfes vielleicht noch auf Jahre hinaus und stellt von hier aus gesehen ihre Partei als das einzige Bollwerk im Volke dar, dessen Unabhängigkeit sie mit allen Mitteln zu wahren entschlossen sei. Dann wieder läßt sie die Möglichkeiten organischen Zusammenschlusses, ja eines gemeinsamen Volksprogrammes (über den bekannten 80 er-Ausschuß) offen, der ja nun ohne starke Einschränkung der Parteiselbständigkeit gar nicht möglich ist. Mit einem Worte: die DVR gebärdet sich einmal so, als ob längst für sie die Entscheidung gefallen und die innere Entwicklung ihrer Partei abgeschlossen sei, dann wieder, als ob sie ja alles noch vor sich

habe und deshalb auf nichts als Kampf und Instandhaltung der Mittel und Instrumente für diesen Kampf bedacht sein müßte.

Innerhalb dieser schwankenden Unklarheit einen roten Faden zu finden, ist der Urteilskraft des Beobachters überlassen. Eine solche Bemühung aber fällt erst recht moralisch zu Ungunsten der DVR aus. Denn wie immer man die Dinge ansieht, es läßt sich zur Not nur folgende, in der Tagespresse schon verschiedentlich behandelte „Linie" der DVR-Politik feststellen: In die Volksgemeinschaft zurück, weil der Kampf dann leichter zu führen ist, sich organisch eingliedern um den Volksorganismus dann desto leichter von innen sprengen zu können. Dies ist aber eine Haltung, die viel Ähnlichkeit mit der Politik Sowjetrußlands hat, das sich auch in die zwischenvölkischen Zusammenhänge mit seiner Diplomatie organisch einzubauen sucht, um gleichzeitig durch die Komintern dieselben Staaten innerlich auszuhöhlen, mit denen es normale zwischenstaatliche Beziehungen hat. So würde wahrscheinlich auch die DVR am liebsten ein Volksprogramm aufstellen, das sie mitumfaßt, dabei aber gleichzeitig ihr Parteiinstrument möglichst intakt erhalten, den Kampf innerhalb des Volkes möglichst ungebrochen weiter fortgehen lassen wollen. Aber auch diese Politik trägt deutlich genug das Zeichen der Schwäche an sich. Denn sie beweist, daß die DVR-Leitung ihren großen Fehler einzusehen beginnt, die Volksgmeinschaft verlassen zu haben. Sie muß heute einsehen, daß der Volksgemeinschaftsgedanke so stark schon im Volke verankert ist, daß jeder, der ihn praktisch verleugnet, sich und seine politische Richtung schwer belastet.

Gerade weil die DVR diese Belastung deutlich spürt, sucht sie einen ideologischen Ausweg aus der Sackgasse, in die sie geraten ist, indem sie dem Tatbestand der Volksgemeinschaft die Deutung einer natürlichen Blutsgemeinschaft aller Deutschen gibt, in die jeder Deutsche hineingeboren sei und aus der er auch nur austrete, wenn er sein Deutschtum aufgebe. Hiezu ist Folgendes zu sagen: Die natürliche Gemeinschaft des Blutes ist allerdings die Grundlage der Volksgemeinschaft. Jedes mehr als primitive völkische Leben aber muß diese natürliche Gemeinschaft zu einer sittlichen Bekenntnis-, Leistungs- und Opfergemeinschaft steigern. Und das ist eben Volksgemeinschaft in eigentlichem Sinne. Gerade die Volksgruppen sind zu einer solchen Steigerung gezwungen, weil das nationale Leben bei ihnen unter erhöhter Spannung und Gefährdung abläuft. Ebenso liegt eine solche Steigerung im Ideengut der Erneuerungsbewegung als Forderung enthalten. Den Beweis liefert gerade für unsere Verhältnisse der von der alten Erneuerungsbewegung, der NSDR, im Jahre 1932 vorgelegte Volksprogrammentwurf, der sogar jeden Volksgenossen mit Ausschluß aus der Volksgemeinschaft bedrohte, der eine unsozial hohe Honorarforderung für eine erstattete Leistung verlangte. Dies als Beispiel, wie hoch die Erneuerungsbewegung, und darunter mit die heutigen Führer der DVR, die Leistungsform der Volksgemeinschaftsidee gesteigert wissen wollte. Daß nach einer so durchlaufenen Entwicklung

diese Führer kein Recht mehr haben sich auf die Ebene der natürlichen Blutsgemeinschaft als einen der Volksgemeinschaftsidee genügenden Rahmen zurückzuziehen, ist klar.

So verwirtschaftet die DVR aus parteitaktischen Gründen grundlegende Ideen unseres Volksdaseins und der Erneuerungsbewegung und verstrickt sich mehr und mehr in Widersprüche. Das aber dient letzten Endes der Klärung der Lage in unserer Volksgruppe und beschleunigt den Gesundungsprozeß unseres Volkskörpers. Alfred Pomarius

Ausstellung Hans Hermann in Kronstadt / März 1937. Nach einer langen Pause von sieben Jahren hat Professor Hans Hermann wieder einmal in Kronstadt ausgestellt. Er zeigte Ölgemälde und zwar Landschaften und Bildnisse, einige Aquarelle, Monotypien (interessante Versuche farbiger Kupferdrucke, von denen nur ein einziger Abdruck möglich ist) und graphische Arbeiten. Seine besten Arbeiten finden sich beinahe ausnahmslos unter den Landschaften. Diese zeugen in weitaus stärkerem Maße als die Bildnisse für die Eigenart und die Entwicklungsmöglichkeiten des Künstlers. Die Vielfältigkeit der angestrebten Lösungen, das durchaus Dynamisch-Suchende zeigen, wieviel jugendliche Spannkraft im Künstler steckt. Sein Wesen ist einerseits von einer kräftigen malerisch-sinnenfreudigen Impulsivität, andererseits von einem starken Gefühl für das geheimnisvolle Leben, für die Stimmungsreize der Landschaft, für das, was mehr durch dichterisch-erzählende, gedankliche Mittel ausdrückbar ist, bestimmt. Als Beispiel für diese letztere Eigenschaft seien die oft als Malerpoeten zusammengefaßten Meister des frühen 19. Jahrhunderts angeführt. Auch der betont zeichnerische Aufbau solcher Gemälde bezeugt diese Verwandtschaft. Die reifsten Leistungen Hermanns liegen nun dort, wo der malerische Instinkt, durch den aus dem Landschaftserlebnis gewachsenen Gestaltungswillen nicht zu sehr vergewaltigt wird, wo die dichterische Deutung, die Ausschöpfung der stimmungshaften, romantischen Reize einer Landschaft sich mit intuitiver malerischer Schau vereinigt. Am schönsten sind einige Schneelandschaften, kleinere Ausschnitte einsamer Wege und Lichtungen. Es ist erfreulich, daß die meisten von ihnen in der letzten Zeit entstanden sind. Otmar Richter

Zu Herman Roths Auswahl alter siebenbürgisch-sächsischer Volksdichtung. — Herman Roth hat seine im August- und im Septemberheft 1936 dieser Zeitschrift erschienene Auswahl alter siebenbürgisch-sächsischer Dichtung mit kurzer handschriftlicher Widmung an 59 Persönlichkeiten des deutschen Geisteslebens gesandt, bei denen Anteilnahme und Verständnis für das neuheraufgehobene dichterische Volksgut vorausgesetzt werden konnte. Um der hohen Bewertung willen, die dieses gefunden hat, verdienen die Äußerungen der mit der Zusendung bedachten Dichter, Gelehrten und Kritiker unser aller Beachtung. Die einfache Form der Zusendung hebt den Wert der Antworten, die allein durch den Wert des Gebotenen veranlaßt wurden.

So liegen unter anderen freundlich zustimmende Antworten vor von den Literarhistorikern Prof. Herbert Cysarz-Prag, Prof. Emil Ermatinger-Zürich, Prof. Ewald Geißler-Erlangen, Adolf von Grolman-Karlsruhe, Prof. Carl von Kraus-München, Prof. Friedrich von der Leyen-Köln, Prof. Günther Müller-Münster, Prof. Hans Naumann-Bonn, Prof. Hermann Pongs-Stuttgart, Max Rychner-Köln, Friedrich Seebaß-Bozen, von den Philosophen Prof. Romano Guardini-Berlin und Prof. M. Heidegger-Freiburg i Br., von den Geschichtsschreibern Prof. Karl Alexander von Müller-München und Prof. Heinrich Ritter von Srbik-Wien, von den Kunst- und Literaturkritikern Wilhelm Hausenstein, Johannes Pfeiffer, Hermann Rinn, dem Herausgeber der „Deutschen Zeitschrift" (Kunstwart), Carl Heinz Schmidthüs, dem Schriftleiter der „Schildgenossen", und Franz Thierfelder, dem Generalsekretär der Deutschen Akademie in München, und schließlich von den Dichtern Rudolf G. Binding, Fritz Diettrich, Erwin Guido Kolbenheyer, Josef Leitgeb, Max Mell, Börries von Münchhausen, Emil Strauß und Will Vesper.

Die folgenden u. E. besonders beachtenswerten Äußerungen wollen wir wortgetreu (in alphabetischer Reihenfolge) unsern Lesern zur Kenntnis bringen:

Rudolf G. Binding: „Für die wundervollen alten sächsischen Gedichte aus Siebenbürgen, zumal den großen ‚Tod' und Ihre Ausführungen danke ich Ihnen herzlich mit verehrendem Gruß."

Emil Ermatinger: „Sie haben mich durch Ihre freundliche Sendung, für die ich Ihnen herzlich danke, auf sehr wertvolles dichterisches Gut aufmerksam gemacht, vor allem das letzte Gedicht ist von ergreifender Größe."

Romano Guardini: „Haben Sie sehr herzlichen Dank für Ihre Zusendungen. Sie sind sehr schön, und da ich Mitherausgeber einer Zeitschrift bin, hat sich in mir die Begehrlichkeit geregt. Würden Sie uns für die ‚Schildgenossen' einige Sachen geben?"

Josef Leitgeb: „Ich danke Ihnen herzlich für die freundliche Übersendung der alten sächsischen Volkslieder aus Siebenbürgen! Die alten Lieder haben mir viel Freude gemacht und ich beglückwünsche Sie zu der schönen Sammlung. Freudig entdeckte ich, daß Sie zu den Freunden Zillichs zählen, da er Ihnen das seltsame Gedicht ‚Aus Tag ward Nacht' gewidmet hat. Es tut mir so leid, mit all den Gleichaltrigen und Gleichgerichteten in Siebenbürgen, dem ganzen Klingsorkreis, in keine persönliche Berührung kommen zu können. Eine ähnliche Situation (geographisch und stammesgeschichtlich) scheidet uns ja von dem etwas rascher pulsierenden Geistesleben des deutschen Reiches, so daß eine Verständigung zwischen den ‚Provinzen' wohl zu wünschen wäre. Seit der ‚Brenner' nicht mehr erscheint, ist uns Tirolern eine wertvolle Möglichkeit der Äußerung genommen. Die paar Bücher, die hier und in Siebenbürgen den Weg zu einem reichsdeutschen Verlag finden, sind nicht der volle Ausdruck des geistigen Lebens dieser beiden Stämme (wenn ich mir auch von Zillichs großem Roman in dieser Hinsicht viel verspreche). — Es war mir jeden-

falls eine große und herzliche Freude, daß Sie an mich dachten und so freundlich waren, mir den Abdruck Ihrer Arbeit zu schicken!"

Max Mell: „Nehmen Sie verbindlichsten Dank für die freundliche Übersendung Ihrer Auswahl aus der alten sächsischen Dichtung in Siebenbürgen. Sowohl inhaltlich wie sprachlich interessiert sie mich sehr; ich sehe ja in solcher erhaltenden Arbeit, wie Sie sie da leisten, auch eine aufbauende, und dem gebührt unsere Anerkennung."

Günther Müller: „Empfangen Sie meinen lebhaften Dank für die Übersendung des Klingsor-Heftes mit Ihrem Beitrag ‚Die alte Dichtung des sächsischen Volkes in Siebenbürgen'. Die von Ihnen veröffentlichen Dichtungen beeindrucken mich ungemein, und ich bin froh, sie dank Ihrer Freundlichkeit kennen gelernt zu haben. Ihre eigenen Ausführungen zum Ganzen und zu den einzelnen Stücken sind dem Eindringen in diese Welt ungemein dienlich, und auch Ihre hohe Bewertung scheint mir berechtigt."

Karl Alexander v. Müller: „Nehmen Sie herzlichen Dank für die liebenswürdige Zusendung der köstlichen sächsischen Lieder, die ich eben hier, mitten in den bayrischen Bergen, mit bewegtem deutschen Herzen gelesen habe.

Börries von Münchhausen: „Herzlichen Dank für Ihren Aufsatz mit dem sehr wertvollen Versgut, mit dem Sie mir eine besondere Freude gemacht haben."

Hans Naumann: „Vielen herzlichen Dank! Ich bewundere die Gedichte, die mich noch lange und oft beschäftigen werden, wie die Interpretation. Hoffentlich haben Sie sie an John Meier gesandt, damit sie in das Balladenwerk noch hineinkommen. Ganz großartig!"

Max Rychner: „Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihren Sonderdruck aus dem „Klingsor", durch den Sie mich an Ihren alten Heimatschätzen teilhaben lassen. Schon das „Herz der Heimat" hat das meine berührt, und ich glaube, seine Regungen in richtiger Offenheit aufgenommen zu haben.

Sie werben für eine Renaissance der Dichtung Ihres Raumes: ich glaube, sie ist voll im Zug, in Ihnen und Ihrem ‚Kreis', d. h. allen denen, die irgendwie zu Ihnen gehören. Viele werden es nie sein; aber ist das notwendig? Wichtig ist ja, daß das Unverlierbare von denen, die es erkennen, gegenwärtig gehalten wird; sein Dasein wirkt auf verborgene Weise."

Karlheinz Schmidthüs: „Und nun muß ich Ihnen für die Übersendung der Gedichte und Übertragungen danken. Sie sind in der Tat sehr schön, und das Gedicht ‚Der Tod' ist sogar von einer erschreckenden Größe. Es ist eine Ehre und eine Freude, dabei mitwirken zu dürfen, daß sie dem Schatze deutscher Dichtung zugefügt werden, und wir übernehmen die Veröffentlichung sehr gerne."

Emil Strauß: „Sie haben mir vor langer Zeit sächsische Volkslieder aus Siebenbürgen zu schicken die Freundlichkeit gehabt, und ich

habe diesen Nachmittag endlich die Zeit gefunden, sie zu lesen d. h. sie ohne die Übersetzung zu studieren, was manchmal nicht ganz leicht war; denn die Sprache, wohl ein Gemisch aus Niederdeutsch und Rheinisch, (‚Ed äs net long, dat et geschoch' ist geradezu Kölsch Platt) hat bei Ihnen manche seltsamen Änderungen erfahren; die Vokale überraschen manchmal sehr, und man fragt sich, wie das wohl klingen mag. Ich habe noch nie einen Siebenbürger sprechen hören. So weit sind wir auseinander in den Tagen des rasenden Weltverkehrs.

Ihre Auswahl zeigt, daß sich alle Töne des deutschen Volksliedes bei Ihnen erhalten haben, und ‚Der Tod' wird, wie Sie sagen, nicht leicht seinesgleichen finden. Ist Fremdes nicht eingedrungen, in Motiv oder Ton? wie z. B. das Ungarische bei Haydn?

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Zusendung und hoffe, daß Ihre Landsleute die Beleuchtung ihrer Kostbarkeiten mit Teilnahme und Stolz erwidern."

Franz Thierfelder: „Haben Sie herzlichen Dank für die freundliche Übersendung des Sonderabdruckes. Es ist außerordentlich verdienstlich, die zu Unrecht übersehenen Proben alter deutscher Dichtung aus Siebenbürgen uns wieder ins Gedächtnis zurückzurufen."

Will Vesper: „Die eigentümlichen und zum Teil wirklich sehr schönen Gedichte habe ich mit großer Freude gelesen. Manches ganz Besondere und manches Allgemeine in besonderer Form. Manches in älteren, besseren Überlieferungen als es im Reich bekannt ist."

Zwei Zeitschriften, die katholische Zweimonatsschrift „Die Schildgenossen" und der von der Deutschen Akademie betreute „Südostbericht" haben Herman Roth um die Überlassung der ganzen Arbeit bzw. des von ihm besonders hervorgehobenen Gedichtes „Der Tod" gebeten, die von Hans Böhm besorgte Neuauflage des berühmten Avenariusschen Balladenbuchs — demnächst erscheint sie im Callwey-Verlag in München — wird zwei der Rothischen Auswahl entnommene Balladen enthalten, alles in allem eine erfreulich reiche Wirkung unserer alten Volksdichtung und eine wohlverdiente Belohnung ihres Betreuers für seine dankenswerte Bemühung. H. Krasser

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Dieses Heft wird von einem bedeutungsvollen Aufsatz eingeleitet, den uns der bekannte sudetendeutsche, gegenwärtig in Österreich lebende Dichter Bruno Brehm zur Verfügung gestellt hat.

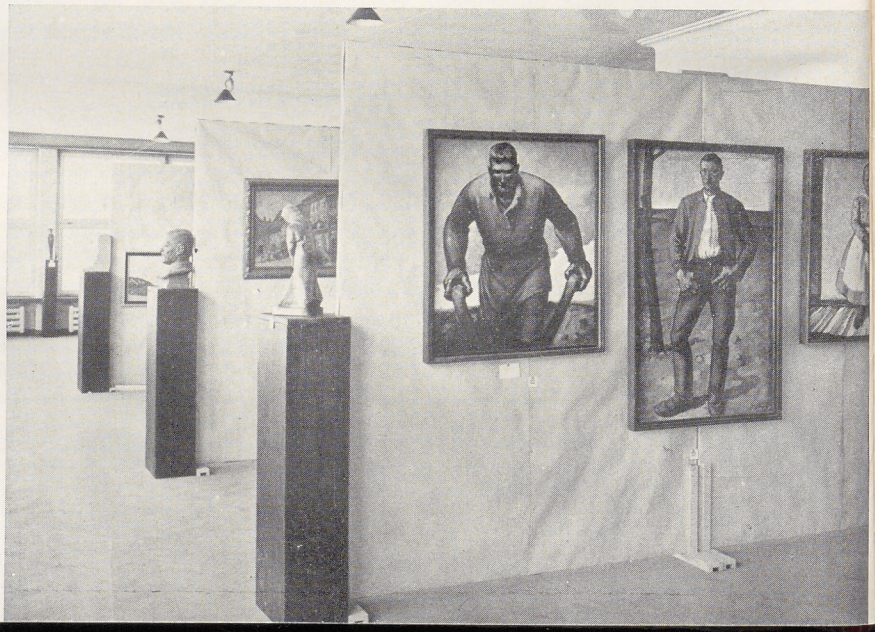
Zwei Bildbeilagen dieses Heftes sind Wiedergaben von Gemälden des Bistritzer Malers Norbert Thomae, dessen Wirken stärkere Beachtung verdient, als es bisher gefunden hat. Zur dritten Bildbeilage, nach einem Gemälde des bekannten, in Hermannstadt wirkenden Malers Hans Hermann, ist der Ausstellungsbericht im Rundschauteil dieses Heftes zu beachten.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Sibiu-Hermannstadt, Leschkircher Straße 13
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Gesamtschau deutscher Künstler in Rumänien, Kronstadt, Mai 1937

(Lichtbilder: Werkstätte O. Netoliczka, Kronstadt)



Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
14. JAHR JUNI 1937 HEFT 6

Der verlorene Rausch

Von Heinrich Zillich

Gottfried Kräusel hatte einmal in finsterer Nacht — vor der er sich nicht fürchtet, meine Herren, er kennt doch die Nacht, kennt sie gut — ein Erlebnis, das niemand erklären kann. Wenn manchen, hören sie diese Geschichte, der Schauer über das Rückgrat mit kalten Zehen läuft, so erging es damals dem Gottfried nicht anders, dem Gottfried Kräusel, der viel mehr Mut hat als drei zusammen.

Gottfried ist doch im Kriege beim Sturmbataillon gewesen: daher hat er noch den Schnurrbart, das laute Reden, die Orden im Schrank. Gottfried Kräusel ist ein Kerl! Wie benahm er sich zum Beispiel im Jahre 1919, als er nachts durchs Fenster nach dem Wetter Ausschau hielt und plötzlich dunkle Gestalten in sein Gehöft schleichen sah? Sie tappten in die Ställe hinein, begannen leise mit den Kuhketten zu rasseln, während einige Wache hielten. Da schoß Kräusel nicht etwa aus dem Fenster nach ihnen, nein. Er stand auf einmal im Hof, die Büchse im Arm. Verhaften wollte er die Bande, verhaften und einliefern. Das wollte er. Es gelang ihm nicht. Es waren zu viele. Frau und Knechte fanden ihn blutig auf dem Stalldirpel liegend. So ist der Gottfried, der Kräusel, meine Herren!

Jeden Sonnabend geht der Gutsherr Kräusel einmal um seinen Hof, geht etwas in die Felder hinein, steigt dann über die hohe, luftige Brücke, die seinen Grund über den Bach hinweg mit der großen Weide verbindet, und wandert dem Dorfwirtshaus zu. Immer, wenn er die Brücke betritt, schüttelt er den Kopf. Das war ein Geselle ohne Wurzeln in den Beinen, der die Brücke baute, eine Menschen- und Hundebrücke, meint Gottfried, denn niemand sonst vermag darüberzugehen als eben Menschen und Hunde. Sie ist schmal, nur einen halben Meter breit. Erst muß man etwa zehn Stufen steigen; nun hebt sich der Brückenweg steil gleich der Neigung der Treppe in die Höhe, um in der Mitte der Brücke jäh umzuknicken und ebenso steil

abwärts zu führen, bis schließlich auch hier zehn Stufen den Boden erreichen lassen. Ein Geländer, das nur aus einer biegsamen Stange besteht, zieht sich an einer Seite hin, auf der anderen sieht man schutzlos in den Bach.

Ein Bach — ja, wenn er will. Es kommen alljährlich Zeiten, wo er ein Fluß wird, und dann bereitet es selbst Gottfried Kräusel kein Vergnügen, auf der höchsten Stelle der Brücke wie ein Dachreiter zu halten, und vier Meter unter sich nun nicht mehr das langsam und funkelnd fließende Wasser zu sehen, sondern Gebrodel und Rauschen. Denn hier oben „auf dem Dach", wie er es heißt, überkam ihn schon immer eine Ahnung, daß es mit der Brücke für ihn einmal ein absonderliches Bewenden haben werde. Mit der Ahnung wischte auch immer ein kleiner Schwindel durch seinen Sinn, daß er die Brückenstange fester fassen mußte und den Fuß vorsichtig talwärts setzte. Keine leichte Sache das für Gottfried Kräusel, meine Herren! „Und", sagte Gottfried Kräusel, wenn er sehr nachdenklich wurde, „es ist unrichtig, sie eine Menschen- und Hundebrücke zu nennen. Sie ist eine Venezianerin. Eine weibliche Brücke, und darum so unberechenbar und zierlich."

So oft er vom Wirtshaus mit einem Rausch nach Hause gewandert, der Rausch hatte ihn immer ungefährdet über die Brücke geführt, weil unser Herrgott Kinder und Betrunkene beschützt, „und weil es", setzte Gottfried Kräusel hinzu, „schon eine große Gemeinheit wäre, wenn ein Nüchterner, der sich an der Stange festhalten kann, in das Wasser fiele, aber welch eine unvorstellbare Gemeinheit wäre es erst, stürzte ein Betrunkener hinein, der sich nicht anzuhalten weiß! Nein, so etwas läßt der Herrgott nicht zu! Das laßt euch nur gesagt sein! Wenn da einer den Kopf schüttelt, so trage er doch selbst seinen Affen über die Brücke winters und sommers und gehe nicht den ebenen Weg nach Hause. Es ist schon ein hartes Stück, wohnt einer so weit vom Wirtshaus; muß er aber noch über die Brücke, über dieses verdammte Dach gehen, so soll man es anerkennen und ihn nicht über die Brücke belehren wollen." „Ja, und wenn man es recht bedenkt", meinte Gottfried Kräusel, und über sein derbes Gesicht ging etwas wie der blasse Glanz des Hellsehens, „wenn man es ganz still bei sich bedenkt, so muß die Venezianerin ein unglücklich Verliebter gebaut haben. Es ist traurig und geheimnisvoll um die Brücke, besonders nachts."

Als Kräusel dies sagte, schwiegen die anderen längst. Hinter dem blauen Flitzen seiner Augen wolkte ein Grollen. Da nimmt man lieber das Glas. — „Laß es gut sein!" Man trinkt. „Ja, laß es gut sein!" sagt Kräusel und trinkt. „Na ja", meint ein anderer. „Ja", meint der Kräusel und trinkt.

Als es ans Zahlen geht, ist es ihm schon, als erwarte er es, während er sich langsam erhebt, was ihn dann doch wie ein Blitz durchschauert. „He!" sagt er betroffen und wendet sich um. Wer schob ihn an der Achsel, daß er mit dem Rücken zum Tische steht? Von den Stammtischbrüdern tat es keiner; da kennt er seine Lämmer. Wie er das Geld aus dem Hosensack zieht, wer drückt es ihm schon in die Hand? Wer wirft die Münzen aus der Hand auf den Tisch, daß seine eigenen Finger immer zu spät danach fassen? Wer stülpt ihm den Hut auf den Kopf, ehe die Hand ihn ergriff? Wer nimmt ihn unter den Arm und führt ihn in wiegendem Zickzack grußlos ins Freie, durch das Dorf, durch den Mondschein, über die Weide?

„Bist du der Rausch?" fragt Gottfried plötzlich und bleibt stehen.

„Der Rausch —", antwortet es, „der Rausch —", und die Antwort ist in der Luft wie ein Wehen des Windes. Aber sie ist auch in seinem Ohre und klingt wie ein fernes Klingeln.

„Gehen wir über das Dach?" fragt Kräusel.

„Über das Dach —", antwortet es, und die Antwort ist ein Hauch.

Arm fest in Arm geschlungen, ersteigen sie die Brückenstufen, ächzen das steile Brett hinauf. Sie gehen nicht gerade. Sie schwanken auch hier, aber nur bloß so wenig wie eine Kerzenflamme; dennoch — es wiegt sie die „Venezianerin". Sie ächzt, sie seufzt leise, sie ist traurig und verlassen.

Nun treten sie über den „Dachfirst".

„He!" ruft Kräusel, und sein Ruf ist laut wie das Brüllen eines Wachtmeisters, dem die Schwadron durchgeht. „He du, wo bist du?"

Und steht oben auf dem „Dachfirst" der Brücke, dreht sich um, sieht hinab ins Wasser, ob einer da um sich schlägt in dem Gegürgel — verdammt, es gurgelt wie noch nie. Der Rausch hat seinen Arm nicht mehr gefaßt! „Wo bist du?" Er greift nach ihm, er faßt nach allen Seiten. Nichts! Nichts als Luft. Zugleich merkt Kräusel, daß er nüchtern ist wie eine Wagendeichsel. Es geht ein Schauer durch sein Begreifen. Er ist verlassen. Sein Rausch ist weg. Da jagt er, ohne zu schwanken, den Brückenweg zurück, läuft schnurgerade über die

Weide wieder ins Dorf, bereit, sie alle zu wecken, die mit ihm getrunken hatten. Doch das braucht er gar nicht, denn da stehen die fünf Kumpane noch vor dem Wirtshaus beisammen und reden wie alte Weiber am Brunnen.

„He ihr!" schreit Kräusel, „ich habe meinen Rausch verloren!"

Er steht, ein Pfahl, er taumelt nicht. Er hat, wie er selbst sagt, niemals so viel „Direktion" in seinem Leben gehabt.

„Was hast du verloren?" rufen sie.

„Meinen Rausch, meinen Rausch!" schreit er verzweifelt, „er muß ins Wasser gefallen sein!"

„Dein Rausch?"

Sie ziehen die Frage hin wie ein Gummiband. Nun beugen sie sich mitten im Mondschein vor, als schnitte ihnen jemand in den Leib. Sie lachen, ja lachen, meine Herren, den Gottfried, den Kräusel, den starken Mann aus.

Hier aber zeigt es sich, wer er ist. Da vergeht keine halbe Minute, bis sie mäuschenstill sind. So jagt er ihnen den Respekt in die Knochen zurück, mit Drohung, Donner und Doria. Ganz verdattert schleichen sie plötzlich hinter ihm her, den Kopf hängend, mit den Schultern noch ungebärdig zuckend. Sie stippen sich die Finger an die Stirne, aber sie wagen nicht auszubrechen. Sie gehen langsam — es sind Kurzatmige unter ihnen — durch das Dorf, über die Weide durch den Silbernebel des Mondes, sie gehen den Rausch suchen, verdammt und zugenäht, den Rausch, der ins Wasser gefallen ist!

Wie sie so hinziehen, bleibt Gottfried manchmal stehen, läßt sie an sich vorüberschreiten, zählt sie, damit keiner auskneife. Sein Antlitz ist verschlossen. Jede seiner Handbewegungen zeigt, daß ihm alles zuzutrauen ist. Meine Herren, jeden hätte er niedergeschlagen, der sich aus der Reihe gestohlen hätte. Nüchtern ist er wie ein Hammer. Die anderen lupte der Schreck aus dem guten Nachsummen des Weines, aber als der Schimmer der Nacht geheimnisvoll um sie dämmert, als ihnen die Narrheit des Weges ins Bewußtsein tritt, beginnen sie zu schmunzeln und heimlich zu prusten, ohne daß aber einer gar zu laut wird.

Vor der Brücke bleibt alles stehen. Gottfried steigt allein empor. Er wankt nicht. Er geht die zehn Stufen hinauf, er schreitet über das Brückenbett „wie ein Graf auf das Schafott", wie es seine Kumpane später bezeichneten, tritt über das „Dach" und hält an.

„Hier war es", sagt er, „hier über dem Wasser. Seht, wie es gurgelt. Hier stand ich mit ihm Arm im Arm. Ich fühlte seine Führerhand. Ich setzte zum ersten Schritt abwärts an — weg war er! Ich drehe mich um. Ich rufe. Weg war er!"

Einzeln kommen sie die Brücke herauf, vorsichtig schreiten sie, und die Brücke beginnt zu wiegen, die Geländerstange biegt sich hin und her. Sie heben manchmal einen Fuß ganz seltsam in die Höhe und zucken vor dem Weiterschreiten zusammen. „Diese Brücke ist ein Schiff —" stöhnt einer. „Eine Schaukel —", seufzt ein anderer. Unten aber rollt der Fluß und gurgelt und knurrt. „Wie ein Schiff im Sturm", sagt wieder einer. Oben aber steht der Kapitän unbeweglich, obgleich auch er das Schwanken der Brücke spürt. Unbeweglich, meine Herren! Ein Spaß war das nicht.

Plötzlich stößt er ein Zischen aus. „Pst! Hört ihr es? Hört ihr es?"

Die Haare stellen sich ihnen auf.

„Hört ihr es?" fragt Gottfried Kräusel.

„Was denn?" flüstern sie.

„Die Brücke seufzt. Er ist in die Brücke gefahren. Hört ihr, wie sie seufzt?"

Wenn sie den Atem verhalten, klingt deutlich durch das Strömen des Flusses das mühsame Ächzen des Brückengestänges. Schauerlich ist das. Wie ein Geist, der in Fesseln liegt.

„Ja, das ist die Brücke", sagt Kräusel, „die erträgt es nicht, daß sie immer mit Füßen getreten wird, die Venezianerin. Es hat sie ein Unglücklicher gebaut, einer, der sich rächen will. Sie hat die Seele einer gefangenen Frau, sage ich euch. Da braucht ihr mir nichts abzustreiten! Ich weiß das seit langem, bloß konnte ich es nicht so gut sagen. Heute, wo mir der Rausch davon ist, frage ich, weshalb bist du weg von mir, der mich bis hierher geführt hat? Hört ihr es? Es antwortet. Wie ein Hauch ist es."

„Nein!" schreit er plötzlich. „Über das Dach komme ich nicht. Keinen Schritt kann ich weiter tun. Bis her führte mich der Rausch. Weiter kann ich ohne ihn nicht gehen. Ein anderer soll vorangehen. Gruber, los, geh du!"

„Nein!" sagt Gruber. Er sagt es nicht böse. Er sagt es entschieden. Er bleibt bei seinem Entschluß, und wenn ihn Kräusel niederschlägt.

„Winkler!"

„Nein!"

„Schmidt!"

„Dies geht zu weit", antwortet Schmidt und hält sich mit beiden Händen an der Geländerstange.

„Torfmüller!"

„Laß dich einpöckeln!" schreit er wütend, „ich werde gerade so blöd sein, ins Wasser zu fallen. Die Brücke hält uns ohnehin nicht mehr lange aus. Ich habe vollauf genug von deinem Rausch. Habe die Ehre!"

Torfmüller ist ein dicker Metzger, der stärkste nach Kräusel von den Kumpanen. Nichts gegen ihn zu sagen, vielleicht, daß er ein wenig ungenau ist im Geschäft, mit dem Maule auch. Wie er sich nun wendet und zurückgehen will — es klang wie das Quieken eines Ferkels, erzählten später die Männer, die dabei waren —, faßt ihn Kräusel am Genick, reißt ihn an Schmidt, Winkler und Gruber vorbei die Brücke empor, die wie ein Perpendikel ausschlägt: „Du gehst!"

Aber sieh — als Torfmüller mit einem Fuß über das „Dach" tritt, da ist es, als lähmte ein Grauen den Arm des Kräusel. Noch schreit er: „Du gehst!" da lösen sich die Finger. Torfmüller steht vor ihm mit verzerrtem Gesicht, und wie er sich frei fühlt, dreht er sich um, klettert behend an Kräusel vorüber, prallt schwer auf Schmidt. Der stolpert zurück. Die Männer, die dicht hintereinander stehen, schlagen wie Kugeln zusammen. Sie brüllen. Sie greifen taumelnd ins Geländer. Ihre Füße fegen von der sich bäumenden Brücke ins Freie hinaus. Als erster stürzt der lange Gruber ins Wasser. Er kippt um und fällt wie ein Balken. Das aufspritzende Naß wird niedergewuchtet vom mächtigen Torfmüller, während Winkler und Schmidt mit der Geländerstange in den Händen beinahe wie Turner in den Bach springen und ganz am Ende den kleinen Spiegelkam mitreißen, der weit hinausgeschleudert wird und ins Wasser taucht.

Der Bach ist zu gewissen Zeiten einem Flusse gleich, meine Herren. Er gurgelt und brodelt, und wer es von der Brückenmitte betrachtet, dem graut davor. Wer im Flusse selbst liegt, der merkt, wenn er auch jammert, nach einer Weile, daß es doch ein Bach ist, der bloß etwas lärmt. Er klettert ans Ufer, schüttelt sich wie ein Hund, blickt um sich und erkennt allmählich oben in der Höhe den Mond, der weiß am verdämmernden Himmel steht, neigt das Haupt dem Boden zu und wird dabei der Brücke ansichtig, wo noch immer frei, von keinem Geländer gestützt, Gottfried Kräusel ragt und etwas ruft. Was ruft er denn?

Sie verstehen es nicht, sie schreien selbst. Sie drohen mit den Fäusten zur „Venezianerin" hinauf. Sie kündigen Kräusel die Freundschaft. Schmidts Stimme übergellt die anderen: „Schuld ist der Torfmüller. Der hat mich niedergerannt!"

Nun schreien alle: „Torfmüller!" Ja, wo ist Torfmüller? Sie spähen. Das Grauen packt sie wieder. Nein! Sie atmen auf. Drüben steht Torfmüller am anderen Ufer. Schweigend steht er, die Arme von sich gestreckt, und trieft wie sie. Plötzlich knicken ihnen die Knie ein. Der kleine Spiegelkam setzt sich weinend nieder. Gruber steht erstarrt mit zitternden Beinen. Schmidt stöhnt. Winkler flucht. Sie haben sich ans falsche Ufer gerettet. Und nun sehen sie, wie Torfmüller sich in Gang setzt und über die Weide davonwandert, dem Dorfe zu. Kein Ruf hält ihn mehr zurück. Und das ist wirklich kein Spaß, meine Herren.

„Habt ihr ihn gefunden?" hören sie es in die Stille schallen. Kräusels Stimme über dem Wasser! Sie merken, daß er dies schon seit einer Minute ruft.

„Wen?" schluchzt Spiegelkam auf, „wen?"

„Meinen Rausch."

„Haha!" brüllt Gruber. Und da er so lange geschwiegen, sehen ihn nun die anderen entsetzt an. Gruber ist in Fahrt: „Deinen Rausch, deinen verdammten Rausch, diesen unmöglichen Rausch. Haha, du glaubst, wir sind ins Wasser gefallen, um deinen Rausch zu suchen. Bist du deshalb ins Wasser gefallen, Schmidt?"

„Nein!" tobt er.

„Ich auch nicht!" schreien die anderen.

„Aber ich, ich ja!" höhnt Gruber, „ich bin nur deshalb ins Wasser gefallen, um deinen Rausch zu holen. Herrgott, sind wir denn alle verrückt?"

„Ich bitte euch —", ruft Gottfried. Wenn Kräusel bittet, ist es bemerkenswert. Selbst vier nasse und fröstelnde Männer halten den Atem an.

„Ich bitte euch, sagt mir in allem Ernste, habt ihr ihn nicht?"

„Nein!" rufen sie, und die Wut steigt in ihre nassen Stirnen.

„Der spinnt", stöhnt Spiegelkam, „der ist närrisch geworden. Ach, wie kommen wir nach Hause? Durch das Wasser gehe ich nicht."

Schmidt ruft: „Kräusel, laß uns über die Brücke nach Hause gehen."

Gruber sitzt sich in Bewegung, ersteigt die Stufen, naht sich vorsich-

tig Kräusel, der auf dem „Dachfirst" noch immer hält. Gruber naht sich sehr langsam. Er blickt wohl auf Kräusel, er blickt auch nach rechts und links. Auf keiner Seite ist ein Geländer mehr. Der Steg ist nur einen halben Meter breit und steigt bis zu einer Höhe von vier Meter. Meine Herren, man kann es verstehen, wenn Gruber sich niederläßt und auf allen vieren bei Kräusel ankommt. Der aber sieht und hört nichts. Er steht wie ein Betender in der Mitte der Brücke. Gruber ruft ihn an. Kräusel merkt es nicht. Er spricht vor sich hin: „Der Rausch hat es mit der Venezianerin. Der steckt in der Brücke. Der rettet die Seele. Der erlöst die Unglücklichen. Der steckt im Wasser."

Meine Herren, es ist zweifellos, daß auch die fünf Kumpane Kräusels etwas angetrunken waren, als sie zur Brücke kamen, aber inzwischen sind sie nüchtern geworden wie die Kälte, die ihnen durch den Leib rinnt, und so entsetzt sich Gruber, als er das Reden Kräusels vernimmt, denn nun ist es ihm gewiß, daß dieser irrsinnig geworden ist. Vorsichtig, damit der Verrückte ihn nicht anfalle, kriecht er auf allen vieren wieder zurück und tritt zu den Freunden.

„Wir müssen ihn binden", meint Spiegelkam und tanzt, um sich zu erwärmen. Gruber beginnt auch zu springen und ist über diesen Rat empört. „Tu es doch!" ruft er. Schmidt schlägt die Arme um den Leib, Winkler reibt sich. „Hier werden wir uns den Tod holen", kommt es dabei über seine schnatternden Zähne.

Gruber erstarrt wieder. Ein Gedanke glüht in ihm auf. Er grinst. Er ruft zur Brücke hinauf: „Kräusel, he du, Kräusel, du mußt ihn selbst suchen — deinen Rausch."

Kräusel hört es. Kräusel beugt sich vor.

Da wird Gruber höhnisch — meine Herren, er hat manchmal solche Anfälle: „Kräusel, glaubst du, dein Rausch ließe sich von uns fangen!"

Kräusel ist von jeher gewohnt, daß man ihm mit Respekt begegnet, daß niemand an seiner Macht und Kraft zweifelt. Mit einem wilden Satz springt er ins Wasser.

„Haha!" lacht Gruber, aber dann rennt er, rennt Schmidt, Spiegelkam und Winkler nach, die die Stufen zur Brücke schon hinaufjagen, auf dem Brückenweg ängstlich werden, sich niederducken und auf Händen und Füßen weiterkriechen, drei nasse Kerle hintereinander auf allen vieren, hinauf und hinunter, die Stufen hinab und

über die Wiese hetzen. Auf die gleiche Weise nimmt auch Gruber Reißaus. Doch wie sie einmal nach hinten blicken, steigt eben Kräusel aus dem Bache und brüllt und schwankt und fuchtelt und singt und beginnt im Zickzack zu laufen, daß ihnen der Schreck die Beine weit macht. Ruft sie an, heult vor Freude, springt und ist so offenkundig betrunken, daß sie — es sind Kurzatmige unter ihnen — allmählich langsamer werden, Kräusel herankommen lassen. Der taumelt vor ihnen, zeigt auf seinen Arm: „Hier habe ich ihn. Und jetzt sollt ihr einmal sehen, wie ich über die Venezianerin, diese blöde Menschen- und Hundebrücke, gehe."

Und sie, die vier begossenen, gehorsamen Pudel, kehren um, stehen am Ufer und staunen sprachlos, daß Kräusel die Stufen hinaufgeht, kein Geländer sucht, ein wenig wohl schwankt, aber nicht ärger als eine Kerzenflamme, hinaufgeht, die Brücke hinauf, über das „Dach" tritt und die andere Seite aufgereckt hinuntergeht, die Stufen hinabsteigt, auf der Erde wüst zu taumeln beginnt, zurückwinkt und singend verschwindet. — Und wie sie sich nun selbst zur Heimkehr wenden, wird es ihnen im Mondlicht unheimlich ums Herz. „Keiner", sagen sie, „keiner von uns hätte das vermocht. Keiner."

„Und ein rechter Rausch, der ist ein Schutzengel. Den darf man nicht verlieren!" so sagen sie.

Zwei Gedichte

Von Georg Maurer

Mann und Tod

Ein Schatten-Knochen-Klanggerüst
klappt wegwärts neben einem Mann,
verneſtelt und verſingert ſich
und hängt ihm endlich an!

„Die Sonne brennt die Welt zu Staub.
Wer hat denn dich mir nachgeſandt,
du Rad- und Sarg- und Galgenraub?
Ich wüßte nicht, was uns verband!" —

„Kennst du mich nicht? Ich trat aus dir!
Du starrst mich eisverfinstert an?
Sieh, jetzt erst neigen sich vor dir
Welt, Fürst und Bauersmann!" — —

Weib und Tod

In deinen Armen schlaf ich ein,
mein lieber, lieber Mann!
Als Mädchen war ich einst allein.
Da rührtest du mich an.

Doch dann verbrannte ich für dich.
Was scheint, ist nur ein Widerschein
von meinem Leib, der schon verblich,
um Schatten neuem Licht zu sein.

Die erste Asche flog im Schein!
Sprich! rührtest du mich an — — —
In deinen Armen schlaf ich ein,
mein lieber, lieber Mann!

Der politische Kampf und die Kirche

Eine Untersuchung

(Abgeschlossen im August 1936)

Von Gerhardt Schaser

I.

Das Selbstverständliche und das Ausgesprochene

Selbstverständliches wird nicht ausgesprochen! Wenn du dir in einem Geschäft etwas geben läßt, so ist es selbstverständlich, daß du es bezahlen mußt. Darum findest du in dem Geschäft auch keine Aufschrift in Riesenbuchstaben: „Was man kauft, muß man bezahlen!" — Bloß daß man gleich bezahlen müsse, ist nicht selbstverständlich und deshalb findet man oft die Aufschrift: „Kein Kredit!".

So wissen wir auch, daß das, was die 10 Gebote von uns verlangen, nicht selbstverständlich ist, denn wenn das selbstverständliche Dinge

wären, müßten sie nicht ausgesprochen werden. — Wir glauben, daß diese Dinge auch einmal selbstverständlich waren und daher unausgesprochen und nennen diesen Zustand den paradiesischen des noch nicht gefallenen Menschen. Und wir wissen, daß es wieder einmal so sein wird, dann nämlich, wenn Gott seine Herrschaft wieder sichtbar und unverborgen antritt und Er alles in allem sein wird. — Wir leben in dieser Zwischenzeit, in der die selbstverständlichen Dinge nicht mehr selbstverständlich sind und ausgesprochen werden müssen. Für diejenigen nun, denen durch diese göttlichen Aussprüche die Augen aufgehen, werden diese Aussprüche wieder selbstverständlich, aber da sie einmal aus dieser Selbstverständlichkeit herausgefallen sind, können sie sie nicht mehr restlos zurückbekommen. Immerhin bemühen sie sich, so viel wie möglich wieder unter die Herrschaft Gottes zu kommen.

Wenn wir hier vom Selbstverständlichen und Ausgesprochenen reden, so meinen wir das nicht im beschreibenden Sinne. Wenn jemand sagt: „Die Sonne wärmt", so ist das schließlich auch selbstverständlich. Wir verstehen hier unter Selbstverständlichem vielmehr das, was zu geschehen hat.

Solange etwas geschieht, ohne daß eine Aufforderung dazu ausgesprochen wird, ist es selbstverständlich.

Und noch etwas müssen wir bedenken: Wenn eine Forderung ausgesprochen wird, so deshalb, um erfüllt zu werden. — Wenn nun jemand eine Forderung nicht erfüllt, so kann das aus zwei Gründen geschehen, entweder, weil er nicht will, oder, weil er nicht kann!

Gott stellt an den Menschen auch unerfüllbare Forderungen. Aufzuhellen, warum er das tut, ist Aufgabe der christlichen Glaubenslehre. Davon hier zu handeln, würde zu weit führen.

Dagegen wollen wir festhalten, daß Menschen sich gegenseitig nur erfüllbare Forderungen stellen dürfen.

Aber noch eins ist wichtig: Jeder, der eine Forderung ausspricht, muß sich ausweisen, daß er dazu berechtigt ist. Nur eine mit Berechtigung erhobene Forderung kann, soferne sie nicht freiwillig erfüllt wird, erzwungen werden.

Je schwerer durchzusetzen eine Forderung ist, um so weniger selbstverständlich ist sie mehr. Das hat aber mit der Berechtigung einer Forderung nichts zu tun. Die Berechtigung einer Forderung wird nicht durch Mehrheitsbeschlüsse festgestellt. Darum ist die Unerfüllbarkeit göttlicher Gebote kein Beweis dagegen, daß sie zu Recht bestehen.

Dort, wo der Wunsch besteht, etwas zu erreichen, aber keine Berechtigung zu einer Forderung vorhanden ist, tritt an deren Stelle die Bitte. — Die Bitte ist diejenige Form eines Wunsches, die die Erfüllung gänzlich vom anderen abhängig macht. Man kann jemand mit Bitten „bestürmen", wenn man aber einmal die Gewährung einer Bitte mit Zwang erreichen will, so ist's keine Bitte mehr. — Eine Bitte auszusprechen, setzt voraus, daß dem, an den sie gerichtet ist, auf jeden Fall von vorneherein das Recht zugestanden wird, sie zu erfüllen oder abzuschlagen. Daß das Abschlagen einer Bitte die Gefühle des Bittenden verletzt, kann in ihm das Gefühl erzeugen, er habe Unrecht erlitten; aber dieses Gefühl täuscht, wie Gefühle das ja oft tun, und deshalb muß dieses Gefühl überwunden werden auf dem Wege über die Ent-Täuschung. Der Endpunkt dieser Überwindung besteht darin, daß man dem die Bitte Abschlagenden dies Recht, das man ihm durch das Stellen der Bitte einräumte, nun auch nach der Entscheidung zugesteht.

Wären alle Menschen sich darüber, was das Selbstverständliche ist, einig und würde dieses für alle Menschen Selbstverständliche auch das für Gott Selbstverständliche sein, so müßten keine Gebote ausgesprochen werden.

Die Tatsache aber, daß die Menschen in bezug auf das Selbstverständliche völlig verschiedener Meinung sind, zeigt, daß der Mensch von sich aus nicht finden kann, was das bei Gott Selbstverständliche ist. Denn es ist anzunehmen, daß er dann trachten würde, sich mit Gott in Einklang zu bringen.

Diese Ausführungen werden nicht um ihrer selbst willen gemacht, sondern um zu einer möglichst richtigen Beurteilung des Kampfes in unserem Volke zu führen. Wenn die Anwendung auf diesen Kampf jetzt noch zurückgestellt wird, so deshalb, weil vorher noch andere Dinge grundsätzlich erörtert werden müssen, die die Voraussetzung dieser Beurteilung bilden.

Aber eines soll nun und darf doch vorweg genommen werden, das ist die entscheidende Frage: Welches ist die Stelle (Instanz), die in diesem Kampfe zu entscheiden hat?

Dabei ist das Wichtigste, daß man auf diese Frage nicht eine voreilige Antwort gebe, daß man nicht Teilkämpfe für das Wesentliche halte und daß man bei der Beantwortung dieser Frage wirklich klar sehe, wonach gefragt ist und was alles festgestellt sein muß, bevor die Antwort gegeben werden kann.

II.

Irrtum, Wahrheit, Wirklichkeit; das Wollen und das Vollbringen

Der naive Mensch ist der Überzeugung, daß die Wahrheit klar zu Tage liege; niemals käme er auf den Gedanken, auf die Vermutung, die Wahrheit könne etwas Verborgenes sein. — Dabei kommt er auch nie auf den Gedanken, daß das, was er für die Wahrheit hält, vielleicht in Wirklichkeit gar nicht die Wahrheit ist.

Nun halten aber verschiedene Menschen durchaus nicht dasselbe für die Wahrheit. — Im Gegenteil, wir erleben ja gerade das Groteske, daß eine große Anzahl von Volksgenossen alles das, was ihre Meinungsgegner gesagt haben, ja auch das, was sie noch sagen werden sogar, schon einfach deshalb, weil gerade sie es sagen oder sagen werden, von vorneherein als Lüge bezeichnen. Was aber nun auf alle Fälle ganz ausgeschlossen ist, ist dieses: daß Ein-und-dasselbe sowohl Wahrheit als gleichzeitig auch Lüge sei!

Wir sprechen im Alltag dann von der Wahrheit, wenn jemandes Mitteilung den Tatsachen entspricht; ist das Gegenteil der Fall, so sprechen wir von Lüge. — Nun gibt es aber noch etwas Drittes: den Irrtum. — Der Irrtum ist die unbewußte Unwahrheit, für die man nicht verantwortlich gemacht werden kann. Läßt sich nachweisen, daß eine Unwahrheit nicht Lüge, sondern Irrtum war, so ist der „Lügner" entlastet, entschuldigt. Mißverständnisse sind auch Irrtümer! Unsere Zeit ist durch ein ungeheures Anwachsen des Irrtums gekennzeichnet.

Wir fragen uns nun aber, wie kann es überhaupt zum Irrtum kommen? Und antworten darauf: Deshalb, weil die Wirklichkeit eine verborgene ist. — Wäre das nicht so, dann gäbe es keine Philosophie als Wissenschaft, die das Verborgene erforschen will.

Aber die Wirklichkeit wird nun nicht von der Philosophie gefunden — dieser Versuch mißlingt —, sondern die Wirklichkeit begegnet dem Menschen im Glauben. — Und für diese Wirklichkeit, die dem Menschen im Glauben begegnet, ist Wahrheit nur ein anderes Wort.

Wenn wir Irrtum, Lüge und Wahrheit nicht entwirren können, dann wissen wir recht gut, daß die Entwirrung ein Kinderspiel wäre, wenn wir Gott danach fragen könnten.

Die einzige Instanz, die entscheiden könnte, was in Wirklichkeit die Wahrheit ist, ist Gott! — — — Denn Gott ist eben die Wirklichkeit der Wahrheit! So, wie Er die Wirklichkeit auch alles anderen ist. Darum ist jene Wirklichkeit, die uns im Glauben begegnet, eben Gott selbst.

Irrtum und Lüge aber hindern den Glauben!

Der naive Mensch glaubt nun, daß, wenn sein Wollen rein, sein Herz heiß, sein Eifer groß und sein Ziel das Gute sei, daß dann auch der von ihm erhoffte Erfolg sich einstellen müsse. Jeder Mensch hat seinen Irrtum, d i e s ist der des Naiven.

Wieviel junge Menschen sind so bei uns ausgezogen, siegesgewiß, weil sie eben glaubten, wenn nur die genannten Bedingungen erfüllt seien, müsse auch das Ziel erreicht werden. — Und der Erfolg?

Noch sehen die meisten nicht, welchem Irrtum sie zum Opfer gefallen sind, weil sie ausgezogen unter falschen Voraussetzungen. — Aber die Ernüchterung kann nicht ausbleiben.

Was hätte uns alles erspart bleiben können, wenn wir von menschlichen Möglichkeiten bescheidener und von denen Gottes größer gedacht hätten!

III.

Was ist Gehorsam?

Aus einer Predigt über das Wort: „Wiewohl er (Christus) Gottes Sohn war, hat er doch an dem, was er litt, Gehorsam gelernt. Und da er vollendet war, ist er geworden allen, die ihm gehorsam sind, eine Ursache zur ewigen Seligkeit." (Hebr. 5; 8, 9.)

. . . Ich möchte geradezu sagen: Es gibt zweierlei Gehorsam. Einen verhältnismäßig leichten und einen schweren.

Der leichte Gehorsam lernt sich auch leichter und nie wird jemand den schweren Gehorsam lernen, der den leichten nicht beherrscht.

Der leichte Gehorsam liegt dort vor, wo wir die Anordnung eines anderen tun, weil wir einsehen, daß sie nützlich, notwendig, gut ist. — Wenn es gegen Abend geht und die Mutter schickt ihren Jungen um Holz, damit sie das Abendbrot zubereiten könne, so sieht der Junge ein, daß er gehen muß, weil Feuer gemacht werden soll. Es wird ihm dadurch leicht, zu gehorchen.

Wenn im Krieg eine Batterie den Befehl bekommt, einen feindlichen Beobachtungsposten unter Feuer zu nehmen, so wird von ihr ein leichter Gehorsam gefordert, denn sie kann ohne weiteres begreifen, daß die Vernichtung des Postens dem ganzen Abschnitt zugute kommt.

Schwerer ist der Gehorsam schon, wenn der Knabe krank wird und einen furchtbaren Durst hat; statt ihm nun Wasser zu geben, wie er verlangt, verbietet ihm der Vater auf Anordnung des Arztes das Trinken. — Man kann versuchen, dem Kinde diese Maßnahme begreiflich zu machen,

und dann wird es vielleicht seine Lage verstehen und dadurch wird ihm das Gehorchen leichter gemacht. Es überwindet die Pein des Durstes um seiner Gesundheit willen.

Schwerer wird der Gehorsam auch für die Batterie, wenn ihr etwa der Befehl gegeben wird, ihre gut ausgebaute Stellung zu räumen und sich zurückzuziehen, ohne daß der Feind angreift oder sonst eine Veranlassung dazu sichtbar ist. — Leichter wird der Gehorsam, wenn man der Batterie klar macht, daß dieser Befehl mit Rücksicht auf die allgemeine Lage und die Pläne für einen bevorstehenden Angriff gegeben wurde.

Worin besteht also dieser leichte Gehorsam?

Er besteht zwar darin, daß man die A n o r d n u n g eines anderen durchführt. Er besteht aber nicht darin, daß man den W i l l e n des anderen durchführt. Der Vorgang ist vielmehr folgender:

Dadurch, daß ich einsehe, daß die Anordnung des anderen zweckmäßig ist, wird mein Wille dem seinigen gleichgestellt. Indem ich nun meinen Willen tue, tue ich gleichzeitig auch den Willen dessen, der den Auftrag gegeben hat. — — — Ich gehorche also in Wirklichkeit nicht ihm, sondern meiner Einsicht.

Auch diese leichte Art des Gehorsams ist nicht selbstverständlich und dem Menschen von vorneherein gegeben. Es wirken auch diesem Gehorsam die menschliche Trägheit und Unvernunft entgegen. Wir wissen, daß auch diese leichte Art des Gehorsams gelernt und geübt werden muß.

Aber wirklich von Gehorsam sprechen kann man im eigentlichen Sinne erst dort, wo der Wille eines anderen gegen den eigenen Willen, ohne Gedankenkrücken zu benützen, durchgeführt wird. — Wirklich gehorsam bin ich ja erst dann, wenn ich einen Willen durchführe, der mir gänzlich unbegreiflich und deshalb zuwider ist; den ich innerlich ablehne. — In diesem wahren Gehorsam, der sehr, sehr schwer ist, erkenne ich eben einen anderen als H e r r n über mir an. Solcher Gehorsam ist nur möglich durch den Glauben! Denn Glaube ist ja nichts anderes, als das Anerkennen Gottes als meines Herrn. Solcher Gehorsam ist aber auch nur dort möglich, wo ein unbedingtes Vertrauen zu dem Befehlenden vorhanden ist.

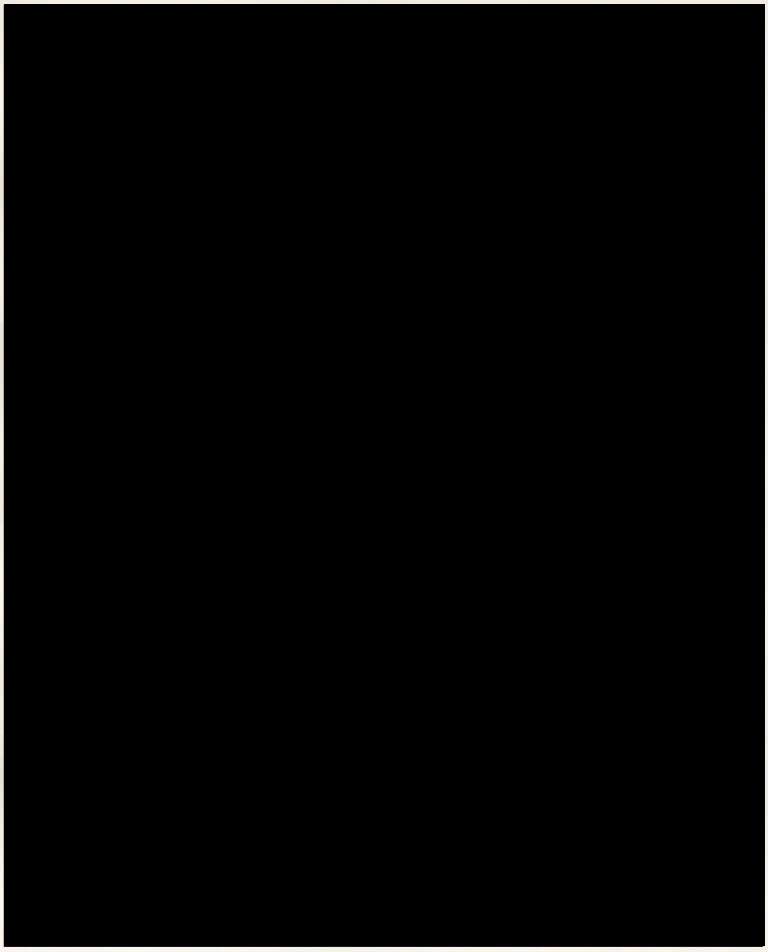
Wenn wir Menschenkenntnis, so wie die Bibel sie uns vermittelt, an der Wirklichkeit des Lebens geprüft haben und daher der Bibel ihr Urteil über den Menschen glauben, so wird uns ohne weiteres klar sein, daß der natürliche Mensch diesen Gehorsam zu leisten nicht imstande ist.

Diesen Gehorsam leistet einzig Christus! Und nun verstehen wir auch, warum hier davon die Rede ist, daß Jesus diesen Gehorsam während seines irdischen Lebens „lernte": Im Reich Gottes war es nicht möglich, diesen Gehorsam zu betätigen, weil dort nichts den Willen Gottes zu hindern strebte. Im Anschauen Gottes wurde auch sein Wille klar und durchsichtig, so daß kein diesem entgegengesetzter Wille überhaupt entstehen konnte. — Gehorsam im eigentlichen Sinne konnte daher Christus nur auf der Erde kennen lernen und üben. — Während nun unser Gehorsam ein äußerst mangelhafter, ja ohne die Krücken des Begreifens unmöglicher ist, so war seiner ein vollkommener.

Er lernte diesen Gehorsam an dem, *was er litt*. Da haben wir die Bedeutung des Leidens! — Wenn wir das tun können, was wir wollen, dann leiden wir nicht! Wenn wir das tun müssen, was ein anderer will, dann leiden wir! Wenn wir dies Leiden bejahen, sind wir gehorsam, wenn wir es verneinen, dann sind wir ungehorsam. — Nämlich Gott gegenüber. Dem Teufel gegenüber ist's umgekehrt. Ihm sind wir gehorsam, wenn wir unser Leiden verneinen.

Die merkwürdige Tatsache, daß der Gehorsam gegen Gott uns Leiden (durch inneres Widerstreben) schafft, ist nur dadurch zu erklären, daß die Sünde in uns herrscht, nicht Gott. — Und daß Christus unter seinem Gehorsam Gott gegenüber zu leiden hatte, ist nur dadurch zu erklären, daß er unsere Sünde trug. Die Sünde ist das Gerichtetsein gegen Gott, von Gott weg, — wenn dieser gegen Gott ausgerichtete Mensch sich im Gehorsam wieder auf Gott hin einrichtet, so bereitet ihm das Schmerz, Leiden. — Somit heißt Gehorsam nichts anderes, als den Willen Gottes, der uns weh tut, über uns anerkennen. Der Christ weiß, daß er an seinem Leiden merkt, daß die Hand Gottes über ihm waltet.

Der Gehorsam Christi war aber gleichzeitig sein Kampf gegen die Mächte der Finsternis! Es gibt keinen wirksameren Kampf gegen das Böse als den Gehorsam gegen Gott; ja, dies ist überhaupt die einzig mögliche Art, das Böse zu bekämpfen und zu überwinden. Dies wird an Christus in der Vollendung sichtbar und darum wird er „eine Ursache der Seligkeit denen, die ihm gehorsam sind"! Wer dem Gott-Gehorsamen gehorsam ist, der ist dadurch auch Gott gehorsam. Wir können Gott aber eben nur auf dem Wege über den Mittler gehorsam sein. — Somit sind wir in diesen Gehorsam, der gleichzeitig der Kampf gegen das Böse ist, mit hineingerufen. Wir verstehen nun: Nicht der bekämpft und überwindet das Böse, der bei den Leiden, die es schafft, um sich



Fritz Kimm, Zeichnung

(Lichtbildwiedergabe: Werkstätte O. Netoliczka, Kronstadt)

schlägt und sie abzuwehren sucht, sondern der, der im Gehorsam Gottes Gebot gegenüber die Leiden freudig auf sich nimmt.

Wie wir Gehorsam lernen können und diesen Kampf führen, beschreibt uns Schiller in seinem Gedicht: „Der Kampf mit dem Drachen."

Von dem jungen Kreuzritter, der den Kampf mit dem Lindwurm besteht, wird eben der schwere Gehorsam verlangt. Das Verbot, den Drachen zu bekämpfen, ist unbegreiflich. Daher erliegt er der Versuchung und wird ungehorsam. — Aber schließlich lernt er an der Härte seines Meisters und an dem unbegreiflichen Urteil, das er spricht, den echten, wahren Gehorsam.

IV.

Führung

„Jeder hat das Recht, g u t geführt zu werden!" Klingt dies Wort nicht bekannt? Wurde nicht mit diesem Wort der alten Führung der Kampf angesagt? Und sollte dieses Recht, gut geführt zu werden, nicht verwirklicht werden durch das „Führerprinzip"?

Aber wo halten wir heute? Sind unsere Kräfte zusammengefaßt worden? Ist unsere Kraft gewachsen? Unsere Organisation vereinfacht? Haben die Tugenden in unserem Volke zugenommen?

Mit einem Wort: W o h i n sind wir geführt worden? Wir sind wohl in den Kampf hineingeführt worden, — aber wir finden nun nicht mehr aus ihm heraus. Davon später mehr, aber nun zur Frage: Warum ist das so?

Darum: Weil wir von Führung reden, Führung beurteilen, Führung ersehnen, Führung bekämpfen, Führung versuchen —, ohne zu wissen, was Führung ist, was es mit Führung auf sich hat!

Denn Führung ist! Ob wir Führung wollen oder sie ablehnen, ob wir ein Ideal von Führung zu verwirklichen trachten, oder ob wir auf Führung schimpfen und sie abschaffen wollen —, Führung ist! Führung war da, lange bevor wir anfingen über Führung nachzudenken, und Führung wird sein, später und immer, auch längst nachdem wir vergangen sind. Denn Führung gehört zum menschlichen Leben wie das tägliche Brot, sie ist ein Urbestandteil menschlichen Zusammenseins nicht nur in dem Sinne, daß sie von Anfang der Menschheit da war, sondern auch in dem Sinne, daß sie ihre Grundlage mit bildet.

Führung ist in der Familie, in der Sippe, in der Gemeinde, im Volk, in der Kirche, im Staat, in der Wirtschaft, in den Berufsständen, Füh-

rung ist überall! — Wo hie und da ein gewisses Fehlen der Führung eintritt, da ist das ein Zeichen von Krankheit!

Damit, daß Führung als Tatsache festgestellt wird, ist allerdings noch nicht gesagt, daß diese bestehende Führung gut ist! Ja, die Frage danach, ob eine Führung gut ist, taucht überhaupt erst dort auf, wo die Führung fragwürdig geworden ist.

Diese Fragwürdigkeit kann eine objektive oder eine subjektive sein, und zwar sowohl in bezug auf den Führer, als auch auf den Geführten. — Wenn ein Vater sehr streng ist, kann seine Führung dem Sohne subjektiv schlecht erscheinen und umgekehrt. Andererseits kann ein Führer das Gefühl haben, daß er mangelhaft, schwach führt, und das kann subjektiv empfunden sein, während es in Wirklichkeit nicht der Fall ist — freilich, das Umgekehrte kommt öfter vor.

Wer kann nun aber mit Bestimmtheit feststellen, ob eine Führung objektiv, — also in Wirklichkeit —, gut oder schlecht ist? Man mag sagen, daß der Erfolg dies zeige, — aber oft stellt der sich erst nach vielen Jahren ein und inzwischen hat es den Anschein, als ob die Führung sehr schlecht sei. — Unser menschliches Urteilsvermögen wird zwar oft das Rechte treffen, aber das letzte Wort haben wir nicht, das hat ein anderer!

Sagen wir nun, wir seien der Ansicht, irgend eine Führung sei schlecht, — haben wir das Recht, sie kurzerhand zu ersetzen? Nehmen wir an, ein Familienvater sei kein guter Führer seiner Familie! Sagen wir weiter, wir hätten despotische Macht, diesen Vater einfach und kurzerhand zu ersetzen durch einen anderen Mann. Wenn wir nun glauben, wir hätten ein gutes Werk getan und uns durch diesen Eingriff die Dankbarkeit der Familie erworben, — so würden wir uns gewaltig täuschen. Unser Vorgehen würde als eine unerträgliche Vergewaltigung empfunden werden! — Beweis dafür sind die Fälle, wo man sich, mit Einwilligung der Familienangehörigen, dazu entschließen muß, einen Familienvater unter Kuratel zu stellen. Auch das wird als eine ganz schwere Wunde empfunden, und mit Recht.

Aber es gibt einen, der das souveräne Recht hat, Führung aus der Hand eines Menschen zu nehmen und in die Hand eines anderen zu legen! Das ist der, der das letzte Wort hat, der, der auch ohne Zweifel entscheiden kann, ob eine Führung objektiv gut oder schlecht ist, das ist der, nach dem wir schon fragten, als wir wissen wollten, bei wem die Entscheidung im Kampfe unseres Volkes liegt, das ist Gott, der Herr!

Er allein darf es, weil Er allein es kann!

Da kann es geschehen, daß ein Familienvater die Führung, deren er nicht fähig ist, langsam und unvermerkt abgibt an seine Frau oder an seinen ältesten Sohn oder seine Tochter! Schmerzlos geht das wohl auch nicht immer, aber es geht so zwingend und folgerichtig vor sich und ist immer mit einer solchen Mehrleistung des die Führung Übernehmenden verbunden, daß eine die Familie gefährdende Unsicherheit nicht entstehen kann. D a r a n erkennt man das Handeln Gottes!

Echte Führung ist immer Dienst, und je selbstloser der Dienst ist, um so sicherer die Führung. Echte Führung herrscht durch Dienen. — — —

Und was hier von der Familie gesagt ist, das gilt gleicherweise auch überall sonst, wo es Führung gibt.

Warum aber nun wird es nur dort möglich, daß Führung von einem Menschen auf den anderen übergeht, wo Gott dazu die Ermächtigung gibt? — — — Das hängt damit zusammen, was man heute Gefolgschaft zu nennen pflegt.

Denn auch Gefolgschaft ist! — Ganz unabhängig davon, ob wir sie erzeugen wollen oder nicht, ob wir sie anerkennen oder nicht, sie gehört als Urtatsache des Lebens zur Führung und ist von ihr nicht zu trennen. Keine Führung ohne Gefolgschaft und keine Gefolgschaft ohne Führung. Das jeweilige Verhältnis beider ist von Gott geordnet und Verschiebungen in diesem Verhältnis können, zum Segen oder Schaden derer, bei denen sie sich abspielen, nur dann eintreten, wenn Gott es zuläßt. — — — Diese Tatsache, daß Gott Führung und Gefolgschaft einander zuordnet, wie E r will, offenbart sich uns in Form eines Geheimnisses: darin nämlich, daß wir niemals sagen können, ob eine Führung von einer Gefolgschaft angenommen wird oder nicht.

Es kann uns durchaus so gehen, daß der tüchtige Mann, den wir an Stelle des unfähigen Familienvaters „eingesetzt" haben, von der Familie abgelehnt wird, obgleich er tüchtig und der andere unfähig ist, — weil die inneren Bindungen fehlen. Und damit kommen wir zu der tiefsten Frage in dieser Richtung: O b e s n ä m l i c h ü b e r h a u p t F ü h r u n g, u n d s e i e s d i e s c h l e c h t e s t e, g i b t, d i e n i c h t v o n G o t t g e w o l l t o d e r z u m m i n d e s t e n z u g e l a s s e n i s t?

Der gottgläubige Mensch kann hierauf nur eine Antwort geben: N e i n! Es gibt keine Führung, und sei es die allerschlechteste, die nicht von Gott gewollt oder doch zugelassen ist!

Aber gerade in diesem „gewollt oder zugelassen" sind nun zwei Dinge ausgedrückt, die so weit voneinander geschieden sind, wie der Himmel von der Hölle! Ja! Genau so weit!

Denn gewollt ist von Gott überhaupt nur eine Führung, nämlich seine eigene. Führung der Menschen, die nicht von Gott geführt sind, ist daher von Gott auch nicht gewollt. Führung im strengen Sinne ist nur Gottes Führung, alles andere aber ist Verführung. Warum Gott Verführung zuläßt, ist ein Geheimnis. Man hat es zu erklären versucht dadurch, daß man sagte, Gott wolle freiwillige Gefolgschaft haben und dürfe es daher nicht verhindern, daß neben Seiner Führung auch noch Verführung sei. Daß Verführung stattfindet, das unterliegt keinem Zweifel, das ist einfach Tatsache.

Mit diesen letzten Ausführungen sind wir aber schon in die Besprechung von Dingen eingetreten, die dem nächsten Abschnitt vorbehalten sein sollen; denn wer von der Führung durch Gott spricht, der spricht bei allen Vorbehalten, die man hiebei machen kann, — von der Kirche.

(Schluß folgt.)

Das Kaiserbuch von Paul Ernst

3. Band. Die Schwabenkaiser

Von Carlhans Watzinger

Die gewaltige Dichtung des Kaiserbuches von Paul Ernst findet mit einer Darstellung des Reiches unter den Schwabenkaisern ihren würdigen Abschluß. Dieser Band ist der dichterisch tiefste, der durch die ethische Größe seines Verfassers bedeutsamste der Trilogie. Die Frömmigkeit vor dem Leben, die Paul Ernsts Dichtungen stets begleitet, lebt wiederum, und wie es uns scheint mächtiger als in den beiden anderen Bänden, auf vor uns, und so wird uns die Zeit der Schwabenkaiser mit ihren vornehmsten Trägern ein Stück deutschen Seins, das Lebensfrommheit verlangt und immer ausgestrahlt hat. Letzthin erscheint durch diesen letzten Band die Leistung des Dichters als ein Teil des deutschen Fleißes, den die Welt seit je hat anerkennen müssen.

Es fesselt vielleicht, im Zusammenhang mit dem letzten Band des Kaiserbuches zu berichten, daß Paul Ernst bei seiner mündlichen Reifeprüfung aus Geschichte am Gymnasium in Nordhausen Fragen

über die Staufenkaiser vorgelegt bekam. In seinen Antworten hat er sich schon damals als Wissender gezeigt. Uns dünkt diese Tatsache keineswegs als Zufall; hier muß bereits die unergründliche Macht gewirkt haben, die später den reifen Mann zur Absicht drängte, in einer Versdichtung die alten deutschen Kaiser aufs neue auferstehen zu lassen. So gesehen, wird sich uns der Weg des Dichters als der eines Führers beweisen, denn nichts trügt weniger, als die Geschlossenheit der geistigen Linie eines Menschen von seiner Jugend an, wenn sie zunächst auch nur zufällig, d. h. als nicht bewußt erscheint.

Der Band der Schwabenkaiser beginnt mit der Wahl Lothars III. zum deutschen König in Mainz. Diese Wahl der Fürsten ruft Krieg hervor. Die Staufer treten in das Bild der Geschichte des Reiches ein. Die Belagerung Nürnbergs durch Lothar wird von Konrad, dem jüngeren Bruder des Herzogs Friedrich von Schwaben, vereitelt. Die Folge ist die Verheerung des Schwabenlandes durch den König, der Konrad eine erzwungene Königskrönung in der Lombardei durch den Erzbischof Anselm von Mailand entgegensetzt. Darein stürzen die Wirren, die durch den Tod des Papstes entstanden sind: neuer Papst und Gegenpapst bekämpfen sich in Rom. Das Reich steht wieder in Flammen.

Dichtung ist aber kein Nacheinander von Zustandsschilderungen, sie ist ein Ineinander eines großen Geschehnisablaufes, etwa Frucht, die geschält wird, bis der Kern freiliegt. Politische Dichtung, wie wir sie im besten Sinne und für das neue Deutschland und für das Deutschtum der Erde so bezeichnend im Kaiserbuch dargestellt sehen, muß in jedem Abschnitt prophetisch die Zukunft vorwegnehmen, soll die Gestalten in ihrer kommenden Größe anschaulich machen. Dann erst löst sie die innere Wahrheit aus, wird sie Sinngebung für ein Volk, dem sie ja gilt. Der Dichter unseres Werkes weiß von dieser Aufgabe, er erfüllt sie, gibt immer Wesenskern, und er flicht das Kommende, das Neue ahnungsvoll in das gegenwärtige Sein ein, läßt das Schicksalhafte keimen. So erleben wir frühzeitig das Geschlecht der Staufer, die, bis Lothar in Rom zum Kaiser gekrönt ist, gegen ihn ziehen, dann aber um Versöhnung bitten. Ihr Handeln ist klug, zeigt die geistige Höhe ihres Stammes. Denn der schon erwähnte Friedrich, der Vater des nachmaligen Friedrich Barbarossa, findet nach dem siegreichen Feldzug des Kaisers durch Schwaben eine Gelegenheit, sich wieder dem Kaiser zu nähern, um von ihm Verzeihung

zu erlangen. Er geht zu Richinza, der Gattin Lothars. Die führt die Versöhnung des Kaisers mit dem Staufer herbei. Damit ist das Reich wiederum befriedet, der „Pfaffenkaiser", wie der Dichter diesen Lothar einmal nennt, kann ohne Sorge neuerdings nach Italien ziehen. Er ist siegreich. Beim Rückzug jedoch stirbt er. Er erscheint in der Gestaltung Ernsts so: die Umstände trieben ihn zur Macht, er wurde gelebt, nicht er lebte. Er ist der Beginn eines Kaisertums, dessen Träger nicht nach ihrem Herzen handeln durften, sondern, wie es dem Herrscher geziemt, nach dem stummen Gesetz eines uneigennützigen Lebens. Allerdings sehen wir diese Linie durch die innere Größe Friedrich Barbarossas dann durchbrochen. Aber sie bleibt die wesentliche, bestimmende, die das Buch bis zum Ende durchläuft.

Die Zeit des nachfolgenden Königs und Kaisers, Konrads III., des Staufers, ist, obgleich sein Bruder Friedrich ihn tatkräftig mit aller seiner Macht unterstützt, keine glückliche. Denn in ihr beginnt der Streit der Staufer und Welfen, der sich dann durch die kommenden Jahrzente hinzieht. Konrad III. ist Vorspiel, er ist der Unglückliche, den Eiferer, wie der Abt Bernhard von Clairvaux, der ihn gegen die Meinung des Papstes zu einem Kreuzzug beredet, überwältigen. Der Zug endet schlecht, letzthin stirbt, nachdem er wieder nach Deutschland zurückgekehrt ist, sein Sohn Heinrich. Sterbend schlägt er seinen Neffen Friedrich zum deutschen König vor. Die große, freilich für das Reich, insonderheit für Deutschland schmerzensreiche Zeit Friedrich Rotbarts ist da.

Verhängnis bleibt es für die deutschen Kaiser, wie wir schon aus den beiden vorangehenden Bänden des Kaiserbuches haben erleben müssen, seit je, daß ihre Machtsehnsucht die ganze Welt zu erfassen suchte. Daß sie von Italien nicht lassen konnten! Die Institution des Reiches seit Otto dem Großen wies ihnen allerdings immer wieder diesen Weg, er war für sie nicht nur ein Traum, er war eine Notwendigkeit. Das muß man, so man den tieferen Grund ihrer vielen Aufenthalte und Kämpfe in Italien verstehen will, erkennen. Unter Friedrich Rotbart allerdings wird der Schauplatz des Kampfes fast durchwegs nach dem Süden verlegt, der Kaiser sieht seine Aufgabe in der Erhaltung der Vormachtstellung des Kaisertums vor dem Papsttum in Italien. Damit knüpft er wieder an Otto den Großen an, dem er in vielem gleicht. Zunächst ist er glücklich. Er gewinnt dem Papst den Vorrang ab, wobei ihn die deutschen Bischöfe unterstützen.

Dann aber, nach dem Tod des Papstes Hadrian IV., der ihn zum Kaiser krönte, beginnt der Zwist schärfer zu werden, Papst Alexander III., dem Viktor IV. als Gegenpapst entgegengestellt wird, bleibt der eigentliche Sieger, wenn er auch vor dem Kaiser, der Viktor anhängt, fliehen muß. Der Abfall der oberitalienischen Städte spielt in den Kampf hinein, der vollends losbricht, als es Friedrich gelingt, durch die Verlobung seines Sohnes mit der Erbin Siziliens Konstanze dieses Königreich, ebenso wie Burgund durch seine Heirat mit Beatrix, dem Reich einzuverleiben. Das Papsttum, das in der Trennung Siziliens vom Reich stets eine Gewähr für seinen gesicherten Bestand sah, fällt darob in unbedingte Feindschaft gegen den Kaiser. Ein Gesetz, daß die Oberherrschaft der Deutschen über Italien durch Einsetzung von Beamten befahl, empfanden die Städte der Lombardei zu drückend, sie schlossen eine Liga, gegen die Friedrich einige Male streiten mußte. Obgleich siegreich in Rom einziehend, ohne Alexander, der rechtzeitig entflohen war, gefangen nehmen zu können, mußte er, nachdem eine Seuche sein Heer zusammenschmolz, Italien wieder räumen. Der Abschluß nach den Kämpfen gegen die Liga war ein Friede mit dem Papst Alexander, der anhielt, als Urban III., der neue Papst, Einspruch gegen die Vermählung des Kaisersohnes mit Konstanze erhob. Die Versprechungen, die Friedrich wegen eines neuerlichen Kreuzzuges machte, versöhnten die nächstfolgenden Päpste immer wieder. Als Friedrich Rotbart während dieses Zuges in das heilige Land umkam, stand seine Macht und somit die des deutschen Kaisertums auf einer Höhe, die später nicht mehr erreicht wurde.

Friedrich Barbarossa blieb dem deutschen Volk eine der beliebtesten Gestalten unter den Führern seiner Geschichte. Paul Ernst verstand es, ihn in seinem Tun und Lassen so zu gestalten, daß sein Handeln tief menschlich erscheint. Dennoch bleibt er der von Gott begnadete Herrscher, der nicht nur dem Geist, sondern auch der Stimme des Herzens in den entscheidensten Augenblicken seines Lebens folgt. Die Einheit von seelischer und körperlicher Empfindung treffen in dieser Charakterzeichnung zusammen, und besonders wird uns diese Art einleuchtend in der Schilderung des fortwährenden Kampfes gegen seinen großen Gegner Heinrich den Löwen. Hier beweist Paul Ernst, daß es ihm bei der Gestaltung der Welt des deutschen Kaisertums des Mittelalters nicht um eine aus dem rein subjektiven Gefühl heraus geschaffene liebevolle Bevorzugung einer jeweiligen geschichtlichen

Figur ging, sondern um die objektive Wirklichkeit, die zu verdichten unendlich schwer ist. Wieder klingen wissenschaftliche Überlieferung und Kunst in eins zusammen, und das ist erst des wahren Dichters würdig. Die Männer und Frauen, die vor uns hintreten, sind keine Puppen, die ein geschickter Schreiber in den ungefähren Rahmen der Geschichte stellt und denen er ein Mäntelchen, wie er es in seinem Wunschbild sieht, umhängt. Sie sind bestimmt von Gott, der die Welt ausgedacht hat, sie leben aber, um nach ihrem inneren Gewissen diese Welt zu begreifen und zu erfahren, sie zu lenken. So werden sie unvergeßliche Gestalten. Wir möchten nur den treuen Kanzler Friedrichs, Rainald von Dassel, nennen, um ein Beispiel zu geben, wie Paul Ernst bemüht war, die Leistung jedes einzelnen für das Reich, oder auch gegen das Reich — denn nur so kann sich eine lebensvolle Darstellung behaupten — mit den letzten Möglichkeiten seiner Sprache, seiner Kunst der Charakterisierung, seines hohen Ethos auszustatten, ihnen ohne Zweifel aber Geist von ihrem Geiste gebend.

Daher glückte es ihm auch, die wechselvollen Geschicke des Reiches, wie sie dann unter dem Sohn Heinrich VI. und dessen Nachfolgern Otto IV. und Friedrich II. auftreten, aus dem Chaotischen zu schälen, und ähnlich wie der Geschichtsforscher es tut, diesem Chaos den Sinn zu geben. Dennoch kann hier von einer Wissenschaft keine Rede sein. Kunst verpflichtet ja auch zu einer Sammlung der Gedanken für ein Gebäude, das in sich geschlossen ist. Wir denken nur an die Einsicht des Dichters in das kulturelle Leben der Zeit, an die Schilderungen, die er der deutschen Dichtung jener Zeit widmet, indem er ihre hervorragendsten Vertreter — wie Heinrich von Veldeke — in das Geschehen einflicht, die Freundschaft der Kaiser mit ihnen darlegt, wie er die Zeit der Blüte des Rittertums aufleben läßt in der Darstellung des herrlichen Pfingstfestes 1184 zu Mainz. Dann sind es wieder die Märchen, die er, entweder aus freier Erfindung oder im leichten Anklang an Volksmärchen, einem Sänger in den Mund legt, erlesene Dichtungen, die uns dem Wesen unseres Volkes nahe bringen, seine jahrhundertealte Kultur beweisen. Auch der Beziehungen zwischen den Liedern der verschiedenen Kulturvölker des Abendlandes, Franzosen, Italiener, Deutschen, ist gedacht, ihr Verströmen ineinander drängt sich uns auf, und so ersteht gleichzeitig mit dem Werden und Vergehen des mittelalterlichen Kaisertums vor uns ein Bild, das die Kultur des ganzen Abendlandes mit einschließt,

ein Gemälde, das um so anschaulicher wird und tiefer eindringt in das Gemüt, als es der knapp und mit vielem Wissen um die Gesetze der Form gemeisterte Vers offenbart.

In Heinrich VI., der seinem Vater Friedrich Rotbart in der Königs- und Kaiserwürde folgt, erscheint, wie im ersten Band mit Otto II., ein Jüngling, der von einem redlichen Ehrgeiz erfüllt, seine Macht erlebt, wenngleich er härter zupackt als der zweite Ottone. In dieser Gestaltung bewährt sich Paul Ernst wiederum prächtig. Wie muß er die Jugend geliebt haben, und wie muß er selbst jung geblieben sein! Nur so konnten ihm die vielen schönen Jünglingsgestalten der Trilogie, im Kommenden noch die Feldherren Ezzelino und Enzio, gelingen. Der Tod dieses Kaisers, der versucht hatte, die Kaiserwürde erblich zu machen, was ihm nicht gelang, fällt in die Zeit, da Heinrich schon stark und groß in das Erbe seines Vaters hineingewachsen war. Somit wirkt er erschütternd und ist durch die künstlerische Meisterschaft des Dichters einer der erhabensten Teile des Bandes. Durch den kraftvollen symbolischen Abschluß, der den toten Dietrich von Bern aus dem Grab hebt und ihn die Grenzen des Reiches abreiten läßt, gewinnt er eine über diesen Tod hinaus reichende Bedeutung. Politische Dichtung ist wiederum reif erkannt: Geschichtliche Überlieferung paart sich mit geistiger, weiter Schau; reine und endgültige Form schließt den Inhalt zu einem Kranz der Schönheit.

Zwischenspiel, doch immer das Wesentliche dieser Zeit hervorhebend, ist dann der Kampf zwischen dem König Philipp, jüngstem Bruder Heinrichs VI., und Otto IV. aus dem Hause der Welfen. Papst Innozenz III., der immer mächtiger in das Geschick des Reiches eingreift, entscheidet sich für Otto. Ein Mord schafft Philipp zur Seite, Otto aber muß seine Macht im Streit mit dem Sohn Heinrichs, dem nachmaligen Kaiser Friedrich II., stets mehr beschränken, und stirbt, nachdem er vom Papst gebannt wurde, in Braunschweig, der Stammburg der Welfen. Friedrich II., landesfremd, wohl mehr Italiener als Deutscher, wird 1220 vom Papst, der über ihn die Vormundschaft führte, solange Friedrich ein Kind war, zum Kaiser gekrönt.

Paul Ernst weiß in allen Abschnitten seines Kaiserbuches ausgleichend zu wirken. Er stellt schwächeren Gestalten und solchen, die nach dem Ratschluß des Höheren oft wie kaum entzündete Kerzen verlöschen, mächtigere gegenüber. Er schaut die Zeit durch den Geist Mitlebender, zum Beispiel hier durch Walther von der Vogelweide und

Wolfram von Eschenbach. Tief dringt Ernst, obgleich die beiden nur wie ein flüchtiges Bild hervorzaubernd, in die Art dieser Dichter ein, er sieht Walther von der Vogelweide als den reifen, politischen Dichter, der er auch war, gibt somit über sich selbst Richtung und Ziel, erkennt Wolfram von Eschenbach als den ersten Ritter der Blütezeit, dem Streiten und Dichten eins war. Es ist eine der dichterisch stärksten Leistungen Ernsts, das berühmte „Under der Linden" des Walther von der Vogelweide in seinem Vers umgedichtet zu haben, wo es nun ebenso edel und neu folgend erklingt:

„Die Linde blüht, ein nächtlich duftend Tal,
In ihren Zweigen sang die Nachtigall.
Als früh zum Himmelsfirst die Strahlen gehen,
Gebrochen Blumen sind und Gras zu sehen".

Gerade an dieser Stelle seines großen Werkes erscheint uns Paul Ernst als Nachfolger der vielen bedeutenden Dichter unseres Volkes, als einer, der immer Eigenes schafft, auch wenn er einem seiner Vorgänger auf dessen Pfad nachgeht. (Von dieser Warte sollten einmal auch die Novellen und Dramen Paul Ernsts kritisch gewürdigt werden. Man könnte auf diese Weise gewiß auf reizvolle und die Dichtungen Ernsts zutiefst erkennende Ausblicke stoßen.)

Gehen wir nun endgültig zu Friedrich II., mit dem der Band schließt, über. Es wird an ihm die Tragik des mittelalterlichen Kaisertums mit seinem Bestreben um Italien, das dann noch durch das Drängen der Päpste gänzlich zwecklos auf Palästina ausgedehnt wurde, erstaunlich sichtbar. Friedrich II., unglücklich als Kind, wird in der Schilderung unseres Dichters ein geradezu dämonischer Herrscher von überwältigender Macht, dem aber eine starre Nüchternheit nicht mangelt. Er ist volksfremd, ja; denn er lebte seine Jugend in Sizilien, besuchte Deutschland im Mannesalter kurz. Er erkennt jedoch überraschend gut die Lücken im Bau des Kaiserreiches, in der Idee des Kaisertums, und versucht sie mit Klugheit oder List zu schließen. Das bringt ihn freilich in eine unbedingte Abhängigkeit vom Papst, dem er sich später wohl widersetzt. Allerdings bleibt sein Kampf um eine neue Kräftigung des Kaisertums erfolglos, er gerät mehrmals in den Bann und stirbt, nachdem der Papst sich ihm ganz entzogen und hierdurch für Friedrich manch peinliche Lage geschaffen hatte. Paul Ernst bringt in das Denken und Handeln dieses Kaisers, das äußerst modern

anmutet, ein, und läßt uns so in den letzten gewaltigen Kaiser aus dem Geschlecht der Staufer noch einmal einen Blick in die ereignisreiche und von blutigen Kriegen, heimlichen Fehden durchsetzte Zeit tun, verschweigt uns auch nicht die geistige Regsamkeit, die vom Hof des Kaisers in Palermo ihren Weg nahm. Das vermag uns mit dem italienischen Wesen Friedrichs II. halbwegs auszusöhnen, und wir verstehen am Ende, warum ihn das deutsche Volk durch lange Zeit der Sage von seinem Schlaf in der Tiefe des Kyffhäuser überantwortete. (Die echt volkstümliche Figur Friedrich Rotbarts wurde erst später Mittelpunkt dieser Sage.) So endet die Trilogie nicht in einer Wehmut des Dichters über die Romanisierung des deutschen Kaisertums durch Friedrich II., sondern ballt sich, zukunftträchtig zu dem seherischen Bild vom Kaiser, der im Berginnern wartet, bis der Notschrei des deutschen Volkes groß und erschütternd an sein Ohr klingt. So gilt der letzte Ruf des Dichters seinem Volk, daß es wieder emporsteige aus der Niederung, in die der Weltkrieg es gestoßen hatte.

„Es ist die Zeit für einen Herrn auf Erden:
Gefäß für Gottes Gnade sollst du werden".

Paul Ernst hat oftmals in seiner Trilogie von den Dichtern gesprochen: daß sie das Gewissen der Menschheit, der Welt seien. Er selbst schreibt sich diesen Satz im „Gebet", das dem eigentlichen Werk nachsteht, vom Herzen. Darin gibt er sich über sich selbst Rechenschaft, legt sein Werk vor Gott hin, und es wird wohl jedem Leser, der die vielen, bitteren Zeiten des Dichters kennt, unvergeßlich bleiben, was Paul Ernst an das Ende dieses Gedichtes mit einer Innigkeit, die nicht trügt, setzt:

„Meinen Weg bin ich gegangen, und es grünte links und blühte,
Und die andern sahn nur Jammer, aber ich sah Gottes Güte.
Schön ist diese Welt gewesen, schön gewesen ist mein Leben:
Welt und Leben hat ins Herz mir Gott als sein Gedicht gegeben".

Die erste Gesamtschau deutscher Künstler in Rumänien

Von Otmar Richter

Sieben Jahre sind vergangen, seit in Kronstadt, anläßlich der Vereinstage, zum letzten Male deutsche Maler gemeinschaftlich ausstellten. Damals waren es die aus Kronstadt stammenden sächsischen Künstler, die ihre Werke zeigten. Nun wurde, als erste Frucht der vor kurzem erfolgten Zusammenfassung der deutschen bildenden Künstler des Landes, Anfang Mai die erste Gesamtschau deutscher Künstler in Rumänien eröffnet und es zeigte sich wieder, wie anregend Sammelausstellungen wirken: sie lockte über zweieinhalbtausend Besucher an, eine für unsere Verhältnisse überraschend hohe Zahl; ist doch der Kreis der am Schaffen der bildenden Künstler Anteilnehmenden, die regelmäßig die wertvolleren Einzelausstellungen besuchen, ganz erheblich kleiner. Ihre besondere Note erhielt diese Gesamtschau dadurch, daß man zum ersten Male neben den Werken unserer siebenbürgisch-sächsischen Künstler auch einen Begriff von dem künstlerischen Schaffen der übrigen deutschen Volksgruppen unseres Landes erhielt. Schon durch diese Tatsache mußte der ideelle Erfolg der Ausstellung gesichert sein.

Was ihre künstlerische Bedeutung anbelangt, so muß diese, trotz mancher kleiner Mängel, die naturgemäß dem ersten Versuch anhaften, hoch veranschlagt werden. Die Auswahl machte einige Schwierigkeiten, da ja eine Reihe von Künstlern nicht oder nicht genügend bekannt war, und die in diesem Fall verständliche, sehr demokratische Zulassung der einzelnen Künstler ohne Abstufung nach dem Wert mit je vier Werken drückte ebenso wie das ihrem Rang nicht entsprechende Vertretensein anderer (wie Eders, Kimms, Guggenbergers) etwas das Gesamtniveau der Ausstellung.

Es hätte aber auch ihrem Sinn widersprochen, reine Repräsentationsausstellung zu sein und ein möglichst umfassendes Bild des Kunstschaffens der zu Rumänien gehörenden südostdeutschen Volksgruppen geben zu wollen. Vielmehr sollte unser Volk wieder einmal mit besonderem Nachdruck auf die Lebensberechtigung unserer heimischen bildenden Künste hingewiesen werden und jüngeren und weniger bekannten Künstlern, die nicht die Möglichkeit oder den Wunsch haben, Einzelausstellungen zu veranstalten, Gelegenheit gegeben werden, vor die Öffentlichkeit zu treten.

Trotzdem lassen sich einige Schlüsse auf die Struktur und die gegenwärtige Lage unserer bildenden Künste ziehen. Auffallend ist die verwirrende Vielfalt von Stilen, von scharfen Gegensätzen in der geistigen Haltung und in der Ausdrucksweise. Doch ist das kaum als besondere Eigentümlichkeit anzusprechen, da die bildende Kunst nicht nur bei uns, sondern auch im deutschen Mutterland und wahrscheinlich in allen übrigen Kulturstaaten sich noch in vollem Umwandlungsprozeß befindet. Langsame und schmerzvolle Liquidierung von Gewesenem, endgültig zu Tode Verurteiltem; tastendes Suchen nach Neuem, oft auch ein hastiges Vorwegnehmenwollen großer Entwicklungsvorgänge, die sich in Jahrzehnten durchsetzen — teils aus innerem Drang, teils aus Berechnung —, all das trägt dazu bei, Sammelausstellungen zeitgenössischer Künstler heute uneinheitlicher erscheinen zu lassen als in den Zeiten der wildesten Ismen.

Einen der wichtigsten Eindrücke, den die Ausstellung vermittelt, ist die Erkenntnis, daß die Plastik in unseren bildenden Künsten im Vergleich zur Malerei außerordentlich an Raum gewonnen hat. An der Entwicklung der modernen siebenbürgisch-sächsischen Kunst im 19. Jahrhundert hatte die Plastik sozusagen überhaupt keinen Anteil. Hier, wie um diese Zeit allerorten, war es fast ausschließlich die Malerei, die die Entwicklung vorwärts trieb. Erst seit wenigen Jahren kommen plastische Werke heimischer Künstler vor die Öffentlichkeit. Aber in dieser Ausstellung liegen die Dinge so, daß das Schwergewicht schon eher auf der Seite der Skulpturen als auf der der Gemälde liegt. Das Niveau der ersteren war jedenfalls schon allein durch das Fehlen schwächerer Werke höher. Im großen Durchschnitt fand man hier mehr persönliche Kraft und Eigenständigkeit, ja vielfach eine starke, der Volkskunst noch nahe Unbefangenheit und Gediegenheit. Die Vielseitigkeit des Materials: Holz, Stein, Ton, Bronze erfreute.

Als stärkste Persönlichkeit ragte der in Siebenbürgen heimisch gewordene Ernst R. Boege hervor. Von der feinen, an beste überlieferungen altdeutscher Kleinmeister erinnernden Elfenbeinplastik seines Töchterleins, über den köstlichen, kugelig-elastischen Karpathenbären bis zu dem in die Zukunft deutscher Bildnerei weisenden, großzügig gestalteten, heroisch-kraftvollen Haupt Stephan Ludwig Roths besticht er durch einen seltenen Reichtum an Ausdrucksmöglich-

keiten einer starken Empfindungskraft. Neben ihm muß vor allem Margarete Depner genannt werden, die in ihren Studien, besonders in der stehenden Frauengestalt und in einem der Kinderköpfchen eine ganz seltene Feinnervigkeit und höchste persönliche Kultur und Zucht verrät. Zu den besten Sachen gehört schließlich auch der naturalistische, außerordentlich lebendige Kopf einer alten Bäuerin von Trude Vándory aus Marktschelken.

Überhaupt legt die Ausstellung — und das ist der zweite der wesentlichen Eindrücke, die sie vermittelt — in besonders auffälliger Weise die starke Stellung dar, die die Frau im siebenbürgisch-sächsischen Kunstleben einnimmt. Schon rein zahlenmäßig gesehen: fast ein Drittel der ausstellenden sächsischen Künstler sind Frauen. Und wenn man von den Gemälden noch Anna Dörschlags Schellenberger Bauernmädchen oder gar Ernestine Konnerth-Kroners Gemälde „Rittersporn" und ihr mit allen Vorzügen weiblicher Begabung erfaßtes und instinktmäßig sicher wiedergegebenes „ruhendes Kälbchen" — eine der stärksten Leistungen der ganzen Schau — erwähnt, so genügt das schon, um zu beweisen, daß der wertmäßige Anteil der Frauen an dieser Ausstellung hinter ihrem zahlenmäßigen nicht zurückbleibt. Dabei war Grete Csaki-Copony dieses Mal leider überhaupt nicht vertreten.

Ein dritter bedeutsamer Wesenszug der Ausstellung ist schließlich das unerwartet starke Hervortreten der Nichtsiebenbürger. Hier seien gleich noch zwei Plastiker genannt: Otto Hilgarth aus dem Buchenlande mit einer einfachen, handwerksmäßig schlichten, kleinen holzgeschnitzten Madonna, vor der man Stile und Zeiten vergißt, und der wesentlich bewußtere, nicht mehr so ganz von jeder Konventionalität freie Temeswarer Sebastian Rothschingk. Seine Garbenbinderin und der markige Bauernkopf bleiben unbedingt in der Erinnerung haften.

Auch von den Malern seien gleich zwei Banater Schwaben vorweggenommen: Zu den auffälligsten Erscheinungen der Ausstellung gehört Franz Ferch aus Periamos. Wenn er den Beifall, der ihm zuteil wird und der vielleicht auch etwas durch das rein Äußere, Gegenständliche seiner Kunst hervorgerufen wird, richtig deutet und es sich nicht zu leicht macht, dann darf man von ihm viel erwarten. Sein bestes Gemälde ist das anspruchsloseste: Die Banater Jungschwäbin, ausdrucksvoller und farbig viel reicher als seine übri-

gen Bilder. Andreas Ferchs Aquarelle gehören zu den besten der Ausstellung. Seine Landschaften sind wirklich erlebt.

Was schließlich die siebenbürgisch-sächsischen Maler anbetrifft, so erübrigt sich an dieser Stelle ein Eingehen auf die, die schon seit Jahren im Blickpunkt des öffentlichen Interesses stehen und öfter mit Einzelausstellungen hervortreten. Unter den übrigen fällt der farbig besonders begabte Konrad Vollrath auf und Waldemar Schachl, der sich in der letzten Zeit kräftig in den Vordergrund arbeitet: seine Hohensteinlandschaft gehört zu den besten Landschaftsdarstellungen der Ausstellung. Von den in Kronstadt noch nicht bekannten Künstlern ragt der ehrliche und sympathische Mühlbächer Karl Brandsch und der Hermannstädter Aquarellist Resch mit seinem Blatt „Torfstecher" hervor.

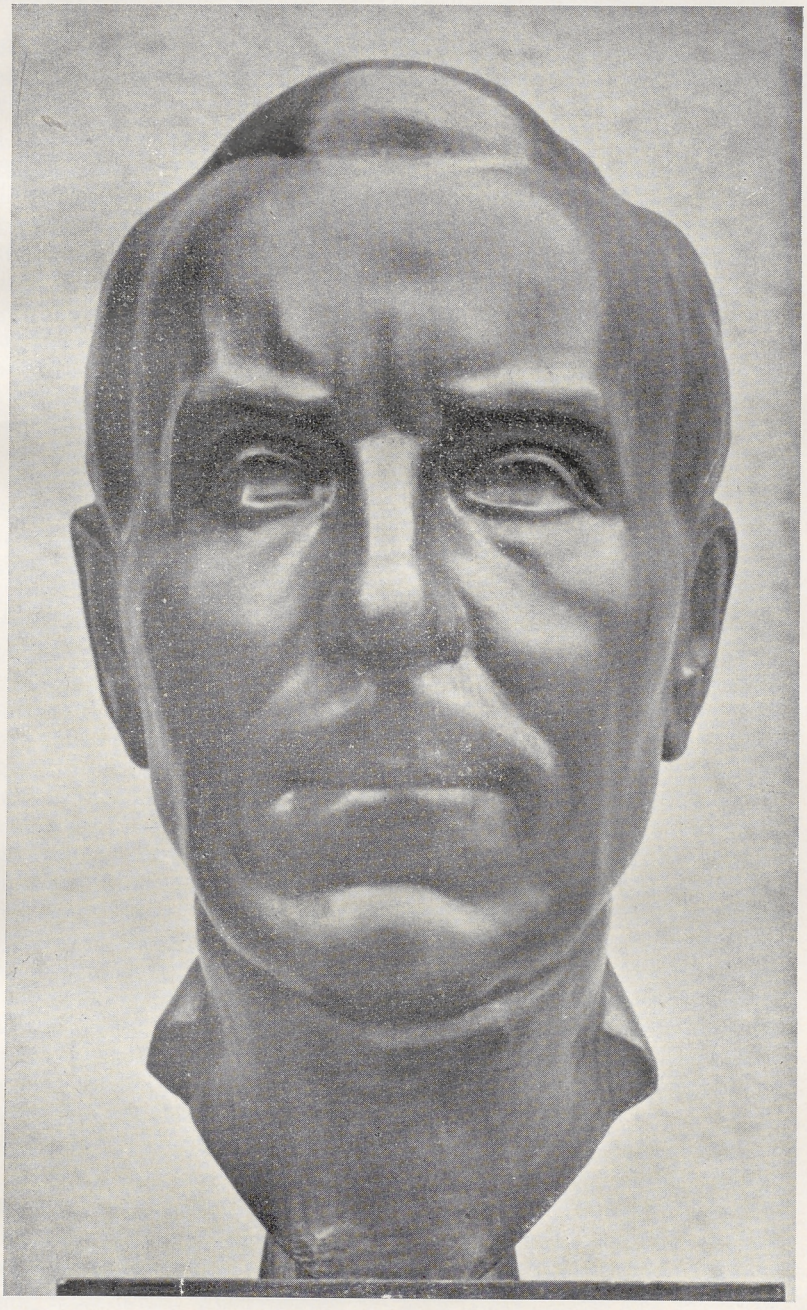
Diese erste Gesamtschau hat jedenfalls wieder gezeigt, daß wir ebenso wie im Schrifttum auch in den bildenden Künsten ein Gewicht besitzen, das in keinem Verhältnis zu unserer geringen Volkszahl steht. Während aber im Schrifttum aus diesem Umstand keine weiteren Probleme erwachsen, da der wirklich wertvolle auslanddeutsche Dichter und Schriftsteller ohne weiteres über alle Grenzen hinweg zum gesamten deutschen Volk sprechen kann, so ist dieses dem bildenden Künstler, wenn er sich nicht aus den Banden der Heimat losreißen will, versagt oder zumindest nur unter Überwindung größter Schwierigkeiten möglich. Wollen wir unsere Besten nicht durch Abwanderung verlieren, wie das zum Teil schon geschehen ist, so müssen wir in viel stärkerem Maße als bisher dafür sorgen, daß sie in unserem Volk einen starken Rückhalt finden. Die Bedingungen sind schwer genug: die Zahl der bodenständigen deutschen städtischen Bevölkerung, an die sich die bildende Kunst immer noch in erster Linie wenden muß, ist so gering, daß sie kaum eine größere deutsche Mittelstadt füllen würde, unser Bürgertum ist verarmt und die ganze deutsche Bevölkerung Rumäniens durch ständige Bedrohung ihrer Lebensgrundlagen, durch einen unerbittlichen Kampf um ihre Selbstbehauptung, durch den furchtbaren inneren Hader völlig in Anspruch genommen, oft hart und unfroh, den Blick nur auf die brennendsten politischen und sozialen Probleme gerichtet alles andere als überflüssig abtuend — oder geneigt, die Schwere des Daseins durch derbere Genüsse einigermaßen aufzuwiegen.

Und trotz alledem: unser Volk hat Gefühl genug für wirkliche Leistung und wird, je mehr es fühlt, daß seine Künstler das, was alle bewegt, auszudrücken vermögen, ihnen in immer stärkerem Maße zu folgen bereit sein.

Rundschau

Chronik. Das Deutschtum Rumäniens steht unter dem tiefen Eindruck der verhängnisvollen Entwickelung, die der rumänische nationale Gedanke einzuschlagen begonnen hat. Wenn man in unserer deutschen Tagespresse von einem Nationalbolschewismus spricht, der in gewissen Kreisen der rumänischen Intelligenz um sich greift, so ist man in der Wahl des Ausdrucks leider nicht zu scharf. Denn die Art und Weise, wie ein Teil des völkischen Rumänentums auf Kosten der im Lande lebenden Volksgruppen anderen Volkstums seinen Lebensraum zu sichern vorhat, findet in ihrer Brutalität, in ihrer Verleugnung aller Sitten- und Rechtsgrundsätze nur in den Verwaltungs- und Regierungsmethoden Sowjetrußlands ein Gegenstück. Wenn die Tatsache, daß jemand nicht Blutsrumäne ist, genügen soll, um ihn, auch wenn er ein unbescholtener, treuer, fleißiger und einwandfreier Staatsbürger ist, mitsamt seiner Familie von seinem Arbeitsplatze zu verjagen und dem Hungertode preiszugeben, so liegt hier sittlich derselbe Tatbestand vor, wie im Grundsatze des Bolschewismus, daß man das „Recht" habe jeden, der nicht der Arbeiterklasse angehört, einfach verhungern zu lassen oder umzubringen. Nur tritt an Stelle des Merkmals der Klassenzugehörigkeit das der Volkszugehörigkeit. Eine solche Denkungsart aber scheint einem großen Teil der rumänischen Öffentlichkeit mehr und mehr geläufig zu werden. Das beweisen die Veröffentlichungen und Äußerungen der rumänischen Presse über das geplante „Gesetz zum Schutz der nationalen Arbeit", das beweisen die Vorgänge auf der Landestagung der rumänischen Rechtsanwälte und auf der Tagung der freien Berufsangehörigen. Der praktisch nackte Kern der nationalen Forderungen, die bei all diesen Anlässen von Presse und Rednern erhoben wurden, ist der, daß 75—100% der nichtrumänischen Angehörigen aller Berufsstände, mit Ausnahme des Bauernstandes (wie lange noch?) versorgungslos aus ihren Arbeitsplätzen zu werfen sind, um diese für „Blutsrumänen" freizumachen.

Jeder nichtbolschewistisch denkende Mensch muß bei der ersten Nachricht über solche Ungeheuerlichkeiten glauben, einer geschmacklosen Entgleisung oder der Ausgeburt krankhafter Phantasie gegenüber zu stehen. Und es ist ein bedenkliches Zeichen für eine geistige Bolschewisierung, aber auch Kulturlosigkeit der rumänischen Intelligenz, daß es bisher so



Ernst R. Boege, Stephan Ludwig Roth

wenig führende Männer des geistigen Rumänentums gegeben hat, die dies merken und ihre Volksgenossen vor der Begehung einer Kulturschande warnen.

Wir Deutschen aber, die durch solche Maßnahmen in erster Linie betroffen würden, müssen erklären, daß wir die rümänische Volksseele nicht mehr verstehen, die sich zum Sachwalter dieser Strömungen hergibt. Oder ist in solchen Vorstellungen und Forderungen gerade nicht die Seele des Volkes, sondern der entwurzelte Intellekt einer überhasteten sogenannten „Kultur"entwickelung am Werk? Sind dies vielleicht mit die tragischen Folgen einer Kulturproduktion am laufenden Band, wie sie so oft in unserem Lande von oben her betrieben wird? Denn tragisch sind die Folgen eines solchen Nationalismus — das möge das rumänische Volk sich gesagt sein lassen — nicht allein für uns, sondern gerade auch für die Urheber selbst. Daß infolge der weitgehenden praktischen Undurchführbarkeit der für die Wirtschaft geforderten Maßnahmen das Wirtschaftsleben des Landes schwersten Schaden nehmen und völlig zerrüttet werden muß, wäre schließlich ein mehr im Materiellen bleibendes Ergebnis dieser Gesetzgebung. Es wäre ein scharfes Schlaglicht mehr auf den blutigen Dilettantismus, der so oft die wirtschaftlichen Gesetze unseres Landes gekennzeichnet hat. Viel schwerer würde der seelische Schaden wiegen, den das rumänische Volk selbst nehmen müßte. Nichts zerrüttet die Sittlichkeit der Arbeit mehr als die Erziehung zum Parasitismus. Es wäre aber Parasitismus schlimmster Art, sich in die von anderen durch Leistung und Verdienst erworbenen Arbeitsstellen selbst ohne Leistung und Verdienst, ja vielleicht ohne Eignung und Fähigkeiten hineinsetzen zu wollen. Ein solches Vorgehen schließt eine Leugnung des Eigentumsbegriffes ein, ja ist nach nichtbolschewistischer Weltanschauung geradezu Raub. Denn Eigentum ist nicht allein mein Haus, Acker, Vieh oder Möbelstück, sondern auch mein Diplom, Meisterbrief, Gewerbeschein, ja in weiterem Sinne auch mein im Einvernehmen mit dem Brotherrn durch Leistung eingenommener Arbeitsplatz, der mir mein tägliches Brot sichert. Unsere Presse hat daher mit Recht statt vom „Gesetz zum Schutze der nationalen Arbeit", vom „Gesetz zur Vernichtung der ehrlichen Arbeit" gesprochen. Ein Staat aber, der die ehrliche Arbeit eines Teiles seiner Bürger durch Gesetzgebung vernichtet, rührt an die Grundlagen des eigenen sittlichen Bestandes, indem er überhaupt und grundsätzlich damit die ehrliche Arbeit entwertet und den volkserzieherisch unentbehrlichen Grundsatz der Leistung als Wertmessers der Geltung ausschaltet.

Nichts ferner verdirbt die Volksseele und den Volkscharakter mehr als ein Handeln, das den eigenen nationalen Idealen ins Gesicht schlägt. Nationale Gleichberechtigung aber und Freiheit der völkischen Kultur und der Arbeit sind ureigenste nationale Ideale der rumänischen Nation. Denn ein Großteil des rumänischen Volkes hat Jahrhunderte lang im Staate Ungarn und Siebenbürgen für diese Ideale gelebt und gestritten. Und noch ist diese Zeit nicht geschichtliche Vergangenheit, sondern leben-

dige Gegenwart. Denn noch weilen die Vorkämpfer dieser Ideale des Siebenbürger Rumänentums unter uns und sind Führer der Nation. Und ihre Grundsätze und nationalen Ideale sind in einem goldenen Buch der Nation niedergelegt. Will man tatsächlich seine eigenen Ideale und seine eigene Volksgeschichte schänden, indem man diese Grundsätze heute mit Füßen tritt? Was will man in diesem Falle die heranwachsende Volksjugend über die eigene Geschichte lehren? Etwa dies, daß solange Rumänen in Ungarn für nationale Gleichberechtigung und Freiheit kämpften, dies ein gerechtes Ideal war, wenn aber heute andere dasselbe in Rumänien tun, es ein Verbrechen sei? Wir wollen hierauf keine Antwort geben, aber es wird wohl jeder Ernstdenkende zugeben müssen, daß sich hier Abgründe der geistigen Unredlichkeit öffnen, die jeden in die Tiefe ziehen, der sich ihnen zu stark nähert.

Wir fragen uns immer wieder in diesen Tagen, ob denn die verantwortlichen Faktoren unseres Landes diese Dinge nicht sehen? Ob sie wirklich nicht sehen, daß es verantwortungslos wäre, die Fiktion vom reinen rumänischen Nationalstaat der Regierung unseres Landes zugrunde zu legen, das in Wirklichkeit nur zu 75% von Rumänen bewohnt ist? Ob sie wirklich nicht sehen, daß ein „Gesetz zum Schutz der nationalen Arbeit", so wie man darüber heute in nationalrumänischen Kreisen spricht, niemals ein „Recht" im sittlichen Sinne setzen würde, sondern zutiefst ein mit brutaler Macht kodifiziertes Unrecht bleiben würde? Desselben Geistes, wie viele Sowjetgesetze! Und daß wir mit einem solchen Gesetz uns von den Grundlagen der europäischen Zivilisation zu entfernen beginnen würden?

Noch haben die maßgebenden Regierungsstellen zu den maßlosen Plänen eines aufgepeitschten Nationalismus nicht klare Stellung genommen. Es besteht also noch die Hoffnung, daß Staatsvernunft, Sittlichkeit und Recht die Oberhand behalten.

Wir wünschen es im eigenen Interesse und im Interesse des Staatsganzen. Wir wollen aber in jedem Falle Klarheit. Wenn gesetzlich zu den angeschnittenen Fragen Stellung genommen wird, so soll es offen und unzweideutig sein. Denn wenigstens das eine Recht hat der, der vernichtet werden soll, daß es offen von vorne und nicht feige aus dem Hinterhalt geschehe.

Eine Verwahrung aber müssen wir im Zusammenhang mit den hier behandelten Fragen vorbringen. Es wird rumänischerseits manchmal behauptet, es sei das Vorbild des deutschen Nationalsozialismus, das die hier erwähnten nationalen Forderungen radikaler rumänischer Kreise befruchtet habe. Wir müssen eine solche, nur bei völliger Verkennung und Verfälschung des nationalsozialistischen Gedankengutes aufstellbare Behauptung auf das entschiedenste zurückweisen. Der Nationalsozialismus geht von der Unantastbarkeit, ja Heiligkeit der völkischen Eigenarten als einer seiner weltanschaulichen Grundlagen aus. Deshalb tritt er für die Wahrung und Reinerhaltung der eigenen Volksart ein und lehnt gleichzeitig scharf alle Entnationalisierung und na-

tionale Bedrückung ab. Wer gerade beim letzteren Geschäft sich auf den Nationalsozialismus beruft, ist vor die falsche Türe geraten. Wir wünschen nicht mehr, als daß uns gegenüber im rumänischen Vaterlande die Grundsätze angewendet würden, die aus der Weltanschauung des Nationalsozialismus für eine bodenständige Volksgruppe fließen! Aber um sie kennen zu lernen, bemühe man sich um den wahren, nicht um einen verfälschten Nationalsozialismus!

Die völkische Gefahr, in der unsere Volksgruppe sich gerade jetzt befindet, kann kaum noch überboten werden. Vollkommene innere Geschlossenheit ist mehr denn je das Gebot der Stunde. Daß diesem Gebot die DVR auch heute noch nicht zu folgen bereit ist, daß sie im Gegenteil gerade jetzt auch äußerlich die Trennung von der Volksgemeinschaft besonders betont, indem sie ihr behördlich anerkanntes Wahlzeichen als eigene Landespartei veröffentlicht, gereicht unserem Gesamtvolk zur Schande. Wir können dieser unentwegten Fortsetzung von Volksverrat und Zersetzungswillen gegenüber in diesem Augenblick Worte nicht mehr sprechen lassen. Wir werden unsere Pflicht der Gesamtheit gegenüber tun und wenn es sein muß, weiter an der äußeren und inneren Front gleichzeitig kämpfen. Die uns dazu zwingen aber sind Totengräber ihres Volkes.

24. Mai 1937. Alfred Pomarius

Ehrungen deutscher Dichter aus Siebenbürgen im Reich. Der vergangene Monat brachte den siebenbürgischen Dichtern Adolf Meschendörfer und Heinrich Zillich aus dem Reich außerordentliche Ehrungen:

Adolf Meschendörfer wurde anläßlich seines sechzigsten Geburtstages vom Führer und Reichkanzler in Anerkennung seiner Verdienste um die volksdeutsche Kultur die Goethemedaille verliehen.

Heinrich Zillich wurden für seinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten" an kurz aufeinander folgenden Tagen zwei ehrenvolle Preise zugesprochen: der diesjährige Literaturpreis der Stadt Berlin, der im August im Rahmen der Siebenhundertjahr-Feier der Reichshauptstadt feierlich überreicht werden wird, und der Volksdeutsche Schrifttumspreis, den jährlich an Schillers Geburtstag Stuttgart, die Stadt der Auslanddeutschen, verleiht — im vorigen Jahr hat ihn bekanntlich Erwin Wittstock erhalten. Übrigens befand sich Zillichs Roman auch unter den zehn Büchern, die, wie alljährlich, dem Führer an seinem Geburtstag in Pergament gebunden von der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums überreicht wurden. H. K.

Ein siebenbürgischer Abend in Leipzig wurde von der dortigen Ortsgruppe der Paul-Ernst-Gesellschaft veranstaltet. In einer klugen Einführung sprach der in Leipzig lebende junge Siebenbürger Sachse Georg Maurer davon, daß Siebenbürgen ganz im Sinne der Anschauungen von Paul Ernst Wirklichkeit für Deutschland wurde, indem es durch seine deutschen Dichter Gestalt gewann. Meschendörfer, Wittstock und Zillich

haben die dichterische Wirklichkeit Siebenbürgens, wie sie sich heute auch dem Deutschen im Reich offenbart, gestaltet. An diese Feststellung anknüpfend umriß Maurer Wollen und Wirken des „Klingsor"-Kreises in dem Drei-Völker-Land und sprach von Bedeutung und Leistung des Deutschtums in diesem Lande. Er schloß mit drei siebenbürgischen Gedichten Meschendörfers, Folberths und Zillichs. Darauf las der Unterzeichnete die Darstellung der Bauernhochzeit im zweiten Teil von Zillichs großem Buch „Zwischen Grenzen und Zeiten". Dann las Maurer eigene Gedichte aus dem neuen Bande „Ewige Stimmen" und aus der Handschrift. Den Abschluß des Abends bildete nach der Lesung eines Abschnittes aus Wittstocks „Bruder, nimm die Brüder mit" (schließend mit Goethes Gedicht) die heiter-ernste Episode von „Mantsch auf dem Diwan" im dritten Teil des Buches von Zillich.

Der (von einem allerdings kleinen Zuhörerkreis) recht beifällig aufgenommene Abend dürfte seinen Zweck voll erreicht haben, eine lebendige Anschauung von Wesen und Wert der deutschen Leistung in Siebenbürgen zu vermitteln. Insbesondere aus dem Werke Heinrich Zillichs wurde erkennbar, wie sehr das Schicksal Siebenbürgens in das des Gesamtdeutschtums und das Europas verflochten ist — als das Land, das den äußersten Vorposten des Reiches und des Abendlandes gegen das Morgenland bildete. Die Verflechtung geht so weit, daß das Schicksal des Deutschtums in Siebenbürgen im kleinen durchaus dem Europas in der Welt entspricht: die einstmals Herren waren und ihre Herrenaufgabe erfüllten, müssen in einer veränderten Welt nach neuen Daseinsaufgaben suchen.

Hasso Härlen

Lessings „Nathan" und Bassermanns Gastspiel in Bukarest. Es ist durchaus denkbar, daß ein dänischer Emigrant eines Tages im Ausland Shakespeares „Hamlet" aufführt und die Worte „Etwas ist faul im Staate Dänemark" so laut brüllen oder so oft wiederholen läßt, bis die Zuschauer — die es übrigens glauben wollen — wirklich glauben, daß im Staate Dänemark etwas faul ist. Nichts anderes unternahm eine Schauspieltruppe, der Albert Bassermann angehört und die unlängst mit Lessings „Nathan" in Bukarest gastierte. Die Regie eines gewissen Herrn Dr. Reich beschränkte sich im wesentlichen darauf, Sätze wie „Tut nichts! Der Jude wird verbrannt", und „Aber macht nur das Blut den Vater? Nur das Blut?", ferner „... das Blut allein macht lange noch den Vater nicht! macht kaum den Vater eines Tieres!" besonders betonen zu lassen und scheute auch davor nicht zurück, diese Sätze öfter sprechen zu lassen, als sie Lessing in sein Stück geschrieben hatte. Genau so könnte ein anderer — sagen wir diesesmal nicht ein Rassegenosse des weisen Nathan, sondern des Tempelherrn — hergehen und der Aufführung des „Nathan" folgenden Tatbestand zugrunde legen: Ein deutscher Tempelherr rettet ein Judenmädchen, er will, da er erfahren hat, daß es ein Judenmädchen ist, nichts von ihr wissen, er sieht sie und liebt sie, da stellt sich heraus, daß sie gar nicht ein Judenmädchen, sondern seine leibliche Schwester ist — Schlußfolgerung

und Tendenz des Stückes: die Stimme des Blutes hat gesprochen! Zum Schluß wird noch ein wenig gemogelt — wie es übrigens auch Herr Dr. Reich tat — und die Sache klappt.

Wir können nicht glauben, daß Lessing von irgendeiner prophetischen Eingebung geleitet, den Nürnberger Gesetzen oder den Rassegenossen des Herrn Dr. Reich eins auswischen wollte. Wir wissen aber, daß es Lessing um die Auseinandersetzung mit kirchlicher Unduldsamkeit ging, um den Kampf gegen jenen, von seiner alleinseligmachenden Auffassung von Religion besessenen Theologen Goetze, dessen geistige Erben auch heute noch dem Dritten Reich zu schaffen machen.

Unsere Beurteilung des Lessingschen Märchens „Nathan der Weise" bedarf übrigens einer Richtigstellung. Vor nicht allzulanger Zeit wurde es uns als eins d e r Meisterwerke der deutschen dramatischen Literatur vorgesetzt. Wenn wir es heute betrachten, bleibt außer der wunderbaren Ringparabel nicht viel übrig. Angesichts einer so entstellten Aufführung freilich müssen wir mit Lessing feststellen: „Der echte Ring vermutlich ging verloren". Denn es war nicht der e c h t e Lessing, der einer zu 98 v. H. aus Rassegenossen des weisen Nathan bestehenden Zuhörerschaft vom Bassermannschen Gastspiel vorgesetzt wurde. Kurt Gebauer

Vier Jahre Deutsches Landestheater. Zu Pfingsten hat das Deutsche Landestheater in Rumänien sein viertes Spieljahr beendet. In diesem Spieljahr sind 32 Stücke in 323 Vorstellungen in 26 Orten dieses Landes vor 124.000 Besuchern aufgeführt worden. Die Besucherzahl hat sich gegenüber dem ersten Spieljahr verdoppelt.

Diese Zahlen erweisen es deutlich genug, daß das Landestheater sich durchgesetzt hat — eine Leistung, besonders Direktor Gust Ongyerths, deren Größe erst voll und ganz ermessen kann, wer sich alle die Schwierigkeiten vorhält, die überwunden werden mußten. Eine leistungsfähige Truppe aus deutschen Kräften rumänischer Staatszugehörigkeit zu sammeln, zusammenzuschweißen und allen Verlusten, Anfängernöten und Rückfällen zum Trotz spielfähig zu erhalten und höher zu steigern, alle behördlichen Schikanen, in Steuersachen, in Saalmietefragen usw., die Verweigerung der Gleichstellung mit rumänischen Theatern in bezug auf staatliche Vergünstigungen überwinden und verwinden, und schließlich einer spröden und in ihren Anforderungen so verschiedenartigen Besucherschaft gerecht zu werden — das sind Leistungen, vor denen die Einwände gegen Einzelheiten zurücktreten müssen. Zumal ja diese ersten Jahre eine Bewährungsprobe nicht nur für das Landestheater, sondern auch für seine Gemeinde, d. i. das deutsche Volk in Rumänien, war, und diese Bewährungsprobe hat das Theater in mancher Beziehung besser bestanden als die, für die gespielt wurde.

Aufgabe und Gewähr für die Zukunft des Landestheaters ist seine Ausgestaltung zum wahrhaften Volkstheater der Deutschen in Rumänien und damit zu einem wesentlichen kulturellen Bindeglied einer wahren Volks-

gemeinschaft aller Rumäniendeutschen. In dieser Richtung wurden im letzten Spieljahr wesentliche Fortschritte gemacht: durch die Aufnahme von „Kraft durch Freude"-Aufführungen in Zusammenarbeit mit unserer völkischen Organisation, womit sich über alle Standesunterschiede hinweg die Schaffung einer tragfähigen Theatergemeinde anbahnen kann, und durch die Schaffung eines eigenen Orchesters, das das Landestheater nun befähigt auch in kleinere Orte musikalisches Bühnengut zu tragen, ein Vorteil, der in diesem Jahr besonders Johann Strauß' Meisteroperetten zugute kam. Die Verpflichtung heimisches Schaffen zu fördern, wurde mit der Aufführung von F. K. Franchys „Jungem Wolf" und Berta Bocks „Pfingstkrone", (Wo sind übrigens die siebenbürgischen Dramatiker, die dem Landestheater neue siebenbürgische Aufgaben stellen?) die frühzeitig erkannte Berufung, eine Mittlerrolle zwischen rumänischer Bühnendichtung und deutschem Publikum zu spielen, durch die Aufführung von Lucian Blagas „Meister Manole"-Drama erfüllt.

Die Lebenskraft des Landestheaters ist deutlich erwiesen, der rechte Weg ist klar erkannt, man sieht voller Erwartung dem fünften Jahr entgegen.

Harald Krasser

Neue Bücher und Schriften

Rudolf G. Binding. Gesammeltes Werk. 5. Band: „Spätere Novellen und Gedichte. Vermischte Schriften." Rütten & Loening Verlag, Potsdam, 1937. — Der vor kurzem erschienene letzte Band des gesammelten Werks von Binding enthält eine Reihe von Arbeiten, die wir zum Teil in unserer Zeitschrift schon ausführlich besprochen haben, die köstliche Novelle „Wir fordern Reims zur übergabe auf", dann die merkwürdigen und spannenden „Spiegelgespräche", die in einen Seelenraum hinunterfunkeln, der unausgesprochen bewußt und dunkel in uns liegt, dann wieder die fröhlich-graziöse „Moselfahrt aus Liebeskummer" und die Anekdote „Merkwürdige Begegnung". Besonders freut es uns, daß wir verschiedene Reden und Schriften nun zusammengefaßt sehen, das Loblied auf Trakehnen „Das Heiligtum der Pferde" und eine Anzahl von Ansprachen und Aufsätzen, die das längst groß, vornehm und deutsch vor uns stehende Bild des Dichters noch deutlicher prägen. Heinrich Zillich

Werner Beumelburg. Kaiser und Herzog. Kampf zweier Geschlechter um Deutschland. Gerhard Stalling Verlagsbuchhandlung, Oldenburg i. O., 1936. — Es ist kein Zufall, daß heute, wo das Deutsche Reich auf neuen Grundlagen steht, die Frage nach dem Sinn des Reichs in der Vergangenheit wieder gestellt wird, denn die Zukunft eines Volkes und seiner staatlichen Zusammenfassung ist von der nachwirkenden Geschichte nicht abtrennbar. Die Auseinandersetzung zwischen dem weltumspannenden Anspruch des Reichs, wie ihn die Staufen erhoben, und dem Gedanken eines begrenzteren deutschen Staates, wie ihn der Welfe Heinrich der Löwe vertrat, ist der Gegenstand des jüngsten Buches von Werner Beumelburg.

Er schreibt hier wie in früheren seiner Werke Geschichte, wenn er das gewaltige 12. Jahrhundert vor uns abrollen läßt, den Gegensatz zwischen Kaiser Barbarossa und Heinrich dem Löwen, die einige Jahrzehnte lang befreundet waren, aber an der Verschiedenheit ihrer Reichsbegriffe, die sich verkörperten nicht bloß in ihrem Wesen, sondern auch in den eigensten Anliegen ihrer Geschlechter, zu Feinden werden mußten. Hiebei überwand das raumweitere Genie Friedrich den Sachsenherzog, doch nicht ohne das Reich zu schädigen.

Es ist Beumelburgs einzigartige Begabung, Geschichte dichterisch zu schreiben. Er verfaßt keine geschichtlichen Romane oder Erzählungen, er hat seine eigene Form, die dem Berichte nahesteht, aber unterglüht ist von der Leidenschaft eines wesenhaft politischen Menschen. Dies gibt seinen Büchern, auch diesem sehr zeitgemäßen und wichtigen, hinreißende Kraft und Echtheit. Wir haben mitunter erlebt, daß schulmeisterliche Seelen die deutsche Geschichte und deren Gestalten mit Zensuren versehen, und dabei kam dann, entsprechend der Blickenge der Betrachter, jeder große Deutsche gut weg, der möglichst hausväterlich gewirkt hat. Wie wohltuend ist Beumelburgs Darstellung, die das Großartige und Schicksalhafte jenes im Guten und Bösen mächtigen Jahrhunderts wohl begreift und wiedergibt, die Weite ebenso wie die kluge Begrenzung, die damals miteinander fochten. Wie Beumelburg mit seinem „Sperrfeuer um Deutschland" das Gemälde des Weltkrieges unvergänglich malte, hat er uns in diesem Buche einen Raum deutscher Geschichte gedeutet und erschlossen, der bis in die heutige Zeit nachwirkt. Heinrich Zillich

Emil Barth. Das verlorene Haus. Eine Kindheit. H. Goverts Verlag, Hamburg-Leipzig. — Emil Barth, dessen Gedichte eine aufsteigende starke lyrische Begabung offenbaren, hat uns mit diesen Kindheitserinnerungen ein Buch von sehr hohem menschlichem und dichterischem Rang gegeben, ein Buch der Innerlichkeit, des behutsam und ehrfürchtig die Wege der frühen Kindheit bis zum ersten Schulgang abschreitet in reifer, ruhiger und reiner sprachlicher Form, mit der Fähigkeit zur bildkräftigen Darstellung der kleinstädtischen Umwelt und mit einem tiefen Wissen um kindliche Seelenvorgänge, leicht überschattet vom elegischen Pathos der Erinnerung. Die Ausstattung, die der Verlag diesem anmutigen Buch gegeben hat, trägt das Ihre dazu bei, es einem noch lieber zu machen.

Harald Krasser

Otto Flake. Die vier Tage. S. Fischer Verlag, Berlin. — Die Erzählungen, die Flake in diesem Buch aus drei früheren, jetzt vergriffenen Bänden vereinigt hat, haben den Zeithintergrund der letzten Vorkriegs-, der Kriegs- und der Nachkriegszeit gemeinsam, eines Zeitalters also, der sich lösenden Bindungen, der menschlichen Unsicherheit, der abenteuerlichen Möglichkeiten. Es sind Erzählungen von inneren Entscheidungskämpfen, die doch mitten im tätigen und erbarmungslosen Leben ausgetragen werden. Flakes, des Elsässers, alte Stärke bewährt sich auch hier: die fast romanisch anmutende Helligkeit des Stils und des erzählungstechni-

schen Aufbaues, die selbst abgründige Schicksalen in einer fast graziösen und doch niemals tiefenlosen Form gerecht wird. Harald Krasser

Erik Reger. Heimweh nach der Hölle. Roman. Rowohlt. Berlin. — Korsika als Land mystischer Begebenheiten und unklarer Menschen, als unheimliche Heimat, die ihren eigenen Bewohnern als Hölle erscheint, ist der Ort für die Handlung dieses Buches. Ein Kriminalfall beschäftigt den Schriftsteller und den Leser und wird mit aller erdenklichen Ausführlichkeit entwickelt und gelöst. Nichtstuer als Strolche, ein unverständlicher Vater und ein sehr blasser Sohn sind die Haupthelden, selbstverständlich von zwei Ausländern (Freund und Freundin) beobachtet und analysiert. Im Hintergrund ein altes Weib, wohl als Personifikation der Landschaft und des Menschen Korsika gedacht, die am ausführlichsten gezeichnete Gestalt. Man liest das Buch angeregt und bedauert keine Tiefe zu finden. Denn der Roman plätschert leicht und will doch mehr sein. Man merkt, daß ein Ziel angestrebt, doch nicht erreicht wird.
Kurt Scherg

Lily Häuptner. Cordelia und das Erbe der Freien. Verlag von Carl Fromme. Wien. — Cordelia ist Erbin eines alten Geschlechtes, das sich selbst überlebt hat und dessen einziger Lebensimpuls durch Generationen hindurch der Wille zum Herrschen ist. Das Mädchen lebt auf dem wirtschaftlich und räumlich verfallenen Gute in der Nähe einer Gemeinde, zurückgezogen und unberührt von der Welt, nur bestrebt die Sehnsucht nach Macht zu stillen. Man folgt der Handlung nach der zu langen Einleitung mit dem Interesse für die Verfasserin, die 22jährig sich an die Gestaltung eines Stoffes machte, den dichterisch zu verwerten größte Fähigkeit voraussetzt. Trotz aller Mühe und guter Ansätze bleibt der Roman doch nur vernünftig und nüchtern, mehr eine wissenschaftliche Studie als eine Dichtung. Kurt Scherg

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Gerhardt Schafers Aufsatz „Der politische Kampf und die Kirche" stellt den beachtenswerten Versuch eines Theologen dar, die gegenwärtigen Auseinandersetzungen in unserer Volksgruppe und ihrer Kirche jenseits aller tagespolitischen Ausdeutungen in seinem wahren Wesen zu begreifen.

Carlhans Watzinger schließt mit seinem Aufsatz die im März- und im Aprilheft 1936 begonnene Würdigung des Kaiserbuches von P. Ernst ab.

Die Abbildungen dieses Heftes zeigen die von O. Richter besprochene Kronstädter Ausstellung, sowie wesentliche Kunstwerke daraus. Wir werden in den nächsten Heften der Zeitschrift Wiedergaben weiterer Werke, besonders jüngerer noch wenig bekannter Künstler der Ausstellung bringen. Es sei daran erinnert, daß Ernestine Konnerth-Kroners „Kälbchen", dessen Wert Richter hervorhebt, im Märzheft 1937 der Zeitschrift zu sehen war.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Sibiu-Hermannstadt, Leschkircher Straße 13
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.

240



Franz Xaver Resch, Torfstecher in Litauen

Aquarell

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
14. JAHR JULI 1937 HEFT 7

Abend

Von Peter Barth

Gleich großen, weißen Tieren
ziehn Nebel durch das Tal,
die grauen Wolken führen
vorbei an hellen Türen
den Abend dämmerfahl.

Es hocken in dem Laube,
das braungesprenkelt, welk,
der Täuber und die Taube.
Es ruft die Nacht, ich glaube,
die Eule im Gebälk.

Und Regenschnüre binden
ein Tuch vor Hof und Haus.
Der Gräser Rüche winden
sich her von fernen Gründen
und ruhn im Dorfe aus.

Mit frommer Magdgebärde
schürt spät des Bauern Frau
die Glut im steinern' Herde.
Nun trinkt die wunde Erde
des Himmels lindernd Tau.

Mit schweren, schwarzen Flügeln
um Brust und Angesicht
schwebt über Tal und Hügeln
die Nacht, mit sieben Siegeln
verschlossen ist das Licht.

Paal

Von Oinz Catiz

Viele Straßen gehen durch das Land, gen Morgen und Abend, gen Mittag und Mitternacht. Auf den Straßen wandern Menschen, fahren Wagen, sausen Autos. Ein Ziel ist es wohl, dem alle zujagen. Dieser hat es eilig, das Ziel zu erreichen, jener kommt nur langsam vorwärts, er trägt an einer Last. Viele erreichen es nicht, ach, sie fallen auf halbem Wege um, der Herrgott gab ihnen nicht längere Beine.

Paal kennt nicht Unruhe noch Hast, Sorge oder gar Leid beschweren sein Herz wohl auch nicht, er wandert nur so ohne Ziel durch die Welt, einmal gen Morgen, das andere Mal gen Abend, ein struppiger, zerzauster Wandervogel. Seinetwegen müßte es auch keine Straßen geben, nein, sie sind staubig, aber an den Straßen liegen die Städte und Dörfer, wo Menschen wohnen; und diese mag Paal nun doch nicht ganz meiden. So weit ist es mit ihm noch nicht, weiß Gott, noch lange nicht. Fliegt ein Auto an ihm vorbei und läßt ihn in einer wirbelnden Staubwolke zurück, dann kann Paal einen schrecklichen Fluch tun, meistens aber tritt er nur verwundert an den Straßengraben. Wieso? fragt er, warum so eilig? Na, denn auf Wiedersehen! Die Milchstraße pilgern wir wohl nebeneinander her. Sie soll sehr lang sein, sagt man. Wenn dir die Wanderung dann langweilig werden sollte, will ich dir etwas erzählen, von dem Duft der Silberdistel etwa und von einer Knechtskammer. Das sei nichts von Belang, meinst du? Zugegeben, aber es ist keine Lüge. Nachts, in einer Knechtskammer, duftete Frauenhaar wie eine Silberdistel. Das ist eine verdammt süße Wahrheit. Ja, ja, Disteln sind Unkraut, ein rechter Bauer duldet sie nicht in seinem Kornfeld ...

Straßen gehen durch das Land. Wo sie auf einen Fluß stoßen, muß eine Brücke gebaut werden. Auf Brückenbau verstehen sich die Menschen. Auch Paal versteht sich darauf. Seit einer Stunde schon sieht er zu, wie drei Männer dort die Piloten einrammen. Auf einem Floß ist das hohe Gestell der Winde aufgebaut. Zu dritt ziehen sie mit dieser Winde den schweren Eisenblock hoch, der, oben angelangt, durch einen Hebel ausgehackt wird und dann auf den Kopf der Pilote herabsaust. Diese dringt jedesmal einige Zentimeter tiefer in das Flußbett ein. Das ist eine Sauarbeit, sagt Paal. He ihr! ruft

er den Leuten auf dem Floß zu, hallo! Wenn ich mich recht verstehe auf diese Arbeit, so gehören vier dazu, nicht drei.

He?

Ja, überall in der Welt stehen vier Mann an der Winde, nicht drei.

Dann schaff uns nur den vierten her, rufen die Leute zurück, die Bauern ernten jetzt ihr Korn, die juckt's nicht nach Brückenbau. Begreifst du das?

Es scheint, als ob Paal das begriffe, er entgegnet nichts darauf. Er steht nur da und läßt freundliche Gedanken durch seinen Kopf gehen. Es wimmelt geradezu von Gedanken in seinem Schädel, seltsame Gedanken sind das, die ihn bedrängen und verwirren. Er schiebt die Mütze in den Nacken, schließt die Augen und kraut seinen rostigen Bart. Nur immer mit Bedacht, dieses Ameisenhaufens sollte ein weitgereifter Mann wohl noch Herr werden. Hier fehlte nun der vierte Mann an der Winde, das sieht ja auch ein Kind. Eine verfluchte Geschichte trotz allem. Aber wenn der Herrgott ja sagt, soll unsereiner nur ruhig topp, es gilt! antworten. He ihr! ruft Paal, wo habt ihr euer Quartier?

Im Dorf bei den Bauern.

Aha.

Dort drüben, unweit vom Ufer liegt das Dorf, alles in allem genommen ein kleines, sauberes Dorf, wenn Paal sich nicht irrt. Aber nein, es ist nicht leicht möglich, daß Paal sich irrt, er ist ein weitgereifter Mann, der schon tausend solcher Dörfer gesehen. Bei einem Bauern könnte auch Paal schlafen, in der Scheune, auf dem Heuboden, ihm ist das ganz gleich, das Leben hat ihn nicht mit weichen Federbetten verwöhnt. Und wenn er dem Bauer versichert, daß er nicht rauche, darf er gewiß auf dem Heuboden schlafen. Bauern haben einen dicken Schädel zwar, oho, der oft die einfachste Sache von der Welt nicht begreift. Dann nicht, lieber Mann, wird ihm Paal sagen, ich muß durchaus nicht in deiner Scheune schlafen. Übrigens hätte ich dir jeden Tag einen Liter Milch abgekauft, Eier, Speck und Brot. Nein, davon will der Bauer nichts wissen, das tägliche Brot sei ihm nicht feil. Herr du meine Güte, diese Brosamen, die von deinem Tische fallen, sind doch nicht dein täglich Brot, schmeichelt Paal; und der Bauer hat sonntags gewiß gerne einige Münzen in der Tasche, mit denen er klimpert, wenn er mit den Nachbarn vor dem Wirts-

haus die Ereignisse der Woche bespricht, Münzen, von denen die Bäuerin nichts zu wissen braucht. Sie sind manchmal seltsam, die Weiber, wenn sie ins Alter kommen, leicht ein wenig verrückt, wie der Leibhaftige hinter jedem funkelnden Nickelstück her. In der Jugend waren sie anders, ja, ja. Es muß schon mit dem Teufel zugehen, wenn der Bauer diese Sprache nicht versteht.

He ihr! ruft Paal wieder, wer ist euer Kapitän?

Sie verstehen ihn nicht.

Wer der Leiter des Brückenbaues sei, der Oberingineur, der Personalchef, der die Arbeiter aufnehme.

Aha, der Unternehmer. Das ist der Stellmacher Fremz, der dort am Ufer mit seinen Leuten arbeitet.

Paal überlegt eine Weile. Fremz? Das will allerdings reiflich überlegt sein. Ob einer sich allein auf solch einen zerzausten rostigen Bart verlassen darf? Zugegeben, daß er ein Gesicht verändert, im übrigen aber steht es damit wie auch mit der Taufe: aus sündigem Lumpenpack werden keine pausbackigen Engel. Bleibt nur noch die Dummheit der Menschen. Auf die ist meistens Verlaß. — Als die Fähre dann einen Bauernwagen ans andere Ufer bringt, springt Paal entschlossen hinauf.

Drüben ist der Stellmacher Fremz mit seinen fünf Leuten an der Arbeit, kräftige Burschen, die das Breitbeil schwingen und dazu noch lachen und singen können. Spähne fliegen und über dem ganzen Arbeitsplatz liegt der kräftige Geruch frisch behauenen gesunden Holzes. Paal wünscht einen guten Tag, betrachtet die herumliegenden Eichenstämme und sagt beiläufig etwas von gutem Holz.

Davon wirst ausgerechnet du etwas verstehen! fährt ihm ein junger Kerl über den Mund.

Vielleicht warst du es, der in den kanadischen Urwäldern Holz geschlagen hat.

Der Mann hält den Atem an. Na?

Yes, my boy, sagt Paal, drei Jahre lang war ich Holzfäller in Kanada.

Das Bellen der Breitbeile verstummt. Sie sehen alle diesen Mann mit dem rostigen Apostelbart an. Ist das nun ein Lügenmaul und Wichtigtuer oder darf man seiner Rede glauben? Paal zieht aus der Westentasche eine Uhr. Er wirft einen Blick darauf. Dann fragt er: Macht ihr noch nicht Mittagspause?

Die Männer sehen an den Himmel nach dem Stand der Sonne. O ja, es könnte wohl schon Mittag sein.

Wenn ich nicht irre, so lebt ihr nach osteuropäischer Zeit hier.

Das wissen die anderen nicht. Der älteste brummt: Nach Friedensschluß wurden alle Uhren um eine Stunde vorgerückt. Ist das osteuropäische Zeit?

Ja, sagt Paal, ihr seid nach Osten gerückt um eine ganze Stunde. — Dieser ist der Fremz, der Unternehmer, denkt er. Manche Menschen verändern sich in etlichen Jahren, man erkennt sie nicht wieder, wenn man ihnen später begegnet. Kurz angebunden ist er, widerborstig, mit einem menschenfeindlichen Zug um den Mund. Ist er magenleidend? Es wird ja nicht geradezu die Schwindsucht sein? Oder ist er nur ein Geizhals? Dieser Fremz — er sieht mich nicht an. — Gesegnete Arbeit, sagt Paal und will gehen.

Wo gehst du hin? fragt ein junger Kerl neugierig.

Ins Dorf, entgegnet Paal, ich muß mir etwas Mundvorrat kaufen. Gibt es einen Kaufladen im Dorf?

Jetzt sieht ihn Fremz an.

Der neugierige Bursche meint, um die Mittagszeit sei der Greislerladen geschlossen, aber Paal könne gerne einige Bissen mit von ihnen essen, sie würden nicht verhungern, wenn er nicht ein gar zu gefräßiges Maul habe. — Der will Geschichten von mir hören, denkt Paal, das fehlte mir gerade noch.

Mittag, brummt Fremz, sagt es auch den andern. Wie heißt du? wendet er sich plötzlich an Paal.

Lukas.

Diesen Namen hat er sich ausgedacht, weil er meint, daß er sehr gut zu dem Rostbart passe, heute morgen erst, als er im Heuschober erwachte. Einerlei, wie ein Mensch wie er heißt. Wandervögel kommen durch viele Länder, überall haben sie einen anderen Namen. Einerlei, eine Sünde ist es nicht geradezu.

Im Schatten einer Uferweide essen sie, Brot, geräucherten Speck und Zwiebeln. Wasser trinken sie aus einem irdenen Krug.

Wie geht es Eurem Bruder? fragt ein Arbeiter den Fremz. Paal horcht auf.

Es geht dem Ende zu diesmal, antwortet Fremz.

Soviel erfährt Paal, es geht dem Ende zu diesmal, mehr nicht. Ach, dieser Apostelbart, dieser rostige Lukasbart! Paal muß ihn

streicheln. Die Fragen des neugierigen Burschen überhört er. Muß er ihm Geschichten erzählen, weil er von seinem Brot ißt? Ich habe es ihm nicht versprochen. Diesmal geht es dem Ende zu. Nein, sagt er dem Burschen dann, ich komme nicht aus Kanada, ich komme aus Brasilien. In Kanada war die Erde zu teuer, aber unten in Brasilien bekamen wir sie beinah geschenkt. Ja, ich besitze eine Plantage dort. — Was muß der Grünschnabel auch so viel fragen! Da soll ihm einer nicht bedenkenlos etwas vorlügen. Freilich ist in Kanada die Erde zu teuer, aber die Plantage in Brasilien wurde nicht ihm geschenkt, die bekam ein anderer, der schon etliche Kaffeeplantagen besaß. Paal war nur ein Arbeiter dort, ein Aufseher, die rechte Hand des Besitzers sozusagen, ein Kuli trotz allem. Aber zuweilen muß man sich einer Lüge bedienen, eines Lukasbartes. Du hast keine Arbeit für mich? wendet sich Paal an Fremz.

Dieser sieht ihn verwundert an: Wieso? Ich denke, du bist ein reicher Mann.

Weiß Gott, das bin ich wohl, aber nicht hier, gewissermaßen nicht nach osteuropäischer Zeit.

Du besitzt eine Plantage? fragt Fremz. Er ist schon mißtrauisch geworden.

Kann ich meine Plantage auf den Buckel nehmen, daß jeder Esel es merkt, wie reich ich bin? Nein, das läßt die brasilianische Regierung nicht zu. Gefällt es dir nicht mehr bei uns? Gott mit dir, aber die Plantage bleibt hier, jawohl, die trägst du nicht zum Trödlerjuden.

Das verstehe ich nicht, gesteht Fremz, wo bist du zuhause?

Hahaha, lacht Paal lauthals, natürlich in Brasilien, aber ich habe eine unsterbliche Seele.

Du sollst nicht spotten über heilige Dinge!

Gott ist mein Zeuge, beteuert Paal, ich habe mit heiligen Dingen nie Schindluder getrieben. Immer, ehe ich ein Schiff bestieg, suchte ich einen Pfarrer auf, der mir das heilige Mahl geben mußte. Nein, ein Lästerer bin ich nicht. Glaubst du an die Auferstehung des Fleisches? Ich habe mit Priestern gesprochen, die nichts davon hielten, aber sie mußten zugeben, daß die Seele nicht umzubringen ist. Sie wandert, sucht sich eine andere Wohnstätte, in Tier, Blume oder Gestein, Gott weiß, wie das zugehen mag. Die Priester nannten es Seelenwanderung.

Ist das nun ein Schwätzer? Fremz schweigt, alle schweigen. Paal wischt mit dem Hemdärmel den Schweiß von seiner Stirne. Ein Lukasbart allein tut es nicht, wenn ein Mensch wie dieser Fremz mit dem bittern Zug um den Mund haarspalterische Fragen stellt. Aber Paal wischt den Schweiß von der Stirn, nur immerzu gefragt, er hat schon auf manche Frage eine Antwort gewußt, je und je. Es geht dem Ende zu diesmal mit dem Bruder, sagt der Fremz, oh, wie Paal da zu antworten hat, muß er nicht erst in der Heiligen Schrift nachlesen.

Fremz ist nachdenklich geworden. Eine unsterbliche Seele, ja, sagt er, dann schweigt er wieder. Das Wasser im irdenen Krug ist warm. Die drei Arbeiter von der Winde haben sich im Schatten der Weide ausgestreckt. Die andern packen den Rest ihres Mundvorrates für die Vespermahlzeit wieder in die Säcke ein und hängen diese in das Gezweig des Baumes. Dann folgen sie dem Beispiel der andern, nur der neugierige Marz sieht immerzu Paal an, als erwartete er sich noch eine besondere Überraschung.

Werkzeug besitzt du keines? fragt Fremz.

Nein.

Für die Winde könnte ich noch den vierten Mann brauchen. Das Einrammen der Piloten geht zu langsam. Ich muß eine zweite Winde besorgen.

Ja.

Schweigen.

Aber für heute bekommst du nur den halben Tageslohn, du trittst die Arbeit ja auch erst nach Mittag an.

Ich habe das nicht anders erwartet, sagt Paal. Er trinkt vom warmen Wasser aus dem irdenen Krug. Wenn der Herrgott ja sagt, — seht, zuweilen hält der Herrgott auch einem Mann mit dem Lukasbart die Hand hin, er braucht nur dreinzuschlagen, der Mann, topp, es gilt!

Nach der Mittagspause steht auch Paal an der Winde. Immer, wenn der schwere Eisenblock auf den Kopf der Pilote niedersaust, dringt diese einige Zentimeter tiefer ins Flußbett ein. Auf dem Floß über dem Fluß ist die Hitze erträglich. Man ist ja auch schließlich nicht für die Ewigkeit zu dieser Sauarbeit verurteilt, ein Wandervogel nicht. Setzt die Fähre, die an einer Stahltrosse hängt, einen Wagen über, so müssen die Männer an der Winde achtgeben, daß

der Eisenblock nicht eben in demselben Augenblick, wenn die Fähre unterhalb des Flosses vorübergleitet, mit Donnergekrach niedersaust. Die Zugtiere, Pferde oder Ochsen, könnten erschrecken. Wie leicht gäbe es ein Unglück. Nein, die Männer geben acht.

Die Sache mit dem Bauer ging nicht so einfach, aber sie ging doch. Im vergangenen Jahr hatte es eine Mißernte gegeben, der Bauer wollte die paar Nickelstücke, die ihm Paal für Brot, Milch und Speck anbot, nicht in den Wind schlagen. Ein paar Nickelstücke sind ja noch lange keine blanke blaue Banknote, aber gewisse kleine Dinge kann man dafür kaufen. Die Bäuerin braucht nicht zu erfahren, wieviel du mir gibst. Die Sache ging.

Paal zeigte sich nicht auf der Straße. Er bereitete auf dem Heuboden ein Nachtlager. Der Duft des frischen Heues wollte ihn beinah berauschen, als hätte er Wein getrunken, einen süßen schweren Wein. Erregt war er und zappelig. Behutsam hob er einen Dachziegel, daß ein kleiner Spalt entstand, durch den er in den Nachbarhof zu sehen vermochte. Ein Bursch hantierte in den Ställen. Ist das nun der Knecht oder der Sohn? Nein, der Knecht ist der nicht, der schreit nicht mit dem Vieh und macht keinen unnützen Lärm, die Geräte wirft er nicht in irgendeinen Winkel. Sein Haar ist hell. Wenn er älter wird, denkt Paal, wird es rostbraun sein, wie dieser Lukasbart ungefähr. Wie alt mag der Junge übrigens sein? Zwanzig. Nein, neunzehn, wenn man genau rechnet. Ein guter Reiter muß er sein. Er wird nie ein Pferd schlagen. Das alles meint Paal ganz genau zu wissen. Neben den Ställen ist die Knechtskammer, das niedrige Fenster dort. Wie blind ist das Fenster jetzt. Einstmals hingen kleine weiße Vorhänge davor, es blickte wie ein freundliches Auge auf den Hof. Die Frau wollte das so haben, obwohl der Mann mürrisch und zornig darüber wurde. Es war eine mutige Frau, weiß Gott, wenn ihr Mut auch mehr bedenkenloser sündiger Trotz war. Durch den schmalen Spalt erspäht Paal, wie ein Mann, von der Straße her kommend, ins Wohnhaus tritt. Das war Fremz, der Bruder des Mannes. Sonst aber zeigt sich kein Mensch auf dem Hof, keine einzige Frau. Da fällt Paal auf seine Lagerstatt, von einer schweren Trunkenheit überwältigt, wie einer, der nach langer Wanderung heimgefunden und dem ein namenloses Glück die Sprache verschlägt. Es ist sehr heiß auf dem Heuboden, die Tageshitze brütet noch unter dem Dach. Paal findet keinen Schlaf. Er liegt nur scheinbar ruhig da,

innerlich aber voll kochender Unruhe und Erregung. Er wartet, bis auf dem Hof des Bauern alles still geworden, bis die Menschen eingeschlafen, dann steigt er vom Heuboden herunter und schleicht durch die Scheune in den Garten. Ob der Apfelbaum mit den frühen Äpfeln wohl immer noch im Garten rückwärts am Zaune steht? O ja, hier steht der Baum. Paal schüttelt ihn. Ein paar Äpfel fallen ins Gras. Paal muß lange suchen, bis er einen findet. Er ist reif, mehlig, süß, kühl, herrlich duftend. Ernteäpfel nannten wir sie, zum Kornschnitt waren sie immer schon reif, genau auf den Tag. Wie lange lebt solch ein Apfelbaum? Zehn Jahre? Mehr! Zwanzig? Ein Menschenalter, vielleicht; gut, ich gebe ihm ein Menschenalter, ein gesegnetes Mannesalter. Mit vierzig steht er dann in seinen besten Jahren. Paal legt sich ins Gras. Durch Gezweig und Blätter blinken Sterne, unzählige winzige Brombeerblüten. Zuweilen quillt aus dem Horn des Mondes ein Wind, als atmete Gott dort oben im Raum, und fegt durch die himmlischen Blütengefilde. Dann entzünden sich Sternschnuppen und fallen schräg durch Blätter und Gezweig. Paals Herz zuckt zusammen. Es war nur ein Gedanke, ein Wunsch, eine Bitte, ein irdischer sündiger Menschengedanke, ein fallender Stern.

Zwei Stunden mag Paal in dieser Nacht geschlafen haben, nicht mehr. In aller Frühe vernimmt er, vom Nachbarhof, wie ein Wagen aus dem Schuppen gezogen wird. Und bald darauf fährt dieser Wagen auf die Straße. Als er dann von der Bäuerin die frisch gemolkene Morgenmilch erhält, meint Paal, der Nachbar sei aber ein Frühaufsteher, vor Tau und Tag schon sei er ins Feld gezogen. Nein, sagt die Bäuerin, die sind in die Stadt gefahren, zum Arzt, der Nachbar Johann Fremz sei ein kranker Mann, ein sterbender Mensch.

Aha.

Paal steht an der Winde. Der Vormittag vergeht. Zu Mittag ißt er aus dem eigenen Sack Brot, Speck und Zwiebeln. Das Wasser im irdenen Krug ist auch heute warm. Wenn man jetzt ein Glas Wein hätte! Einen Krug eisgekühlten Bieres! Ist das zuviel verlangt? Ein Wandervogel verlangt nie zuviel, nein. Er trinkt auch warmes Wasser, wenn ihn dürstet. Dann wieder die Arbeit auf dem Floß. Eine Sauarbeit ist das, geradeheraus gesagt. Halt! Die Fähre setzt ein Fuhrwerk über. Halt! Schöne Pferde sind das, gepflegte Pferde. Lautlos gleitet die Fähre über den Fluß. Die vier Männer vom

Floß blicken hinüber. Der Bursch auf dem Ledersitz gibt auf seine Pferde acht, er spricht beruhigend auf sie ein. Er liebt seine Pferde, das sieht man. Die Frau aber, die neben dem Burschen sitzt, ist neugierig, sie sieht herüber, sie möchte wissen, wie eine Brücke gebaut wird, wie diese Piloten eingerammt werden. Ist das eine schwere Arbeit? Jetzt blickt sie die vier Männer an, die Brückenbauer. Da ist dieser mit dem rostbraunen Apostelbart, der struppige zerzauste Vogel. Solche Bärte gibt es hierzulande nicht. Lacht sie nun etwa über diesen Lukasbart, hält sie sich den Bauch und lacht hell heraus? Nein, sie wundert sich nur über diesen Mann, der jetzt die Mütze vom Kopf reißt. Er grüßt sie, der Mann, er macht eine tiefe Verbeugung. Aber nein, nein! Er wischt mit dem Hemdärmel den Schweiß von der Stirne, auf eine umständliche und gründliche Weise. Das sieht aus wie ein Grüßen, wie ein demütiges Beiseitetreten vor dem Schicksal, wie müde Ergebung. Die Frau lacht nicht über das Gebaren dieses Mannes, das bebende Zucken um Augen und Mund ist kein unterdrücktes Gelächter, weiß Gott, das kann alles andere bedeuten.

Lautlos gleitet die Fähre über den Fluß.

He Lukas! Träumst du?

Schöne Pferde sind das, sagt Paal.

Die kommen aus der Stadt, erklärt einer, hast du nicht bemerkt, im Wagen lag der Johann Fremz, auf Heu gebettet. Wie lange wird er's noch machen?

Wie lange noch?

In der Abenddämmerung, als die Herden ins Dorf getrieben werden und die Bauern mit ihren Leiterwagen müde vom Felde heimkehren, steht Paal auf der Straße. Eine Pfeife will er sich heute gönnen, vorm Schlafengehen diese kleine sündige Zugabe zum täglichen Brot. Er geht einige Schritte über die Straße, kehrt langsam um. Aus den Fenstern des Nachbarhauses kann man ihn sehen, wenn es jemand gelüsten sollte, den Mann mit dem Prophetenbart zu betrachten. Dann steht er vor dem Tor, saugt genießerisch den blauen Rauch ein. Es dauert nicht lange, bis das Tor der Nachbarhofes geöffnet wird. Die Angel kreischt. Du meine Güte, in zwanzig Jahren hat sie keiner geölt. Die Frau tritt auf die Straße. Paal blickt hinüber, aus dem Augwinkel lauernd. Er greift nach der Mütze, dreht sich um und geht in den Hof. Langsam, es brennt ja nicht, schlurft er am Wohnhaus vorbei, am Schuppen vorbei, an den

Ställen vorbei. Von den Ställen bis zur Scheune trennt eine mannshohe Mauer bie beiden Höfe. Paal stellt den Melkschemel an diese Mauer, steigt hinauf. Ja, die Frau tritt jetzt auch in den Hof, sie geht ins Haus. Auf der letzten Treppe aber bleibt sie stehen, sie hat den Mann an der Mauer erblickt, der seine Mütze schwenkt. Wimperzuckenlang, dann drückt sie die Hand auf die Türklinke und geht hinein ins Haus.

Paal steigt vom Melkschemel herab. Es brennt ja nicht, Herrgott, es brennt ja nicht. Nur in der Brust flackert diese teuflische Ungeduld und Erregung, gierige Flammenzungen.

Paal sucht sein Nachtlager auf. Wie ein verprügelter Hund kuschelt er sich ins warme Heu. Leise winselnd seufzt er. Ja, da liegt er nun, arg zerzaust und hergenommen. Aber er ist nicht gesonnen, seufzend und winselnd hier sein Ende abzuwarten, nein, so hat ihn der Herrgott nicht geschaffen, er kann stehenden Fußes abhauen, hinaus in die Welt gehen. Er kennt viele Straßen und Wege in dieser Welt. Ein vierzigjähriger Wanderer legt sich nicht hin und wartet auf sein Ende, er wandert, wandert immerfort, bis er in den Straßengraben fällt. Selten nur träumt er von bleibender Statt, aber ein Wanderer weiß ja, wie es um Träume bestellt ist. Ach ja, darin weiß er genau Bescheid.

Mittlerweile ist es still geworden auf dem Hof. Paal erhebt sich von seinem Lager, behutsam klettert er vom Heuboden. In der Finsternis sucht er den Melkschemel an der Mauer, stößt ihn um, zischt einen Fluch. Fahr zur Hölle! Dann schwingt er sich auf die Mauer, hockt rittlings darauf. Hüh! Was nicht zu erwandern war, vielleicht ist's zu erreiten. Sogleich schlägt ein Hund an im Nachbarhof, zerrt an seiner Kette, bellt sich in eine heisere Wut. In den kurzen Pausen schnappt er nach Luft, um wütender und verzweifelter wieder loszuheulen. Nur immerzu, du an der Kette, denkt Paal, nur immerzu! Trotz des Hundegebells meint Paal zu hören, wie eine Tür geöffnet und geschlossen wird. Ein Schatten bewegt sich vom Hause her über den Hof. Eine Frauenstimme ruft den Hund an: Burkusch, sei doch ruhig! Und dann redet sie noch lange beruhigend auf den Hund ein. Aber umsonst. Da stößt sie mit dem Fuß gegen ihn. Dumpf aufheulendes Gejammer. Stille. Paal horcht. Zaghafte, unsichere Schritte. Dann ganz nahe: Paal, — bist du es?

Paal gleitet von der Mauer in den Nachbarhof. Guten Abend,

Mariz. Ich bin es, ja. Er streckt seine Hand aus, der Frau hin. Sie ergeift sie nicht. Wie gelähmt steht sie da. Paal überfällt eine große Traurigkeit, eine trostlose Verzagtheit.

Du bist wieder heimgekehrt, sagt die Frau endlich.

Ja.

Schweigen.

Es geht dir wohl nicht sehr gut?

Ach! Es muß!

Du bist damals in die Welt gelaufen.

Was sollte ich auch anderes tun?

Schweigen.

Wo warst du seither?

Überall.

Was hast du getan — überall?

Gearbeitet und gewandert, immerzu geschuftet und weitergezogen. Von Sehnsucht und Tränen wird keiner satt.

Paal ist demütig, heruntergekommen, gebrochen und verzagt, ganz elend, er zerrt nicht an der Kette, er begehrt nicht auf, er ist still und ergeben. Aus Mitleid und um ihn zu trösten, ihm ein wenig zu helfen, sagt die Frau: Weiß Gott, mir ging es auch nicht sehr gut seither, seit dem Tage, als er dich vom Hof gejagt.

Oh, es war ja sein eigener Hof, er durfte alles so halten wie er nur mochte.

Das durfte er wohl.

Mit seiner Gesundheit wurde es nicht besser? fragt jetzt Paal.

Ach, es wurde immer schlechter, nur immer schlechter. Und jetzt steht es ganz schlimm um ihn. Er sieht schon beinah nicht mehr wie ein Mensch aus. Gott verzeih mir die Sünde! Nur Haut und Knochen, gelbe schmutzige Haut. Ja, der Arzt sagt, es sei eine unheilbare Magenkrankheit. Er leidet schreckliche Schmerzen.

Paal: Der Doktor soll ihm eine Medizin verschreiben!

Dagegen gibt es keine Medizin.

Paal wird zornig: Ein Schuft ist der Doktor! Das kann ich dir nur sagen. Morphiumtropfen gibt es gegen solche Schmerzen. Das sollte auch so ein Leuteschinder wissen.

Ja, ja, Paal, sagt die Frau, solche Tropfen hat ihm der Doktor verschrieben.

Schweigen.

Durch Paals Kopf brausen plötzlich tausend Gedanken. Erinnerungen? Phantastereien? Lügen? Wahrheiten? Wünsche? Er kann es wohl selbst nicht entscheiden. Er sagt: Die Frau wurde freigesprochen, ja, der Richter mußte sie freisprechen.

Welche Frau? fragt Mariz.

Nichts. Dein Sohn leidet wohl nicht auch an dieser Krankheit?

Nein, der ist gesund, so gesund wie du und ich.

Jetzt ist Paal beruhigt. Das mit der Frau ist eine Geschichte, die sich in Amerika zugetragen hat, erzählt er, in einer kleinen Stadt. Die Frau hatte einen alten kranken Mann. Die Ärzte sagten ihm sein Ende auf den Tag voraus. Das ist kein Kunststück für einen richtigen Doktor. Sie verschrieben ihm Tropfen zur Linderung der Schmerzen. Mehr vermochten sie nicht zu tun, auch die gelehrten Doktoren nicht. Zwei Tropfen auf den Tag und die Nacht. So war es gut. Am zweiten Tag aber gab die Frau ihrem kranken Mann alle Tropfen, das ganze Fläschchen auf einmal zu trinken. Der Mann schlief ein und erwachte nicht mehr und litt keine Schmerzen mehr. Eine Schwester des Mannes verklagte die Frau. Es wurde ein großer Prozeß. Die Frau sollte ihren Mann umgebracht haben, weil sie ihren Liebsten heiraten wollte, einen jungen gesunden Burschen. Nein, schrie die Frau vor dem Richter, nein, ich habe ihn nicht umgebracht! Auf dem Fläschchen stand die Anweisung des Arztes über den Gebrauch der Arznei, sagte der Richter. Ich kann nicht lesen, behauptete die Frau. Der Arzt hat dir die Anweisung auch mündlich erteilt, bestand der Richter. Dann habe ich ihn falsch verstanden, gewiß habe ich den Herrn Doktor falsch verstanden. Nein, sie konnte nicht verurteilt werden, ein solches Gesetz gibt es nicht, sie wurde freigesprochen.

Stille.

Paal lehnt sich an die Mauer. Er erwartet eine Antwort. Hat die Frau ihm nichts zu antworten? Nein?

Jetzt muß ich gehen, sagt Mariz.

Zu deinem Mann?

Nein, er hat zwei Tropfen von dieser Arznei getrunken, er schlief ein.

Wollen wir nicht noch ein wenig beisammen bleiben? fragt Paal. Ganz leise fragt er das, demütig bittend.

Hier im Hof? Nein.

Wir könnten in die Scheune gehen.

Nein, das wage ich nicht, Gott, ich getrau mir's wohl nicht.

Aber dann gehen sie doch. Der Hund bellt kurz, verschlafen und wie im Traum. Die Nacht ist tief und warm. Im Garten fällt ein reifer Apfel von dem vierzigjährigen Baum ins Gras. Eine warme irdische Nacht unter dem sternbesäten Himmel.

Als die Bauern am folgenden Abend, von der Arbeit heimkehrend, mit ihren Leiterwagen an Johann Fremz' Haus vorbei fuhren, nahmen sie den Hut ab. Der Pfarrer trat, vom Küster gefolgt, aus dem Hof. Das Oberlicht eines Fensters wurde geöffnet. Ja, sagten die Bauern, der ist erlöst.

Paal schlief in dieser Nacht fest und tief. Kein Traum schreckte ihn auf, er hörte nicht die Unruhe auf dem Nachbarhof, das Kommen und Gehen der Menschen, auch nicht das Klagegeheul des Hundes. Am Morgen ging er zum Arbeitsplatz. Fremz war nicht erschienen, er hatte die ganze Nacht über seinem Bruder die Totenwache gehalten. Aber die Arbeiter wußten, was sie zu tun hatten, sie faulenzten nicht und warteten, daß einer käme, der sie mit der Peitsche zur Arbeit trieb. Wenn ein Mensch stirbt, bleibt darum die Welt nicht stehen. Der Himmel wölbt sich nicht über einem Menschen im besonderen.

Um die Mittagszeit sitzen die Arbeiter im Schatten der Uferweide, verzehren ihr Brot, Speck und Zwiebeln dazu, und trinken aus dem irdenen Krug das warme Wasser. Paal summt eine kleine Weise. Er ist satt und zufrieden, warum sollte er nicht dieses kleine Lied summen?

Hört den Lukas, höhnt Pitter, der junge Gockelhahn versucht zu krähen?

Oho, entgegnet Paal, wenn ich mir diesen Bart abnehme, wirst du staunen, wie jung ich bin.

Sag mal, Lukas, warum hast du dir den Apostelbart wachsen lassen?

Paal: Gott hat es mir im Traum befohlen.

Hört ihr, ruft Marz, der junge neugierige Bursch, Michael, hörst du: Gott hat es ihm im Traum befohlen!

Michael: Glaubst du etwa, ich sei taub!

Die Tage vergehen. Johann Fremz wurde begraben, für zwei Stunden war die Arbeit unterbrochen. Über Nacht fing es an zu regnen. Paal ging ruhig seiner Arbeit nach. Es brennt ja nicht, Herrgott, wo sollte es auch brennen. An einem Tage wird kein Werk vollendet. Gott brauchte sechs Tage für seine Schöpfung, diese lumpige Erdkugel, auf der es wahrhaftig nicht immer eine Lust ist zu leben. Wie man sich bettet, — jawohl, und wenn es dann auf keine Weise weitergeht, läßt man sich solch einen Lukasbart wachsen. Dann geht es noch eine Zeit lang.

Die Tage vergehen.

Eines Morgens, die Arbeiter beim Brückenbau hatten kaum ihr Werkzeug richtig in die Hand genommen, kommt ein Fuhrwerk die Straße herab. Es hält an. Die Frau winkt Fremz an den Wagen. Sie sprechen eine Weile miteinander. Dann setzt die Fähre den Wagen über den Fluß. Paal vom Floß grüßt die Frau. Sie nickt ihm freundlich zu.

Während der Mittagspause ist Fremz widerborstig, zorngeladen. Die Arbeiter schweigen, sie wollen ihn nicht reizen, er ist ihr Brotherr. Plötzlich aber fängt er an: Hat man schon je so etwas erlebt! Sie fährt in die Stadt, um bei Gericht und Grundbuch das Vermögen ihres verstorbenen Mannes dem Sohn übertragen zu lassen, als ob er's nicht sowieso bekäme. Es brennt ja nicht. Keine Scham hat ein Weib. Mich wundert's nicht, daß manche früher als Hexen verbrannt wurden. Was mich betrifft, so kann ich von mir behaupten, daß mich nie gelüstet hat, ein Weib zu nehmen. Mein Bruder hat an dieser Frau auch nicht eitel Lust und Wohlgefallen gefunden. Nein, nein. Dann fährt er fort: Mein Vermögen wird dereinst meinem Neffen zufallen. Ich will es ihm gönnen, er verdient's. Aber diese Frau — nein, ein Weib hat keine Scham im Leib.

Paal legt sich auf den Rücken hin und blickt durch das Gezweig der Weide den wandernden Wolken nach. Dieser Fremz, dieser Bruder! Laßt ihn, sein Herz hat nie ein Traum betört, wie sollte er einer Erfüllung harren. Er macht seine Rechnung, nüchtern, bitter und kalt, sie geht auf, ohne Vergangenheit und Zukunft, ein leichtes, trockenes Exempel, ausgedörrte Unfruchtbarkeit. Seht diese Wolke, der Wind treibt sie durch den blauen Raum, er zupft ihr einen weißen, verwegen wehenden Bart, einen Lukasbart, er jagt sie dahin,

weit weg, und wenn die Sonne sie nicht frißt, fallen nach hundert Meilen ein paar Tropfen aus ihr, hundert Tropfen vielleicht, tausend Tropfen. Zugegeben, sie stürbe daran, die tausend Tropfen waren ihr ganzer Reichtum. Aber ein Gräslein wächst, ein Halm gedeiht, ein Körnlein schwillt von diesem verbluteten Wolkenreichtum. Laßt diesen Fremz, er ist nicht Wolke noch Erde, er ist nicht einmal Wind.

Die Mittagspause ist bald um. Fremz treibt seine Leute an die Arbeit. Wir müssen uns beeilen, zum Herbst soll die Brücke fertig sein.

Paal begibt sich mit den Kameraden auf das Floß an die Winde. Eine Sauarbeit, jawohl, eine Arbeit für Hohlköpfe, für hirnlose Galeerensträflinge. Ein Bauer schämt sich solcher Arbeit. Er ist ein Knecht, ja, aber sein eigener Knecht. Ein Wanderer und Weltumsegler tut sie nur so lange, bis er ihrer überdrüssig wird. Aber ein Mann mit dem Lukasbart beißt die Zähne zusammen und hält aus. Er muß aushalten, nicht mehr lange, o nein, bis zum Abend etwa. Die Frau, die heute morgen in die Stadt fuhr, hat ihm gewiß Neuigkeiten zu berichten, erregende, überwältigende Nachrichten. Ihr werdet sehen. Sie ist eine tapfere, etwas bedenkenlose Frau, sie fragt nicht lange nach anderer Leute Meinung, sie hat keine Scham im Leib, wie Fremz sich ausdrückt. Sie wird kommen und kurz befehlen: Paal, nimm dir diesen unvernünftigen Prophetenbart ab. Das wird sie sagen.

Schläfrig und verdrossen tun die vier Männer in brennender Sonne ihre Arbeit, drehen an der Winde, erwachen kurz aus dumpfer Dösigkeit, wenn der Eisenblock donnernd auf den Kopf der Pilote niederfällt. Dann schlafen sie wieder ein in der schwülen Sommerluft. Eben kommt ein Wagen auf die Fähre. Die Frau, die allein im Wagen sitzt, winkt mit dem Peitschenstiel herüber zum Floß. Das sollte sie unterlassen, ihre Pferde sind unruhig, zittern und scharren mit den Hufen. Aber sie winkt und winkt immerzu. Ja, jetzt hat auch Paal sie erblickt. Er dreht mit der linken Hand weiter, mit der rechten aber reißt er die Mütze vom Kopf und grüßt und winkt und möchte wohl am liebsten juchhei und hurra schreien. Da donnert der Eisenblock herab. Und nach wenigen Augenblicken war das Unglück geschehen.

Die Pferde, auf der gleitenden Fähre ängstlich und unruhig, vom



Franz Xaver Resch, Aus meiner Kindheit

Aquarell

Winken mit der Peitsche wild geworden, gehen beim donnernden Fall des Eisenblockes hoch. Der Wagen stößt gegen die Absperrkette. Die Kette zerreißt. Der Wagen rückt über den Rand der Fähre. Die Frau schreit entsetzt. Der Fährmann springt hinzu, er will in die Zügel fassen. Aber es ist zu spät. Das Handpferd setzt seitwärts über die Brüstung, das andere fällt rücklings auf den versinkenden Wagen. Ein verworrenes, spritzendes, gurgelndes, krachendes, wirbelndes Knäuel. Einige wenige Augenblicke nur, dann fließt das Wasser wie gewöhnlich dahin, nur die zersplitterte Wagendeichsel ragt meterlang aus dem Fluß.

Die Männer auf dem Floß hat der Anblick gelähmt. Langsam sinkt die Hand Paals, die mit der Mütze der Frau zugewinkt, herab. Ihm ist, als stände er vor einem Spiegel, der ihm aber nicht sein Widerbild zeigt, nur eine trübe grauenvolle Finsternis, den Abgrund, darüber unsere Sehnsüchte und Träume den vielfarbigen Regenbogen bauen, die wüste Leere vor der Schöpfung der Welt, die uns schreckhaft anspringt, wenn der Vorhang des Tempels in zwei Stücke zerreißt, von obenan bis untenaus.

Zunächst beginnt ein hilfloses Geschrei vom Fährmann zu den Männern auf dem Floß und hinüber zu den Arbeitern am Ufer. Keiner hört, was der andere ruft. Dann läuft Marz, der junge neugierige Bursch ins Dorf, um Hilfe herbeizuholen, aber nur der Gendarmwachtmeister kommt schwitzend dahergelaufen. Er schreibt die Namen der Arbeiter auf, fragt, um welche Zeit das Unglück geschehen sei.

Lukas hat eine Uhr, sagt Pitter.

Nein, wehrt Paal ab, meine Uhr geht nicht.

Ja, sagt der Wachtmeister, dann muß die freiwillige Feuerwehr herkommen. Pitter, befiehlt er, du steigst auf den Turm und läutest die große Glocke. Verstanden? Die andern warten hier. Darauf geht er mit Pitter zurück ins Dorf.

Paal sucht unter der Uferweide seine Sachen zusammen. Er trinkt aus dem irdenen Krug, doch er spuckt das Wasser wieder aus. Nein, auch mit diesem Prophetenbart ging es nicht. Eine Zauberkraft war er nicht gewesen, eine kleine irdische Lüge nur, er hatte sich zuviel davon versprochen. Jetzt geht er, ohne ein Wort an die andern zu richten, davon, auf der Straße, die ins Dorf führt und dann wohl

auch weiter, sehr weit auf den vielen Straßen, die durchs Land gehen, gen Morgen und Abend, gen Mittag und Mitternacht.

He Lukas, ruft ihm Fremz nach, der Wachtmeister hat befohlen, daß wir hier zu warten hätten!

Paal dreht sich nicht um.

Da sagt Marz, der junge neugierige Bursch: Dem hat der Herrgott jetzt etwas zugeflüstert.

Aber keiner lacht.

Gedichte

Von Egon Hajek

Ode an die Blüte des Mohns

[redacted]

Das einsame Mädchen

[redacted]

[redacted]

Geheimnis des Schlafs

[redacted]

Der politische Kampf und die Kirche

Eine Untersuchung

(Abgeschlossen im August 1936)

Von Gerhardt Schaser

(Schluß)

V.

Die Kirche

Wer von den Hintergründen des Menschenlebens nichts weiß, wer nur das zu sehen imstande ist, was sich gewissermaßen im Rampenlicht der Bühne Welt abspielt, der kann auch nicht wissen, was Kirche ist.

Diese Hintergründe liegen nicht einfach für den Zugriff des Menschen da, im Gegenteil, sie sind diesem Zugriff gänzlich entzogen und bleiben es auch dann, wenn ein Mensch instand gesetzt wird, sie zu sehen. Eine Staroperation mag vergleichsweise etwas Geringes sein,

gegen das, was mit einem Menschen vorgehen muß, damit er zum Sehen dieser Hintergründe befähigt werde.

Von Kirche reden kann natürlich auch einer, der diesen Blick nicht hat — vielleicht noch leichter als der andere.

Dort, wo Kirche nicht mehr Ausdruck dessen ist, daß es diesen Hintergrund gibt, hört sie auf, Kirche zu sein. Deshalb war das Eindringen der sogenannten „Aufklärung" in den Raum der Kirche so verheerend für diese.

Wir wollen nun, bevor wir von „unserer" Kirche sprechen, zuerst die Frage nach der Kirche im Allgemeinen stellen.

1. Was ist Kirche?

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Frage nach der Kirche heute den größten Teil der Menschen beschäftigt. Dabei geht dem, was man in Zeitungen hierüber lesen oder in Gesprächen hören kann, fast nie eine Besinnung darüber voraus, was Kirche ist. Es werden diesem Begriff willkürlich alle möglichen und unmöglichen Bedeutungen gegeben. Es wird darum auch, teils als Forderung, teils als Verurteilung, alles Mögliche und Unmögliche über sie gesagt. Dadurch erklärt sich aber auch das Widerspruchsvolle alles dessen, was heute über Kirche geschrieben oder gesagt wird.

Was ist Kirche? Die Tatsache, daß heute hierauf eine Fülle sich widersprechender Antworten gegeben wird, zeigt nicht nur, daß die Antwort auf diese Frage unbekannt ist, sondern auch, daß man sie von außen her geben will, daß die Antwortenden nicht lebendige Mitglieder dieser Kirche sind. Daran ist auf ihrer Seite schuld die irrtümliche Anschauung, der Glaube sei dem Menschen angeboren und auf Seite der Kirche der Mangel an einem klaren Nein zu dieser Ansicht und an der Verkündigung dessen, was sie wirklich ist.

Was ist Kirche? Zunächst: Kirche gibt es nur im Raume des Christentums! Es gibt keine buddhistische Kirche, und wenn man von chinesischer Kirche spricht, so meint man die christliche Kirche in China und nicht das, was an Lehre und Organisation auf Konfutse zurückgeht. Es gibt verschiedene Religionen auf der Erde und es gibt verschiedene, äußerlich ähnliche Einrichtungen dieser Religionen, — aber es gibt nur eine Kirche: die christliche.

Kirche ist nicht das, was an religiösen Gedanken und Vorstellungen aus Urvätertagen oder einer sagenhaften Vorzeit als Ausdruck eines

artgemäßen Urgeistes — wenn es ihn überhaupt gibt — als Erbe auf uns gekommen ist. Wir wissen ganz genau nicht nur den Tag, sondern sogar die Stunde, seit welcher es die Kirche gibt! Diese Kirche entstammt auch nicht menschlichem Willen, sie ist nicht gegründet worden wie eine Partei oder eine Aktiengesellschaft mit Satzungen und Anteilscheinen; sondern sie verdankt ihr Entstehen dem gnadenvollen Walten Gottes in seinem Sohne Jesus und durch den Heiligen Geist. Und schon bei diesen wenigen Aussagen über die Entstehung der Kirche tritt die erste Scheidung derer, die in der Kirche sind, und derer, die außerhalb stehen, ein, — denn wer das nicht glaubt, ist kein lebendiges Mitglied der Kirche, so sehr er dann auch vielleicht ihrer äußeren Organisation angehört. Aber das Sieb verengert sich noch, denn nicht alle, die unter Kirche das verstehen, was sie sein will, sind auch geneigt, die sich daraus ergebenden Folgerungen für sich zu ziehen. Diese Folgerung heißt aber: „Der Jünger ist nicht über den Meister!" Ihre Erfüllung besteht in der Nachfolge Christi. Erst wer diese will und auf sich nimmt, ist lebendiges Mitglied der lebendigen Kirche. Wer das aber tut, der nimmt eben das Kreuz Christi auf sich.

Das Kreuz ist Hoheitszeichen und Niedrigkeitszeichen, Freudenzeichen und Leidenszeichen zugleich. Es ist Hoheitszeichen und Freudenzeichen im Blick auf und im Bereich jener hintergründigen Welt, von der wir eingangs sprachen. Denn es ist das Zeichen dessen, daß Gott sein Reich mitten im Macht- und Herrschaftsbereich des Teufels und seiner Gefolgschaft gepflanzt hat und wachsen läßt. Ja, es ist in diesem Raume das Kreuz auch Zeichen dafür, daß der Teufel den Gottessohn nicht nur nicht besiegen konnte, sondern daß er den Kampf verloren hat.

In der Welt des Vordergrundes, in der wir leben, bedeutet das Kreuz allerdings ein Zeichen der Niedrigkeit und des Leidens. Und das deshalb, weil diese Welt gegen Gott gerichtet ist. Darum kann *diese* echte Kirche von der Welt niemals anerkannt werden. Sie sind ihrem tiefsten Wesen nach gegeneinander.

Die Kirche hat oft und oft versucht, unter dem Kreuze heraus zu fliehen, dieses Kreuz los zu werden und dadurch Gott aus der Schule zu laufen. Sie hat das dadurch getan, daß sie bei der Welt Anerkennung verlangte, ohne Rücksicht darauf, ob sie bekehrt sei oder nicht. Da aber die Welt das wahre Wesen der Kirche niemals aner-

kennen kann, es sei denn, sie bekehre sich und höre auf „Welt" zu sein, was nicht eintritt, so muß zu diesem Zwecke das Wesen der Kirche selbst verfälscht werden; es muß getarnt werden, damit es anerkannt werden könne. Das gereicht aber beiden Teilen zum Schaden. Die Welt ihrerseits hat die Tarnung der Kirche immer angestrebt und begünstigt, denn sie wurde dadurch — wenigstens scheinbar — das Gericht los, das schon allein darin bestand, daß echte Kirche das Kreuz Christi in dieser Welt aufrichtete. Sie wurde das mahnende Gewissen los, das immer wieder von dieser Welt weg auf den Schöpfer und Richter Gott hinwies.

Was ist Kirche? Kirche ist das Zeichen dessen, daß es außer dem Vordergrunde, der sich auf der Bühne Welt abspielt, noch diesen übergeordneten Hintergrund gibt, der in die Vorgänge des Vordergrundes hineinspielt, eines Raumes, wo die wirklichen Entscheidungen fallen. Kirche ist der Ausdruck dessen, daß es ein Reich Gottes und ein Reich des Teufels gibt. Der Mensch aber kann sich nicht beschaulich zwischen diese beiden Reiche setzen und dem Kampfe zusehen, und wo er das versucht, ist er schon verloren. Er wird in diesem Kampfe hin- und hergerissen, bis er sich schließlich entweder dem einen oder dem andern ergibt. Das kämpfende und siegende Reich Gottes auf Erden, das ist die echte Kirche. So sieht die lebendige Kirche von innen gesehen aus.

Und diese Kirche steht und fällt mit diesem ihrem rechten Verständnis. Sie ist nicht beauftragt, sich selbst durch irgend irdische Mittel zu sichern. Sie hat die Zusage Gottes, daß sie in dieser Welt bestehen wird und vom Teufel niemals wird überwunden werden können. Diese Zusage hat allerdings die Kirche als solche und nicht irgend eine geschichtliche Form der Kirche.

Es gibt nur eine Gefahr für die Kirche: daß sie dieses, ihr festes Fundament, auf dem sie unerschütterlich steht, verläßt! Das heißt, daß sie, anstatt göttlich gesinnt zu sein, menschliche Gesinnung annimmt, das heißt, daß sie ihren Kampf nicht mehr geistlich, sondern mit weltlichen Mitteln führt, das heißt, daß sie dem Herrn, dem sie ihr Dasein verdankt, und dem sie angehört, ungehorsam wird. Darum hat Luther so sehr für die reine Lehre gekämpft; weil es um die Existenz schlechthin der Kirche geht, wenn diese Lehre verfälscht wird. Wie groß diese Gefahr ist, wird ohne weiteres klar, wenn man bedenkt, daß die Kirche wohl nicht von dieser Welt ist, daß sie

aber in der Welt lebt, daß es eine Seite der Kirche gibt, die weltlich ist: ihre Organisation, ihren Aufbau, ihren „Leib". Es ist keine Frage, daß diese Gefahr ganz unermeßlich groß wurde, als die Kirche vom Staat anerkannt wurde, und zwar als weltliche Macht; denn solange man „Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib" in der Urkirche und sonst bei Kirchenverfolgungen wagen mußte, um Mitglied der Kirche zu werden, solange war doch eine gewisse Gewähr dafür gegeben, daß aus selbstsüchtigen Gründen niemand sich zur Kirche bekannte. Die Kirche darf das Kreuz ihres Herrn nicht nur nicht verleugnen, sie darf es sich auch nicht von außenher abnehmen lassen, denn sie hört damit auf, in der Gefolgschaft ihres Herrn zu stehen.

Andererseits: Steht sie auf diesem Grunde, dann steht sie fest. Dann mag man diese Kirche „abschaffen" wollen, als unnötig oder schädlich; dann kann man gegen sie kämpfen und etwa die ganzen Machtmittel des Staates gegen sie einsetzen, wie jetzt in Rußland, sie wird doch bleiben. Daß Gott durch Christus die Führung in der Kirche habe, daran hängt letztlich alles.

2. Unsere Kirche

Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt unsere Kirche betrachten, so werden wir ohne weiteres erkennen, daß sie von zwei Seiten her in einer viel größeren Gefahr ist, als irgend eine andere Kirche. Einmal von seiten ihrer Mitglieder her: Es ist eine ungeheure Gefahr für die Kirche, daß Volkszugehörigkeit und Zugehörigkeit zur Kirche bei uns in eins fällt, daß das ganze sächsische Volk geschlossen zur evangelischen Kirche gehört. Denn nun gibt es eine große und immer größer werdende Zahl solcher, die nicht um der Kirche und um ihres Glaubens willen Mitglieder dieser Kirche sind. Sie sind es vielmehr aus völkischen oder anderen Gründen, etwa der Sparsamkeit, der Bequemlichkeit oder aus sogenannten „praktischen" Gründen. Ihre Zugehörigkeit zur Kirche ist nicht mehr ein Bekenntnis zu ihr. Daher die bei uns oft gehörte Forderung, die Kirche müsse alle Meinungen und Auffassungen dulden. Daß es für eine Kirche eine Todesgefahr ist, solche Mitglieder nicht ausscheiden zu können, ist ohne weiteres klar.

Damit hängt zusammen die noch größere Gefahr, die nämlich, daß unsere Kirche nicht nur von unserem (dem „sächsischen") Staat anerkannt ist, sondern daß sie, seitdem die Nationsuniversität —

die unser Staat war — nicht mehr besteht, wichtige Funktionen dieses Staates stellvertretend hat übernehmen müssen. Mag sie das aus christlicher Liebe getan haben, mag sie diese Stellvertretung tragen als ein Kreuz, unter dem sie leidet, die Gefahr wird dadurch nicht kleiner, die Gefahr nämlich, daß sie durch diese stellvertretend übernommenen Aufgaben selber eingeht in die Welt, selber Welt wird oder zum mindesten in ihren eigentlichen Aufgaben in unerträglichem Maße gehindert wird. Es beginnt sich bei uns die Erkenntnis durchzusetzen, daß dies eine schwere Erkrankung unserer Kirche und unseres Volkes ist.

Gewiß, der Kirche, die diese Stellvertretung nicht begehrt hat, sondern der sie durch die Lage einfach aufgedrängt wurde, der Kirche ist es auch nicht in die Hand gegeben, diese Stellvertretung nun einfach niederzulegen. Das steht nicht in ihrem Belieben, das steht nicht einmal im Belieben des sächsischen Volkes. Das gehört vielmehr zu unserem Minderheitenschicksal. Ob und wann der uns übergeordnete Staat einmal unsere Kirche aus dieser Zwangslage befreien wird, wissen wir nicht. Daß daneben die Kirche die Aufgabe hat, diesen Zustand als einen ihr unerträglichen immer wieder zum Bewußtsein zu bringen und was an ihr liegt, an seiner Umgestaltung vorbereitend zu arbeiten, braucht nicht näher dargelegt zu werden; denn es kann nicht ohne großen Schaden, der unter Umständen zum Untergang dieser Kirche führt, sein, wenn die Kirche Aufgaben, wenn auch nur stellvertretungsweise, erfüllt, die ihrem innersten Wesen widersprechen.

VI.

Der Kampf

1. Die Gruppen

Drei Gruppen sind in unserem Volke erkennbar. Im wesentlichen kann man etwa folgende Einteilung treffen: Die Vorkriegsgeneration, die Kriegsgeneration, die Nachkriegsgeneration. Die Vorkriegsgeneration, diejenigen, die zu Beginn des Krieges schon einige Zeit in Amt und Würden waren, ist konservativ, traditionsgebunden; die Kriegsgeneration, durch das Kriegserlebnis im Felde getrennt vom früheren und späteren, ist in der Verantwortung und will Verantwortung tragen, die Nachkriegsgeneration, als die jüngste Gruppe,

ist umstürzlerisch. Ausnahmen von dieser Regel sind selbstverständlich.

Die Vorkriegsgeneration hat erwartet, daß nach Beendigung des Krieges sich mit Ausnahme der veränderten geographischen Lage und deren Folgen doch wieder ein vorkriegsähnlicher Zustand einstellen werde; die Kriegsgeneration wußte, daß im Krieg eine Welt zusammengebrochen war und nun auf dem alten Grunde neu aufgebaut werden mußte; die Nachkriegsgeneration kam aus diesem Zusammenbruch und hatte gar keine Gebundenheit mehr, sie glaubte alles einmal Dagewesene mit einer Handbewegung abtun zu können und aus eigenem der Welt das Heil bringen zu müssen und zu können.

Es ist keine Frage, daß alle diese drei Einstellungen einen Wahrheitsgehalt haben, von dem sie leben und der noch gezeigt werden soll, aber andererseits durch ihre Einseitigkeit und Verkrampfung den Kampf, der unserem Volke zum Segen hätte werden können, nun so haben ausarten lassen, daß er sich gegenseitig auswirkt.

Dieser Kampf wurde geführt als ein Kampf um die Führung und es ist nach dem Erörterten klar, daß er schließlich an die Kirche geraten mußte.

Wenn wir auf diesen Kampf zurückblicken, so müssen wir feststellen, daß die erste seiner Wirkungen die war, daß sehr viel in unserem Volke Selbstverständliches ausgesprochen werden mußte. Was das zu bedeuten hat, ist im ersten Aufsatze gesagt worden. Da es sich dabei um lebensnotwendige Dinge handelte, erwuchs unserem Volke aus diesem Aussprechenmüssen Schaden. Aber unsere Lage als Minderheit bedingt weiter, daß wir uns etwa in der Stellung einer Schachfigur befinden, die den König deckt. Ihre Bewegungsfreiheit ist weitgehend behindert, weil sie leicht in die Gefahr kommt, bei einem Schritte den König freizugeben, so daß er in Schach gerät. Darum gibt es bei uns ein Gebiet von Selbstverständlichem, das nicht ausgesprochen werden kann. Wer so redet oder handelt, daß solches Selbstverständliche eigentlich ausgesprochen werden müßte, der verrät unser Volk.

Nach dem im Aufsatz IV Gesagten gibt es nur einen Weg, auf dem Führung von Einem auf den Andern übergehen kann, das ist der, daß Gott dem Einen die Führung nimmt und dem Andern gibt. Das ist, so merkwürdig das zunächst klingen mag, in unserem

Volke im Blick auf obige Gruppen nicht geschehen. Es haben wohl kleine Verschiebungen stattgefunden und gewisse Kompetenzen liegen heute anders als früher, wie das mit dem Alterwerden der Alten und dem Nachrücken der Jüngern zusammenhängt — aber daß etwa die eine Gruppe ganz abgetreten und eine andere an ihre Stelle getreten wäre, das ist nicht der Fall. Es ist ebenso unsinnig, diesen Tatbestand nicht sehen zu wollen, als etwa aus ihm die Folgerung zu ziehen, daß nun der Kampf ohne Ende weitergeführt werden müsse. Vielmehr ist zu fragen, was diese Tatsache, dies Ergebnis des Kampfes bedeutet, und zwar aufs Ganze gesehen, ohne Engherzigkeit und Voreingenommenheit.

Und sie bedeutet, daß die erwähnten drei Gruppen alle eine Daseinsberechtigung in unserem Volke haben, weil sie alle ein ernstes für unseren Volksbestand wichtiges Anliegen vertreten. Wir wollen diesen Wahrheitsgehalt kurz herausstellen: Bei den Alten ist es die Tatsache, daß wir eine Geschichte haben, daß wir unser Leben nicht voraussetzungslos leben können, daß wir eine Volksindividualität ganz bestimmter Prägung sind, und daß dieses Volk nicht aus beliebig auswechselbaren Nummern, sondern ebenfalls aus Menschen eigener Prägung und Veranlagung besteht, was im Aufbau unseres Volkes berücksichtigt werden muß. Das Anliegen der Mittleren ist etwa folgendes: Unser Volk braucht eine Erneuerung, sie soll von innen das Volk erfassen auf friedlichem Wege durch Arbeit und erhöhte Leistung. Das Anliegen der Jungen ist, daß diese Erneuerung nur dann Erfolg haben wird, wenn sie eine gänzliche, vollständige, mit letztem und tiefstem Ernst durchgeführte ist, wenn man jedes Opfer zu bringen bereit ist und ganzen Einsatz leistet. In einer Beziehung teilen die beiden letzteren Gruppen ein Teilanliegen der ersten, nämlich, daß gewisse Dinge nur von gewissen Menschen durchgeführt werden können.

Erst wer alle diese Anliegen berücksichtigt, die hier nur mit einigen Strichen gezeichnet werden konnten, wird befähigt sein, wahre Aufbauarbeit bei uns zu leisten. Darum entsteht die Disharmonie bei dieser Arbeit nicht dadurch, daß sich die beiden ersten Gruppen die Hand zu gemeinsamer Arbeit gereicht haben, sondern dadurch, daß ein Teil der Dritten abseits steht und sich nicht einordnen will.

Daß wir aber so schwer den Weg gegenseitiger Verständigung finden, hängt damit zusammen, daß jede Gruppe ihre Einstellung

verabsolutiert, gewissermaßen gebannt ist von ihrer Einstellung. Ja, daß eine sogar den Kampf schlechthin verabsolutiert. Dann wird sie (die Einstellung) oder er (der Kampf) zum Götzen und die Menschen zu dessen Knechten. Tatsächlich beobachten wir ja, daß die Menschen von heute unfrei sind und es immer mehr werden. Damit hängt zusammen, daß niemand mehr Achtung vor der Überzeugung des andern hat. Man setzt ohne weiteres sich selbst und seine Gruppe mit „gut" gleich und alles andere mit „schlecht". Dadurch wird jeder Meinungsgegner zum Lügner, jede von der anderen Gruppe getane Tat zur Meintat; dadurch glaubt man ein Recht zu erhalten, nur sich allein zu gehorchen. So entsteht ein politisches Schwärmer- und Sektierertum, das in allen Gruppen seine Vertreter hat und bei den Jungen organisiert auftritt. Damit hängt weiter zusammen, daß fast alle Sachlichkeit aufgehört hat. Gewiß gibt es eine vom Menschen abgelöste Objektivität negativer Art, die man vermeiden soll, aber das andere Extrem, nun ohne jede Sachlichkeit auskommen zu wollen, ist noch weit verhängnisvoller. Das hat dann zum Gefolge, daß man keine fremde Meinungsäußerung hören kann, als im Blick darauf, wie sie im Meinungskampf für die eigene Einstellung verwendet und unter Umständen auch mißverstanden werden kann. Daß eine Meinungsäußerung an sich einen Wahrheitsgehalt haben könnte, von dem man zur Anerkennung des Gesagten gezwungen wird, kommt überhaupt nicht mehr in Frage, (das wird wohl auch von dieser Untersuchung gelten). Dadurch wird aber eine Atmosphäre von Haß erzeugt, die unser ganzes Leben vergiftet. Was hilft es angesichts dessen, wenn, wie behauptet wird, das alles aus reinstem, bestem Willen geschieht. (Aufsatz II).

Aber überall, wo Haß erzeugt wird, da spielt der in Aufsatz V genannte Hintergrund in den Vordergrund unseres Lebens; da hat der Teufel die Hand im Spiele! Doch gelingt es dem Teufel nur dort, ganze Arbeit zu leisten, wo er nicht gezwungen wird, aus dem Hintergrunde herauszutreten — wo es gewissermaßen ohne Humor, ohne Wissen um die Schwächen des Menschen hergeht, dort, wo Menschen Menschen bekämpfen, wo man sagt: „Das ist ein schlechter Mensch, den müssen wir vernichten!" „Das ist ein Schuft, der muß niedergetreten werden!" Wo man dagegen den die Menschen reitenden Bösen bekämpft, — aber dann nicht vom Menschen und seiner Kraft aus (denn der Teufel ist stärker und klüger als irgend ein

Mensch oder eine Gruppe, er ist ja der „Fürst dieser Welt"), sondern einzig aus dem Raume der Gemeinde Christi her, — dort hat er bald ausgespielt. Und das ist angesichts der Lage in unserem Volke auch die einzige Hoffnung auf ein gutes Ende dieses Kampfes. Dieser Kampf gegen die Verkrampfung und Verhärtung des politischen Streites kann aber nur in dem in Aufsatz III gezeichneten echten Gehorsam geführt werden.

2. Die Gruppen und die Kirche

Wem es um die Führung geht, der muß über kurz oder lang auf die Kirche stoßen, denn diese steht jeder autonomen Führung einfach schon infolge ihres Wesens im Wege. (Aufsatz IV und V.) Sie ruft dort, wo ihre Verkündigung rein ist, laut: „Gott allein ist der rechte Führer und alles irdische Führertum, das Segen stiften soll, muß von ihm stammen!" Und wehe der Kirche, die bereit ist, hier in irgend einer Form Konzessionen zu machen! Die sich diesbezüglich in Verhandlungen einläßt und sei es auch nur, daß ihr das Angebot gemacht wird, sich auf den innersten Bezirk zurückzuziehen, etwa einen Glaubensbezirk neben den anderen Bezirken des Lebens auszuscheiden! Denn das hieße, Gott sei nicht überall Führer, und damit wäre er entthront. Diese Versuchung ist auch an die evangelische Kirche herangetragen worden und sie hat sie abgewehrt.

Zunächst standen nun alle drei erwähnten Gruppen der Kirche mit ihrem Anliegen, daß Gott der Führer sei, verständnislos gegenüber. Bei den Alten ist das weiter nicht verwunderlich, denn sie kommen vom Liberalismus her. Der Liberalismus aber sucht die Beunruhigung, die durch die Kirche entsteht, dadurch abzureagieren, daß er sie und ihr Anliegen nicht ernst nimmt. Der liberale Mensch hält sich möglichst alles vom Leibe, was seiner autonomen Persönlichkeit etwa unbequem sein könnte. Daß es von daher keinen Weg zur Kirche gibt, ist klar, es gibt dann nur Verständnislosigkeit dem innersten Wesen der Kirche gegenüber. Dieser Mangel, den man selbst empfindet, wird dann oft ersetzt durch ein um so stärkeres Bekenntnis zur äußeren Organisation der Kirche. Die Mittleren haben Gott im Kriege entweder gefunden oder verloren. Doch sind die, die Gott nicht von Christus her fanden, in einer primitiven Gottesvorstellung stecken geblieben. Vor allem aber hat sich bei ihnen der Irrtum festgesetzt, daß Gott im Erleben gefunden werde, also in etwas unzu-

verläßigem, gefühlsbetontem, subjektivem. Sie wären vielleicht während des Krieges der christlichen Verkündigung gegenüber offen gewesen, aber gerade da hat die Kirche versagt und das rächt sich. Die Jungen sollten nun ihrer ganzen Artung nach am offensten sein für den Ruf der Kirche. Sie sind es aber nicht, weil ihr heißer, auf ein bestimmtes Ziel gerichteter Wille ihnen dazu im Wege steht. Ihr eigener Ruf ist viel lauter, als der der Kirche. Darum können sie diesen nicht hören. „Denn wer seinen eigenen Willen hat und tut, der ist gewiß gegen Gottes Willen." (Luther.)

Da das Verständnis für das wahre Wesen der Kirche weithin fehlt, ist der Weg offen, sie nun allein als politische Größe zu nehmen und sich von dorther mit ihr in Beziehung zu setzen. Da muß es dann selbstverständlich auf einen Kampf mit der Kirche herauskommen. Ob dies Ringen dann dahin geht, die Kirche vor den eigenen Karren zu spannen, oder dahin, ihren Einfluß und ihre Autorität zu „zerschlagen", oder ob man schließlich einen Waffenstillstand mit ihr schließt, weil die Zeit für einen Kampf nicht günstig ist, das bleibt im wesentlichen gleich.

Die Kirche wird aus diesem Ringen innerlich immer siegreich hervorgehen, weil sie in einer tieferen als der politischen Schicht verankert ist, soferne sie diese Verankerung nicht aufgibt.

Zum wahren Frieden aber kann es nur dadurch kommen, daß der politische Mensch als ein vom Anliegen der Kirche überwundener an den völkischen Aufbau geht.

Das Burzenländer sächsische Museum

Zur Eröffnung seiner neuaufgestellten Schausammlungen und einiges Grundsätzliche über den Ausbau unserer sächsischen Museen

Von Erich Jekelius

Das Burzenländer sächsische Museum feierte am 6. Juni dieses Jahres die dreißigste Wiederkehr seines Gründungstages mit der Eröffnung der neuumgearbeiteten Schausammlungen und der Übergabe des Museums aus dem Eigentum der Vereinigung Kronstädter Sammler an die evang. Kirchengemeinde A. B. in Kronstadt.

Von einer kleinen Schar Kronstädter Sammler im Jahre 1908 gegründet, entwickelte sich das Burzenländer sächsische Museum durch deren selbstlose, aufopfernde Tätigkeit aus bescheidensten Anfängen

in wenigen Jahren zu beachtlicher Bedeutung, so daß schon im Jahre 1913 das Presbyterium der evang. Kirchengemeinde A. B. die Vereinigung der Sammlungen der Kirchengemeinde mit dem Burzenländer sächsischen Museum und die Überlassung der durch den Neubau des Honterusgymnasiums freigewordenen Räume des alten Gymnasialgebäudes für Museumszwecke beschloß. Der Krieg unterbrach die Aufstellung des Museums in den neuen Räumen, die erst 1920 wieder in Angriff genommen werden konnte. Seither ist es in ständigem Aufstieg. All die großen Privatsammlungen, die in ihm vereinigt wurden, gingen im Verlaufe der Jahre in seinen tatsächlichen Besitz über, außerdem konnten für die Ausstattung der Museumsräume mit entsprechenden Schränken, für die Veröffentlichungen des Museums, des Jahrbuches, der Monographie des Burzenlandes u. a. die notwendigen Mittel aufgebracht werden, so daß die Vereinigung Kronstädter Sammler ihren im Dienste der Burzenländer Heimatforschung und ihrer musealen Aufgaben stehenden Bestrebungen nachkommen konnte. Nachdem dieser erste Abschnitt in der Entwicklung mit vollem Erfolg die Grundlagen für das Museum geschaffen hatte, haben wir nun im vergangenen Jahr begonnen, seine Schausammlungen vollkommen umzuarbeiten, um sie neuzeitlichen Forderungen, die wir an unsere Museen stellen müssen, anzupassen.

Früher erhoben die Museen als Selbstzweck Anspruch auf Geltung. Nicht die Einstellung auf die Besucher war von Wichtigkeit, sondern die Sammlungen an sich, sowie die Gesichtspunkte der Sammler, beziehungsweise der Fachleute. Dazu kam ein immer untragbarer werdender Ballast an längst veralteten, aber durch Pietät geschützten Sammlungen, die als unantastbar galten, dadurch aber eine gesunde Entwicklung der Schausammlungen unmöglich machten.

Damals entstanden die Museen, deren Schausammlungen unglaublich überladen, ein Riesenmaterial angehäuft enthielten. Über der Fülle des Materials verlor man aber den Blick für die großen Linien, für das Wesentliche.

Schon seit Jahrzehnten nun drängt die Entwicklung zu einer vollkommenen Umgestaltung der Schausammlungen. Sie müssen in den Dienst des Volkes, in den Dienst des Lebens gestellt werden. Wenn sie aber ihre Daseinsberechtigung als Volksbildungsstätten erweisen und nicht bloß Materialmagazine für die Fachleute bleiben sollen,

müssen sie in neuem Geist neu geschaffen werden. Ausschlaggebend ist dabei in erster Linie die lebendige Wirkung, die vom Museum ausgeht, diese ist aber vor allem davon abhängig, daß wir uns auf wesentliche Sachen beschränken und diese leicht verständlich und wirkungsvoll zur Darstellung bringen.

Um diesen Forderungen gerecht zu werden, müssen wir uns in unseren engen sächsischen Verhältnissen davor hüten, den großen Museen, die mit großen staatlichen Mitteln arbeiten, auf Gebiete folgen zu wollen, auf denen wir nicht Vollwertiges leisten können, da sonst nur ein unerfreuliches Konglomerat zustande kommen kann, dem weder wissenschaftlich, noch kulturell, noch sonstwie irgend ein Wert zukommt. Angesichts der bescheidenen geldlichen Mittel, die unseren Museen stets nur zur Verfügung stehen werden, können wir nur bei Beschränkung der Schausammlung auf die Darstellung heimatlicher Verhältnisse vollwertige Museen schaffen. An anderer Stelle sagte ich einmal hierüber, daß keines unserer Museen gewisse, durch den Charakter des Heimatlichen bedingte Grenzen überschreiten dürfe, da dies zu Stillosigkeiten und dadurch zu ganz groben Fehlern führen müsse. Es gibt in dieser Hinsicht für uns nur eine einzige zulässige Ausnahme und zwar die Gemäldegalerie des Brukenthalmuseums, die das Werk eines weit über die Grenzen unseres Volkes hinausgewachsenen Mannes darstellt und als Denkmal für diesen Mann unangetastet bleiben mag. Sie kann aber, abgesehen von ihrer siebenbürgischen Abteilung, einer in Zukunft zu entwickelnden allgemeinen sächsischen Museumspolitik organisch nicht eingefügt werden und wird den Charakter eines repräsentativen Denkmales für Brukenthal behalten müssen. Abgesehen aber von diesem Einzelfall haben unsere Museen ganz andere Aufgaben, die sie in engste Beziehung setzen zu den Anforderungen, die das Leben hier an uns stellt. Diesen Anforderungen kann in unseren Verhältnissen nur das Museum gerecht werden, das auf unsere ganz speziellen Verhältnisse eingestellt ist. Hierzu ist oft auch der Wille und die Fähigkeit zur Entsagung notwendig, da es in vielen Fällen eine schwere Überwindung kostet, alles, selbst wertvolles Material, wenn es das geschlossene Bild der Schausammlung stört, der Studiensammlung einzuverleiben und die Schausammlung dadurch zu entlasten.

In strenger Durchführung dieser Grundsätze sehen wir die Auf-

gaben des Burzenländer sächsischen Museums darin, in seiner Schausammlung die Geschichte und Kultur unseres Volkes, sowie unsere Umwelt darzustellen. Und zwar hat diese Darstellung einen doppelten Zweck.

Einerseits soll sie uns selber und unserer Jugend die Anschauung all der für Geschichte und Kultur unseres Volkes und für die Charakterisierung unserer Umwelt wesentlichen Objekte ermöglichen und die Kenntnis der Grundlagen unseres Seins hier im Lande unseren eigenen Volksgenossen anschaulich vermitteln. Andererseits hat unser Museum die wichtige Aufgabe, die Kulturleistungen unseres Volkes auf diesem Boden allen Besuchern des Museums lebendig vor Augen zu führen und damit unseren Anspruch auf unser Eigenleben hier mit zu verteidigen.

Im ersten Raume der Schausammlungen wird die Geschichte des Burzenlandes dargestellt, beginnend mit der Tätigkeit des Deutschen Ritterordens hier, mit unserer Einwanderung und mit all den für das Burzenland großen geschichtlichen Ereignissen bis zum Ende der österreichischen Herrschaft in Siebenbürgen.

Im zweiten Saal wird die Entwicklung der Stadt Kronstadt ersichtlich gemacht: die baugeschichtliche Entwicklung, die der Verwaltung während der früheren Jahrhunderte, die der Zünfte und Nachbarschaften als Organisationen, soweit sie in die Verwaltung und Verteidigung der Stadt eingriffen, sowie die kulturelle Entwicklung Kronstadts.

Im dritten Saal stehen die kirchlichen Altertümer. Es folgen die Abteilungen, die die Entwicklung von Handel und Gewerbe, ferner die der bürgerlichen Gebrauchsgegenstände und der bürgerlichen Trachten veranschaulichen. Die folgende Abteilung ist der dörflichen Volkskunde gewidmet; sie bringt, unserem reicheren Material entsprechend, die sächsische Volkskunde ausführlicher zur Darstellung. Gesonderte Abteilungen behandeln die Volkskunde unserer Mitnationen.

Unsere reiche vorgeschichtliche Abteilung, die von der Völkerwanderungszeit bis in die ältere Steinzeit zurückreichend die Kulturen aller Volksstämme, die in den verschiedenen Zeitabschnitten unsere Gegend besiedelten, zur Schau stellt, leitet über zur geologischen Abteilung, die uns in der Geschichte des Burzenlandes bis in die allerältesten Zeiten unserer Erde zurückführt. Die übrigen natur-



Franz Xaver Resch, Kühe in Ostpreussen

Aquarell

wissenschaftlichen Sammlungen, die der Tierwelt und die noch nicht aufgestellte Schausammlung der Burzenländer Flora schließen sich an.

Im einzelnen auf die verschiedenen Abteilungen hier näher einzugehen würde wohl zu weit führen. Ich wollte mit diesen kurzen Andeutungen über den Inhalt der Schausammlungen nur zeigen, daß es sich hier um ein in seiner Anlage möglichst vollständig ausgebautes Heimatmuseum handelt. Die verschiedenen Abteilungen der Schausammlung sind zwar noch keineswegs alle gleichmäßig und entsprechend ausgebaut, dazu war die Zeit eines Jahres, die hierfür zur Verfügung stand, zu kurz; doch werden wir in den nächsten 1—2 Jahren so weit kommen, daß die Schausammlungen alle einheitlich und gut durchgearbeitet sein werden, soweit wenigstens, als das mit Hilfe der gegenwärtig zur Verfügung stehenden Sammlungen und Geldmittel möglich ist. Bei der Auswahl der für die Schausammlung geeigneten Objekte muß mit größter Sorgfalt vorgegangen, bei jedem einzelnen Stück reiflich erwogen werden, ob es sich für die Schausammlung eignet und ob es für das Darzustellende wichtig und wesentlich ist. Jedenfalls soll die Schausammlung bis an die äußerste Grenze des Zulässigen von allem nicht unbedingt Notwendigem befreit werden. Es bleibt auf jeden Fall immer noch zu viel in der Schausammlung ausgestellt. Alles für die Schausammlung überflüssige Material wird der Studiensammlung zugewiesen, deren Aufgaben auf rein wissenschaftlichem Gebiet liegen. Es gilt hier das ungeheure Material, das im Verlaufe der Generationen von unseren Fachleuten gesammelt wurde und in Zukunft gesammelt werden wird, geordnet zu konservieren und für weitere wissenschaftliche Studien der Fachwelt zur Verfügung zu halten. Das Museum muß sich, um seine Aufgabe erfüllen zu können, immer mehr zu einem Mittelpunkt unserer heimischen wissenschaftlichen Forschung entwickeln. Auch ein entsprechender Ausbau unserer Schausammlungen ist nur auf der Grundlage denkbar, die allein intensive wissenschaftliche Forschungen bieten kann.

So sind für die Entwicklung auch unserer sächsischen Museen die wissenschaftliche Forschung, wie die in bestem Sinne propagandistische Wirkung durch die Schausammlung gleichermaßen von grundlegender Wichtigkeit gemäß unserem Leitwort: „Forschen, Sammeln, Lehren", — stets aber in Beschränkung auf unsere engere Heimat.

Rundschau

Chronik. Für den Bruderkampf des deutschen Volkes in Rumänien hat sich in den letzten Wochen eine neue Kampfstätte gefunden. Es sind dies die Gemeinderatswahlen. Die DVR ging in diese Wahlen vielfach mit eigener Liste unter dem neuen eigenen Wahlzeichen, während die Volksgemeinschaft überwiegend Kartelllisten mit der Regierung aufgestellt hatte. Überraschungen hat dieser Wahlkampf keine gebracht. Die Siegesmeldungen der DVR sind heute ebensowenig mehr eine Überraschung, wie der nüchterne Tatbestand, der sich aus der unbestechlichen Sprache der Zahlen ergibt. Dieser Tatbestand aber ist der, daß die DVR in etwa einem Dutzend Gemeinden des Banates eine starke Stellung hat, daß sie in den Gemeinden des Burzenlandes einen beträchtlichen Anhang besitzt, der bei besonders günstigen Gelegenheiten fast die Hälfte der Wählerschaft umfassen kann, endlich daß sie in den größten Teilen Siebenbürgens und des Banates nur über kleine, kaum nennenswerte Minderheiten verfügt. Das aber wußte man schon vorher und so haben die Gemeinderatswahlen kein neues Moment für die Beurteilung des Stärkeverhältnisses zwischen Volksgemeinschaft und DVR geliefert.

Die DVR versucht selbstverständlich auch ideellen Vorteil aus diesen Wahlen zu ziehen, indem sie sich als den Träger des Gedankens der deutschen Liste, die Volksgemeinschaft aber als den Anwalt des korrupten Systems ewigen Paktierens hinstellt. Auch hier muß eine sachliche Betrachtung verbessernd folgendes feststellen: Nicht nur hat die DVR auch ihrerseits Paktlisten mit nichtdeutschen Parteien aufgestellt, sondern auch die Volksgemeinschaft ist andererseits in vielen Fällen mit deutschen Listen in die Wahl gegangen. Dies letztere war z. B. der Fall gerade in der umfassendsten Wahl, die bisher in deutschen Siedlungsgebieten stattfand, in der Hermannstädter Komitatsratwahl. Die Wahrheit ist die, daß für die Entscheidung: Deutsche Liste oder Paktliste, bei der DVR das Parteiinteresse, bei der Volksgemeinschaft örtliche oder gebietliche volkspolitische Notwendigkeiten maßgebend waren.

Das absolute Überwiegen des Parteidenkens über gemeindeutsches Empfinden zeigt sich bei der DVR am schlagendsten in ihrem Verhalten zum geplanten „Gesetz zum Schutz der nationalen Arbeit". Während die Volksführung gegen die Absichten dieses Gesetzentwurfes, der furchtbare Gefahren für unser Volkstum in sich birgt, leidenschaftlich ankämpft, mahnt Dr. Waldemar Gust in einem Aufsatz in der „Deutschen Tageszeitung" „ruhiges Blut" zu bewahren. Es wäre an der Zeit, wenn Dr. Gust seinen Volksgenossen gegenüber in erster Linie ruhiges Blut zu bewahren lernte, vielleicht behielte er dann soviel Leidenschaft übrig, daß sein Blut bei unerhörten Angriffen auf unser Recht auf ehrliche Arbeit in höhere Wallung geriete. Er macht übrigens in jenem Aufsatz allen Ernstes den Vorschlag, man solle den Kampf gegen diesen Gesetzentwurf unseren Berufsverbänden überlassen, womit der heute einzig noch mögliche Gedanke

der Gemeinbürgschaft aller Berufsstände eines Volkes füreinander, aufgegeben wird. Wenn der Kaufmann in einer aus nationalen Gründen ihm auferlegten Berufsnot sich selbst überlassen wird, ebenso der Arbeiter oder der Bauer usw., so landen wir wieder bei einem Prinzip der Aufspaltung des Volksganzen in Klassen und können uns fragen, weshalb wir überhaupt einmal eine Erneuerungsbewegung ins Leben gerufen haben.

Aus diesen einfachen Überlegungen ergibt sich zur Genüge die Abwegigkeit der Haltung der DVR in der Frage der Verteidigung unseres Rechtes auf Arbeit und erhellt ferner, daß diese Fehlhaltung auch wieder eine Folge des allgemeinen Volksdisziplinbruches dieser Partei ist. Denn nachdem sie eine übergreifende Volksorganisation mit einheitlicher Geltung ablehnt, muß sie unterhalb der Ebene des allgemein Völkischen, eben in den berufsständischen Organisationen nach „neutralen Feldern" suchen, auf denen man sich zu einer gemeinsamen Kampfhandlung im Interesse des Volksganzen finden könnte. Sie vergißt allerdings, daß der Geist der Erneuerung an diesen Berufsverbänden auch nicht spurlos vorübergegangen ist und sie sich deshalb nicht als von der Volksorganisation getrennte, sondern als mit ihr organisch verbundene Größen fühlen. Das geistige und volkspolitische Schicksal der DVR ist eben dies, immer wieder sich wie in einem Netz in den auch von ihr selbst verkündeten Ideen zu fangen und wie über selbstgestellte Fallen immer wieder über die inneren Widersprüche ihrer Haltung zu stolpern. Es ist eben letzten Endes eine Tragikomödie, rastlos und mit haßerfüllter Leidenschaft gegen die „deutsche Partei" als ein Zerrbild von Volksgemeinschaft zu Felde zu ziehen, ohne zu merken, daß eben im Rahmen dieser „deutschen Partei" sich tatsächlich die erstrebte Volksgemeinschaft im richtigen Sinne des Wortes langsam, aber sicher entwickelt.

Im Zuge dieser Entwicklung war ein Markstein der am 20. Juni in Kronstadt abgehaltene „Tag der Volksgemeinschaft". Wer diese machtvolle Kundgebung von 13,000 Volksgenossen miterlebt hat, wer den seelischen Gleichklang und die willensmäßige Gleichrichtung dieser Deutschen aller Gaue, Berufs- und Altersklassen gespürt hat, wer den neuen Stil der Gestaltung in sich aufgenommen hat, der weiß, daß hier wirklich das von neuem nationalsozialistischem Geist zu strafferem einsatzbereiterem Volksbewußtsein und zu neuem starkem Kameradschaftsgefühl erweckte Deutschtum marschierte. Da hilft alles verkrampfte Gegeifer über die Verworfenheit dieses politischen „Monstrums", wie es sich z. B. Walter May in einer der letzten Nummern der „Deutschen Tageszeitung" leistet, nichts. Es gibt selbstverständlich noch oft sehr erhebliche Meinungsverschiedenheiten zwischen denen, die sich zur Volksgemeinschaft bekennen, und es gibt Reaktionäre, die während des Volkstages zusammen mit den Beobachtern der DVR auf der Tribüne sitzen und kühl bleiben. Aber das sind Spannungen oder unerfreuliche Randerscheinungen, die in Zeiten starken Wandels teilweise unumgänglich sind, oder die durchaus nebensächliche Bedeutung haben. Die innere Gesamtentwicklung unseres heimat-

lichen Deutschtums — das bewies wieder der Volkstag vom 20. Juni — ist klar vorgezeichnet und kann nur verzögert, nicht aber durch innere Widerstände aufgehalten werden: es ist die Entwicklung zur Volksgemeinschaft im Sinne der deutschen Erneuerung. Alfred Pomarius

Auswahlen auslanddeutscher Lyrik. Die Aneignung der auslanddeutschen Dichtung durch das Reich schreitet fort. Sie hat bei den einzelnen bedeutenden Dichtern, deren Leistung in den letzten Jahren plötzlich vor dem gesamtdeutschen Bewußtsein aufstieg und die jetzt auf der Höhe ihrer Erfolge und Wirkungen stehen, nicht halt gemacht. Nicht nur, daß auch geringere Kräfte in ihrem Gefolge den Weg ins Reich gefunden haben — auch der Blick auf das gesamte Schrifttum der auslanddeutschen Volksgruppen wurde versucht und als ausführlichste Arbeit steht W. Schneiders gründliches Werk (siehe meinen Aufsatz „Auslanddeutsche Dichtung und ihre Geltung im Reich" in „Klingsor", Juni 1936) vor uns. Versuche, nicht nur die wichtigsten Einzelstimmen, sondern den ganzen Chor der Dichter einzelner Siedlungsböden dem Reichsdeutschen hörbar und damit Wesensart und Seelenhaltung eines ganzen Stammes im Gedicht vernehmbar zu machen, sind die Anthologien, in denen der Langen / Müller Verlag die junge Danziger und die junge sudetendeutsche Dichtung vor die reichsdeutsche Leserschaft hinstellte und demnächst die zeitgenössische siebenbürgisch-sächsische Lyrik hinstellen wird.

Aber auch der nächste Schritt ist schon getan: es liegen, nachdem schon vor Jahren eine ähnliche Auswahl von Emil Maxis vorausgegangen war, nun zwei neue Auswahlen von Gedichten aus dem gesamten Auslanddeutschtum vor, die, ihrem Wert nach voneinander sehr verschieden, die Wirkungsmöglichkeiten und die Gefahren solcher Zusammenstellungen verdeutlichen. In der „Deutschen Reihe" des Diederichsverlags ist ein Bändchen erschienen, das unter dem Titel „Volk an der Grenze", Gedichte aus deutschen Landen außerhalb des Reiches (außer der Schweiz), vereinigt. „Österreich" — „Die Sudetendeutschen" — „Rings der Reichsgrenze" — „Brüder überall" — diese Überschriften der einzelnen Abteilungen zeigen die Gewichtverteilung des Bandes (bei der die Balten etwas zu kurz gekommen sind). Siebenbürgen ist durch Zillich, Meschendörfer, Neustädter, Hajek und Gerda Mieß schön vertreten. Das Bekenntnismäßige, das Volkstumserlebnis ist in den Vordergrund gestellt und dabei doch mit sicherem Gefühl eine bestimmte Leistungshöhe gewahrt. Und so ist ein Bändchen zustandegekommen, das, trotzdem es von Weinhebers erhabener Hymne auf die deutsche Sprache bis zum schlichten Lied des unberühmten Deutschchilenen reicht, und trotzdem es nicht frei ist von Zufälligkeiten der Auswahl, auf knappem Raum lebendig und mit schöner Geschlossenheit für deutsche Dichtung außerhalb der Reichsgrenzen zeugt und sich würdig der verdienstvollen Reihe einfügt, der es angehört.

Von der zweiten Sammlung kann man leider ähnlich Erfreuliches nicht behaupten. Hugo Grothe, der Leiter des Instituts für Auslandkunde, Grenz- und Auslanddeutschtum in Leipzig, gibt als Sonderheft seiner Zeit-

schrift „Deutsche Kultur in der Welt" eine „Auslese auslanddeutscher Lyrik" „Deutsches Lied im fremden Land". Ein Geleitwort unterrichtet uns über die Ziele seiner Auswahl: Sie „soll keinen literaturhistorischen Charakter haben", „beabsichtigt nicht, eine Analyse der dichterischen Psyche und Leistungen der verschiedenen auslanddeutschen Gruppen, ihrer hervorstehenden Merkmale, ihrer Vorzüge und Schwächen dem Leser darzulegen... Ihr Zweck ist ein vornehmlich kulturpolitischer. Es galt zunächst, die Sonde anzulegen, wie in der auslanddeutschen Dichtung Vaterlands- und Volksbewußtsein, Heimatsehnsucht, Art- und Rassebekenntnis zum Durchschlag kamen, in welcher seelischen Weite und Tiefe sich nach dieser Richtung das poetische Empfinden in der Fremde auslebt".

Das Ergebnis dieser Auswahl, die dem Herausgeber „seit Jahren am Herzen lag", ist von einer niederschmetternden Kläglichkeit. Die wirklich stärksten auslanddeutschen Gedichte, die, in denen Volksgefühl und Gemeinschaftsbewußtsein wirklich „seelische Weite und Tiefe" gewinnen, sind fast restlos draußen geblieben. In urteilsloser Auswahl steht neben wenigen wertvollen Gedichten eine Menge Minderwertiges, neben gutgemeinten, aber völlig undichterischen „volksbewußten" Reimereien allerprivateste Äußerungen, die mit den verheißenen Gemeinschaftsbindungen aber auch gar nichts zu tun haben. Was hätte auf gleichem Raum (116 Gedichte, d. i. doppelt so viel als im Diederichsbändchen) bei der innerlich völlig begründeten und richtigen Beschränkung auf das Inseldeutschtum für dessen Dichtung getan werden können! Diese Möglichkeit ist mit einer Oberflächlichkeit vertan worden, die uns erst ganz zum Bewußtsein kommt, wenn wir die dem Gedichtteil folgenden „Kurzen Angaben über die in der Sammlung vertretenen auslanddeutschen Dichter und ihre Dichtungen" durchsehen.

Das Beispiel Siebenbürgen spricht für die übrigen Gebiete. Es sind in der Auswahl vertreten Albert (1 Gedicht), Capesius (3), Hajek (2), Klöß (3), Kühlbrandt (2), Orendi-Hommenau (1), E. Schullerus (2) und Zillich (5). Die Lyriker Meschendörfer, Neustädter, Maurer und alle anderen hat Grothe offenbar nicht zur Kenntnis genommen, obwohl er Meschendörfers Auswahl „Aus Kronstädter Gärten" und die Buchgilde-Auslese „Herz der Heimat" im Literaturverzeichnis anführt. (Übrigens hat kein einziges Gedicht der letzteren Auswahl vor seinen Augen Gnade gefunden!) Von Hajek, von Zillich liegen je drei Gedichtbände vor — Grothe kennt nur die Erstlingswerke „Das Tor der Zukunft" (1919!) und „Die Strömung" (1924!), von Capesius nur den „Schönen Tod"![1]

Die stärksten baltischen Dichter Henry von Heiseler, Otto von Taube (obwohl er unter den „Kurzen Angaben" mitbehandelt wird!), Johannes von Günther, Werner Bergengruen fehlen völlig, ebenso der Banater Peter Barth. Unter den Dichtern, die im „bio- und bibliographischen" Teil ausgeblieben sind, weil nach Grothes Anmerkung über sie „nichts zu

[1] Die angeführten biographischen Daten sind zum großen Teil seit bald 20 Jahren überholt, zum Teil von vornherein falsch. Zillichs Geburtsjahr, das seit vielen Jahren im Kürschner steht, war nicht feststellbar!

ermitteln" war, finden sich auch die bekannten und in Literaturgeschichten und -kalendern verzeichneten Namen Carl Busse, Heinrich Gutberlet und Herybert Menzel (weshalb gehören sie übrigens in diese Auswahl?), aber auch der Balte Herbert von Hoerner und die amerikanischen Deutschen M. Drescher, J. Göbel, O. Sattler, E. Niemeyer und O. Meyer, über die W. Schneider in seinem grundlegenden Werk „Die auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit" (Grothe führt es doch im Literaturverzeichnis an!) ausführliche Auskunft gibt. Diese Feststellungen nötigen zu befremdenden Rückschlüssen auf die Arbeitsmethode des Leiters eines wissenschaftlichen Institutes, ebenso übrigens auch die Tatsache, daß er, wie wir erfahren haben, es nicht für angebracht hielt, von den ausgewählten Autoren die Genehmigung zum Abdruck ihrer Gedichte einzuholen.

Wir haben uns mit den Unzulänglichkeiten dieser Auswahl nicht aus bloßer Kritiksucht so ausführlich befaßt. Aber im Interesse der Sache, um die es hier geht, mußte gerade aus dem Auslanddeutschtum die Abwehr erfolgen gegen eine Veröffentlichung, die das Gegenteil von dem zu erreichen geeignet ist, was ihr Ziel sein sollte, nämlich dem dichterischen Schaffen der Auslanddeutschen den gebührenden Platz im Leben der Nation zu erringen. Auslanddeutschtum ist in letzter Zeit Konjunkturware geworden. Gerade deshalb müssen wir uns dagegen sträuben, daß man sich die Auseinandersetzung mit unserem völkischen und geistigen Leben allzu leicht und billig macht. Und jene Gleichberechtigung, die heute dem Auslanddeutschen im Bewußtsein des Reichsdeutschtums zugestanden wird, muß in sich schließen die gleiche Strenge des Maßstabes, mit der geistige Werte hier und dort gemessen werden. Dann erst wird auslanddeutsches geistiges Volksgut wahrhaft Besitz der Gesamtnation werden können.

Harald Krasser

Heinrich Zillich Ehrendoktor. Anläßlich der Zweihundertjahrfeier der Universität Göttingen wurde der Herausgeber dieser Zeitschrift Heinrich Zillich in Anerkennung seiner dichterischen und kulturpolitischen Wirksamkeit von der philosophischen Fakultät zum Ehrendoktor promoviert.

Neue Bücher und Schriften

Alexander Lernet-Holenia. Riviera. Roman. S. Fischer-Verlag. Berlin. — Der Stoff für einen abenteuerlichen Film mit Mordversuchen, Verfolgungen und Fluchten auf Auto und Schiff, Gefangennahme und Befreiung, Schießerei und Schiffsuntergang und happy end — alles virtuos erzählt mit ironischer Überlegenheit: als atemberaubendes Erlebnis eines kleinen Inkassanten des Genueser Gaswerkes, der, Nachkomme spanischer Granden, von großen, seiner Ahnen würdigen Abenteuern träumt und aus dem wirklichen Erlebnis ernüchtert und mit moralischem Katzenjammer in die bürgerliche Ungefährdetheit zurückkehrt. Wie gesagt: ein spannender Abenteuerfilm mit seinen (in der ironischen Spiegelung gerade noch ertragbaren) Unwahrscheinlichkeiten — und leider nicht mehr.

Harald Krasser

Fritz A. Mende. Der Streit mit dem Schatten. Eine zweistimmige Erzählung. Rowohlt, Berlin. — Der Verfasser versucht in der Form einer Erzählung die faßbare Darstellung des eigentlich undarstellbaren zweiten Ich jedes Menschen zu geben, das er als Schatten des Menschen zeichnet, mit dem kämpfend „ein Mann, der laut Geburtsschein Johann Peter Reuschel hieß" sich bemüht. Leider überzeugt die Darstellung nicht, denn es fehlt die bezwingende Kraft eines großen Gedankens und die Fähigkeit zur Gestaltung. Kurt Scherg

Margarete Schiestl-Bentlage. Der Liebe Lust und Leid. Paul List-Verlag, Leipzig. — In die niedersächsische Landschaft, unter niedersächsische Menschen führen auch diese Erzählungen der Schiestl-Bentlage — und damit ist nicht nur über ihren Schauplatz das Wesentlichste ausgesagt. Denn in einem seltenen Ausmaß scheint hier Gestalt und Gehalt des Dichtwerks dem Wesen der Landschaft und der Eigenart ihrer Menschen angemessen zu sein. Dem entspricht die zum Epos drängende große Linie und Einfachheit der Handlungsführung und die Tatsache, daß man weite Strecken lang epische Verse zu lesen vermeint. Man kann gespannt sein, wohin der weitere Weg der Dichterin führen wird.

Harald Krasser

Otto Goldbach. Im Schatten der Sudeten. Geschichten von Kampf und Not in zwei Jahrtausenden. Verlag Buchdruckerei Wächter B, Teplitz-Schönau. — Dies einfache Buch bringt eine Sammlung kleiner Geschichten des sudetendeutschen Volkes, wie sie wohl erzählt werden und auch immer wieder erzählt werden sollen. Sie sind kurz und klar geschrieben, leider etwas farblos und unbefeuert. Die Überschrift veranlaßt den Leser besondere Eigenart und besondere Leistung der Sudetendeutschen zu suchen. Leider findet er Fleisch und Blut nicht vor. Kurt Scherg

Fritz Hippler. Wissenschaft und Leben. C. Winter Verlag, Heidelberg, 1937. Preis 1.90 Mark. — Eine erfrischende Schrift! Mitten aus dem rauschenden neuen deutschen Leben geschrieben. Aber nicht etwa mit der Unbekümmertheit geistiger Oberflächlichkeit über die Probleme hinweggleitend, sondern getragen von gediegenem Wissen, kulturellem Verantwortungsbewußtsein und organisch denkender Sachlichkeit. Das Grundanliegen dieses Buches ist jene Hauptfrage aller Philosophie des Menschen, an die Ludwig Klages das deutsche Denken der Gegenwart in äußerster Zuspitzung der Problemstellung herangeführt hat: das Verhältnis zwischen Leben und Geist. Denn Wissenschaft ist ja eine der ausgeprägtesten Formen gerade des geistigen Seins. Und so gewinnen all die starken polaren Spannungen, die zwischen Geist und Leben bestehen, in der Wissenschaft und ihrer Rolle und Aufgabe im Kulturleben besondere Bedeutung. Hippler geht diesen Spannungen nach und zeichnet ein klares Bild der Gegensätze zwischen Sinn und Tat, Instinkt und Vernunft, Intuition und Intellekt, Fühlen und Wollen, wie sie in der geistigen Struktur der Wissenschaft selbst bestehen, mehr noch aber in der Verflochtenheit des wissenschaftlichen Forschens und Erkennens mit den praktischen Forderungen des Lebens zutage

treten. Wenn Naturen, wie Klages diese Spannungen als Äußerungen einer tödlichen Feindschaft zwischen Geist und Leben empfinden und dadurch in eine leidenschaftliche Geistfeindschaft getrieben werden, so weht uns aus dieser Schrift eine völlig andere Lebensstimmung entgegen. In ihr herrscht die aus nationalsozialistischer Haltung geborene Kraft eines starken Lebens, das polare Spannungen als Bereicherung und nicht als Gefährdung der Menschenseele empfindet. Für Hippler ist darum die lebensstarke Persönlichkeit der Ort, wo die Gegensätze Geist und Leben, Wissenschaft und Leben in harmonischem Zusammenklang gebracht, zur höheren Kultureinheit verbunden werden. Und die Lebensstärke selbst ist eine Funktion der rassischen Reinheit und Geschlossenheit. Je größer diese ist, desto versöhnter alle Gegensätze zwischen Wissenschaft und Leben.

Wie an allen Punkten deutschen Kultur- und Geisteslebens meldet sich auch in solcher Auffassung die außerordentliche kulturschöpferische Wirkung des Nationalsozialismus, der den deutschen geistigen Menschen aus zahlreichen einseitigen Verstiegenheiten und einem drohenden Zerfall seiner Kultureinheit zu neuer Zusammenschau und organischer Stilbildung in allen Geistesprovinzen aufruft. Über dieses ganze große geistige Programm des Nationalsozialismus lassen sich die Worte schreiben: Einheit in der Vielheit. In ihrem Sinne führt auch Hippler sein Thema durch: überall arbeitet er die besondere geistige Methode, die Eigenständigkeit der Wissenschaft heraus, zeigt ihre Wesensverschiedenheit von der praktischen Tat, ihren Gegensatz zum Leben, um dann wieder die tiefe dienende Verbundenheit des wissenschaftlichen Beginnes mit dem Leben, den Fragen des Volkes, der Kultur aufzuzeigen, so das Verschiedene doch als gliedverbunden mit anderem Verschiedenem in einem höheren Lebenszusammenhang zu erweisen. Hipplers Schrift wirft ebenso viele philosophische Probleme auf, als sie Hinweise zur Lösung vieler Fragen gibt, die für die praktische Beziehung zwischen Wissenschaft und Volksleben von großer Wichtigkeit sind.

Alfred Pomarius

Mitteilungen der Schriftleitung

Die Abbildungen dieses Heftes geben Arbeiten des jungen Graphikers und Aquarellisten Franz Xaver Resch wieder, die auf der Kronstädter Gesamtschau Beachtung gefunden haben. Nach Stuttgarter Studienjahren und einer vorübergehenden Tätigkeit als Graphiker im Baltikum (Litauen und Riga) — die Aquarelle dieses Heftes verarbeiten Motive aus den Ostseeländern — lebt er gegenwärtig in Hermannstadt und ist hier als Gebrauchsgraphiker und hervorragender Lichtbildner bekannt geworden.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Sibiu-Hermannstadt, Leschkircher Straße 13
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Karl Brandsch, Vorfrühling

Wasserfarben

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
14. JAHR AUGUST 1937 HEFT 8

Kiri, der Held

Von Max Dauthendey

Endlich war der Krieg zu Ende. Viele Fischer kehrten heim. Fast zwei Jahre dauerte der Heimzug, bis die letzten angekommen waren. Dann baute man in den kleinsten Dörfern aus Kiefernzweigen Triumphbogen. „Es sind noch ein paar Regimenter in der Mandschurei", sagte Kiris Vater zu den Fischern, „Kiri kann noch immer heimkehren."

Aber die Leute verlachten den Alten wegen seines feigen Sohnes. Und auch die Mutter sah nicht mehr auf den See hinaus, weil der Sohn nicht heimkehrte und sie nicht mehr an seine Unsterblichkeit glaubte.

Eines Tages hat sie ihren Zweifel laut ausgesprochen und zu ihrem Manne gesagt: „Unser Sohn ist tot. Wir haben keinen Sohn mehr. Ich will heute nacht eine kleine Kerze zu seinem Gedächtnis vor dem Gott des Biwasees in einer Zimmerecke anzünden."

„Tu das!" sagte der Vater. „Ich will vor dem bronzenen Kriegsgott in Karasaki eine Räucherstange für die Nacht anzünden lassen. Die Götter werden uns vielleicht antworten und uns sagen, ob unser Sohn im Himmel bei den Helden oder im See bei den Krebsen ist."

Die beiden Alten taten, was sie sich vorgenommen hatten. Und der Vater kniete in dieser Nacht, das Gesicht auf der Erde, vor der bronzenen Statue des Kriegsgottes von Karasaki. Die Mutter kniete zu Hause in der Zimmerecke vor dem vergoldeten Gotte des Biwasees.

Als es Mitternacht war, begann ein feiner Regen über Karasaki zu fallen. Gebet und Regen schläferten die alte Frau ein. Ihr Mann, der morgens vom Tempel heimkam, weckte sie.

„Liebe Wolke vor dem Mond", sagte der alte Fischer, „zieh deine besten Kleider an! Nimm die Wandersandalen vom Nagel! Wir müssen eine Reise machen. Der Kriegsgott hat es mir heute nacht befohlen."

„Wie kann ich auf meine alten Tage noch reisen?" sagte die Frau. „Wenn ich wüßte, wo mein Sohn wäre, ja, dann würde ich hinreisen."

„Unser Sohn ist in Tokio", sagte der Alte. „Als ich heute nacht im Tempel betete, kamen zwei Fremde herein und knieten an meiner Seite nieder. Es waren ein junger Samurai und seine Frau. Da konnte ich nicht mehr beten und ging auf die überdachte Tempelaltane und horchte auf den Nachtregen, der über Karasaki fiel. Und, denke dir, wie ich dort sitze, kommt derselbe Samurai, den ich eben noch drinnen neben mir knien sah, heraus. Aber er war nicht mehr im schwarzen Zeremonienkleid. Er hatte Panzer, Schwert, Speer und Helm des Kriegsgottes auf, und er deutete mit dem Speer nach der Sternenrichtung von Tokio und er sagte: ‚Vater, du suchst deinen Sohn! Du wirst ihn in Tokio wiederfinden!'"

Am nächsten Morgen reisten die beiden Alten nach Tokio. Erst mußten sie wandern und dann konnten sie die Eisenbahn nach Tokio benützen. Sie kamen am Morgen dort an und nahmen sich nicht die Zeit, in ein Gasthaus zu gehen.

Die Stadt war überfüllt von Japanern aus allen Landesteilen. Aber als die beiden Leute vor den Menschenmassen in den Straßen standen, wurde ihnen sehr bang, und sie fragten sich im Herzen: Wie sollen wir Kiri hier finden? Eher findet man ein verloren gegangenes Ruder auf dem großen Biwasee als einen verloren gegangenen Menschen in dieser großen Stadt.

Wie sie noch beratschlagten, kam ein Rikschawagen auf sie zugefahren, und drinnen saß einer der angesehensten Männer aus Karasaki. Er war so hoch an Rang, daß er die armen Fischerleute auf den Straßen von Karasaki niemals angeredet hatte. Aber jetzt hielt er seine Rikscha an, winkte zehn Rikschas, welche ihm folgten und in welchen dem Range nach lauter angesehene Männer von Karasaki saßen, Männer, die im Krieg gewesen waren, und Familienoberhäupter, die im Krieg Söhne verloren hatten.

„O Herr", sagte der hohe Beamte und verbeugte sich aufs tiefste vor dem alten Fischer, „welch ein Glück, daß ihr schon hier seid! Haben euch die Kuriere des Kaisers geholt? Habt ihr die Telegramme erhalten, die man heute Nacht aus Tokio an euch schickte? Habt ihr den Sonderzug erhalten, mit dem man euch heute hierher holen wollte?"

Und alle anderen Männer aus den zehn Rikschas standen mit

tiefgebeugten Rücken vor dem alten Fischerpaar und getrauten sich nicht mehr, sich aufzurichten, als verbeugten sie sich vor dem Kaiser selbst.

Und nun schienen die Menschen auf den Straßen von Tokio und die Gesichter auf den Straßen keinen Rücken und keine Rückseite mehr zu haben. Nur Wangen und Augen und Augen und Wangen strahlten den beiden Fischersleuten entgegen, ihnen, die die Eltern des großen Helden Kiri waren, von dem man sagte, daß er vor dem Tor von Port Arthur eines dreihunderttausendfachen Todes gestorben sei. Dreihunderttausendmal hatte er sich in den Kriegsjahren dem Tod ausgesetzt. Immer dort, wo die Gefechte am schlimmsten waren, sah man ihn auftauchen. Einmal schleppte er Arme voll Dynamit vor das eiserne Tor eines Forts. Um den japanischen Truppen den Eingang in das Fort zu verschaffen, lief er seinem Regiment voraus und warf am Eisentor das Dynamit sich selbst vor die Füße und stampfte darauf, so daß das massive Tor sich wie der Deckel einer Sardinenbüchse auftat; aber Kiri blieb mitten in der Dynamitexplosion unversehrt wie ein Ei auf Stroh.

In den Wolfsgräben, auf deren Grund die Russen Bajonette senkrecht eingerammt hatten, warf Kiri sich hunderte Male steif wie ein Balken quer über die Bajonette und ließ seine Kameraden über seinen Rücken laufen. Und er blieb steif gestreckt, und sein Leib widerstand den Spitzen der Bajonette, so hart machte der Mut seinen Körper, so hart, daß die Bajonette nicht einmal seine Augäpfel zerschnitten hatten, bis der letzte seines Regiments über ihn weggeschritten war. Dann stand er heil und unversehrt auf.

Zum letzten Male, als man von Kiri hörte, verdingte er sich verkleidet als russischer Lotse, gelangte an das russische Admiralsschiff und führt es in einem Morgennebel vor die Kanonen der im Nebel verborgenen japanischen Flotte. Mit diesem Schiff war Kiri untergegangen und niemand hatte ihn seitdem wiedergesehen.

Waffen, die er getragen, Uniformstücke, die seine Kameraden von ihm aufgehoben hatten, alles lag jetzt auf dem Ehrenplatz im Kriegsmuseum dicht neben dem eroberten zerschossenen Feldbett des russischen Generals Kuropatkin.

Nun hatte es sich von Mund zu Mund auf den Straßen von Tokio weitergesprochen, daß die Eltern des großen Kriegshelden Kiri, die Mutter, die ihn im Schoß getragen, der Vater, der ihn gezeugt

hatte, auf das Paradefeld kämen. Dort stand ein mächtiger stacheliger Triumphbogen, aufgebaut aus erbeuteten russischen Bajonetten. Weit über das morgensonnige Feld blendeten die langen Reihen von erbeuteten russischen Kanonen, aufgestapelten Stahlgranaten und eroberten Torpedogeschossen. Und über der Holzhalle des Kriegsmuseums wimmelte ein Wald von erbeuteten Fahnen; die den Himmel bunt belebten, ähnlich den bunten Scharen von Papierfischen, die am ersten April über den Dächern flattern.

Der älteste der angesehenen Männer aus Karasaki sagte: „Alle diese Fahnen hat euer Kiri erbeutet! Für jede seiner Heldentaten hängt eine Fahne dort über dem Dach des Kriegsmuseums, in dem euer Sohn jetzt als ewiger Name wohnt, angebetet vom japanischen Volk wie ein Kriegsgott." —

Geehrt von Kaiser und Reich kehrten die Fischersleute nach den Friedensfeierlichkeiten wieder heim nach Karasaki.

Gedichte

Von Hans Leicht

Bin ich auch weit von dir

Bin ich auch weit von dir,
Weiß doch so wohl von dir,
Du liegst im Bett allein
Und weinst nach mir,
Hast deine liebe Hand,
Die in der dunklen Nacht
Einsam mein Ringlein trägt,
Aufs Herz gelegt.
Hab über Wald und Feld
Den Blick dir zugekehrt
Und deine Träne fällt
Mir tief ins Herz.
Tief in den dunklen Brunn
Du siehst ihr nach hinunt.
Zittert der Wellengrund,
Zittert dein Bild.

(1907)

Einsamer Tod

Selig sinkt in der Schlacht, wen niemand beweint,
Wer nur sein Vaterland und keinen Freund
Hat, wem willig strömt sein ganzes Blut,
Denn kein Tropfen stockt,
Der ihn zurück in das Leben lockt
Zu einem Weib und ihrer klagenden Brut.

Einsam, frei und gut
Öffnet er sterbend sein Aug für die klare Nacht,
Die nun in ewiger Weite ihn überdacht
Und als Leben in ihm wohnt und ruht.

Kein Leid, kein Graus, kein Schrei, kein Fluch
Tastet an seinem Grab und rüttelt und sucht,
Wenn sein Vaterland an die Brust ihn schloß.
Nur ein einziger Himmel breitet den Frieden
Über ihn, und was in ihm an Liebe floß,
Flutet über die Fläche langsam und uferlos
Wie die grünen Halme über die Heide sich wiegen.

(Herbst 1914)

Tristans Wiegenlied

Auf deinem Vater lag des Todes Hand,
Als deine Mutter dich zu Tod empfing.
Er sank, ich sterbe. Also schließt der Ring:
Es steht der Tod an deiner Wiege Rand,
Sieht deinem bilderlosen Schlummer zu —
Tristan, mein schöner Knabe, du!

Drei Tage barg ich meine bittern Wehn
Und meine Trauer stumm in meinen Leib.
Nun liegst du da, dein Leben bittet: „Bleib!"
Ich aber muß zu deinem Vater gehn.
Schon hüllt die große Nacht mich leis in Ruh,
Tristan, mein armer Knabe, du!

Du Sohn der Liebe, du des Grames Sohn,
Im Takt des Blutes, das erstirbt, gewiegt,
Indes dein Leben sanft in Schleiern liegt, —
Keim der Geschicke, die dir blühn und drohn,
Kein Mutteraug sieht deinem Werden zu —
Tristan, leb wohl, mein Knabe, du!

(1921)

Du

Eigentlich habe ich abgeschlossen
Mit der Welt und all ihrem Wesen,
Liebte stets nur, was auserlesen —
Und das Köstlichste hab ich genossen.

Aber, daß ich dich nahe habe,
Macht meinen Herbst so leuchtend und klar.
Und ein jegliches neue Jahr
Nehm ich als gnädige Gottesgabe:

Zähle die Tage, die ich dich sehe,
Reih sie im Herzen zur Perlenkette,
Die ich als das Kostbarste rette
Einst in Gottes heilige Nähe.

Deutsches Volk und Buch in der Welt

Von Heinrich Zillich

In der Zeitschrift „Das Innere Reich" erschien vor einigen Monaten ein von Hans Grimm eingeleiteter Aufsatz Kurt Woermanns über die Bedeutung Afrikas für die Machtbehauptung der weißen Rasse. Dieser Aufsatz hat mich seither immer wieder beschäftigt, weil er mit Schärfe und Klarheit eine Frage anschneidet, die das Schicksal Europas und seiner Menschen entscheiden wird.

Woermann führt aus, daß der Besitz Amerikas der Schlüssel für die Stellung der Europäer in der Welt geworden sei, während die Schlüsselstellung für die Zukunft in Afrika liege, um dessen Besitz Europäer und Asiaten ringen werden. Das Leben der Völker sei ein Kampf um den Raum. Auch wertvolle Völker ohne Raum sinken

von Kultur- zu Kulivölkern herab. Die europäischen Völker nun, die heute Afrika vorwiegend bestimmen, Engländer und Franzosen, sind zu menschenarm, um auf die Dauer ihre staatliche Macht über den schwarzen, wenig bewohnten Erdteil aufrechtzuerhalten, weil gegenüber den eindringenden asiatischen Massen nur die Ansiedlung weißer Menschen Europas Vorherrschaft sichern kann. Wenn Woermann nun nachweist, daß die jetzigen Beherrscher Afrikas im Selbstbehauptungskampf Europas gegen Asien, der in Afrika entschieden wird, der Kräfte des deutschen Volkes auf die Dauer nicht entraten können, so tritt zweierlei in Erscheinung, einmal die Schicksalsverbundenheit aller europäischen Nationen, für deren Weltbedeutung die großen und schöpferischen Völker unseres Erdteils verantwortlich handeln, und zweitens die Aufgabe, die den Deutschen hier erwächst, aber ihnen an anderen Stellen von der Geschichte auch schon früher immer wieder gestellt wurde, die Aufgabe: für das Werthafte zu stehen.

Ist aber nun wirklich in der Vorherrschaft der weißen Rasse in der Welt ein Wert zu erkennen, ist die weiße Macht nicht nur eine Kette von Grausamkeiten zum Schaden anderer Rassen? Schon diese von Europäern selbst aufgeworfene Frage, die einem für sein Volk streitenden Nomaden so fern liegt wie uns eine Lebensordnung, die sich auf Mord und Beute aufbaut, zeigt, daß hier hinter den Grausamkeiten, die jeder Kampf miteinschließt, jenes Bewußtsein für Recht und Werte wirkt, das Herrschaften erst dauerhaft macht. Woermann spricht eine Wahrheit aus, wenn er feststellt, daß es sogar von den Afrikanern aus gesehen fraglich erscheint, ob es nicht grausamer ist, sie mit den asiatischen Völkern in Afrika sich selbst zu überlassen, „als die afrikanischen Völker samt etwaigen Millionen asiatischer Einwanderer durch ein zahlreiches, lebenskräftiges, staatlich gut organisiertes afrikanisches Europäertum zu beherrschen, das heißt in menschlicher Ordnung zu halten". Und Hans Grimm weist darauf hin, daß „das Herrentum des weißen Mannes in der Welt nach bösen Sünden dennoch seinen Segen dadurch bekam, daß das Rechtsgefühl alle Gefühle immer wieder überwand und daß das Rechtsgefühl die Rechtssicherheit verlangt und schließlich herbeizwingt gegen die Gewalt, gegen den eigenen Nutzen und gegen die Klügelei des Formalrechtes". Dieses „innere Reich" des weißen Mannes ist es, wie Grimm ausspricht, was seine Herrschaft werthaft mache und ihn zur „impe-

rialen Aufgabe der Seele" führe, deren stärkster Vertreter in der Welt heute England sei. Noch aber habe England nicht erkannt, daß es bei dieser Aufgabe im Namen aller europäischen Völker handle und Genossen brauche. Solche Genossen sind — es sei wiederholt — die großen europäischen Völker in erster Linie, und unter diesen vor allem das deutsche.

Damit sind wir zum anderenmal an die Aufgabe gestoßen, die dem deutschen Volke seit jeher übertragen war: für einen allgemeinen europäischen Wert zu stehen. Die großen Ordnungsideen des deutschen Mittelalters, der nie abgebrochene Kampf gegen die Anarchie und Drohung des Ostens, die Erweckung der unbewußten weißen Völker im östlichen Europa für den europäischen Sinn — das sind die Wegsteine der vom deutschen Volke unter unsäglichen Mühen verwalteten und — wer darf es leugnen? — mitunter auch vergessenen Aufgabe. Die deutsche Tragik, die bei der Erfüllung der Aufgabe oft hervortritt, liegt darin, daß unser Volk politisch mehrmals dort versagte, wo es instinkthaft zu großen Taten angesetzt hatte.

Wird dies erkannt, so muß zugleich festgestellt werden, daß sich die deutsche Wachtaufgabe gegen die Anarchie des Ostens fast in jedem Falle gegen stärkere Gegner richtete, als sie Englands Vordringen im Bereich asiatischer, afrikanischer und indianischer Stämme vorfand. Was ferner bei England Herrschaft im klaren Wortsinne ist, wurde in der deutschen Ostgeschichte immer mehr Überzeugung und Erweckung von Bundesgenossen anderen Volkstums für Europa. Das deutsche Volk erweckte europäische Völker zu sich selbst und machte sie frei — auch von der deutschen Herrschaft —, es schuf Europa, das viel von seiner geistigen Fruchtbarkeit verlöre, wenn ihm die schöpferische Spannung verschiedenen bewußten Volkstums nicht eine ewige Kraftquelle böte.

Augenblicklich stehen wir in einem geschichtlichen Zeitpunkt, wo die schöpferische Spannung durch gegenseitige Feindschaften gestört ist, wo das „völkisch-europäische" Denken noch nicht überall durchdrang, selbst bei den großen Kulturvölkern unseres Erdteils nicht. Aber wenn das erdteilhafte Denken nicht siegt — und es ist nur über den Weg der Achtung vor jedem Volkstum möglich — so wird die kommende Auseinandersetzung mit den Asiaten für uns verloren sein. Die europäischen Völker sind nicht gleichartig und gleichbefähigt; die

europäische Ordnung wird von der Engherzigkeit mancher Nationen gestört, die sich, wenn sie dabei beharren, wider Europa versündigen und die Folgen davon selbst erleiden werden. Solcher unschöpferischer Spannungen wegen ist Europa noch eine Verheißung, so mächtig sein Sieg durch die Kraft der europäischen großen Völker über die Welt auch sein mag.

Der Sieg konnte nur dadurch gewonnen werden, daß das deutsche Volk den Rücken der europäischen Welteroberstaaten gegen den Osten deckte, den Osten verwandelte, seine Drohungen abwies, seine Werte einfilterte und der europäischen Kultur sinngemäß zuführte. Durch diese Leistung — die man dem deutschen Volk der Dichter, Denker, Erfinder und Soldaten auch sonstwo zuerkennt — ist es der Mithelfer dafür geworden, daß der weiße Mann und seine Lebenswerte entscheidend wurden für alle fünf Erdteile.

Blicken wir nun — und darin liegt das Thema dieses Aufsatzes — von den weltbestimmenden Zusammenhängen auf die innere Lebensspannung zurück, die bei solcher Sendungsweite notwendig auch im deutschen Volkskörper schöpferisch oder störend am Werke war, so tritt, neben den deutschen kommenden Aufgaben im Behauptungskampfe der europäischen Völker in der Welt, die deutsche Tragik und Leistung im europäischen Osten atemraubend vor uns hin. Der europäische Osten war für das deutsche Volk Land der Bewährung als Kulturvolk. An zwei Erscheinungen läßt sich dies nachweisen, an der Geschichte der deutschen Ostsiedlungen und an den Wegen, die deutsches geistiges Schaffen in Form des Buches im Ausland nahm, so wechselnd auch ist, was im Laufe der Geschichte als Ausland bezeichnet wurde. Auf all diesen Wegen werden wir erkennen, daß gesamtdeutsches Volksbewußtsein die Voraussetzung dafür ist, daß Wert und Bedeutung des deutschen Volkes als einer der mächtigsten Stützen der weißen Menschheit blühen. Mit dem Fall des deutschen Volkes wäre die Anarchie des Ostens — heute heißt sie Bolschewismus, einst hieß sie Tataren oder Türken, und morgen wird sie vielleicht anders heißen — siegreich auf dem ganzen Erdteil.

Am gesamtvölkischen Bewußtsein des deutschen Volkes entscheidet sich also Europas Schicksal hier und in der Welt!

*

Wir Deutschen haben den Sinn des völkischen Daseins niemals nur darin erblickt, Macht zu suchen. Schon durch unsere Frühzeit geht ein Drängen nach Ideen, die allgemeine Gültigkeit haben, weltordnend und gottverpflichtet sind. Darin liegt die schöpferische und oft tragische Größe unserer Geschichte; daraus wuchs die Kraft, aus dem Alltag ins übersinnliche emporzuschwingen, kühn zu planen und zu stehen; darin äußert sich das Gefühl der Mitverantwortlichkeit für den Lauf der Welt, das uns nie verläßt und uns nötigt, unser Wissen freiwillig und unbelohnt andern Völkern zu übertragen; aber zugleich — seltsamer Widerspruch! — ist damit unsere Fähigkeit verbunden, das Begrenzte zu lieben und zu ordnen.

Der Widerspruch erklärt sich daraus, daß dieses Volk, dessen Seele dem großen Traum immer offen bleibt, mit der Weite solcher Anlage auch die kleine Welt umgreifen muß. Räumlich und geschichtlich gesprochen: neben die ungeheuere Idee des Reiches, die im Mittelalter von den Deutschen aufgefaßt wurde als der oberste Ordnungsbegriff der Welt, rückten sie wie aus einer Notwehr der Seele, gleichsam um nicht ins Gestaltlose hinausgeschleudert zu werden, die bei wenigen Völkern so stark ausgeprägte Liebe zur Heimat, zum Sichtbaren, zum Haus und Garten. Das Volk, das am leichtesten hinauswandert über die Erdteile und am besten fremde Wildnis rodet, dessen Kaiser über den Völkern die Welt zu formen suchen, es ist auch das Volk, das im Heimatlichen versinken konnte, sich selbst darüber vergaß und in Teile und Teilchen zerfiel, die sich zerfleischten.

Um einen sinnvollen Ausgleich dieser beiden Anlagen rangen wir, seitdem uns ein solches Seelengesetz in die Weltgeschichte gestellt hat. Die heimatvergessene Großartigkeit mancher Römerzüge, die rücksichtslose Jenseitigkeit mancher Denker und die volksgefährliche Weltbrüderei mancher deutscher Zeitverbesserer sind Auswirkungen der einen Anlage, wenn sie sich vom Heimatlichen zu weit ablöst. Kleinstaaterei, Fürstenengherzigkeit, deutsche Binnenkämpfe, Mangel an Wissen um die allgemeinen Volksdinge, ja das Fehlen einer wirklich deutschen und nicht teilstaatlich verzerrten Geschichtsschreibung und in niedrigem Bereiche Spießbürgertum und Kriecherei waren Auswirkungen der anderen Anlage, wenn sie sich nur an das Zunächstliegende wandte. In beiden Fällen führte die Einseitigkeit zur Blindheit für gesamtdeutsche Fragen, und diese hat viele Provinzen aufgeopfert, hat noch im letzten Jahrhundert den Keim dazu gelegt, daß

der deutsch geführte Raum Altösterreichs verloren gehen mußte, und sogar dazu geführt, daß Millionen Deutsche bis heute nicht wissen, welch großes Gebiet Europas noch zur Zeit ihrer Väter deutscher Bestimmung unterstand.

Nach solchen Verlusten läßt uns ein Rückblick in vergangene Jahrhunderte erschauern vor der Kraft unseres Volkstums, das einst bis nach Rußland hinein Siedlung neben Siedlung baute. Im Norden, in England, lagen die hansischen Handelsniederlassungen herrenhaft führend. Nach Skandinavien, an den baltischen Küsten, in die sarmatische Ebene zogen die deutschen Händler, mehr Ritter als Krämer. In den Osten zogen die Burgenbauer, die Städtegründer und Roder. Sie trugen ihr Recht mit sich als unantastbares Gut. So groß war damals die europäische Achtung vor deutschem Können, daß es niemand gewagt hätte, Deutschen, wie es heute mancherorts geschieht, ihr Recht zu nehmen. Nein, damals war ihr Recht umfassender als das der fremden Umgebung und blieb allen heilig. Es schuf in Polen und im Baltenland, in Böhmen und Ungarn Stadt neben Stadt, es begründete in der Staufenzeit das deutsche Freitum in Siebenbürgen, das länger als ein Halbjahrtausend Europas Schutzwall gegen östliche Angriffe war und im Türkensturm anderthalb hundert Jahre im Rücken der feindlichen Heere unerstürmt blieb.

Diese Siedlungen bestanden aus eigener Kraft als geist- und gesittungsspendende Mittelpunkte großer Ländereien, sie schufen sich staatsähnliche Freitümer und Stadtherrschaften. Die Anlage zur Weite, die sie hinausgedrängt hatte aus dem deutschen Staatsbereich, einte sich mit der Treue zur neuen Heimat und gewährleistete deren Blüte inmitten fremden Volks als europäische Wachtposten. Diese Siedler waren keine Abenteurer, nicht elendgetriebene Knechte, wie man mitunter behauptet. Knechte und Flüchtlinge gestalten nicht einen halben Erdteil geistig um, befruchten nicht Könige und Höfe und bauen alle Städte des Ostens, schaffen das Handwerk nicht und die Kriegskunst der Festungen, Schulen und Hochschulen. Nein, es war unsere sendungshafte Auswanderung in den Osten. Nicht zufällig heißt es in den Urkunden einer der stärksten Siedlungen, daß sie ad retinendam coronam angelegt wurde.

Ein göttliches Können und Sehnen, ein dienstbares Herrentum und demütiges Gestelltsein unter das Gebot des Schicksals, das sie

gerufen, erfüllte die Siedler. Die Völker des Ostens wären nicht wach geworden und zu dem, was sie heute sind, weder Polen noch Tschechen, Ungarn, Letten oder Esten, hätten sie nicht aus deutscher Hand das Werk gelernt, das sie aus Eigenem noch nicht zu leisten vermochten, und hätten sie nicht selbst die deutschen Lehrmeister gerufen.

Niemals aber ist die Leistung der Siedler vom Mutterland und seinen Staatsmächten ganz begriffen worden als größte der damaligen politischen Möglichkeiten der Deutschen. Gewiß, Wiens Vorstoß in der nie mehr gegebenen günstigsten Stunde bis in den Südostbug der Karpathen war ein mächtiger Schritt dazu, aber er scheiterte letztlich an dem eigenen und an dem Unvermögen des Binnendeutschtums, gesamtdeutsch zu handeln oder solchem Handeln nicht in den Rücken zu fallen. Ja, noch mehr. Zur selben Zeit, wo nach den Türkenkriegen nur deutsche Herrschaft im Südosten Bedeutung hatte, wo sich der Südosten noch entleert von Menschen dehnte und in Deutschland die zweite große Auswanderungswelle zu fluten begann, gelang es bloß einen Teil davon in den Osten zu lenken. Weitsicht schuf damals in der Bukowina, im Banat, in der Batschka und in der Umgebung von Budapest deutschen Volksboden, der bis heute blieb. Die anderen Auswanderer aber liefen über die See. Dies waren nicht mehr jene ersten Siedler, die ins Ferne drangen aus einem Reich, dessen Kaiser noch den Traum der Weltordnung nährten. Sie entwichen aus dem Elend der Kleinstaaterei. Keine sendungshafte Auswanderung, eine Notauswanderung, wo der tapfere einzelne sein Brot suchte. Und diese Auswanderung dauerte viele viele Jahrzehnte.

Fragen wir darnach, welches Deutschtum im Ausland sich am besten bewahrte, so können wir feststellen, daß ein Unterschied besteht zwischen den Siedlungen, die aus der Fülle geistiger Sendung im Osten angelegt wurden, und jenen, die zusammenwuchsen aus Einzelfahrern irgendwo in europafernen Ländern, wo der Sinn des deutschen Daseins nicht jahrhundertelang erlebt wurde wie im Osten, der für die Millionen, die über See gingen, einst aufnahmefähig gewesen wäre, hätte das Mutterland nicht versagt.

Die nachwirkende Folge dieses Versagens war es, daß deutsches Schicksal für die zerteilten Glieder des Volkes keine klare Einheit

mehr darstellte und sogar der Aufstieg des einen Volksteils für andere Volksgruppen Schädigungen mit sich bringen konnte.

Erst der Weltkrieg und seine Auswirkungen auf das deutsche Binnenland haben dazu geführt, daß der Mahnruf einzelner Männer und Vereine in Deutschland Echo fand; erst die Erneuerung des deutschen Wesens konnte die von den Vätern angehäuften Dämme vor der lebenden Wirklichkeit abbauen und das Volk selbst in den Mittelpunkt des Denkens und der Verpflichtung stellen. Damit beginnen wir auch seine Weite wieder zu sehen!

Begrüßen wir diese Entwicklung aus tiefster Seele, so müssen wir nochmals zurückblicken und feststellen, daß unser Volk seinem Drang zur Enge die Weite seiner Seele lange geopfert hat. Nicht das ganze Volk! Jene Siedler draußen in der Welt, besonders die im europäischen Osten, haben die deutsche Gesamtheit nie vergessen. Sie wären vernichtet worden, hätten sie nicht durch die versperrten Tore des Mutterlandes die Größe des Volkes gesehen und glühend, wenn auch oft verbittert, daran gehangen, daß sie ihm angehörten. Wer draußen zu solcher gläubiger Liebe die Kraft nicht mehr aufbrachte, versank. Die Friedhöfe kennen wir.

Wenn heute solcher Glauben und solches größeres Volksbewußtsein über das ganze Volk kommen wie das läuternde Feuer — so rückt das Volkstum selbst in die Mitte des Daseins. Dieser Wandlung hat Hermann Göring kürzlich in dem Geleitwort zu einem Buch über das Auslanddeutschtum Ausdruck verliehen, als er schrieb: „Seit Jahrtausenden ist deutsches Volkstum in großartiger Hingabe an die kulturellen und materiellen Aufgaben, die sein Schaffensdrang sich stellte, über die Grenzen des eigenen Landes und Reiches hinweggeschritten und hat sein Können und seine Arbeit der Welt zur Verfügung gestellt. So erwuchs das Auslandsdeutschtum, und seine Geschichte erbrachte den lebendigen Beweis dafür, daß starkes Volkstum und sein Bekenntnis keine Bedrohung der Umwelt ist, sondern im Gegenteil Brücken schlägt zu aller Welt. Nur eine Zeit, die den Glauben an das eigene Volkstum verloren hatte, konnte das anders werten. Dem nationalsozialistischen Deutschland aber ist aus seinem fanatischen Glauben an das deutsche Volkstum heraus das Auslandsdeutschtum keine gedankliche Formel, kein leerer Begriff, sondern ein Stück des eigenen Lebens, durch-

blutet von dem Willen und Schaffen vieler Generationen volksdeutscher Menschen.

Nicht die Schwachen und Kleinmütigen waren es, die durch Jahrhunderte hindurch zu den friedlichen Heeren des Auslandsdeutschtums stießen; nicht diejenigen, die in der Ruhe alles Glück des Lebens erblickten bis zur Selbstbeschränkung und Knechtschaft. Nein, die Starken und Mutigen zogen hinaus, und ihr Herz nahm alles mit, was den deutschen Menschen stark und mutig macht. Gerade dadurch aber ist das Auslandsdeutschtums bei aller selbstverständlichen Treue zur neuen Heimat ein Kraftquell für die alte Heimat, der nie versiegen wird, so lange es mit ihr im Volkstum unzerreißbar verbunden bleibt. Als Gebender steht es also vor der Heimat, nicht als Bittender, und wer gibt, der kann auch fordern.

Die Forderung des Auslandsdeutschtums ist eine doppelte. Einmal verlangt es, daß das Reich und die Volksgenossen in der Heimat ihm die kulturelle Schutzarbeit zuteil werden lassen, ohne die es in der fremden Kulturwelt verkümmert, zum anderen aber erwartet es, daß der Strom deutschen Volkstums, den es immer wieder an die Heimat abgibt, dort aus tausend Bächen und Flüssen gespeist wird und so verstärkt und erneuert zurückfließt in alle Welt, überall dorthin, wo Deutsche leben und schaffen. Kulturelle Schutzarbeit und lebendige Verbundenheit im Volkstum sind also die Pflicht der Heimat gegenüber dem Auslandsdeutschtum."

So sprach früher kein deutscher Staatsmann. Diese maßgebenden Äußerungen, die auch Mißdeutungen des gesamtdeutschen Empfindens entgegentreten, zeigen, daß dessen Einsatz für die Auslanddeutschen eine Schutzaufgabe geistiger Art ist. Die lebendige Verbundenheit mit dem Auslanddeutschtum, die vom Binnendeutschen gefordert wird, leitet zum Verständnis für die Schicksalsaufgaben der Auslanddeutschen hin. Ja, was ist in einer Welt wacher und menschenreich gewordener weißer Völker, deren Recht wir achten, weil wir gleiche Achtung für uns fordern, heute noch der Sinn des Auslanddeutschtums? Dieser dreißig Millionen, denen es nicht überall gut geht und deren Sendung, wenn sie noch eine haben, nur erfüllt werden kann, sofern sie Deutsche bleiben? Nun zunächst — eben Deutsche zu bleiben und darum werden sie darnach streben, daß kein Deutscher seines Volksrechtes mehr beraubt wird. Wir wissen: die Erfüllung dieser Forderung, die einst nicht einmal erhoben zu werden

brauchte, ist noch weit, denn heute gibt es kaum ein europäisches Volk, das in einzelnen seiner Teile so geknechtet ist wie das unsere.

Was sie verlangen, ist ein Recht, das allein ein gesundes Europa gewährleisten kann. Und da erinnern wir uns daran, daß der Osten Europas unserem Geiste sein Erwachen verdankt, seine Kultur, seine Städte, seine Freiheit, seine Rettung vor den zerstörenden Mächten des ferneren Ostens. All dies ist unser Ruhm. Unterdrückung der Menschen, die dieses schufen, bedeutet Abkehr von dem Wertvollen des Erdteiles. Wir standen dort draußen wohl zuerst für das deutsche Wesen, doch zugleich für etwas erst Dämmerndes, in uns schon Wirkendes, für den Erdteil, dessen Ordnung und Lebenshaltung die Welt in den letzten Jahrhunderten umschufen.

Ordnung ohne seelische Weite und Besinnung ist nicht dauerhaft. Ordnung muß sich nach den großen Gütern der Menschheit richten, wenn sie Gestalt finden will und Tiefe. Als unser Volk der Welt die Buchdruckerei schenkte und damit das Vermögen, die Güter der Besinnung zu sammeln und zu verteilen, vergingen nicht viele Jahre, bis die Ostsiedler aus der Heimat die neue Waffe übernahmen, die stärker ist als das Schwert, weil sie unser Wesen geformt, friedlich und millionenfach weitergibt: das Buch. Es wurde die wirksamste Waffe im Kampfe für den Erdteil und gegen den bedrohenden Osten! Vor einigen Jahren feierte in Kronstadt in Siebenbürgen eine deutsche Druckerei ihr 400jähriges Bestehen. Es gibt wenig Druckereien auf dem Erdrund, die sich eines gleichen Alters rühmen dürfen.

Trotz dem binnendeutschen Versagen vor den damaligen Möglichkeiten in Osteuropa lebte zur Zeit der Reformation noch eine wirkende geistige Gemeinbürgschaft des deutschen Volkes. So weit war der Verfall noch nicht gediehen, daß ein Staatsbürgerschein Auskunft darüber hätte geben müssen, ob einer als Deutscher anzusehen sei oder nicht. Damals sprang mit einem Satz der geistige Erneuerungsstrom der Reformation bis in das von den Türken umklammerte Gebiet und Luther konnte noch unmittelbar, als wäre Siebenbürgen im Reichsverband und nicht durch Paschaliks in den Orient hineingeklemmt gewesen, Anteil nehmen an der Glaubenswandlung in diesem Waldland. Noch lebte ein Wissen darum, daß Deutschtum Blutsache ist und Bewußtsein. Und solche Weite des deutschen Geisteslebens ermöglichte es auch, daß das Buch in den trübsten Zeiten zur Klammer des Deutschtums wurde von Riga bis Basel, von Czerno-

witz bis Gent. In Menge entstanden Druckereien, wie einst Städte gegründet worden waren — nicht weniger wichtig als diese. Eine Welle geistiger Beeinflussung rann wieder durch den Osten.

Zugleich fuhren auf den polternden Wagen der Kaufleute die Bücher der reichsdeutschen Städte in den Osten. Mit der Bibel wurde dem deutschen Volke eine neue Provinz im Herzen vieler Völker erobert, selbst wenn diese der Reformation nicht beitraten; aber daß mit diesem Buche deutscher Laut und deutsche Art zu sehen in einer Zeit flügge wurden, wo die türkische Gefahr schon zum Angriff auf Wien ausholte, das war eine Seelenstärkung, eine zweite sendungshafte Auswanderung des deutschen Geistes. Auch hier hätte eine volksbewußte Reichsführung unendliche Wirkungsmöglichkeiten gehabt, aber sie glaubte Wichtigeres zu tun, indem sie die deutschen Religionskriege einleitete, an denen sich das Auslanddeutschtum, hellhöriger für das völkisch Zuträgliche, so gut wie nicht beteiligte, obschon es von der Glaubensfrage heftig ergriffen wurde. Es gelang ihm auch hier einen Ausgleich zu finden zwischen Idee und völkisch Möglichem.

Die deutschen Druckereien im Osten blieben stehen, als Deutschland ein rauchender Trümmerhaufen wurde. In Riga und Kronstadt und an vielen anderen Orten wurden die Bücher gefalzt, die vornehmlich die Geistlichen schrieben. Neben die theologischen Werke traten bald auch schöngeistige Erbauungsbücher für das breite Volk, Schulbücher ferner, deren man im Osten viele bedurfte, wo das deutsche Volksschulwesen vielleicht im allgemeinen ältere Wurzeln hat als sonstwo, in Siebenbürgen jedenfalls so alt ist wie nirgend in der Welt. Dazu kamen Bücher der Rechtswissenschaft für die deutschen Freitumsgebiete. Zu gleicher Zeit entstanden für die anderen Völker, mit denen man siedelte, Schriften und auch diese wurden von den Deutschen zuerst geschrieben. Lange vor Herder, der sich in das Lied östlicher Völker vertiefte und ihr Erwachen ungeheuer belebte, haben vergessene deutsche Gelehrte des Ostens den Weg zur Seele der mit ihnen siedelnden Völker gefunden und ihnen in ihrer Sprache Bücher geschenkt. Und so wurden Deutsche für manche Völker auch die Schöpfer ihrer Schriftsprache. Fast durchwegs aber waren es Deutsche, die die Sprache jener Völker zum erstenmal druckten. Die Erzstandbilder dieser Männer müßten heute



Karl Brandsch, Bäume im April

Öl

in allen Hauptstädten des Ostens stehen als Dank an die Erwecker der Völker.

Hätte das deutsche Volk eine eigensüchtige Seele, diese Befruchtung wäre unmöglich gewesen. Dann hätten sich die Siedler kastenhaft abgeschlossen und ihre Künste geheim gehalten. Vorurteilslos legten sie lateinische, deutsche und anderssprachige Werke auf die deutschen Pressen. Für ganz Osteuropa, bis ins türkische Einflußgebiet, tief ins russische und polnische, vermittelten auslanddeutsche Pressen das Wissen der Antike, die Schätze der Bibel und des aufblühenden Humanismus, zu gleicher Zeit wie die westeuropäischen Pressen. Noch war der Schnitt zwischen deutschem Binnenland und Auslanddeutschtum nicht tief geführt, noch stand das erste Reich mit seinem zwar nicht wahrgenommenen, aber doch geglaubten Herrschaftsanspruch wie eine Gipfelwand des Schutzes über dem Osten, und so war wenigstens im geistigen Lebensbereich der Nation eine schöpferische Einheit des Denkens, Schreibens und Druckens, die wir nur mit Achtung betrachten können.

Diese Einheit des geistigen Lebens ist niemals ganz vernichtet worden; sie blieb wirksam auch über die deutschen Bruderkämpfe hinweg. In ihr allein äußerte sich lange Zeit hindurch die Verbundenheit deutscher Menschen. Allerdings der innere Zwist der Staaten und Landschaften war nicht ohne Einfluß auf das geistige Leben. Die Blickstellung verschob sich hier und dort nach den Forderungen der Macht. Die Zensur suchte den Volksleib aufzutrennen, die Religionskämpfe hatten das gleiche schon vorher in einem großen Seelenbereich durchgeführt. Und da trat nun ein, was ich erwähnte: zwar nicht das über die Kleinstaaten hinwegschwingende geistige Leben der Deutschen wurde vernichtet, aber das Wissen um die räumliche Ausdehnung des deutschen Volkes. Es verkümmerte allmählich nicht bloß im Staatlichen, sondern auch in den Menschen das Bewußtsein davon, was deutsch ist und wie weit es sich erstreckt. Der kleinstaatliche Patriotismus verdrängte das deutsche Volksgefühl. Und da entstand im eigentlichen Sinne erst das auslanddeutsche Buch, das vom Binnendeutschtum unbeachtet lediglich für das Auslanddeutschtum geschrieben war und von dem die Auslanddeutschen allerdings immer gehofft haben werden, es möge auch in Deutschland Beachtung finden. In voller Eindeutigkeit ist diese Absonderung nie erfolgt. Ja, wir müssen den allgemeinen Beginn dafür

sehr spät setzen, nicht vor die Mitte des letzten Jahrhunderts, eher später. Natürlich hat es immer „auslanddeutsche" Bücher gegeben, genau so wie es Bücher gab und gibt, die nur für eine reichsdeutsche Landschaft bestimmt sein können; denken wir an Gesetzessammlungen, Gesang- und Schulbücher. Aber daß geistige Errungenschaften allgemeiner Natur, daß Dichtungen nicht nur als unzulängliche örtliche Versuche von Dichterlingen, sondern als ernstzunehmende Bemühungen nicht mehr über das auslanddeutsche Gebiet hinausdringen konnten, weil eben das weitere deutsche Volk keine Ahnung davon hatte, daß es dergleichen überhaupt gibt — es war die letzte Folge davon, daß das deutsche Volk sich selbst nicht mehr sah. Diese Selbstentfremdung liegt nur wenige Jahrzehnte vor der Zeit der Wiederbesinnung. Unsere Großväter wußten davon noch nichts. Wer von ihnen etwas zu sagen hatte, was allgemeine Geltung beanspruchen durfte, der schickte seine Werke reichsdeutschen und Wiener Verlegern. Und der deutsche Buchhändler nahm, ohne Staunen über die Herkunft der Ware, aus Budapests deutschen Druckereien bis über die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts Verlagswerke, denn für ihn war Budapest noch eine geistig deutsche Stadt. Überall, wo damals der Doppeladler in dem noch ungeteilten österreichischen Einheitsstaat herrschte, war geistiges Deutschland. Die Leipziger Bücherballen rollten in die letzten kleinen Standorte des österreichischen Heeres und wurden, wie ich bei Erzählungen meiner ältesten Verwandten noch miterleben konnte, gierig nicht bloß von Deutschen, sondern von allen Gebildeten verschlungen. Die Unterhaltungsromane der „Gartenlaube" haben seelische Erschütterungen auch hier hervorgerufen. Der Wirkungsdichte des deutschen Lautes leisteten auch sie Unterstützung. Noch einmal schien unter dem altösterreichischen Zepter, nun von der deutschen Sprache her, die die Amtssprache des Staates und aller Gebildeten gleichgültig welchen Volkstums war, der ganze Südosten vor einer deutschen Befruchtung zu stehen. Es war die Zeit, wo auch in Kurland ein geruhiges deutsches Leben die letzten Früchte erntete. Dieses Aufglänzen, so bald es auch dämmern sollte, war kein Scheinglanz, denn durch die überragende Macht des deutschen Buches, das die Fülle der Klassik hinausfrachtete in den Osten, griff deutsche Tiefe werbend nach jedem Volke. Und sie e r w e c k t e die Völker und führte sie auf sich selbst zurück.

(Schluß folgt)

Zwei Sonette

Von Peter Barth

An die Wellen . . .

Ihr Wellen schlaget breit auf Wellen an
und traget Berge in den nassen Händen,
die ihr von unermeßlich fernen Enden
der Welt geraubt, zermalmt mit feuchtem Zahn.

Entsprungen dunklen Klüften, steilen Wänden,
gewandert auf der kalten Schluchten Bahn
seid ihr, und schaukelt nun den schlanken Kahn,
in dem sich Wald und Fluren Grüße senden.

Geheimnisvoll ist euer reiches Leben,
an Leid und Freude rauschet ihr vorbei,
von wurzelstarken Bäumen dicht umschart;

in eurem Laufe seid ihr wuchtig, frei,
und wenn euch Strahlen stark zur Sonne heben,
zergehn Vergangenheit und Gegenwart.

Ein Jahr erfüllet sich

Als kollerten vom Himmel leere Fässer,
erdröhnt es rings und Riesen, die da sitzen
im Wolkenbrausen, grell umweht von Blitzen,
ergießen ihre Wut in die Gewässer.

Es rauschen Bach und Fluß und Strom, und binnen
verhangnen Stunden steht der Grund im Wasser,
der Maulbeerbaum ragt wie ein müder blasser
ergrauter Greis sich beugend auf die Rinnen.

Und mahnend klopft der Regen an die Mauern,
die Blätter sausen, eine wehe Schar,
und Blitze leuchten durch der Kammer Schwärze;

so schauderhaft erfüllt sich nun das Jahr
und Schatten geisterhaft voll Düster kauern
mir um das bange Blut und vor dem Herze.

Das siebenbürgisch-sächsische Eigenlandrecht

Von Kurt Horedt

Das heurige Jahr ist ein Erinnerungsjahr an Albert Huet. Er steht am Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts als die überragende Gestalt, als verantwortlicher Leiter des politischen Geschehens, als Förderer kultureller Belange, und er beschließt die lange Reihe der gestaltenden Männer, die gerade in dem Jahrhundert so zahlreich für ihr Volk wirkten. Das bleibendste und für Jahrhunderte bedeutsame Ergebnis seines Wirkens ist die Vollendung und Inkraftsetzung des Rechtsbuches der Siebenbürger Sachsen. Ein Gedenken an Albert Huet berechtigt, auch die Bedeutung des Eigenlandrechtes im Hinblick auf Entstehungsgeschichte und Wirkung zu umschreiben.

„Der sächsischen Nation in Siebenbürgen Statuta oder Eigen-Land-Recht" sind der Abschluß einer jahrhundertlangen Entwicklung und spiegeln in ihren Bestimmungen die einzelnen Abschnitte dieser Entwicklungsreihe wieder. Diese Epochen sind nicht eigenständige und unabhängige Ergebnisse der siebenbürgischen Rechtsentwicklung, sie verdanken ihr Entstehen und geschichtliches Dasein dem deutschen Mutterland. Alle Bestrebungen und Richtungen des Reiches finden bei dem Auslanddeutschtum ihren Widerhall und zeigen in stärkerem oder schwächerem Ausschlag den nachhaltigen Einfluß. So beleuchtet auch der Inhalt des Eigenlandrechts aufs neue diese Abhängigkeit und ist gleichzeitig ein Spiegelbild der eigenen und in weiterem Sinn der gesamtdeutschen Rechtsentwicklung.

Mit dem Verfall des karolingischen Reiches trat an Stelle der geschriebenen Leges wieder das ungeschriebene Gewohnheitsrecht und behauptete jahrhundertelang unangefochten seine Gültigkeit. Die deutschen Kolonistenzüge des Mittelalters brachten dieses Gewohnheitsrecht in ihre neue Heimat mit und auch den Sachsen bestätigt König Andreas II. das Recht, ihre Streitigkeiten mit einem Judicium consuetudinarium zu entscheiden. Das Eigenlandrecht enthält aus der Zeit dieses Gewohnheitsrechtes Rechtssätze, die bemerkenswerte Rückschlüsse auf die Urheimat der Einwanderer zulassen und zum Beispiel im Erbrecht interessante Überschichtungen von friesischen und groninger Erbbestimmungen aufweisen. Es ist auf Grund der rechtsvergleichenden Feststellungen nicht ausgeschlossen, daß die ersten Einwanderungen von Flandern oder den benachbarten friesi-

schen Gebieten ausgingen und erst später die Zuzüge aus der Gegend von Groningen das Erbrecht der ersten Einwanderer überdeckten Die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches, die Ausbildung der Landeshoheit, das Aufblühen der Städte findet seinen Niederschlag auch im Rechtsleben, und der Sachsenspiegel, der Schwabenspiegel und die Stadtrechte, vor allem das Magdeburgische und Lübische, zeugen von dieser Entwicklung. Die Annahme dieses deutschen Rechts ist in Siebenbürgen erst zwei Jahrhunderte später nachzuweisen, als der Königsrichter Thomas Altenberger 1481 ein Rechtsbuch in Geltung setzt, das eine eigentümliche Zusammensetzung aus schwäbischem Landrecht und Magdeburgischem und Iglauischem Stadtrecht zeigt. Bemerkenswert an diesem Rechtsbuch ist die Benennung des schwäbischen Landrechts als Nürnbergisches Stadtrecht. Auch in der Kronstädter Gymnasialbibliothek wird im ältesten Verzeichnis ein Norimbergisch Stattbuch angeführt, und wahrscheinlich verbergen sich auch unter dieser Benennung Teile des Schwabenspiegels. Die Einführung dieses Codex Altenberger geschah einige Jahre bevor König Mathias auf Ansuchen Altenbergers die Geltung des andreanischen Freibriefes auf die Gesamtheit der Sachsen ausdehnte und damit den Weg zur religiösen und rechtlichen Einigung im folgenden Jahrhundert freimachte.

Inzwischen waren in Deutschland am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die einheimischen, bodenständigen Rechte dem römischen Recht gewichen. Der Staatsgedanke des Mittelalters, der im Heiligen römischen Reich deutscher Nation eine Fortsetzung des römischen Imperiums sah, die Entstehung eines rechtsgelehrten Richterstandes, der Einfluß der italienischen Rechtschulen und das Bedürfnis nach einem einheitlichen, systematischen Recht erklären und veranlassen die Rezeption eines fremden Rechtes. Der Durchbruch des römischen Rechtes im siebenbürgisch-sächsischen Rechtsleben geschieht durch die beiden Veröffentlichungen, die Johannes Honterus in Kronstadt erscheinen läßt. Es ist bisnoch nicht geklärt, wo Johannes Honterus die Anregungen dafür erhalten hat, und welches die unmittelbaren Quellen dieser Bücher sind. Wahrscheinlich sind auch für seine juristische Ausbildung die Wiener Hochschuljahre von vorherrschender Bedeutung gewesen. In der Zeit seines Wiener Aufenthaltes lehrte der Siebenbürger Kapinius an der Universität, zeitweilig auch als Dekan der juristischen Fakultät, und das Verzeichnis der Kronstädter

Gymnasialbibliothek erwähnt juristische Bücher von Professoren, die zum Wiener Humanistenkreis gehörten oder mit ihm in Beziehungen standen. Vielleicht haben auf Honterus auch jene Männer einen aneifernden Einfluß während seiner Baseler Zeit ausgeübt, die auf Veranlassung von Erasmus unter Bonifazius Amerbach, als treibender Kraft und richtunggebendem Mittelpunkt, die Baseler Editionen hervorbrachten. 1539 druckte Honterus in Verbindung mit seiner Ausgabe der Sentenzen Augustins einen Auszug aus den Pandekten (Sententiae ex libris Pandectarum juris civilis decerptae) und widmete ihn dem König Johann Zapolya, um damit die friedlichen Absichten der beginnenden Reformation zum Ausdruck zu bringen. Fünf Jahre später erschien von Honterus ein bürgerliches Rechtsbuch (Compendium juris civilis), für welches ihm die Nationsuniversität mit einem größeren Geldgeschenk dankte. In der Vorrede zu diesem Kompendium spricht Honters Freund Valentin Wagner den Wunsch aus, daß wie „eine Kirche die sieben Burgen umschließe, ein gemeinsam Gesetz schützend die Treuen erfreu'" und umriß damit das Ziel und die Aufgabe eines sächsischen Rechtsbuches: neben der politischen Selbständigkeit und kirchlichen Einheit den rechtlichen Zusammenschluß der sächsischen Nation zu gewährleisten.

So sehr aber die aus wesensgleichem Verlangen entstandene und mit arteigenen Mitteln verwirklichte Reformation einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung des sächsischen Volkscharakters hatte, so mußte dem nur römisches Recht enthaltenden Gesetzbuch von Honterus auf die Dauer der Erfolg versagt bleiben. Die Nationsuniversität ersuchte zwar Honterus, sein Kompendium ins Deutsche zu übertragen und beschloß, auch Martinuzzi zu bitten, es als bindendes Gesetz der Sachsen anzuerkennen, aber anscheinend beauftragte sie schließlich doch den damaligen Provinzialnotär Thomas Bomelius, ein geeigneteres Rechtsbuch zusammenzustellen. Diese Arbeit: Statuta oder Satzungen gemeiner Stadtrechten der Hermannstadt und anderer Städte und aller Deutschen in Siebenbürgen bildete zusammen mit dem Kompendium von Honterus die Grundlage für das zukünftige Eigenlandrecht, dessen Entwurf von dem Kronstädter Mathias Fronius herrührt.

Nachdem dieser nochmals unter Mitarbeit von Huet überprüft war, zog eine Abordnung, bestehend aus Vertretern sämtlicher bedeutenden sächsischen Städte, unter Führung des Königsrichters an

den Hof des siebenbürgischen Fürsten und gleichzeitig polnischen Königs Stephan Bathori, um die Anerkennung des Eigenlandrechts zu erwirken. In der Einleitung der Bestätigungsurkunde heißt es darüber: Da nun Gesandte „Unserer Städte in Siebenbürgen hieher ins Land Pohlen zu Uns kommen, haben sie neben anderen Privilegien... auch Uns ein Büchlein ihres alten herkommenden Rechtens und Gewohnheiten, damit und dabey sie von Alters bishero eines Theils gelebt, eines Theils aber auff gemeinen Rath und Willen derselben unserer Sachsen an etlichen Oerthern auffs neue ietzt gemehret... Uns mit gebührlicher Unterthänigkeit eingegeben und dargereichet und... in Demut gebeten, daß Wir... denselben Krafft und Macht eines geschriebenen Rechts gönnen und geben wollen..." Die Bestätigung erfolgte am 18. Februar 1583 in Krakau, und die Statuten blieben drei Jahrhunderte lang, bis zum 1. September 1853, in Geltung. Der Abschluß der Arbeiten am Eigenlandrecht ist die Krönung des jahrzehntelangen Bemühens der juristisch gebildeten sächsischen Humanisten, vereint mit der Nationsuniversität ein arteigenes sächsisches Rechtsbuch zu schaffen. Der Hauptanteil am Gelingen fällt dabei Honterus, Bomel und Fronius zu. Die Statuten enthalten Teile des alten, aus der Urheimat mitgebrachten Gewohnheitsrechts, Rechtssätze des deutschen und Normen des römischen Rechts. Es zerfällt in vier Bücher und diese Abschnitte zusammen umfassen ein wahres Rechtsbuch und gehen über den Rahmen eines bürgerlichen Gesetzbuches im heutigen Sinne weit hinaus. Sie handeln Von Erwehlung der Ampt-Leut und Schuldigkeit der Richter, Von Heyrath und Ehe-Sachen, Von Ausleyhung Geldes und solcher Sachen, so zu Gebrauch gegeben, und schließlich von Oeffentlichen Gerichten oder Peinlicher Rechtfertigung.

Im Jahre ihrer Bestätigung erschienen die Statuten in einer deutschen und lateinischen Ausgabe im Druck und wurden seither bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein immer aufs neue verlegt. Sie wurden öfters in das Ungarische übersetzt und in Griechenland wurde sogar eine Übersetzung in neugriechischer Sprache entdeckt. Einen bisher nicht untersuchten Einfluß soll schließlich das Eigenlandrecht bei Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auf den moldauischen Codul Calimachi ausgeübt haben, an dessen Zusammenstellung der Kronstädter Christian Flechtenmacher als Pravilist des Fürsten führend beteiligt war. Es ist nicht ausgeschlossen, daß

durch Flechtenmacher einige Bestimmungen des Eigenlandrechts auch im Codul Calimachi ihren Niederschlag gefunden haben.

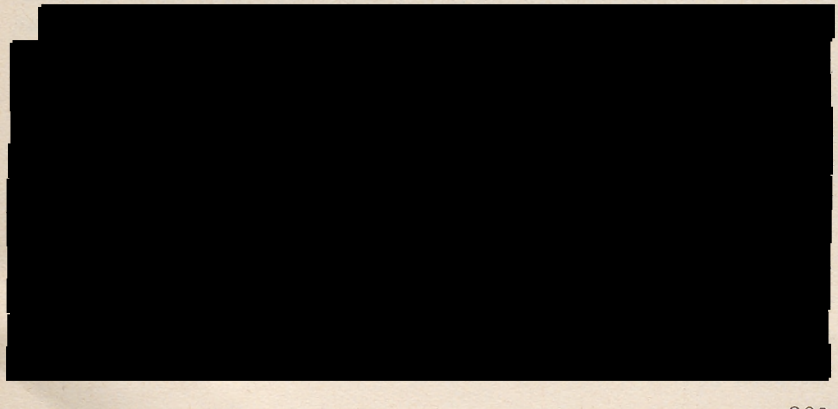
In Deutschland fehlt im sechzehnten Jahrhundert eine den sächsischen Statuten entsprechende Rechtsquelle. Durch die politischen Ereignisse begünstigt und durch die Entwicklung zum dritten selbständigen Landstand gezwungen schuf sich das sächsische Volk ein Rechtsbuch, für das die Parallelerscheinung in Deutschland am ehesten die Rechtsschöpfungen des Zweiten Reiches am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sind. Die politische Lage, die durch die religiösen Spannungen und die Türkengefahr bestimmt war, ließ eine umfassende und systematische Gesetzgebung in Deutschland nicht zur Entstehung kommen. An Ansätzen und Versuchen dazu hat es nicht gefehlt, aber der Ausgleich zwischen fremdem und heimischem Recht blieb der Partikulargesetzgebung vorbehalten und in den Städten wurde das alte Stadtrecht den neuen Erfordernissen angepaßt und reformiert. Das einzige Gesetzbuch des Reiches, das aus dieser Zeit eine größere Bedeutung erlangte, war ein Strafgesetzbuch, die 1532 beschlossene Konstitutio kriminalis karolina oder auch nur Karolina genannt. Die abschließende, einheitliche Gestalt, die die Bestimmungen der einzelnen rechtsgeschichtlichen Epochen bei den Siebenbürger Sachsen im Eigenlandrecht gefunden haben, fehlt im Mutterland. Die rechtsgeschichtliche Entwicklung des auslanddeutschen Volkssplitters war dem Reich vorausgeeilt.

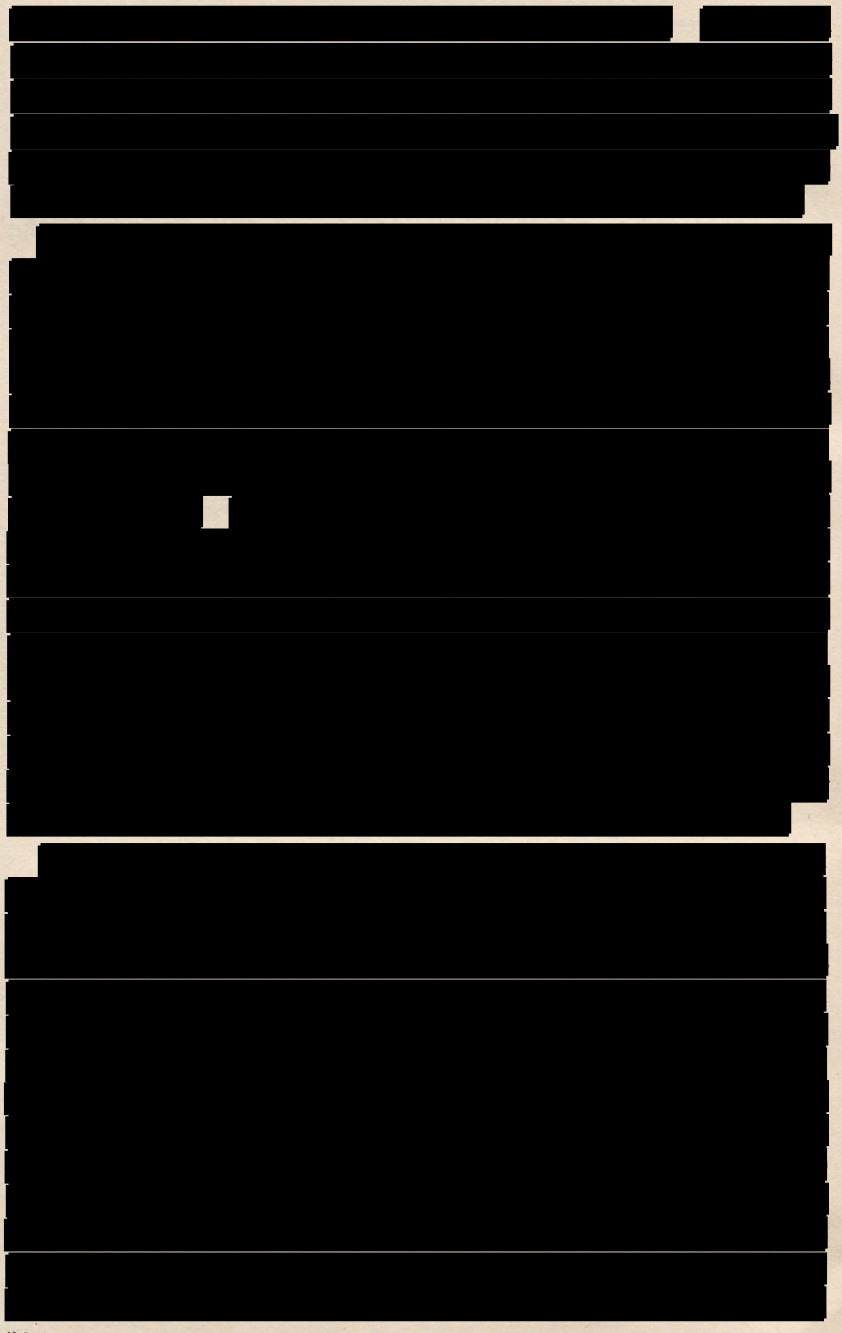
Die Bedeutung des Eigenlandrechts ist aber nicht nur eine rechtsgeschichtliche. Die Einheit des sächsischen Volkes, die im dreizehnten Jahrhundert im andreanischen unus sit populus mehr als eine zu verwirklichende Aufgabe denn als eine schon bestehende Tatsache angedeutet wird, findet erst im fünfzehnten Jahrhundert durch die Gewährung des freien Königsrichterwahlrechtes und durch die Ausdehnung des andreanischen Freibriefes auf alle Sachsen ihren äußeren organisatorischen Abschluß. Die Reformation gab dieser äußeren Form den bestimmenden seelischen Inhalt und leistete dadurch den wesentlichsten Beitrag für die Erhaltung und Gestaltung des sächsischen Volkes. Als letzter Teil in die Dreiheit, die die schützende Ringmauer des Volksbestandes bildete, fügte sich 1583 das Eigenlandrecht ein. Eine einheitliche Volksgemeinschaft und Kirche und ein gemeinsames Gesetz, von denen auch Valentin Wagner in seiner Vorrede spricht, sind die tragenden Pfeiler der sächsischen Geschichte

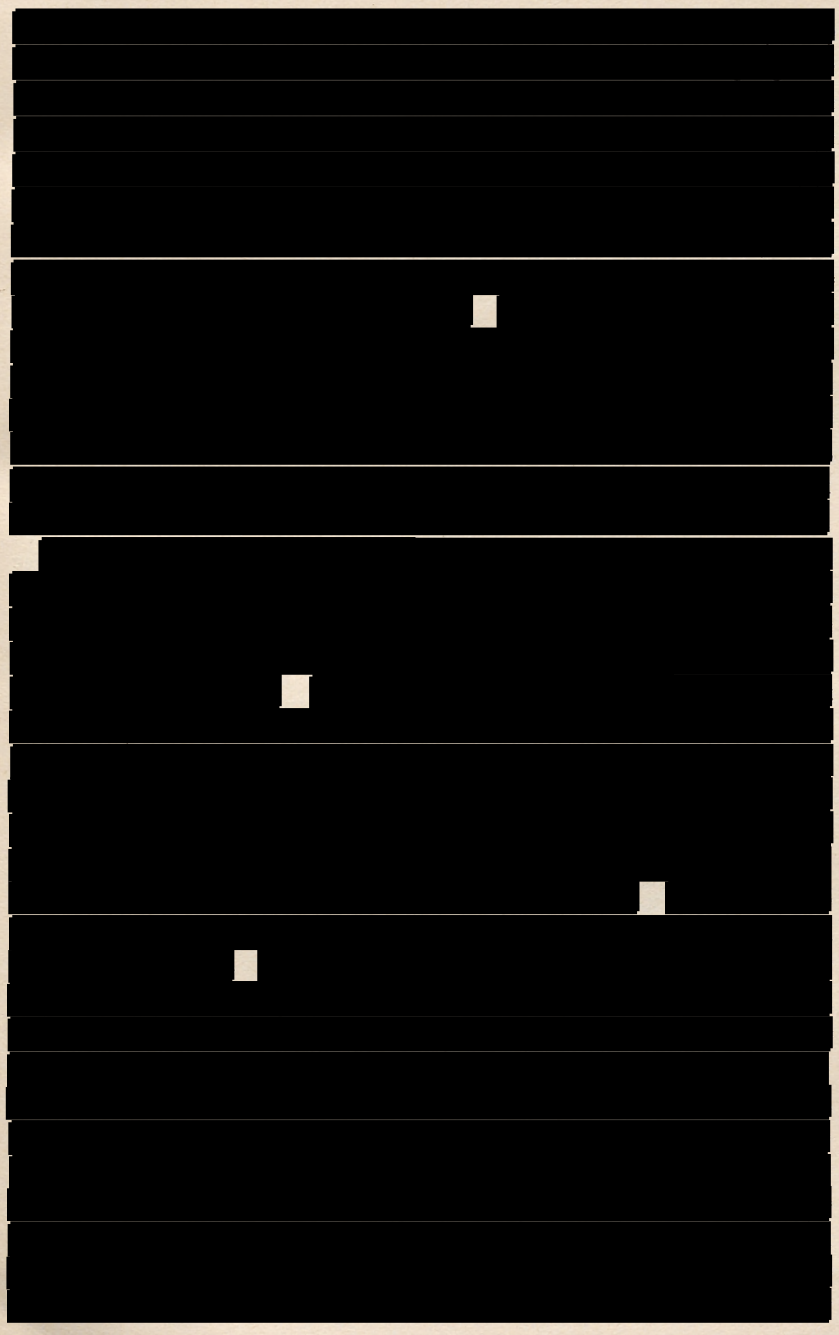
in den folgenden Jahrhunderten. Den Beweis dafür, daß diese Zusammenschau kein willkürliches Gebilde oder ein Pressen geschichtlicher Wirklichkeiten in ein starres Schema ist, erbringt die Tatsache, daß die Erschütterung eines dieser tragenden Kräfte notwendigerweise auch auf die beiden anderen wirken mußte. Am Ende des fünfzehnten und während des größten Teils des sechzehnten Jahrhunderts, in diesem Zeitraum der Einigung, findet das sächsische Volkstum seine kennzeichnende Gestalt. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts beseitigen die treibenden Gedanken dieses Jahrhunderts in nicht ganz dreißig Jahren die bisherigen Grundlagen des völkischen Daseins und zwingen zur Umstellung und Neuausrichtung. Als erstes mußte das Eigenlandrecht dem Zeitgeist weichen und wurde 1853 durch das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch ersetzt. Damit hört seine gegenwärtig gestaltende Wirkung auf und es ist von nun an nur mehr eine gewichtige Erscheinung der Rechtsgeschichte. 1861 erhält die evangelische Kirche eine neue Verfassung und verlegt den Schwerpunkt des völkischen Daseins in die kirchliche Organisation. 1876 schließlich fällt durch das Gesetz zur Zertrümmerung des Königsbodens die letzte äußere Stütze, und die sächsische Nationsuniversität wird in eine vermögenverwaltende Körperschaft umgewandelt. Die Schutzmauern waren gefallen; das bisher sich selbst beherrschende Volk betrat den Weg einer völkischen Minderheit.

Arthur Hübner

Von Fritz Holzträger







[redacted]

Chronik. In der breiten Öffentlichkeit unseres Landes hat ein Ereignis lebhaften Widerhall gefunden, das ein scharfes Schlaglicht wirft auf den von den Grenzen bis ins Herz Rumäniens oft in mehr schweigendem Ringen als mit lautem Getöse geführten Volkstumskampf. Es sind dies die Gemeinderatswahlen in Kronstadt. Zum ersten Male seit 17 Jahren tritt das bisher immer in Parteien gespaltene rumänische Element dieser Stadt in geschlossener Wahlkraft mit einer einzigen Liste auf, während das bisher immer geschlossene Sachsentum in zwei Teile gespalten ist, zerrissen in die beiden politischen Lager der Volksgemeinschaft und der „Deutschen Volkspartei" (DVR). Die Gefahr, daß das Deutschtum bei dieser Lage ohne Vertretung in der Verwaltung dieser alten deutschen Stadt bliebe, war von Anfang an groß. Die Presse unseres Landes hat an diese Tatsachen eine Reihe von Betrachtungen und Folgerungen geknüpft, die nur zum Teil richtig sind. In den hauptstädtischen Blättern ist von der „nationalen Revolution" des Rumänentums in Kronstadt gesprochen worden und es sind stolze Schlüsse auf die eingetretene politische Reife des rumänischen Volkes in Siebenbürgen gezogen worden. Die unglaublichen Gewaltwahlen, die dann in Kronstadt am 25. Juli stattgefunden haben, wobei tausende wahlunberechtigter Rumänen gesetzwidrig wählten und das Deutschtum und Ungarntum mit unerhörtem Terror in schamlosester Art an der Wahlausübung verhindert wurde, gebieten eine Zurückführung dieser Feststellungen auf ihr richtiges Maß. Es handelt sich hier nur um eine Revolution im schlechten Sinne, nämlich um rohe Vergewaltigung, die mit Reife in der moralischen Bedeutung des Wortes gar nichts zu tun hat. Wenn eine Führung ein Volk nur dadurch zu gemeinsamem Einsatz bringt, daß sie die Erfüllung seiner Wünsche auch mit gesetzwidrigen Mitteln glaubt durchsetzen zu müssen, weil sonst das enttäuschte Kind Schlimmes anrichten könnte, so bedeutet das nichts weniger als politische Reife des betreffenden Volkes. Das liegt klar auf der Hand. Wohl aber werden durch Tage, wie der Wahltag von Kronstadt, die brutalen Machtinstinkte der rumänischen Volksmassen national aufgepeitscht und damit der eigenen Verrohung des rumänischen Volkes und

der Demoralisierung der Lebensbeziehungen unter den Völkern unseres gemeinsamen Vaterlandes Vorschub geleistet.

Fast noch schiefer als diese Idealisierungen einer „nationalen Revolution" des Rumänentums, sind die Rückschlüsse, die aus der heutigen Spaltung der deutschen Volksgruppe auf einen unaufhaltsamen Verfall derselben gemacht werden. Das Deutschtum durchlebt heute allenthalben eine Zeit großen inneren Wandels. In solchen Zeiten zerfällt Manches und es bildet sich viel Neues. Auch Fehlentwicklungen und Irrwege sind zu überwinden. Dabei entscheidet letzten Endes die Lebenskraft und Entwicklungsstärke des Muttervolkes auch über das innere Schicksal der getrennt von ihm lebenden Volksteile, soferne diese den seelischen Zusammenhang mit dem Kernvolk behalten und damit den geistigen Energieströmen offen stehen, die vom völkischen Mutterland ausgehen. Auch die inneren Volkskämpfe, die heute unsere Volksgruppe erschüttern, sind von diesem Gesichtspunkte anzusehen. Die DVR ist eine Fehlentwicklung und ein Irrweg in unserem Ringen um den neuen geistigen Weg des Gesamtdeutschtums. Die durch sie in unsere Volksgruppe getragene Spaltung und volkspolitische Krise ist gefährlich; das ist gewiß. Aber zu ihrer Überwindung stehen uns nicht nur die Eigenkräfte zur Verfügung, sondern in uns ist die Kraft des Gesamtvolkes gegenwärtig. Denn wir stehen offen all den lebendigen Impulsen, die heute in kultureller und geistiger Hinsicht aus dem Mutterland ausströmen und auch in uns neue völkische Energien entbinden. Es hat es der Volkstag in Kronstadt gezeigt, es zeigen es die Tagungen unserer völkischen Körperschaften, es zeigen es vor allem die Werbeabende der Nationalen Arbeitsfront, daß durch unser Volk neues völkisches Erwachen geht und daß es gewillt ist, seinen kulturellen und geistigen Weg in engem Zusammenhang mit dem Mutterlande zu gehen. Gewiß gibt es auch bei uns Gruppen, die anders eingestellt sind und nach österreichischem Vorbild den geistigen Weg unserer Volksgruppe von dem des Mutterlandes trennen zu können glauben. Daß hiezu in erster Linie katholische Priesterkreise gehören, ist selbstverständlich. Dies hängt mit der ablehnenden Stellung der obersten katholischen Kirchenführung dem neuen Deutschland gegenüber zusammen. Gerade in allerletzter Zeit aber hat sich in Siebenbürgen ein politisches Grüppchen gebildet, das von allgemein völkischen Erwägungen heraus in demselben Fahrwasser zu segeln für richtig befindet. Es ist dies die „Bodenständige Gruppe", die in der „Bistritzer Zeitung" auch ein Sprachrohr gefunden hat. „Bodenständig" liegt hier geistig nicht auf derselben Ebene wie das nationalsozialistische „Blut und Boden", sondern wie der „österreichische Mensch" des Dollfuß-Österreich. Jede Zeit inneren Wandels in einem Volke bringt die Dreiheit des radikalistischen Rottengeistes, des organischen Vorwärtsschreitens und des starren Stehenbleibens mit sich. Auch wir haben neben dem organischen Neuaufbau, wie ihn die Volksgemeinschaft unter der Führung von Fritz Fabritius leistet, die Rottengeister der DVR und die ewig Gestrigen der „Bodenständigen Gruppe" oder des

klerikalen Katholizismus. Wir müssen und wir werden die Kraft haben, aus der völkischen Zerrissenheit zu neuer Einheit aufzusteigen und wir werden auch den uns in neuen brutalen Formen aufgezwungenen Volkstumskampf bestehen.

Alfred Pomarius

Zum Tode Dr. Heinrich Siegmunds. Dr. med. Heinrich Siegmund, der Enkelsohn Stephan Ludwig Roths, der am 21. Juli 1937, fast 70 Jahre alt, gestorben ist, gehört zu den großen Erziehern der Siebenbürger Sachsen. Die Wirkung seines Lebens aber greift weit über Siebenbürgen hinaus, ins Gesamtdeutsche. In unermüdlichem Forschen war schon in jungen Jahren bei ihm nicht nur der Wunsch wach geworden, die Lebensgrundlagen und -bedürfnisse unseres Volkes mit neuen Methoden der Wissenschaft zu erkunden, sondern auch der Wille, aus den Ergebnissen zu zielbewußtem völkischem Handeln zu kommen. Er stieß dabei anfangs vielfach auf Widerspruch, mangelnde Einsicht und Einwände aus dem historischen und juristischen Lager. Er war oft ein unbequemer Mahner; seine Forderungen schienen undurchführbar. Trotzdem haben seine Arbeiten über die Kinderbeschränkung, den Raumtod, die Weingeistfrage, den völkischen Verfall, die Reinigung der deutschen Sprache usf., weiten Kreisen die Augen geöffnet. Im „Wehr- und Mehrbuch" sagt er schon 1913, als ob es heute wäre: „Zu Mutlosigkeit ist aber kein Anlaß. Überdies lebt der Deutsche seit jeher nicht dem augenblicklichen Erfolge, sondern der Sache, selbst wenn er auch darüber zu Grunde geht. Welche Sache wäre aber höher als das Volk, das uns geboren!"

Er war einer der seltenen Männer unter uns, die der Zusammenbruch der ganzen bisherigen Welt, auch der der Siebenbürger Sachsen, im innersten Kern unerschüttert ließ, denen er sogar die Möglichkeit bot, weit über ihr bisheriges Wirkungsfeld hinaus im Dienste der Gesamtheit unseres Volkes wirksam zu werden. Siegmund wurde eine tragende Säule, ein Förderer und Beschützer aller aufbauenden Erneuerungsbestrebungen bei uns. Der Aufbruch des deutschen Volkes in der Welt unter dem Zeichen des Hakenkreuzes war ihm die Erfüllung alter Sehnsucht. Seinem Wirken ist mit zu verdanken, daß uns die neue Zeit nicht unvorbereitet traf. Seine Lebensleistung ist eine Brücke von den Kämpfen der Vorfahren zu denen der heutigen Zeit und ein unverlierbarer Bestandteil der Geschichte unseres Volkes. Sein Name wird in der Fürsorgearbeit unserer Landeskirche und in der Ausstellung „Volksgesundheit" fortleben.

Dr. Wilhelm Hager

Kulturpolitische Forderungen der Sudetendeutschen. Die von der Sudetendeutschen Partei Ende April dieses Jahres im tschechischen Parlament eingebrachten Anträge bezwecken eine Regelung der nationalpolitischen Verhältnisse in der Tschechoslowakei auf gesetzlicher Grundlage. Sie sind deshalb an sich schon von kulturpolitischer Bedeutung; denn niemand kann sich darüber täuschen, daß die heutigen nationalpolitischen Auseinandersetzungen und Gegensätze dem Kulturleben viel Raum ent-

ziehen und zu Verzerrungen des Volkscharakters führen müssen, weil es letzten Endes um Fragen der Macht und Stellung und nicht um einen kulturellen Wettbewerb dabei geht. Die Anträge versuchen, eine rechtliche und ethische Demarkationslinie zwischen der Allmacht des den Staat in Beschlag nehmenden Mehrheitsvolkes und dem natürlichen Maß an ideeller und materieller Sicherung der Volksgruppe zu ziehen. Im allgemeinen ist dieser Zweck richtig auf tschechischer Seite erkannt und vielleicht gerade deshalb mit anderen Begründungen bekämpft worden. Der Widerstand gegen die Anträge, die nunmehr im Verfassungsausschuß des Abgeordnetenhauses verhandelt werden, kann natürlich die kulturpolitische Bedeutung dieses Vorschlages nicht aus der Welt schaffen.

Der bedeutendste Antrag ist der Entwurf des Volksschulgesetzes. Wie der Staat so soll auch das Volkstum den Schutz des Gesetzes genießen und zwar in Ausführung der Grundsätze der Verfassung, vor allem des das Staatsgrundgesetz tragenden Gedankens der Gleichheit aller Staatsbürger. Die 18jährige Entwicklung hat gezeigt, daß Geltung und Verwirklichung dieses dem einzelnen Rechtssubjekt zugeteilten Anspruches auf gleiches Recht nicht dem einzelnen überlassen bleiben kann, sondern einem die Summe dieser Rechte umfassenden und vertretenden Verband öffentlichen Rechts, der die einzelne Volksgruppe umfaßt, übertragen werden muß. Dieser Verband erhält im „Sprecher" seinen Generalanwalt, der ausgestattet mit der Vollmacht aller parlamentarischen Vertreter der Volksgruppe, seine vollziehende Tätigkeit auf alle und somit auch alle kulturellen Bedürfnisse und Ansprüche erstreckt. In Paragraph 4 wird als Recht und Pflicht des Verbandes u. a. angeführt: 1. Die Pflege und Entwicklung der völkischen Eigenart, sowie die Erhaltung und Förderung des kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Besitzstandes; 2. der gleichberechtigte Anteil der Volksgruppe an allen Leistungen des Staates; 3. die Regelung des übertragenen Wirkungskreises in Fragen des Volkslebens, des Schul- und Bildungswesens, der Volkskultur, der sozialen Beziehungen und der Volksgesundheit; 4. die Gründung oder Heranziehung von Zwangsverbänden sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Art. Nach Paragraph 19 dieses Entwurfes kommt dem „Sprecher" ein Beschwerde-, Klage- und Vorhaltungsrecht bei der Regierung, beim Obersten Verwaltungsgericht und bei den Behörden zu, das sich natürlich auch auf die oben angeführten Kulturfragen bezieht.

Um die Aufnahme des Volksbestandes (Volksgruppe) zu veranlassen, beantragt ein zweites Gesetz, das Volkszugehörigkeitsgesetz, nationale Kataster. Es will dem schmählichen Seelenkauf ein Ende machen und Normen einführen, die das nationale Bekenntnis einmalig und unabänderlich machen sollen. Es ist als technisch-organisatorisches Hilfsgesetz für den Volksschutz gearbeitet und bietet die Grundlage für eine Beilegung des Kampfes um die Seele, der zwar in anderen Formen geführt wird, praktisch aber im neuen Staat nicht aufgehört hat.

Um jedoch eine papierene Bestandaufnahme im Kataster durch Recht und

Gesetz zu verlebendigen, wurde als dritter Entwurf ein Verbotsgesetz eingebracht, das die Volksentfremdung (Entnationalisierung) unter die Sanktion des Gesetzes stellt. Wer jemanden nötigt, sich zu einer anderen Nationalität zu bekennen oder seine Kinder in Schulen mit einer anderen Unterrichtssprache zu schicken oder sein Eigentumsrecht an einer Liegenschaft oder einem Unternehmen einem andersnationalen Staatsbürger oder einer Vereinigung von solchen zu übertragen oder einem Arbeitnehmer aus nationalen Gründen seinen Arbeitsplatz zu nehmen, wird mit Arrest von 14 Tagen bis zu 6 Monaten bestraft; hat er jedoch die Nötigung als öffentlicher Angestellter ausgeübt, so ist die Strafe verschärfter Arrest in der Dauer von einem Monat bis zu einem Jahr.

Der vierte und fünfte Antrag will einerseits in der staatlichen Verwaltung auf gesetzlichem Wege die Verantwortung des Beamten für die praktische Durchsetzung des Gleichheitsprinzipes festsetzen, und zwar auch auf dem Gebiete des kulturellen Lebens, andererseits den Staat für Schädigungen haftbar machen, die durch Verletzung von Rechtspflichten des öffentlichen Angestellten der Volksgruppe oder einem ihrer Angehörigen zugefügt werden.

Schließlich führt der sechste Antrag die Klagebefähigung der Volksgruppe durch ihren Verband öffentlichen Rechtes vor dem Verfassungsgericht ein. Auch dies ist sehr wichtig, weil bisher neben dem Obersten Gericht und dem Obersten Verwaltungsgericht nur die Mehrheit des Abgeordnetenhauses und des Senates das Recht der Klage vor dem Verfassungsgericht hatten, was bei vielen Gesetzen, auch kulturpolitischen, eine Überprüfung der Verfassungsmäßigkeit eines Gesetzes oder einer Verordnung auf Grund des Ermächtigungsgesetzes unmöglich machte.

Gustav Peters

Tag der Deutschen Kunst in München. Kein Ereignis ist für die Bedeutung, die das Dritte Reich und sein Gründer der deutschen Kultur zumessen, bezeichnender als dies: daß der erste Großbau, den das erneuerte Deutschland fertigstellte, der Kunst gewidmet wurde. Wahrhaft groß, in edler Form und aus edlem Stein steht er da, von einem Baumeister entworfen, den heute der Rasen deckt, dessen Namen aber — Professor Paul Ludwig Troost — in seinem Werk verewigt bleibt gleich dem Namen Adolf Hitlers, der hier nicht nur der Bauherr, sondern zu einem entscheidenden Teil mit Baumeister gewesen ist. Seinem Willen entsprechend wurde das Haus der Deutschen Kunst in München ein Tempel der Malerei und Bildhauerei und ein Denkmal der Zeit, die den Grundstein legte für eine volkswesenhafte Zukunft der Deutschen. Wo vom deutschen Volk heute geredet wird, ist es in seiner Gänze gemeint und darum steht das neue Haus allen deutschen Künstlern offen, wo immer sie siedeln mögen. Auch in der ersten Ausstellung, die mit der Einweihung des Hauses eröffnet wurde, sieht man Bilder mancher Künstler, die nicht im Reiche beheimatet sind. Wir hoffen, daß die siebenbürgisch-deutschen Künstler, von denen man diesmal noch kein Werk entdecken konnte, in den folgenden Ausstellungen vertreten



Karl Brandsch, Pappeln

Öl

sein werden. Viele hundert Bilder und Zeichnungen, von denen man manche nicht leicht vergessen wird, geben einen aufschlußreichen Einblick in die Gegenwartslage der deutschen Malerei.

Besonders stark ist der Eindruck, den die Plastik hinterläßt, die hier — wir nennen Namen wie Kolbe und Thorak — mit ausgezeichneten Arbeiten vertreten ist. Wundervoll ist — wir müssen nochmals darauf zurückkommen — der Bau, in dem die große Schau geboten wird. Es wurde vom Führer selbst ausgesprochen, daß das Haus der Deutschen Kunst das vollkommenste Ausstellungsgebäude sei, das es heute gibt. Dies kann in seiner Wahrheit nur ermessen, wer es sah, wer die Schlichtheit und Würde der Front, der Vorhalle, der Säle, wer zugleich die Zweckmäßigkeit der Anlage, der Lichtverhältnisse in Augenschein genommen hat. Dieses Haus, dem eigentlich in diesen Blättern ein großer Aufsatz aus der Feder eines Fachmannes gebührte, ist des Stolzes des Deutschen Volkes wert.

Die bluthaft-enge Verbundenheit der Kunst mit dem Volk, die das Dritte Reich erstrebt und deren Künder der Führer in seiner Einweihungsansprache war, als er die Wegrichtung umriß, die er der Kunst des Deutschen Volkes als dessen Seelenverkörperung gegeben sieht, äußerte sich in den vielen Veranstaltungen zum Tag der Deutschen Kunst in ernster und heiterer, immer aber in hinreißender Weise. Es ist uns unmöglich — und gehört auch mehr zu den Obliegenheiten der Tagespresse — die einzelnen Veranstaltungen zu beschreiben. In allen äußerte sich die schwingende Einheit zwischen Bevölkerung und Kunst. Und daraus konnte jene Festfreude erwachsen, die im neuen Deutschland so oft die Herzen erhebt. Der große Festzug „Zweitausend Jahre deutsche Kultur", der durch die Straßen Münchens schritt, bot eine Überfülle herrlicher Bilder aus vergangenen Tagen; ein Empfang, den die Reichsregierung den Ehrengästen in einem Park gab, entzückte durch den märchenhaften Zusammenklang von sommerlichen Wiesen, buntbeleuchteten Tischen, köstlichem Ballett und einem überwältigenden Feuerwerk. Diese Sommergartenfeste, von der Künstlerschaft mehrfach für die breite Bevölkerung veranstaltet, brachten jene heitere Note in die Jubeltage, die noch lange nachklingen wird. Heinrich Zillich

Rudolf G. Binding 70 Jahre alt. In einem Aufsatz über Rudolf G. Binding, der am 13. August 70 Jahre alt wurde, stehen folgende Worte: „Reiter, Dichter, Soldat, Liebender: das ist Rudolf G. Binding. Fast hören sich die vier Worte an, wie die Kardinaltugenden. Sie ergeben zusammen die Haltung und den Stolz eines Mannes, der das Leben auf seine Weise bewältigte, der immer gute Figur machte, auch dann, wenn Verstand und Herz vom Leben einmal sehr betroffen worden waren. Überschwang und Einsicht, Schönheitsliebe und Liebe zum Schicksal, aus ihnen reifte bei Binding jene Kavaliers-Gelassenheit, die in jeder Zeile seines Werkes so sehr besticht und einnimmt. Eine Ritterlichkeit ewiger Jugend steckt in diesem Manne: trotz der Finsternis und Abgründe, um die auch er weiß, sagt er aus voller Seele Ja zum Leben."

Hier wird Bindings Wesen und Dichtertum so klar gezeichnet, daß uns

kaum noch etwas zu sagen bleibt. Es sei denn dies: daß alles, was er schrieb, wahre Gestalt wurde und darum Dichtung, daß alles, was er sann und aussprach, in einem edlen, reifen Sinne deutsch ist, so deutsch, wie wir uns das Bild eines deutschen Offiziers vorstellen, der nicht durch die Achselstücke, sondern durch den Krieg zum Offizier wurde. Wahres Herrentum und Zucht, aber auch die heitere Überlegenheit dessen, der aller Kreatur und ihren Tiefen nicht fremd ist, doch sie über sich nicht überhand nehmen läßt, sind das Geheimnis des Mannes und Dichters, der jung blieb in einer Weise, die aus seinem Werk noch zu den Späteren künden wird, denen aber, die das Glück haben, dem Ritter unserer Dichtung auch von Angesicht begegnet zu sein, unmittelbar und unverlöschlich bewußt wurde. Binding ist, soweit dies einem Manne des Geistes, der Verantwortung und der Liebe und gar einem Dichter beschieden sein kann, ein Glücklicher, weil er das Leben nicht als Gegner ansah und weil es ihn in seiner Art bestätigen mußte. Reife, Form und Gesinnung, diese Haltung, bis ins Letzte selbstverständliche Äußerung seines Wesens, gab ihm den Glanz des Siegers und Kavaliers auch in einer Zeit der Gestaltlosigkeiten. Bewährt im Leben und im Wort, als der große Meister der Novelle, als Schöpfer unvergeßlicher Gedichte, vor allem jener, die er unter dem edlen Titel „Stolz und Trauer" dem Kriege und dem deutschen Heldengeschick widmete, und als einer der wenigen Essayisten der Gegenwart, der das Recht besaß, von sich und seinem Erleben zu künden, weil sich darin Bedeutendes und Vorbildliches verdichtete, ist er uns ein Beispiel dafür, daß Adel und Jugend einer Seele allem gewachsen sind, auch der Zeit.

Heinrich Zillich

Dichtertreffen bei Hans Grimm. Auf seinem Besitztum in Lippoldsberg an der Weser versammelt seit vier Jahren während einer Sommerwoche Hans Grimm alljährlich einige deutsche Dichter zu geselliger Aussprache und zu Lesungen. Diesmal fiel das Treffen in die ersten Julitage. Es nahmen daran teil Paul Alverdes, Rudolf G. Binding, Friedrich Bischoff, Hans Carossa, Hermann Claudius, Edwin Erich Dwinger, Paul Fechter, Georg Grabenhorst, Karl Benno von Mechow, Rudolf Alexander Schröder, August Winnig und Heinrich Zillich, außerdem einige ausländische Literaturhistoriker, so z. B. die Germanisten der Universitäten Oxford und Cambridge, Mr. Bennett und Mr. Blundon, Professor Gabetti vom Institut „Casa Goethe" in Rom und Professor Heuser aus Neuyork.

Der Höhepunkt der Dichterwoche war wie immer die öffentliche Lesung im Klosterhof vor den vielen Tausenden, die zum Teil von weit herbeigeströmt waren, um Grimm und seine Gäste zu vernehmen und zu sehen. In diesem Zustrom unzähliger Menschen aller Kreise äußert sich etwas Außerordentliches und zugleich sehr Deutsches, denn wo und in welchem Volke geschähe es noch, daß Tausende zu Fuß, zu Wagen, im Sonderzug und in vielen Omnibussen herbeieilen, um an einem heißen Nachmittag im Hof eines alten Zisterzienserklosters Gedichte und Erzählungen anzuhören? Hier antwortet wirklich das Volk seiner Dichtung!

Am Vormittag fand zunächst eine musikalische Feierstunde in der Kirche statt, bestritten von der Akademischen Orchester-Vereinigung Göttingen (Bach: „Kunst der Fuge" und eine seiner Motetten). Die Lesestunde am Nachmittag bot abwechselnd alte Musik und Dichtungen. Die Einleitungsworte sprach Hans Grimm, dann lasen aus eigenen Werken Schröder, Alverdes, Winnig, Claudius, Bischoff, Carossa, Zillich und Binding. Drei Stunden dauerte die Lesung und keine Sekunde lang riß die innige Verbindung zwischen Dichtern, Musikern und Zuhörern ab.

Am letzten Tag der Dichterwoche traf der Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen, Professor Dr. Hans-Oskar Wilde, in Lippoldsberg ein und überreichte vor den noch anwesenden Dichtern Heinrich Zillich die Promotionsurkunde zum Ehrendoktor der Philosophie der Universität Göttingen.

Dank an die Inselbücherei. Zum fünfundzwanzigsten Jahrestag ihrer Gründung legt die Inselbücherei dem deutschen Leser ein Bändchen auf den Tisch, das sich fast so genußreich liest wie die schönsten Stücke der Reihe, trotzdem es nicht mehr als einen Rechenschaftsbericht über „Die Insel-Bücherei 1912—1937" darstellt. Denn wem von uns steigt bei diesem Weg durch Werden und Wachsen der Inselbücherei nicht die Erinnerung an viele seiner schönsten Bildungserlebnisse auf, die er diesen Bändchen verdankt! Dieser Rechenschaftsbericht — er wird schön ergänzt durch ein Bekenntnis Bindings zur Inselbücherei, durch sehr lesenswerte Aufsätze über sie vom bibliophilen, vom farbdrucktechnischen und jugenderzieherischen Standpunkt und schließlich von dem Verzeichnis der Bände — dieser Bericht enthält ein Stück deutscher Bildungsgeschichte und ein Ehrenblatt deutscher Kulturarbeit und Verlegerleistung. Im Juni 1912 gehen zwölf Bändchen in die deutsche Welt: Rilke, Cervantes, Henry van de Velde, Bismarck, Verhaeren, Friedrich der Große, Bürger, Hofmannsthal, Plato, Goethe, Jacobsen, Flaubert —, und deuten schon die große Spannweite an, die diese Sammlung durchhalten wird. Im August sind die ersten hunderttausend abgesetzt, im März 1914 war, als eben der 132. Band erschien, die erste, im März 1916 die zweite Million überschritten. Josef Hofmiller hat damals das Geheimnis dieses Erfolges sehr richtig in die Worte gefaßt: „Bis jetzt hat es so billige und zugleich so schöne Bücher in Deutschland nicht gegeben... Wer die Insel-Bücherei mit der Zeit anschafft, besitzt die meisten der Elemente unseres heutigen Geisteslebens." Denn dieses kühne Unternehmen ging über die ursprünglich geplante Beschränkung auf „Krongut der Dichtung" — so sollte nach einem ersten Plan der Name der Sammlung lauten — von Anfang an hinaus, Herodot und Plutarch, Meister Eckhart und Heinrich Suso, Paracelsus und Jakob Böhme, Kant und Lichtenberg, Görres und Grimm, Schopenhauer und Fechner, Ranke, Burckhardt, Mommsen und Treitschke, Clausewitz und Schlieffen, Max Klinger und F. Busoni, Weisheit der Chinesen und des Morgenlandes mündeten in sie ein. 1917 begann mit Holbeins Holzschnittfolge „Bilder des Todes" die Reihe der reinen Bildbände, 1933 mit

Rudolf Kochs „Kleinem Blumenbuch" und dem „Struwwelpeter" die Reihe der farbigen Bilderbücher. Welche Kulturtat, zu so billigem Preis und in so meisterhafter Wiedergabe die Abbildungen des Sachsenspiegels und der Manessischen Minnesingerhandschrift, Grünewaldzeichnungen und Rembrandtradierungen, die plastischen Wunder Naumburgs und des Bordesholmer Altars dem deutschen Volk zugänglich zu machen! Und die wunderschönen Bilderbücher mit den Vögeln, Faltern und Fischen, Bäumen, Blumen und Pilzen!

Wer Wert und Wirkung solcher Arbeit erkennen will, lese einmal die Auflagenzahlen der einzelnen Bändchen nach. Nicht nur, daß etwa mit der Verbreitung von Rilkes „Cornet" und Bindings „Opfergang" in 550.000, bzw. 475.000 Stücken großen Dichtern von heute der Weg bereitet wurde. Aber unter den über hundert Bändchen, die das 50. Tausend überschritten haben, gibt es philosophische Werke etwa von Kant und Fechner, altes Dichtungsgut wie die Eddalieder, „Der Ackermann und der Tod" des Johannes von Saaz und des Angelus Silesius „Cherubinischen Wandersmann", eine ganze Reihe lyrischer Bände. Das war ein kühner und so schön belohnter Einsatz für die spröderen und schwerer zugänglichen Werke, ein Einsatz, der redlich beigetragen hat zur Selbstbesinnung auf die wahrhaften Werke des geistigen Vätererbes. Für all dieses gebührt der Inselbücherei, die jetzt die Bandzahl 500 (siehe Besprechungsteil) überschritten hat, unser Dank. Dank der Gesamtheit und der stillere Dank jedes einzelnen für seine ureigensten Inselbücher-Erlebnisse, und schließlich ein ganz besonderes Dankeswort des Auslanddeutschen, dem fernab von den großen Büchereien des Reiches die Inselbücherei manchen in unzugänglichen Ausgaben vergrabenen Schatz erschlossen hat.

Harald Krasser

Neue Bücher und Schriften

Dauthendey:

Max Dauthendey. Die acht Gesichter am Biwasee. — Der Garten ohne Jahreszeiten. Neuausgaben in Geschenkausstattung. Albert Langen/Georg Müller, München, 1937. — Am 25. Juli wäre Dauthendey 70 Jahre alt geworden, der Dichter, den der Weltkrieg auf einer Reise um die Erde überraschte, der vier Jahre lang in Java auf das Ende des großen Ringens wartete und dort an der Sehnsucht nach der Heimat starb. Seinem Andenken vermag nichts besser zu dienen als die Neuausgabe seiner schönsten Novellen.

„Die acht Gesichter am Biwasee", wohl das bedeutendste Werk, das dem Dichter in Asien gelang, enthalten unvergleichlich zarte japanische Erzählungen in einer dichterischen Vollendung, die sie, im Verein mit dem phantastisch-märchenhaften Stoff, eine ganz einzigartige Stellung im deutschen Schrifttum einnehmen läßt. Japan in seiner Tiefe wird hier lebendig, das ewig Menschliche seiner Wesenslandschaft, Liebe und Leid, Heldenlied

und Natur. Das schmale Buch ist ein Schrein mit einer unendlich reichen Fülle des Wunderbaren.

Das gleiche gilt für die indischen Novellen, die in dem Band „Der Garten ohne Jahreszeiten" gesammelt sind. Die fremde Erde des Morgenlandes mit ihren Abenteuern, Märchen und Leidenschaften, ihrem Geheimnis und ihrer Tragik ist auch hier in ein dichterisches Gewand letzter Vollkommenheit gekleidet. Berauschend ist der Duft der sprachlichen Gewalt, der seelischen Einfühlsamkeit, der Stimmung, die uns den letzten Sinngehalt des Rätselhaften einer fernen Welt enthüllt und ins Herz drückt.

Mit den beiden Büchern, die wir freudig entgegennehmen, ist Dauthendey ewig unser und unvergänglich geworden. Heinrich Zillich

Zeitgeschichte:

Louise Diel. Mussolini. Kampf, Sieg und Sendung des Faschismus. Paul List Verlag, Leipzig, 1937. — Die Verfasserin ist trotz ihres deutschen Namens durchaus Italienerin, mag sie auch deutsch schreiben. Dies ergibt sich nicht bloß daraus, daß sie mit keinem Wort die Behandlung der deutschen Südtiroler erwähnt, sondern auch aus der Art der Darstellung. In begeisterten Ausführungen wird die Gestalt Mussolinis in ihrer Einzigartigkeit auf Grund unmittelbarer Anschauung gezeichnet; Louise Diel fußt auf persönlichen Gesprächen mit dem Duce und wurde bei der Abfassung ihres Buches von der italienischen Regierung unterstützt. Sie gibt italienische Standpunkte, Wertungen und Empfindungen wieder, wenn sie den Faschismus darstellt. Das ist gewiß lehrreich; überdies enthält das Buch viel Tatsachenmaterial, aus dem der Weg des Faschismus und seine Politik ersichtlich wird. Heinrich Zillich

Hermann Freiherr von Eckardstein. Die Welt der Diplomaten. Mit 16 Bildtafeln. Paul List Verlag, Leipzig, 1937. — Das Buch stellt eine Auswahl aus den dreibändigen Lebenserinnerungen des deutschen Vorkriegsdiplomaten dar, der, von Bismarck selbst aus dem Offizierdienst in die diplomatische Laufbahn berufen, als seine Hauptaufgabe die Schaffung eines Bündnisses zwischen England und Deutschland ansah. Daß ihm dies nicht gelang, ist nicht seine Schuld. Die Auswahl gibt ein Bild des gesellschaftlichen Lebens in England, Deutschland und Frankreich um die Jahrhundertwende, führt in die politischen Verhältnisse ein, zeichnet sehr scharf die verhängnisvolle Rolle Holsteins und deckt viele Einzelheiten von tragischer Bedeutung auf. Darüber hinaus ist es eine Fundgrube von ausgezeichneten Porträts wichtiger Persönlichkeiten. Die anschauliche Darstellung einer versunkenen, aber bis heute im europäischen politischen Leben nachwirkenden Welt verdient Beachtung.

Heinrich Zillich

Edwin Erich Dwinger. Spanische Silhouetten. Tagebuch einer Frontreise. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1937. — Dwinger besuchte vor

kurzem den spanischen Bürgerkriegsschauplatz auf Seite Francos und stand damit wieder, nun allerdings bloß als Bürger wenn auch als leidenschaftlicher Gegner des Bolschewismus, im Kampf zwischen Weiß und Rot. Die Erlebnisse und Erkenntnisse seiner kurzen Reise verdienen Beachtung, weil sie in einer überzeugenden, einfachen und menschlich außerordentlich sympathischen Weise dargestellt wurden. Von der Weltbedeutung dieses Bürgerkriegs und von der vernichtenden Bedrohung des Abendlandes durch den Kommunismus geben sie einen erschütternden Eindruck.

Heinrich Zillich

Buchreihen:

Jubiläumsreihe der Inselbücherei. Am 25. Jahrestag ihrer Gründung bringt die Inselbücherei eine Reihe von zwölf Bändchen heraus, die im kleinen noch einmal den vielseitigen Reichtum, die Erlesenheit der Auswahl und die gediegen-schöne Ausstattung der ganzen Sammlung wiederholt. Da sind Hans Carossas Gedichte, diese lauterste, klassischeste Lyrik unserer Tage — ein würdigeres Bändchen 500 hätte man im zeitgenössischen Schrifttum nicht finden können. Da ist Goethes West-östlicher Divan, der vollständige Divan mit seiner erhabenen Altersweisheit und späten Liebes- und Lebensglut in einem Inselbändchen! Da sind Wagners Meistersinger, der dichterisch und menschlich reinste und reifste Musikdramentext des Meisters. Dann „Das kleine Pilzbuch", den bisherigen Pflanzen- und Tierbildbüchern an Schönheit und Sauberkeit der Bildausführung mindestens ebenbürtig. Unter dem Titel „Ein Deutscher" sind kleine Schriften vom großen Graphiker, Schriftzeichner, Handschriftenschreiber Rudolf Koch vereinigt, die wirklich seine charaktervolle und erzieherische Deutschheit offenbaren — eine schöne Abstattung des Dankes, den gerade die Inselbücherei ihm schuldete, an den verstorbenen Meister. Ein weiteres Bändchen bringt mit einem unübertrefflichen Nachwort von Wilhelm Pinder die Bildwerke des Naumburger Domes in Wiedergaben von kaum glaublicher technischer Vollkommenheit. Dann eine herrliche Auswahl aus Briefen Hölderlins mit einem in seiner Hölderlinschau sehr wesentlichen Nachwort Adolf von Grolmans. Noch ein dritter bebilderter Band: Wilhelm Buschs Nachlaßwerk „Hernach" mit seinen köstlichen versbegleiteten Zeichnungen. Die Erzählung unseres Zeitalters ist reizvoll vertreten in Ruth Schaumanns Märchen „Der Petersiliengarten", in des Flamen Timmermanns Erzählung „Beim Krabbenkocher", Englands große Erzählertradition in Joseph Conrads Erzählung „Jugend". Und schließlich, als würdiges Gegenstück zu Vilmars Nacherzählung des Nibelungenliedes, die lange schon als Inselbüchlein vorliegt, Severin Rüttgers Nacherzählung der Kudrun. Wir sehen in Erwartung neuer Kostbarkeiten der für den Herbst angekündigten zweiten Jubiläumsreihe entgegen.

Harald Krasser

Aus kleinen Buchreihen. Noch immer erscheinen in Deutschland neue kleine Buchreihen. Zahllose Verlage legen, vom Erfolg der alten Reihen angeregt, solche Kleinbuchsammlungen an, ohne allerdings die Vorherrschaft der vier oder fünf Reihen erschüttern zu können, die sich durchgesetzt haben und ein Gut vervielfältigen, das Beachtung und Anerkennung verdient. Aber selbst wenn man nur diese Reihen sichtet, ist die Zahl ihrer Neuerscheinungen zu groß, um jede besprechen zu können. Wir müssen uns daher auf eine Aufzählung beschränken.

In der „Kleinen Bücherei" des Albert Langen / Georg Müller-Verlags in München veröffentlichte in der letzten Zeit Hermann Claudius neue Gedichte unter dem Titel „Und weiter wachsen Gott und Welt", Hans Grimm die große Novelle „Des Elefanten Wiederkehr", Erwin Guido Kolbenheyer eine Reihe kleiner Erzählungen unter dem Gesamttitel „Klaas Y, der große Neutrale", Curt Langenbeck ein neues Bühnenstück „Der getreue Johannes", während aus den Lebenserinnerungen des steierischen Dichters Hans Kloepfer eine schöne Auswahl vorgelegt wird im Bändchen „Was mir die Heimat gab". Besondere Erwähnung verdient Will Vespers Sprüchebändchen „Rufe in die Zeit"; ein knappes aus dem Leben geschriebenes Bekenntnis eines geraden und kampffrohen Herzens.

Die „Deutsche Reihe" des Eugen Diederichs-Verlags in Jena, die eben eine Gesamtauflage von einer Million erreichte, hat nicht weniger Bändchen herausgebracht: da sei zunächst „Volk an der Grenze" erwähnt, eine Sammlung von Gedichten der Auslanddeutschen, in der wir auch Vertreter des deutschen Schrifttums Siebenbürgens finden. Im Gegensatz zur „Kleinen Bücherei" bringt die „Deutsche Reihe" auch Abhandlungen, immer aber in der Blickrichtung auf das wesenhaft Deutsche, so diesmal eine Reihe von Aufsätzen von Richard Benz über deutsche Dichter und Denker unter dem Titel „Genius im Wort"; dann ausgewählte Stücke aus den Schriften der Brüder Grimm „Vom Wesen der Volkheit"; und zwei Aufsätze des großen Philosophen Ludwig Klages zum Thema „Der Mensch und das Leben". Die dichterischen Neuerscheinungen der Reihe sind die folgenden: Gedichte von Ludwig Friedrich Barthel „Komme, o Tag"; von Karl Bröger, dem prächtigen Arbeitsdichter, „Volk, ich leb aus dir"; chorische Dichtungen von Hans Baumann „Wir zünden das Feuer"; und schließlich vier Bändchen Erzählungen: Otto Gmelin, „Die junge Königin"; Ottfried Graf Finkenstein, „Der Kranichschrei"; Anton Dörfler, „Der Ruf aus dem Garten"; und Helene Voigt-Diederichs, „Vom alten Schlag", eine Sammlung von frühen Novellen der Dichterin.

In „Reclams Universal-Bibliothek", Leipzig, erschienen drei Prosabändchen, auf die nachdrücklich hingewiesen sei, zunächst auf eine Auswahl von Bildergeschichten von Wilhelm Busch „Die Kirmes

und andere Bildergeschichten", die man gern und oft verschenken wird, da sie in vorzüglicher Wiedergabe einige der allerbesten Arbeiten Buschs enthält; dann ein Bändchen von Ina Seidel „Spuk in des Wassermanns Haus" — die Titelnovelle mit spannender, tragischer, geheimnisvoller Handlung, erschien zusammen mit einigen Kindheiterinnerungen und einer kurzgefaßten Lebensdarstellung — und schließlich eine neue Novelle von Peter Dörfler „Das Gesicht im Nebel".

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Gedächtnis an den großen Dichter Max Dauthendey, der in diesem Monat siebzig Jahre alt geworden wäre, steht an der Spitze dieses Heftes ein Stück aus seinem Band japanischer Novellen „Die acht Gesichter am Biwasee", auf deren Neuauflage der Besprechungsteil verweist.

Einigen in dieser Zeitschrift neuen Namen begegnet man im vorliegenden Heft:

Hans Leicht: der Verfasser der (übrigens zu ganz verschiedenen Zeiten des letzten Menschenalters entstandenen) erfreulich unliterarischen und durch ihre menschliche Wärme wirkenden Gedichte ist ein im Ausland lebender Siebenbürger Sachse.

Der Hermannstädter Kurt Horedt ist innerhalb unserer jüngeren, geschichtsfernen Generation einer der wenigen, die die alten Traditionen siebenbürgisch-sächsischer Geschichtsforschung weiterführen.

Den Nachruf auf Heinrich Siegmund verdanken wir einem Berufs- und Gesinnungsgenossen des Verstorbenen, der ihm durch gleichgerichtete Arbeit verbunden ist.

Die Ausführungen über die bedeutungsvollen kulturpolitischen Forderungen der Sudetendeutschen sind der Zeitschrift „Volk an der Arbeit" entnommen, die von der „Gesellschaft für deutsche Volksbildung" in Reichenberg herausgegeben wegen ihrer wertvollen kulturpolitischen Wirksamkeit auch unsere Beachtung verdient. Dr. Gustav Peters ist Abgeordneter im tschechoslowakischen Parlament.

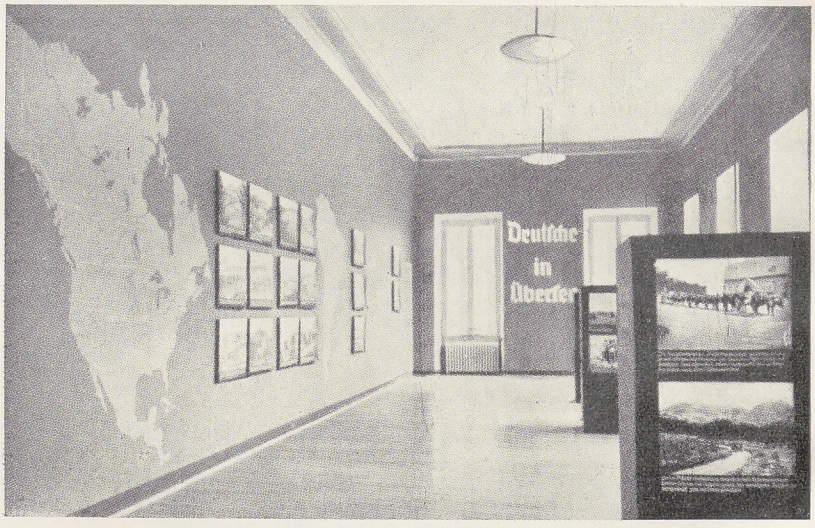
Die Abbildungen des Heftes geben Arbeiten des Schäßburgers Karl Brandsch wieder, der gegenwärtig in Mühlbach lebt. Bei unserer Besprechung der Kronstädter Gesamtschau wurde auf ihn hingewiesen.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Sibiu-Hermannstadt, Leschkircher Straße 13
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.

Das Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland



Raum des Deutschtums im Osten



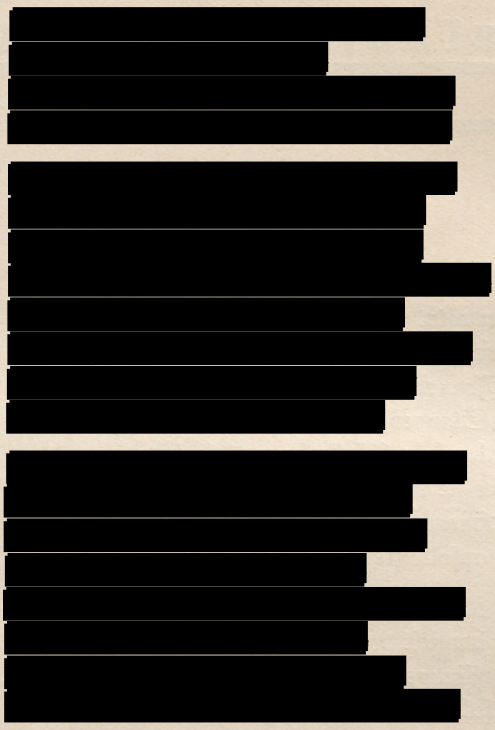
Raum des bodenständigen Überseedeutschtums

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
14. JAHR SEPTEMBER-OKTOBER HEFT 9-10

Der Herbst

Von Peter Huchel





Geistiges Leben im Werden des Volkes

Das Werk Erwin Guido Kolbenheyers

Von Carl Hans Watzinger

Kolbenheyer erhielt den diesjährigen Goethepreis der Stadt Frankfurt.

Im Vorwort seines philosophischen Werkes „Die Bauhütte“[1] schreibt E. G. Kolbenheyer, daß dieses Buch manchem Leser seiner Romane nicht überraschend kommen dürfte. „Die Bauhütte“ erschien im Jahre 1925. Sein Spinoza-Roman „Amor Dei“, „Meister Joachim Pausewang“, dieser wundervolle Roman aus der Zeit des Jakob Böhme, die beiden ersten Bände der „Paracelsus“-Trilogie waren bereits veröffentlicht, der dritte Band dieser Trilogie lag

[1] Die Werke von E. G. Kolbenheyer sind im Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, erschienen.

fertig und in einer Zeitschrift abgedruckt vor. Gemessen an den Darlegungen der „Bauhütte", bilden diese historischen Romane mit dem philosophischen Werk tatsächlich eine Einheit. Denn die geistige Einstellung des Dichters, wie sie uns aus seinen Romanen überkommt, ist dann in der „Bauhütte" erkenntniskritisch belegt worden. Es ist daher bei E. G. Kolbenheyer wesenhaft, auch seine philosophischen Schriften, vor allem „Die Bauhütte", ihre Fortsetzung, das zwei tiefe Abhandlungen umfassende Buch „Neuland", ferner die in der Reihe „Reden und Aufsätze" gesammelten kleineren, jedoch bedeutungsvollen biologischen Arbeiten „Die volksbiologischen Grundlagen der Freiheitsbewegung" (1933), „Der Lebensstand der geistig Schaffenden" (1934), „Unser Befreiungskampf und die deutsche Dichtkunst", ein Vortrag, den der Dichter vor der Münchener Studentenschaft hielt, „Lebenswert und Lebenswirkung der Dichtkunst in einem Volke" (1935), „Wie wurde der Roman Dichtung" (1937) und „Arbeitsnot und Wirtschaftskrise biologisch gesehen" (1935) zu kennen. Denn gerade aus diesen grundlegenden Auseinandersetzungen mit der Zeit wird uns sein Schaffen klar, ja es wird uns seinsnotwendig. Nehmen wir dann noch seine Dramen, von denen seine zweite Giordano-Bruno-Tragödie „Heroische Leidenschaften" und das Schauspiel „Gregor und Heinrich" für die Erkenntnis seines gesamten Werkes, ja seiner Entwicklung wertvoll sind, schließlich die „Karlsbader Novelle" (Kleine Bücherei, Band Nr. 32), so vermögen wir den geistigen Bogen seines Werkes, die Tiefe und Weite seines Geistes erst richtig zu erfassen.

Obgleich nach maßgeblichen dichterischen Werken erschienen, die den Dichter bestimmen und sein Werk festlegen, muß immer „Die Bauhütte" Grund für die Betrachtung des Gesamtwerkes von E. G. Kolbenheyer bleiben. Denn seine Tat, in diesem Buch die Elemente einer Metaphysik der Gegenwart zu geben, wird vor ehrlicher Kritik eine für unsere Zeit, vielleicht sogar für jede Zeit, bedeutsame. Denn sie erkennt die tieferen Zusammenhänge des Lebens, bestimmt es, und so kommen wir in den Stand, unser Dasein im Leben des Volkes und der Völker zu sehen, was heute für uns die brennendste Aufgabe sein muß. Und wenn Kolbenheyer in seiner „Bauhütte", die, wie er einmal sagt, durchaus kein Dom genannt werden möchte, das selbstbewußte Ich des rationalen Idealismus entthront, seine Selbstherrlichkeit vernichtet, indem er das Indivi-

duum als Funktionsexponent erkennt, so geschieht das nicht aus einer Sucht, eine „neue" Philosophie durchzusetzen, es geschieht aus dem erkenntniskritischen Drang heraus, das Leben in seinen verschiedenen Formen und Wandlungen nicht absolut, sondern in bezug auf die mannigfaltigsten Umstände zu erfassen, die ein Menschenleben oder überhaupt ein Leben durchlaufen muß, bis es seine plasmatische Kraft erschöpft hat. Hierdurch wird uns aber erst das Leben begreiflich. So wird Kolbenheyers Schaffen Leben im Volk, besser noch: Leben im Werden des Volkes. Der Dichter erkennt alles Werden und Sein, besonders die Kultur, aus der rein funktionellen Natur des Individuum, nicht aus der Hypostase des Bewußtseins. Sein Schaffen kommt aus den Erkenntnissen der Biologie.

Im Wechselbezug steht das dichterische, philosophische und biologische Werk E. G. Kolbenheyers. Wir wollen versuchen, es in groben Strichen zu umreißen.

Grundlegend ist: keine Zeit mit ihrer geistigen Einstellung, ihrer Anschauung des Lebens, wiederholt sich. Freilich bleibt sie nicht abgeschlossen stehen, ist kein totes Ding. Aber die äußeren Umstände, denen sich die Menschen anpassen müssen, um weiter bestehen zu können, verändert sie, löst sie auf. Deshalb wird z. B. das historische Bild eines Dichters falsch sein, wenn er die vergangene Zeit rückschauend gestaltet. Die Historiendichtungen sonder Zahl, die seit 1933 auf dem Büchermarkt erschienen sind, gehören zumeist unter diese Werke; sie lassen kalt, weil sie keinen Erlebniswert hervorbringen. Kolbenheyer war es nun immer darum zu tun, in einer historischen Dichtung historische Zeit möglichst aus ihr selbst zu erfassen, und — wir wollen hier den „Meister Joachim Pausewang" nennen — das ist ihm in einem beinahe vollendeten Maße geglückt. Die Zeit des Jakob Böhme, dieses deutschen Mystikers, der Gut und Böse in Gott vereinigte, ist geschaut, intuitiv erkannt, sie ersteht aus sich selbst, aus ihren Menschen, und diese Menschen redeten, handelten wohl wie Kolbenheyer sie gestaltet hat. Das ist das Primäre an dem Roman, und nicht etwa der Eindruck, daß in dem Meister Joachim Pausewang eine „Ideal"-Gestalt des deutschen Handwerkers geschildert wird. Dieser Eindruck ist sekundär. Dem Dichter ging es um Tieferes, um die Loslösung der Epoche der deutschen Mystik von rückschauenden Gedanken, die unsere Zeit erwägt

beim Erinnern an jene Vergangenheit. Und so wurde das prächtige Bild des deutschen Handwerkerfleißes und -ernstes.

E. G. Kolbenheyer hat nicht von ungefähr die deutsche Mystik zum Schauplatz vieler seiner historischen Dichtungen gemacht. Die „Paracelsus"-Trilogie lag im Geist des Dichters schon vor der Niederschrift des „Pausewang" fest, und sein erstes dichterisches Werk (sein erstes Giordano-Bruno-Drama wollen wir beiseite lassen), der Spinoza-Roman „Amor Dei", steht in Beziehung zur geistigen Linie dieser Werke. Erkenntniskritisch bedeutsam für das gesamte Schaffen Kolbenheyers bleibt es ferner, daß der Dichter stets jene Perioden — in seiner „Bauhütte" nennt er sie Schwellenperioden — aus der Geschichte wählt, die in ihrer funktionellen Wirkung eine neue Phase geistigen Lebens einleiten. Hierin scheint uns sein Dichtertum auch begründet zu liegen, letzthin ebenso seine Fähigkeit, das Genie als Hauptgestalt in eine Dichtung zu stellen. Denn der Beginn einer neuen Ära, wie sie oftmals durch das Genie geschaffen wird, erscheint mit den Umständen, die dieses Genie zu überwinden hat, um seine differenziertere Geistigkeit durchzusetzen, tragisch. Vor allem wird uns das an der Tragödie „Heroische Leidenschaften" klar, die Giordano Bruno, den Sohn einer deutschen Mutter, als den Exponenten eines noch jüngeren, plasmatisch noch unverbrauchten Volkes, des deutschen, erkennt, der kraft dieser überindividuellen Jugend, die als ein Teil des Volkes in ihm lebt, in eine geistige „Welt", die sich in Hypostasen überfolgert hatte, einbricht, sie zu wandeln. Das Ende muß dann sein Tod sein.

Ebenso wird uns in der „Karlsbader Novelle" Goethe vorgestellt. Vielfach heißt es von dieser Dichtung, daß sie die Novelle über das Verhältnis Goethes zur Frau von Stein sei. Was den äußeren Inhalt betrifft, der die Flucht Goethes aus Karlsbad im Jahre 1786 schildert, kann man nichts dagegen einwenden. Die tiefere Bedeutung der Novelle liegt aber in der Erkenntnis Kolbenheyers, daß Goethe vor einem „neuen" Leben stand — ein Bürger geworden war. („..... aus einem schwärmerischen Stürmer ein — höfischer Bürger .....") Goethe also am Schwellenpunkt einer neuen Zeit! So bleibt die erschütterndste Szene des Bändchens diese: Goethe und Charlotte von Stein sprechen miteinander. Er fragt: „Seit wann zweifelt meine Lotte an mir?", worauf sie antwortet: „Du bist still geworden, mir wird bange nach dir." Hier ist ja doch

vom Dichter der Bruch des Schaffens erfaßt, der bei Goethe — hie „Werther", „Götz", dort „Iphigenie", „Tasso" — besteht. (In der zweiten Abhandlung „Die dritte Bühne" des Bandes „Neuland" spricht Kolbenheyer ausführlicher über dieses Thema.)

Vom Standpunkt der Biologie aus läßt sich auch die Gegenwart nicht minder ernst und für den denkenden Geist, der ihre Not in ihrer Nüchternheit und keineswegs verwaschen durch bloße Ideologien begreifen lernen möchte, grundlegend erfassen. Schon die Scholien der „Bauhütte" weisen diesen Weg. Eine weitere Deutung seiner Metaphysik ist das schon genannte Werk „Neuland", das die Abhandlungen „Der zweifache Weg der Wahrheit" und „Die dritte Bühne" einschließt. Der zweifache Weg der Wahrheit, der der Frömmigkeit und der des Geistes, die Scheidung des geistig Emotionalen und geistig Rationalen ist den germanisch-nordischen Völkern auf Grund ihrer jüngeren Art gegenüber den mediterranen Völkern zu eigen; sie müssen gläubige, jedoch areligiöse Völker sein. (Nicht zu verwechseln mit antireligiös!) Dies gewinnt in unseren Tagen, da sich Deutschland von der Umklammerung der mediterranen Völker, zunächst Frankreichs, schließlich von den Anstrengungen einer dogmatisierten Glaubenslehre frei macht, überragende Bedeutung. Denn gerade diese Darstellung erschließt, indem sie die geschichtliche, besonders aber die biologische Artanpassung der verschiedenen Kulturvölker Europas betrachtet, die wirkliche Lage unseres Kontinents, sie kann dazu beitragen, daß der Durchbruch unseres Volkes, der mit der nationalsozialistischen Revolution vollzogen wurde und sich noch immer vollzieht, in seinen hintergründigen Bewegungen verstanden und hierdurch der Volksgemeinschaft aufs stärkste dienstbar wird. Die zweite Abhandlung „Die dritte Bühne" setzt sich, vorerst auf die Kunst im allgemeinen eingehend, mit dem Theater der Gegenwart auseinander. Als Vorläufer dieser Abhandlung kann man das Nachwort zu den „Heroischen Leidenschaften" ansehen, das ebenso die Lage des deutschen Theaters jüngster Vergangenheit darlegt, und dann an Hand der Tragödie die Forderungen erhebt, die von einem wahren deutschen Theater erfüllt werden müssen. In der dritten Bühne, die mit dem Hochstildrama — Drama des Wortes, ideogenes Drama — und dem Mimus — Drama durch Unmittelbarkeit des Sensorischen, ästhetogenes Drama — noch die künstlerische Kraft verbindet, den Zu-

schauer die elementaren gebotenen Kunsterregungen ausleben, nicht nur miterleben zu lassen, verkörpert sich das neue Drama des deutschen Theaters. Der Zuschauer soll also nicht mehr passiv empfangen, er soll aktiv mitbilden. Die früheren Dramen Kolbenheyers „Die Brücke", „Jagt ihn — ein Mensch" und „Das Gesetz in dir" sind die praktischen Vorläufer dieser kritischen Darstellung; Erfüllung mag dann das Schauspiel „Gregor und Heinrich" sein, das Drama vom Reich der Deutschen. Auch in diesem Werk ist wiederum, sehen wir von der bewußten Gestaltung des Dramas als eines Dramas der dritten Bühne ab, die Anpassungsnötigung des Menschen, die Kolbenheyer in der „Bauhütte" auslegt, die treibende Kraft, das Ferment zur dramatischen Spannung. Hier wirkt der Kampf des jungen deutschen Volkes — in der Gestalt Heinrichs IV. — gegen das italische, bzw. das Dogma der römischen Kirche — in der Gestalt des Papstes Gregor VII. — als Kampf nicht der Meinungen, sondern als plasmatische Differenzierung übervölkischer Art, die im Augenblick freilich als Meinungen, ja als Weltanschauungen hypostasiert erscheint. Das tiefste Wort in diesem Drama ist ja dieses (und Gregor spricht es aus): „..... Rom ist der Bau, der Grund aber, (leiser) der Grund ist Germanien. Dort fließt aus dem Borne einer barbarischen Jugend die neue Menschheit....."

So ist das Werk unseres Dichters und Philosophen ein lebensnahes, es fließt, gerinnt nicht, denn — und das muß uns immer wieder erschüttern bei Kolbenheyer: sein Werk ordnet den einzelnen in die überindividuellen Lebensmächte ein, in das Volk. Ihm geht es immer, wie zum Beispiel in der „Paracelsus"-Trilogie, um das Volk als Erlebnis. Dieses lebt zunächst, ragt hintergründig in der Hauptgestalt auf. Eingeordnet in das vielfältige Leben des Volkes bleibt alles, was er schafft, als Teil seines Volkes bestehen. Ja, auch der Schöpfer ist in das Werden des Volkes gebunden, vermag es allerdings je nach seiner plasmatisch differenzierten Art zu führen, ihm den Weg zu weisen. Dem deutschen Menschen sein Sinnbild zu schenken, das ist das Wirken dieses Dichters, der deshalb lebendig ist und Vergangenheit und Gegenwart seines Volkes groß zu gestalten weiß, weil er, der Biologe, das Werden eines Menschen darin — und das drückt der Dichter in einem bildnerischen Wort der „Paracelsus"-Trilogie aus — erkannt hat, daß er sei „Frucht und Same

von hundert Geschlechtern her und hundert Geschlechter weiterhin über sich hinaus".

E. G. Kolbenheyer hat seit dem Erscheinen des Spinoza-Romanes „Amor Dei" im Jahre 1908 im Sinne unseres heutigen Volkwerdens gewirkt, das eine grundlegende Veränderung des kulturellen Lebens — denken wir nur an unsere neue Geschichts- und Rechtsauffassung! — nach sich gezogen hat. In der „Bauhütte" ist sie vorweggenommen. E. G. Kolbenheyer hat also unsere neue Volkswerdung in ihren Grundlagen bestimmt, und nun gibt er ihr im dichterischen und philosophischen Werk aufs neue Weg und Ziel. Unsere Zeit muß ihn als geistigen Führer erkennen und achten.

Glosse

Von Mihail Eminescu

Tage gehen, Tage kommen,
alles Neue ist gewesen.
Was zum Schaden ist und Frommen,
lerne in den Sternen lesen!
Niemals hoffen, niemals bangen!
Was da Fluß ist, muß verfließen.
Mag es rufen, mag's verlangen,
nichts soll freun dich, nichts verdrießen.

Augenzeugen sind wir heute,
morgen kommt uns was zu Ohren.
Wenn das Sehen nur auch freute!
Zeit und Mühe ist verloren.
Setz dich lieber abseits, wärme
dich am Licht, in dir entglommen,
wenn mit leerem Schall und Lärme
Tage gehen, Tage kommen.

Des Verstandes scharfe Waage
darf nicht züngeln, wenn die Stunde
mit verführerischem Schlage
lockt zu trügerischem Funde.

Stirbt sie, muß, was sie dir brachte,
in der nächsten schon verwesen.
Wer die Stunde kennt, verachte!
Alles Neue ist gewesen.

Willst du sein und doch nicht wollen,
schaue zu, wie im Theater:
mancher spielt in sieben Rollen,
aber du errätst den Vater.
Und sein Trotzen wie sein Greinen
ist dir Weisem gleich willkommen;
denn du trennst den Schein vom Meinen,
was zum Schaden ist und Frommen.

Was vergangen und was künftig,
steht auf einem Blatt: so wende!
Wer im Zeichendeuten zünftig,
sieht im Anfang schon das Ende.
Alles, was da war und sein wird,
liegt der Gegenwart im Wesen;
wie, was groß ist, wieder klein wird,
lerne in den Sternen lesen!

Die Gesetze sind die gleichen,
denen dienend alles dauert;
ob Jahrtausende verstreichen,
ist die Welt vergnügt und trauert.
Weil die Puppen neu bezogen,
weil die Arie andre sangen,
hat's dich immer neu betrogen:
niemals hoffen, niemals bangen!

Hoffe nicht, zum Sieg zu bringen
über der Entbehrung Brücke!
Wärst du Königssohn, es bringen
Dumme leichter es zum Glücke.
Bange nicht wie Weiberschürzen,
hüte dich, dich anzuschließen!
Einer wird den andern stürzen:
was da Fluß ist, muß verfließen.

Mit Sirenenklängen schmeichelnd
stellt die Welt dir goldne Netze;
lockt dich lächelnd, zieht dich streichelnd
in der Spieler bunte Hetze.
Schleiche still dich auf die Seite,
laß dich fesseln nicht und fangen,
daß dein Fuß vom Weg nicht gleite,
mag es rufen, mag's verlangen.

Sieh dich vor, dich einzumischen,
suche ihnen nicht zu raten,
schweige still, auch wenn sie zischen,
so verdienen's Wort und Taten.
Laß sie reden nach Belieben;
mag, wer will, nach Kronen schießen!
's ist am besten, nichts zu lieben:
nichts soll freun dich, nichts verdrießen.

Nichts soll freun dich, nichts verdrießen,
mag es rufen, mag's verlangen.
Was da Fluß ist, muß verfließen:
niemals hoffen, niemals bangen!
Lerne in den Sternen lesen,
was zum Schaden ist und Frommen.
Alles Neue ist gewesen;
Tage gehen, Tage kommen.

(Übertragen von Konrad Richter)

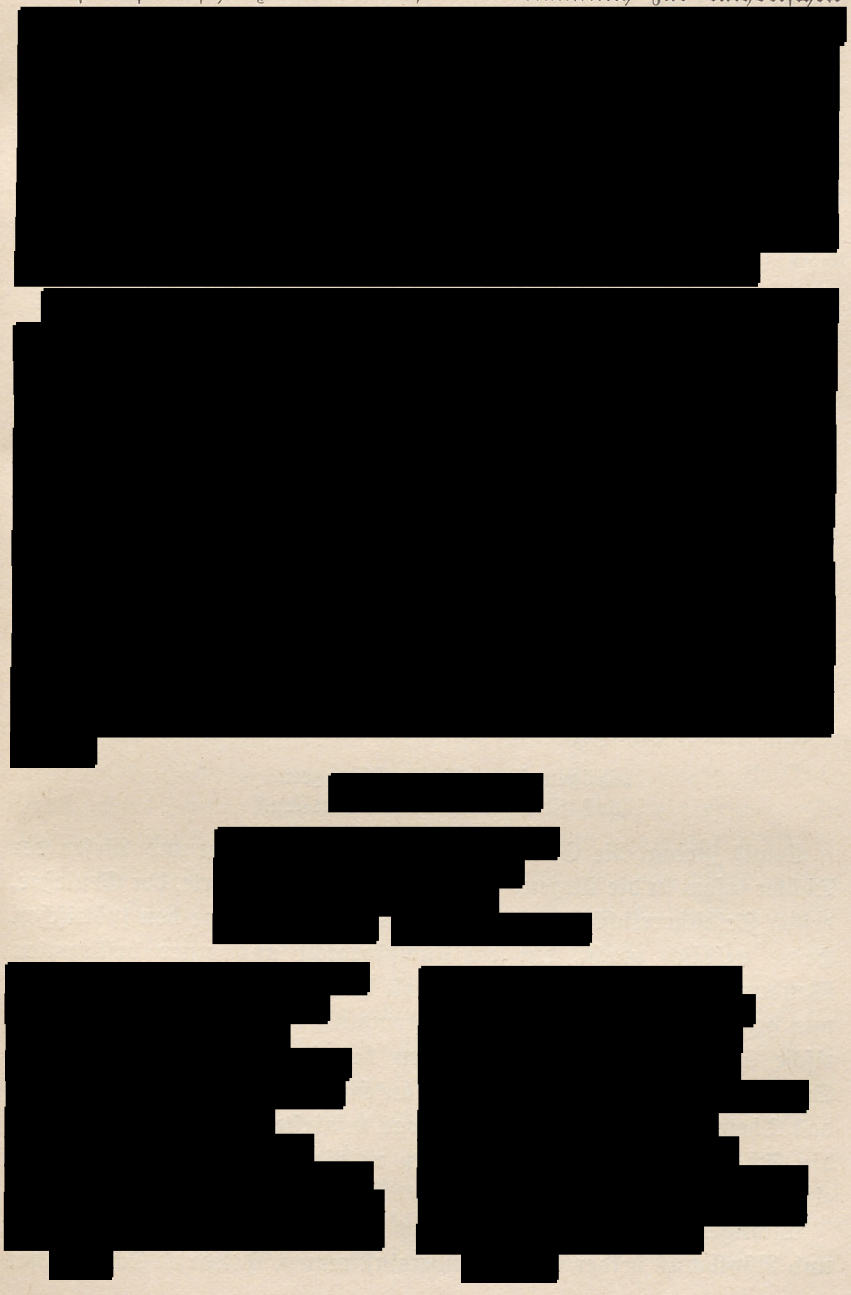
Eminescu — Friedrich Schlegel — Kleist

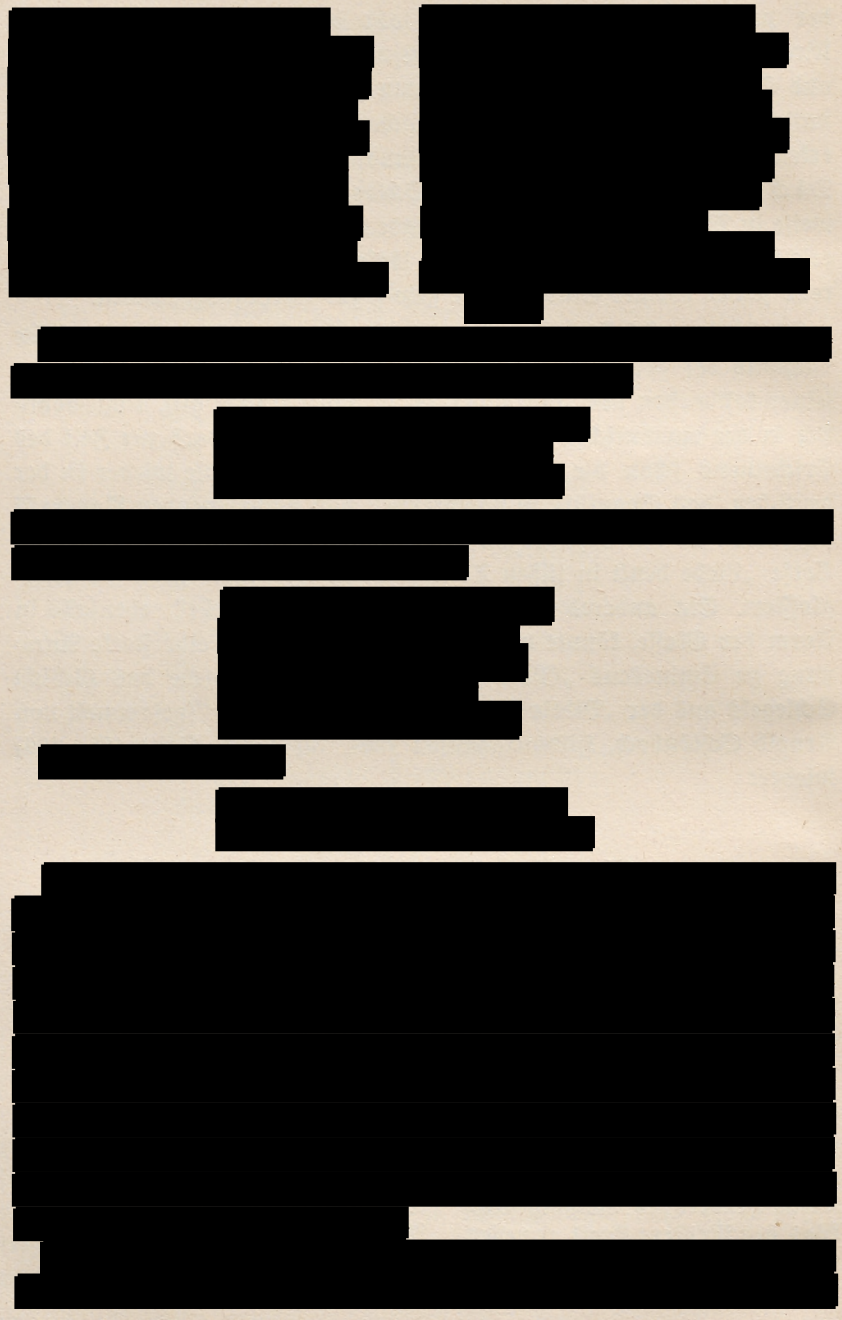
Zur Quellengeschichte und geistigen Deutung Eminescus

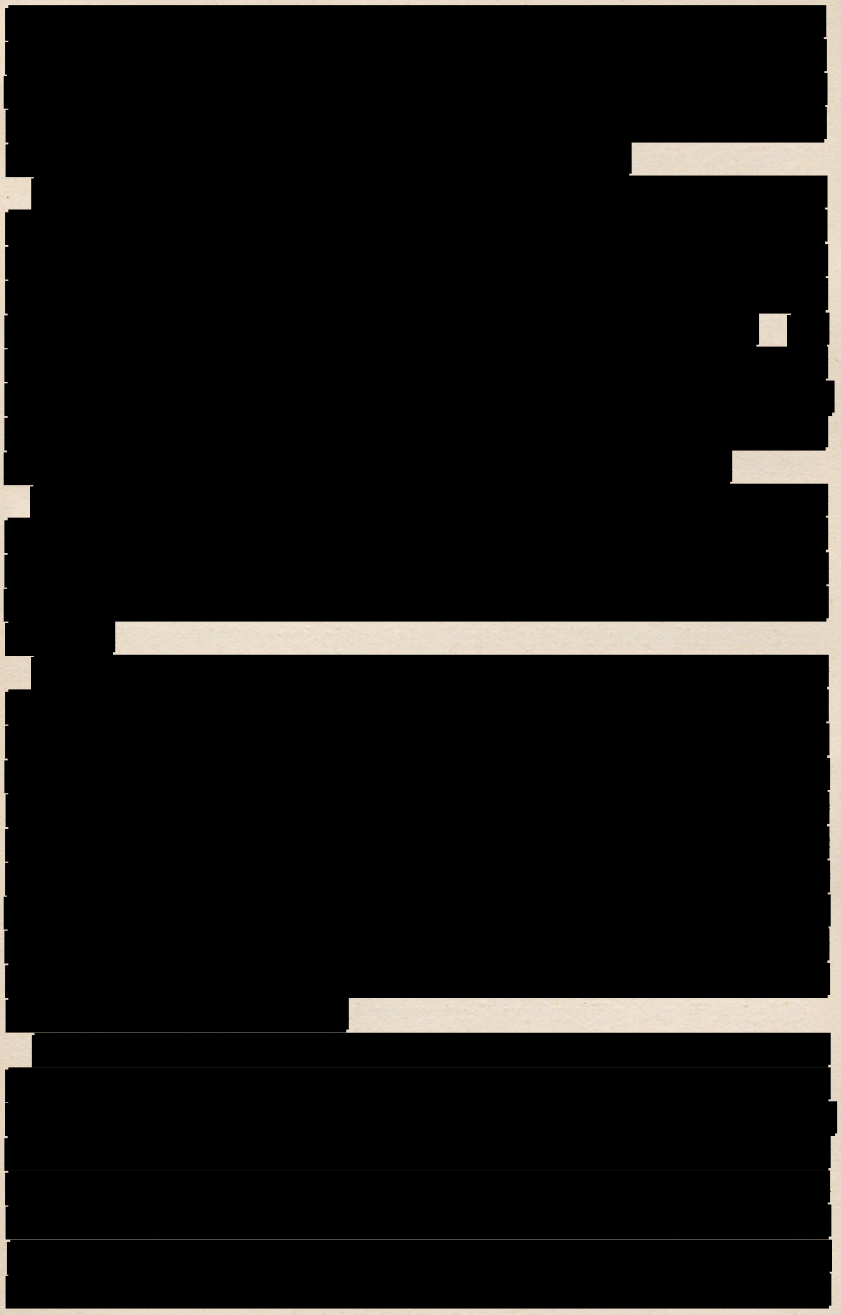
Von Adolf Heltmann

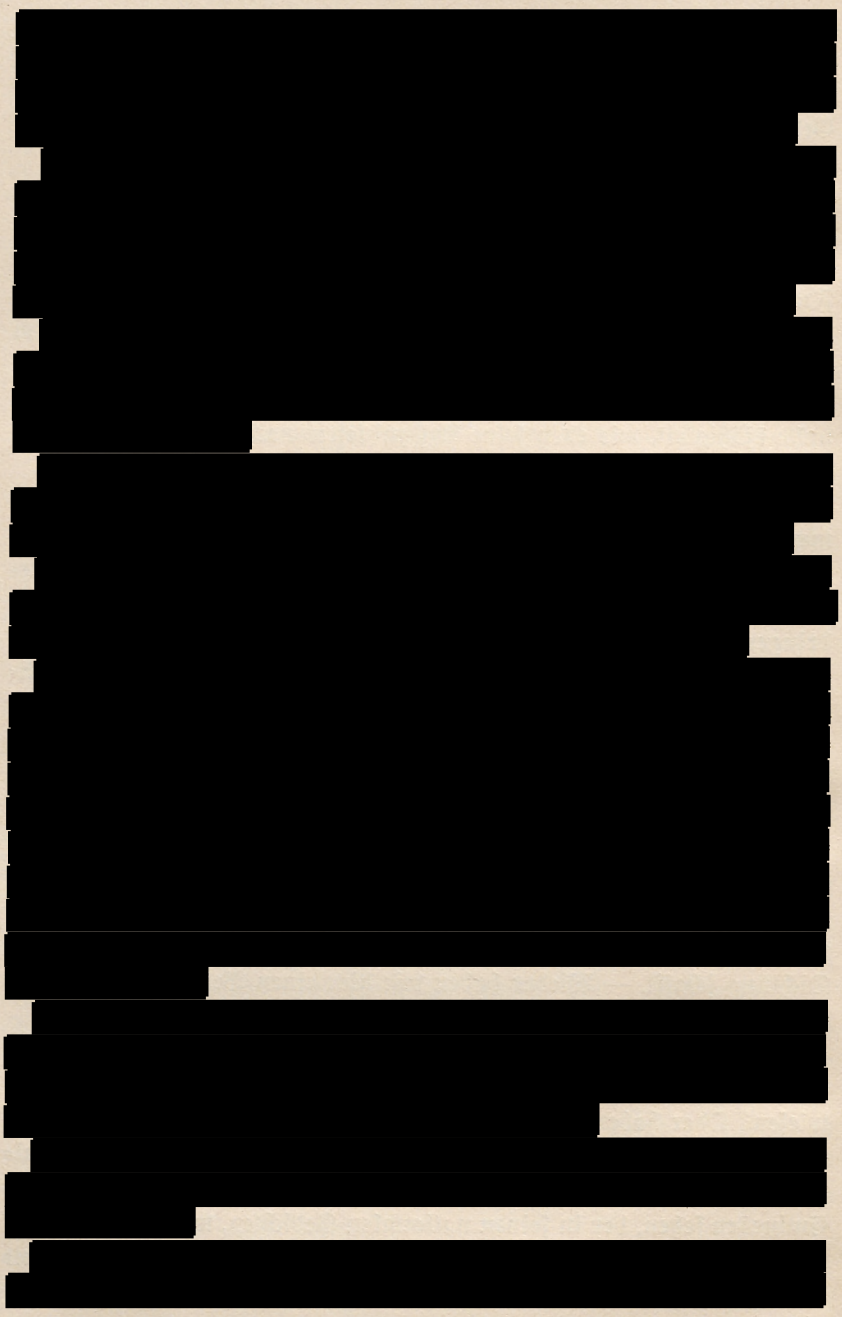
[redacted]

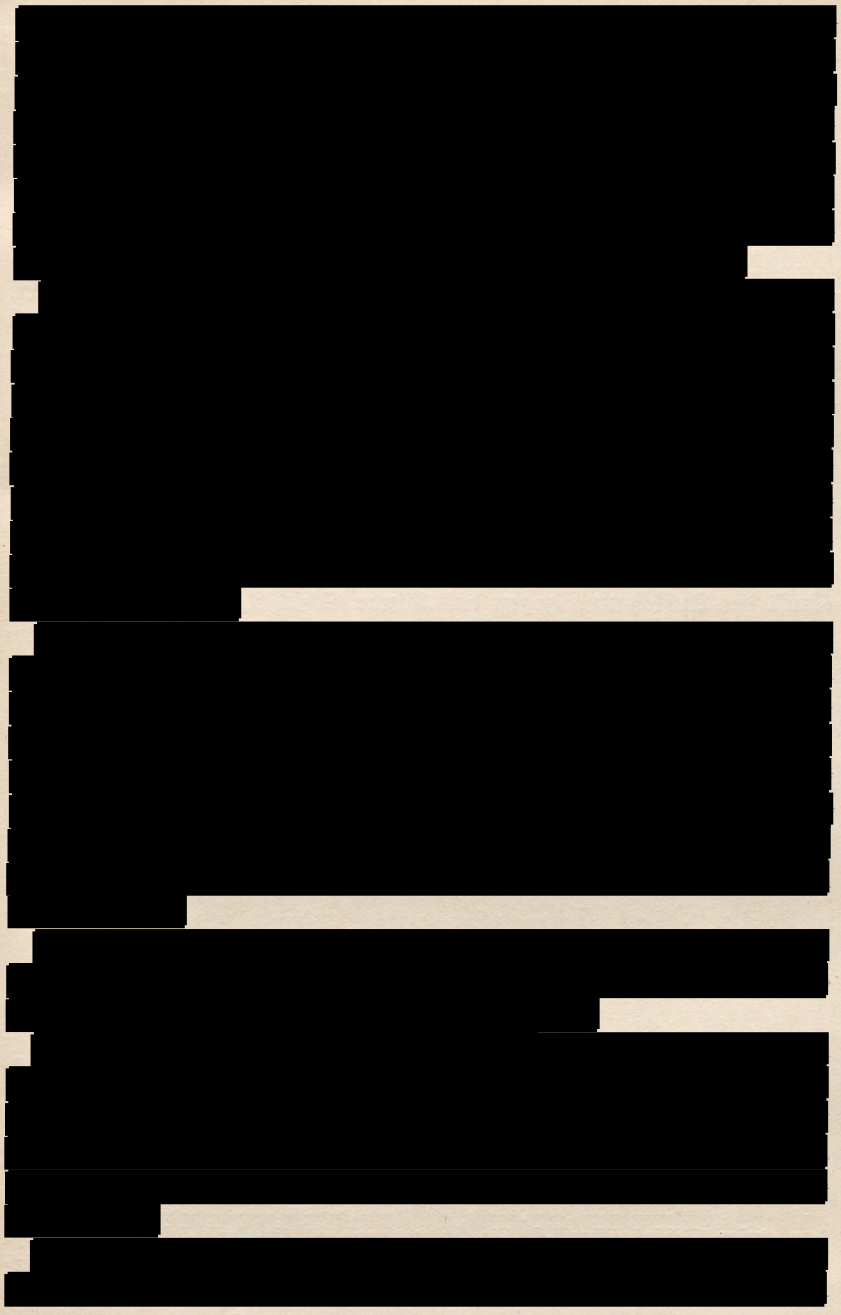
der protestantische Hannoveraner, war bekanntlich zur katholischen

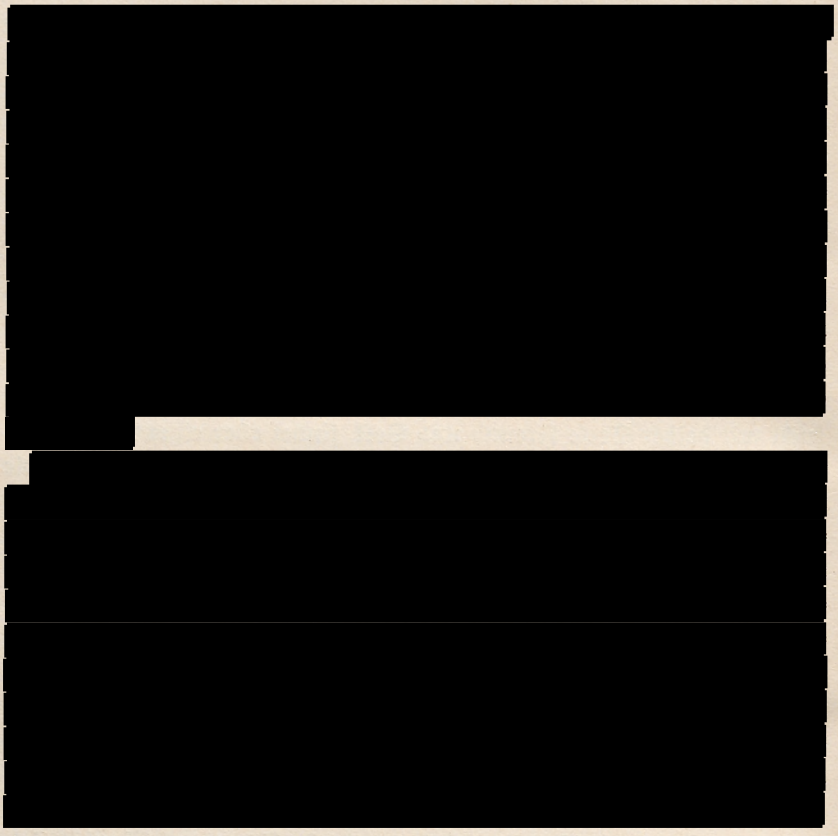












Die Gedichte von Hans Leicht

Tod, du endlos süßes Nichtsein, Tod,
Dunkler Schoß, der Schiffe letzter Hafen,
Ewig Nacht du, ohne Morgenrot,
Heimat, nimm uns auf, wir wollen schlafen.

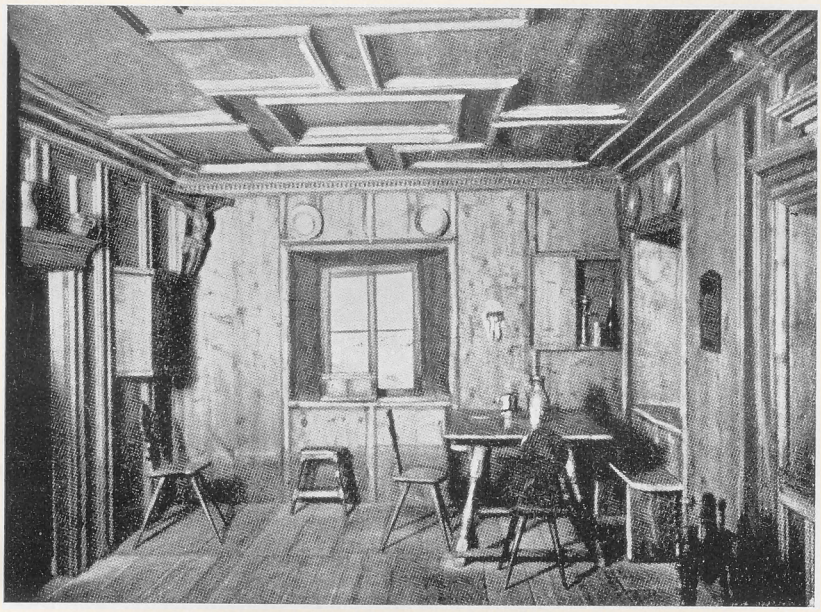
(Aus dem unvollendeten Totentanz
„Die Sterbenden".)

Ein noch nicht übersehbarer Nachlaß ist nun das teuere Vermächtnis des fast unbekannten Dichters, den am 29. September dieses Jahres der ewige Schlaf überfiel. So befremdend es ist, daß keine literarische Spur seinerzeit unser Bemühen um die Zusammenfassung der siebenbürgischen Anthologie zu seinen Versen hingeführt hat, so wollen wir

Das Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland



Raum des deutschen Bauern im Ausland



Südtiroler Bauernstube aus der Gegend von Bozen. Beleuchtung durch das Fenster

andererseits dem Zufall dankbar sein, der uns vor etwa Jahresfrist die Abschrift von über hundert Gedichten aus den treubewahrenden Händen der Tochter noch rechtzeitig entgegennehmen ließ, um zwei Bruchstücke mächtiger Konfession unserem Lyrikband in beglückender Freude einzuverleiben. Aus dem gleichen Schatze haben wir vier Gedichte in das Augustheft des „Klingsor" aufnehmen können. Niemand, der jene spärlichen Veröffentlichungen — es kommt noch eine Wiedergabe im „Siebenb.-Deutschen Tageblatt" vom 7. Oktober dazu — gelesen hat, so gelesen hat, wie man Dichtungen lesen muß: mit aufgeschlossenem Gefühl, wird sich der schönen Herzensunmittelbarkeit dieser Verse entziehen können, die, neutönender, artistischer Übersteigerung bei aller Leidenschaft fremd, in jenem alten Haus der Dichtersprache wohnen, das der frühe Hölderlin und Goethe gebaut haben.

Herman Roth

Irgendwo...

Irgendwo kommt immer ein Wort von dir her,
Alles ist deiner Erinnerung voll und schwer —
Wie ein Kissen, auf dem dein dunkles Haar,
Wie ein Zimmer, in dem eine Rose war.

Der Philodendron sinnt

Seit ich mich weiß, fühlt ich mich heimatlos,
Gehemmt in meinem ungeheuren Drange,
Mich wachsend zu entfalten urwaldgroß.

Geknüpft an eine dürre kleine Stange
Mußt' ich gekrümmt dem Licht entgegenschleichen,
Der Länder zu bewalden ich verlange.

Des Kraft, urweltgeboren, würde reichen
Mit mir entwachsnen tausend Wurzel-Stämmen
Den Felsengrund der Erde zu erweichen.

Nichts könnte meines Wachstums Willen dämmen,
Das Myriaden Leben Obdach gäbe,
Würden nicht Topf und rauhe Luft mich hemmen,

Die ich vergeblich zu bezwingen strebe. —
Seitdem ich aber hier beim Fenster wohne,
Fühl' ich zum ersten Male, daß ich lebe.

Es steigt gesunder Saft in meine Krone,
Die Luft ist voller Licht und Sang und Wärme,
So daß ich es mit frohem Grünen lohne,

Mich nicht mehr als verkommner Urwald härme:
Mir ahnt ein Wesen, das dem Licht entsprossen,
Mit süßem Wohllaut feenhaft mich umschwärme.

Oft fühl' ich mich von Tönen heiß umflossen
Und mich von einer sanften weißen Hand
Mit lauen Fluten wundersam begossen.

Oft perlt wie Tau ein Singen von der Wand
Und weht ein Duft nur im Vorübergleiten, —
Den ich als Wunsch zu blühen mir verband.

Hier will ich stehen bis in ferne Zeiten,
Ins karge Töpfchen meine Wurzeln senken,
Aus Dank und Liebe Saft in mir bereiten:
Und Blatt um Blatt dem lichten Wesen schenken.

(Aus dem Zyklus „Das Ilse-Gedicht".)

So vieles hab ich schon

So vieles hab ich schon: ich habe deine Hände,
Die mich am Morgen in den Tag geleiten,
Dein Lachen und dein Herz, die mir die kahlen Wände
Im fremden Haus zum Heim bereiten.

Ich habe meinen Kampf ums liebe Brot
Und manchmal Freude über kleine Siege —
Es dehnt sich bis zum Weltenrand die schwarze See der Not,
Derweil ich hart am Ufer mich an deinen schönen Körper schmiege.

Und möchte nur die Sehnsucht, wild und unerfüllbar,
Einschläfern, bis sie sanft zu Hoffnung flaut,
Die mit dem Alltag wohlvertraut und stillbar
Begrenztes Glück auf festem Grund mir baut:

Ein eignes Haus, daran ein kleiner Garten,
Wo wir uns freun an Blumen und an Faltern,
Wo wir des Herbstes goldnen Sonnenschein erwarten,
In heitrer Liebe langsam zu einander altern;

Auch einen Kreis von Freunden, wohlgesinnt,
Wo nie ein böses Wort die klaren Stirnen streift,
Und einen Knaben, der an meiner Brust vom Kind
Zum Manne reift.

Der Vater

Ich habe einst gewaltige Gesichte
Im blauen Himmel knabenhaft geschaut:
Aus eigner Kraft mit Dächern tief im Lichte
Mir eine Riesenstadt erbaut.
Ich hab darin geherrscht mit Macht und Liebe,
Mein Wille war die Feder im Getriebe.
Doch an dem Leben mußte sie verbrennen;
Aber, mein Sohn, du wirst sie bauen können.

Ich jagte Wolken bunt und vielgestaltig,
Erträumte mich an Körper hünenhaft,
An Geiste später reich und allgewaltig,
Als Sänger, der im Worte Ewiges schafft.
Ich wollt im Fluge dann die Welt erstürmen,
Zu Pracht und Prunk und Schönheit Schätze türmen.
Gestrebt hab ich und wieder nachgelassen;
Aber, mein Sohn, du wirst dein Ziel erfassen.

Mein Leben wurde klein und machte mürbe,
Entriß mir meine Pläne fetzenweis.
Nun hab ich nur noch dich, und wenn ich stürbe,
Mir bliebe nur der eine Glaube heiß:
Nicht unnütz hat das Schicksal mich zerrieben,
Ich werde in dir wirken, wachsen, lieben.
Ich habe all mein Blut an dich gegeben;
Aber, mein Sohn, du wirst dich selber leben.

Du wirst du sein: dein eigener Gedanke.
Ich war die Stufe, doch du bist der Sprung.
Ich war der Stock, du bist die Rosenranke.
Ich werde brechen, aber du bist jung.
Mein Flüßchen ist in dir zum Strom geschwollen,
Mein Wünschen ist in dir gereift zum Wollen.
Ich bin gefallen, laß mich sterbend liegen; — —
Kämpfe, mein Sohn, ich werde in dir siegen!

(Aus dem Totentanz „Die Sterbenden".)

Deutsches Volk und Buch in der Welt

Von Heinrich Zillich

(Schluß)

Für den Südosten schlug die jähe Wendestunde in dieser Entwicklung mit der Machtteilung in Österreich, die nach dem verlorenen Krieg von 1866 den Ungarn gewährt werden mußte; für den russischen Bereich mit dem Anwachsen der slawischen Unduldsamkeit einige Jahre später; und für den ganzen Osten damit, daß das zweite Reich der West- und Mitteldeutschen unter dem Zwang der Zeit kleindeutsch war und das Ostdeutschtum staatlich und gefühlsmäßig abschob. Das auslanddeutsche Buch rückte nun aus seiner Aufgabe der geistigen Erweckung anderer Völker vornehmlich in die Rolle des Schützers des auslanddeutschen Lebens. Es wurde aus einer Waffe für die Weltbedeutung des deutschen Geistes in erster Linie zum Wahrer des Bestandes der Auslanddeutschen selbst. Die Zeit war dahin, wo in Budapest verlegte Bücher deutscher Dichter wie etwa Stifters ihre Reise in die Unsterblichkeit antraten, denn in Ungarn, wo hunderte deutscher Schulen geschlossen wurden, verlegte man bald wenig deutsche Bücher von Gewicht. Es mußte als ein Segen betrachtet werden, daß reichsdeutsche Bücher noch den Weg zu den Auslanddeutschen fanden. Der umgekehrte Weg war nur in seltenen Fällen gangbar.

Das Deutschtum östlich des zweiten Reichs erlitt niemals so große Verluste wie in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg, wenn wir diesen selbst und seine Nachwirkungen außer Acht lassen. Als das zweite Reich die Weltmeere befuhr, als es Macht gehabt hätte, den Ostjammer der Deutschen auf diplomatischem Wege zu verhindern, als das überseedeutschtum langsam zum Bewußtsein seiner selbst erwachte, da es die deutsche Flagge so stolz wehen sah, wie wenn sie über allen Deutschen schützend geweht hätte — damals verloren die Deutschen Ungarns mit Ausnahme der Siebenbürger durch die Staatsgewalt ihr ganzes geistiges deutsches Leben, Schulen, Theater und Wissen. Bücher, die sie zur Besinnung hätten aufrufen können, gab es noch wenige. Sie wurden erst kurz vor dem Kriege geschrieben. Aber ein Rest deutscher Buchwelt und damit deutscher Volkswelt blieb überall bestehen in den Kalendern, in Erbauungs- und Gesangbüchern. Kleine Druckereien des Ostens stellten sie her. Manche kamen auch aus dem Reich. Dort aber, wo einst durch Jahr-

hunderte aus dem Sendungsgefühl der Siedler Freitumsrechte bestanden hatten, die nach 1866 auch zertrümmert wurden, im Baltenland allerdings noch weiter blieben, wuchs das auslanddeutsche Buch zu jener Bedeutung, die wir erst heute würdigen können, nachdem es nun auch in das Reich eindringt und zweierlei erkennen läßt: einmal, daß ohne dieses Buch die festesten deutschen geistigen Basteien im Ausland, die siebenbürgische und baltische, kulturell untergegangen wären, und zweitens, daß dieses Buch der völkischen Besinnung auch der Baustein zu einer gesamtdeutschen Besinnung ist.

Es ist bezeichnend für die Kraft, mit der sich die deutschen Siedlungen Siebenbürgens gegen die Ungunst der Zeiten aufbäumten, daß sie vorwiegend Bücher schufen, die das Volk selbst zum Mittelpunkt hatten, dessen Geschichte und Brauchtum. Es entstanden damals die Sammlungen der deutschen Sagen, Märchen, Lieder und die Geschichtsschreibung der siebenbürger Sachsen, es entstanden nach dem Beispiel großer wissenschaftlicher Institute Landeskundevereine und Forschungsstellen. Sie nahmen in einer Zeit, wo die anderen Völker nicht mehr der deutschen kulturellen Führung zu bedürfen meinten und diese Aufgabe des Auslanddeutschtums nur begrenzt in Geltung blieb, die Werke der Bestandaufnahme über das innere Leben dieser deutschen Volksgruppe in langen Reihen in wissenschaftliche Archive und Sonderveröffentlichungen. Die Liebe der Deutschen zum Heimatlichen — im Ostdeutschtum sich früher hauptsächlich darin äußernd, daß es gegen äußere Gefahr ehern Widerstand bot — wurde nun zum Segen und hatte hier einen tiefen Sinn. Sie häufte das Rüstzeug auf für die neuen Kämpfe, in denen man stand und die gefährlicher waren als die einstigen, weil sie das Deutschtum ganz zu vertilgen, von innen auszuhöhlen trachteten. Bei der Sammlung des eigenen Wesensbestandes entdeckte man ein vielfältiges Volksleben, den mannigfachen Seiten des Lebens anderer Völker mindestens gleichwert. Stolz und Kraft wuchs daraus. Und zugleich der Blick für die praktische Handhabung der neuen Waffe. Es kam zur Gründung von vielen Berufsverbänden, und das Buch, das diese herausgaben, nahm mit den neuen Zeitungen und Zeitschriften einen großen Raum ein und diente unmittelbar dem alten Siedlungsziel, durch bessere Leistungen auch auf wirtschaftlichem Gebiete beispielhaft zu leben.

Diese Entwicklung zum auslanddeutschen Schrifttum in der breiten

Fülle eines Volksschrifttums war allerdings nur wenigen Siedlungsgruppen beschert, eigentlich nur dem siebenbürgischen ganz. Bei den Balten trat infolge des Fehlens einer Bauernschaft eine allgemeinere geistige Fragestellung in den Vordergrund und konnte dabei an Wurzeln anknüpfen, die die Universität in Dorpat bot. In beiden Siedlungen aber regte sich auch neben dem wissenschaftlichen und dem Berufsschrifttum das schöngeistige, unzulänglich wohl, aber wach und deutsch.

Neben solchen Erneuerungsanzeichen allerdings breitete sich die Deutschendämmerung in Ungarn aus, hatten die meisten Städte in Polen längst ihr deutsches Leben verloren. Was da und dort aus geistigen Bemühungen zum Buche wurde, war nach Thema und Darstellung meist nur örtlich bedeutsam, gewiß nicht unwichtig, gewiß auch eine Waffe für das Bestehen der verstreuten Inseln, aber ohne tieferes Echo und auferweckende Gewalt.

Die Bücher Adam Müller-Guttenbrunns riefen die Aufmerksamkeit Deutschlands zuerst auf diese Not. Sie wurden zu Mittlern zwischen vergessenen Brüdern und der Urheimat. Auch die siebenbürgische wissenschaftliche Literatur fand allmählich Beachtung in begrenzten reichsdeutschen Kreisen. Dies führte dazu, daß die Auslanddeutschen gewissenmaßen wieder entdeckt wurden und deutsche Vereine die Entdeckung zu pflegen begannen. Wer aber wußte damals schon etwas davon, daß auch in Übersee, in den fernsten Kolonien in Amerika oder Afrika, daß an der Wolga deutsche Bücher gedruckt wurden, wer hatte noch einen Blick für das deutsche Verlegertum in Petersburg? In diesen abgesprengten Inseln entstand meist Lesestoff für das einfache Volk, Kalender, Gesangbücher, Zeitungen, Bibeln und Erbauungsschriften, aber daneben auch Gedichte, auch mundartliches Schrifttum. Niemand wußte es, weder im Ostdeutschtum, noch im Reich, wie ungeheuer weit der Raum des deutschen Schrifttums noch immer war. Es war ein Schrifttum der Heimat, der Selbsterrettung, sicherlich nicht ohne größeren Ehrgeiz, aber von vornherein zum edlen Verzicht bereit, nur der Sache zu dienen mit den eigenen bescheidenen Mitteln und keinen Ruhm davon zu haben. Sie haben alle keinen Ruhm davon gehabt außer dem, daß in so weit liegendem Volksboden auch das stümperhafte deutsche Wort auf weißem Papier volkswichtiger war als das schönste Englisch oder Russisch, das dort deutsche Menschen lasen.

Es ist angesichts dieser geistigen Bescheidung ein Zeichen starker Sicherheit und Lebensfülle, daß in Siebenbürgen die zweckbezogene Literatur nach der Jahrhundertwende ins Allgemeine ausgeweitet werden konnte und ein Adolf Meschendörfer Mut und Fähigkeit aufbrachte, künstlerisch hohe Maßstäbe für die Dichtung der Sachsen zu fordern. Und daß er dabei Zustimmung fand! Was nur die Balten infolge ihrer adligen und bürgerlich bevorrechteten Lage vermocht hatten, ihren geistigen Leistungen europäische Gültigkeit zu geben, jetzt wurde es auch hier, nachdem es im wissenschaftlichen Schrifttum längst erreicht worden war, von der Dichtung verlangt und in Anfängen erfüllt. Erst die Nachkriegszeit brachte die Ernte solcher Zucht.

Der Weltkrieg brach in das auslanddeutsche Schrifttum wie ein Wolf in die Hürde. In zahlreichen Gebieten starb es für immer, sank in anderen unscheinbar zusammen, entzündete sich hier an der reichsdeutschen Kriegsbegeisterung für kurz, verkümmerte dort. Mehr als das Lebensnotwendige, als Bücher des praktischen Daseins wurden kaum gedruckt und selbst diese meist nicht.

Das Schicksal der Auslanddeutschen, verschiedenartig und widerspruchsvoll, war im Kriege um so härter, als viele in fremden Heeren dienten. Deutsche kämpften an allen Fronten hüben und drüben, und dieses Los wurde viel bitterer empfunden als einst, denn die Machtentwicklung des zweiten Reichs hatte den Stolz der Auslanddeutschen überall angefacht, hatte sie bewußter gemacht, sofern sie nicht durch besondere Umstände taub gehalten worden waren. Die Keime zur Volksbesinnung der Deutschen auf dem Erdenrund waren vom Glanz des Reichs unbewußt gefördert worden. Noch mehr befruchtend wirkte auf das Auslanddeutschtum nun der deutsche Soldat, der durch die östlichen Gebiete marschierte und staunend vor den deutschen Dörfern stand, selbst zum ersten Male begreifend, daß mit dem Reichsbürgerschein das deutsche Volk nicht erfaßt ist. In ihm und im Auslanddeutschen wuchs damals die Frage, die bis heute in unseren Herzen nachhallt: welchen Sinn hat es, daß unser Volk hinauswanderte in die Welt, kein Genügen fand in der Heimat? Welchen Sinn, daß seine Landnahme im Osten von der Hauptmasse des Volkes vergessen wurde? Welchen Sinn, daß Land, das den Deutschen zuwuchs aus der Gnade der Geschichte und der eigenen Volkskraft, durch deutsche Zwietracht im Rücken der Vorposten verloren ging? Welchen Sinn fassen wir in all dem zusammen zur

Einheit unseres Volksschicksals? Wie begreifen wir es als gemeinsames Los?

Die Frage hallte nach, als der Krieg zu Ende ging, und hat ununterbrochen Nahrung gefunden, weil nun die Lage des Auslanddeutschtums in vielen Gebieten grauenhaft wurde. Der Notruf tönte herüber vom Süden und Westen und Osten. Er mußte gehört werden. Die Frage blieb und hat die innere Wandlung des deutschen Menschen wesentlich mitbestimmt. Ahnungshaft begreifen wir wieder den Sinn unserer Volksverstreuung als eine Sendung des Wertes, dem wir in der Welt zu dienen haben; als Weg zu einer Ordnung, die die Eigenständigkeit und Eigenrechtlichkeit jedes Volkes wirklich und nach seiner Bedeutung sichert. In dieser Ordnung liegt die Grundlage eines neuen Zeitalters, dessen Künder die Deutschen immer mehr werden, seitdem das Dritte Reich entstand. Aus dem Erlebnis des Krieges wuchsen diese Ziele, die das Wissen um das Auslanddeutschtum mitförderte. Das vergossene Blut war auch hier das heilige Naß der Besinnung. Wer aber nach den Gliedern seines Volkes Ausschau hielt, mußte zu Büchern greifen, zu jenen, die über die Auslanddeutschen in immer größerer Zahl geschrieben wurden, und zu den Büchern der Auslanddeutschen selbst. Er faßte damit eine Weite des deutschen Volkes, die auch die Auslanddeutschen staunend erst jetzt ganz erkannten. Die angefachte Forschung fand ein Schrifttum vor in solcher Größe und Mannigfaltigkeit, daß es allein der Stolz manchen Volkes sein könnte. Es zeigte sich, daß die Arbeit der Volksentdeckung in diesem Schrifttum schon getan war. Wir wären nicht halb so weit mit unserer heute fast lückenlosen Kenntnis der auslanddeutschen Gebiete, wenn wir deren Eigenschrifttum nicht zur Hand gehabt hätten, als wir es suchten. Von den Auslanddeutschen drang damit jener Geist des gesamtvolklichen Denkens in Deutschland ein, der zu den Wesensmerkmalen der Volksbesinnung gehört. Weite mußte daher kommen, wo sie ist. Volksbewußtsein daher, wo es bedroht wird und bewährte Haltung voraussetzt. Diese Gabe an die Urheimat ist ein Ehrentitel der Auslanddeutschen.

Indessen erschöpft sich damit der Segen des volksdeutschen Erwachens noch nicht. Wir haben den deutschen Soldaten beschworen, der durch auslanddeutsche Gebiete marschierte, und nun können wir nach 1918 sehen, wie auch diese Landschaften seine graue Gestalt

nicht vergaßen. Wenn damals im Banat, ja selbst in den ungarisch verbliebenen Gebieten, deutsches Leben geradezu aus den Grüften auferstand, in wenig Jahren mancherorts nicht nur der Verlust von Jahrzehnten wettgemacht wurde, Schulen und Vereine wieder blühten, so ist auch hier der Sämann der Krieg gewesen und das Buch sein bleibender Nachhelfer.

Es gab nach 1918 deutsche Landschaften im Ausland, die monatelang vom geistigen Leben des Reiches völlig abgeschnitten waren. Sie schufen sich in wenigen Wochen Ersatz dafür durch eigene Bücher. In Siebenbürgen vor allem entstand eine Hochflut schöngeistiger Bemühungen. Sie verebbte mit der Wiederöffnung der Grenzen zum Teil und führte Jahre später zu Werken, die im gesamtdeutschen Raum Heimplatz fanden.

Doch diese Erfüllung hat schon einen anderen Quellgrund. Das deutsche Erleben selbst fand hier Ausdruck, genau wie im Reich Dichter und Denker nach der Bedeutung dessen suchten, was das Volk in seinen Schicksalsjahren erlitten hat. Die Zahl der Fragesteller war im In- und Ausland größer als je, der räumliche Bereich der auslanddeutschen Literatur breiter als früher. Es traten nicht nur Landschaften wie das Banat an die schöpferische Seite alter auslanddeutscher Schrifttumskreise, sondern auch Länder, die infolge der Friedensverträge unter Fremdherrschaft gekommen waren, erhoben ihre Stimme. Neue auslanddeutsche Stimmen in Böhmen, Südtirol, in der Bukowina und im Elsaß. Ja, in mancher Hinsicht erscheint uns heute selbst Österreich und die Schweiz auslanddeutsch. Welche Fülle von Fragen wurden da aufgeworfen; neben den ewig menschlichen Fragen des Herzens, der Liebe, des Einzelschicksals, der Leidenschaft, auch die Fragen des Volksschicksals, und die Antwort darauf fiel nicht nur im Dichtwerk, auch in wissenschaftlichen und erzieherischen Büchern. Und weil die Fragen aus heißem Erleiden gestellt worden waren, griff die Antwort tief. Damit ist das auslanddeutsche Schrifttum neuschöpferisch für das gesamtdeutsche Volk geworden. Es ist nicht mehr nur Waffe der Selbstbewahrung einzelner Siedlungen, es ist zukunftweisend und geschichtsdeutend. Wir wollen die Namen hier nicht aufzählen, die genannt werden könnten, die österreichischen, die baltischen, siebenbürgischen, böhmischen und südtiroler. Sie sind Allgemeingut des deutschen Volkes. Ihre Leistung

überspringt den Begriff des auslanddeutschen Schrifttums und verbindet es mit dem gesamtdeutschen zu einer Einheit.

Diese Einheit soll nicht getrennt werden. Gewöhnen wir uns daran, daß auslanddeutsches Schrifttum nicht als Sonderschrifttum in den Besitz des Volkes treten darf. Es soll nicht — wie dies ein auslanddeutscher Dichter aussprach — mit der Marke auslanddeutschen Spezialistentums behängt und wissenschaftlich beziffert zu den Akten wandern. Auslanddeutsches Schrifttum ist deutsches Schrifttum, wenn wir das Deutsche so weit sehen wie seine Glieder reichen. Was da ein Südtiroler oder Balte aus innerstem Erleben zu sagen weiß, was von der Übersee herübergrüßt als Gedanke und geformtes Wort, ist in die Seele des ganzen Volkes hineingerufen. Ohne diese Bücher kann das deutsche Wesen in seiner Lagerung und Ausdehnung nicht mehr begriffen werden. Ohne es zu beachten als einen Ausdruck der deutschen Seele, ist diese selbst nicht mehr faßbar.

Gewiß wird jede Landschaft — ich erwähnte es schon — ihr nur örtlich bemerkenswertes Schrifttum haben müssen, aber wir meinen nicht diese Bucherzeugung, so wichtig sie sein mag, wir meinen die Stimme, die Aufschluß gibt über das, was alle Deutschen angeht, deren Standort aber im Ausland ist, das somit als deutscher Volksboden auch zu klingen beginnt und als solcher aufgenommen werden soll. Eine Forderung sei hier erhoben: das geformte Wort der Auslanddeutschen, das um Aufnahme in das gesamtdeutsche Schrifttum anpocht, muß dessen würdig sein. Es darf die gute Gesinnung nicht schon für eine gute Leistung angesehen werden. Es wird auslanddeutsche Landschaften geben, die dem Volke viel zu sagen haben, und ihr Schicksalsruf verdient Beachtung, aber in den Rang der Dichtung darf nur erhöht werden, was sich selbst dazu erhob. Als wissenschaftliches Werk darf nur gelten, was sich selbst dazu das Recht schuf. Deutschland soll sich der Stimme der Auslanddeutschen nicht verschließen, aber als Verwahrer der größten geistigen Leistungen unseres Volkes lege es an die auslanddeutschen Leistungen das gleiche Sichtungsmaß wie an die eigenen. Erst durch diese Strenge wird Deutsches deutsch gewürdigt und nicht herabgedrückt auf die Ebene der Fürsorge.

Nur so wird, was das Auslanddeutschtum allen bringt, alle bereichern. Unter „allen" meinen wir wirklich alle, so wenig dies auch noch erreicht wurde, denn es gibt Millionen Deutsche, die wohl etwas

von der Weltsiedlung ihres Volkes hörten, aber weder die geschichtliche noch die gegenwärtige Lage der Auslanddeutschen kennen, begreifen und ins eigene Volksgefühl eingeschlossen haben. Ihre heimatlich gebundene oder im besten Falle staatsdeutsch bestimmte Anschauung vom deutschen Volke ist durch ihre Entdeckung der auslanddeutschen Siedlungen noch nicht umgepflügt worden. Sie sehen die Auslanddeutschen als einen beachtenswerten, aber fremden Teil des Volkes und sind weit davon entfernt, Glück und Not dieser Deutschen als eigene Sache zu empfinden.

Erst wenn das gesamtdeutsche Volksgefühl so weit gefestigt ist, daß der unbekannte Mann in der Masse, die Frau und das Kind unter einer Rechtsverletzung, die Auslanddeutschen widerfährt, wie unter einem selbst erlittenen Schlag zusammenzucken, erst dann hat das auslanddeutsche Schrifttum die Tiefen der Volksseele befruchtet, erst dann wird es überall ein gesamtdeutsches Erleben, eine gesamtdeutsche Haltung und lebendige Verbundenheit geben. Und dann ist eine Knechtung deutscher Menschen unmöglich, denn niemand wird Deutschen Unrecht tun, wenn dieses zu einem Empörungssturm führen muß, der den ganzen weitgestreckten Volksleib über die Erdteile hinweg erfaßt, wenn die Ehre der Unterdrückten als Ehre des ganzen Volkes empfunden wird! Erfüllen sich die heutigen schönen Anfänge, so schenkt uns die Zukunft sicherlich eine solche Gemeinbürgschaft, durch die die überall beispielhafte Pflichterfüllung der Auslanddeutschen gegenüber ihren Staaten nur noch mehr gefördert werden würde. Erst mit einer solchen Gefühlsverbundenheit des deutschen Volkes wird die Achtung vor ihm überall unantastbar und die deutsche oft erhobene Forderung auf Unantastbarkeit auch jedes anderen europäischen Volkstums siegen. Unser und Europas Schicksal werden unmittelbar davon berührt.

Und noch eines: die Auslanddeutschen haben ein feines Empfinden für die selbstverständliche Würde des Völkischen. Sie spüren sofort, wenn es sich nur in Worten erschöpft, denn ihr Deutschtum wäre dahin, bewährte es sich nicht täglich schweigend. Sie leben in einer starken Wirklichkeit und jede Volksgruppe hat ihr heimatlich verschiedenes Gesetz. Jede muß auch den Einklang finden zwischen Staats- und Volksgebundenheit, einen Einklang, der oft unsagbar schwer ist und den Binnendeutsche nicht verstehen könnten, wenn sie der Ausweitung ihres Blicks auf die Brüder draußen nur durch Be-

kenntnisse genügen wollten. Sein gesamtdeutsches Volksgefühl bewährt nur, wer die auslanddeutsche Lage vorurteilslos nach- und mitzuempfinden bereit ist. Und auch hierzu bietet die auslanddeutsche Dichtung den besten Weg. In die Kammern der Wirklichkeit dringt keine Wissenschaft und kein Studium so weit vor wie die Erschütterung durch das dichterische Wort der Auslanddeutschen, das durchaus nicht nur ein politisches sein muß, sondern unser Menschentum durch Menschliches bereichern soll. Es ist eine Beschenkung unserer Seele, wenn wir durch diese Dichtung fühlen lernen, wie die Tannen der Karpathen rauschen, wie der Wind an den baltischen Küsten klagt, wie die Glut in Deutschsüdost sengt, wie Wolgalieder klingen, wie Jungen unseres Bluts mit Kindern anderer Zunge spielen und sich schon in diesem Alter Volk von Volk sondert, aber beide eine Möglichkeit des Nebeneinanderlebens finden — Erkenntnisse, die einem Binnendeutschen durch eigenes Erleben unmittelbar nicht zuwachsen. Es kann der Volksseele nur Gewinn bringen, wenn ihr Weltbild größer wird im Nacherleben deutschen Schicksals und deutscher Leidenschaft unter fernen Himmeln, und wenn sie durch die wolhynischen Wälder oder die südbanater Steppe schreiten lernt wie durch eine Landschaft am Rhein und dabei die ganze Spannung jener volksbunten Gegenden bewußt miterlebt und in sich aufnimmt als eine Lebensform, die unserem Volke ebenso aufgegeben ist wie die der Alpen, der Großstädte oder der märkischen Seen.

Und damit hätten wir das Letzte ausgesprochen, was wir von der auslanddeutschen Literatur ersehnen, wenn sie unser ganzes Volk in seiner Tiefe anrührt.

So weit sind wir noch nicht. Doch wie in den Jahren vor dem Weltkrieg die Siebenbürger Sachsen eine Bestandsaufnahme ihrer Volksgüter vornahmen in entscheidenden Werken des Schrifttums und daran Mut und Sinn ihres Schicksals wieder fanden, so nimmt heute das ganze Volk mit der Einkörperung des bedeutsamen auslanddeutschen Schrifttums sich selbst wieder in Besitz, besinnt sich daran und erkennt, wie weit es sich erstreckt. Es ist ein Unterschied zwischen Menschen, die ihre Gemeinschaft mit einem Dorf, mit einer Landschaft, mit einem Klein- oder einem Großstaat oder aber mit den weit über die ganze Welt gesandten, Räume ungeheuerer Breite überschwingenden Wirkungsstätten ihrer Art begrenzt sehen. Enge und Größe eines Volkes entscheidet sich auch an der Kraft zur Weite

und seine Achtung in der Welt an seiner Treue zu sich selbst. Deutsches Volk ist aber nicht auf eine Landschaft und nicht auf einen Staat beschränkt, sondern in die Weite von Gott gestellt. Dies zu erkennen, ist uns übertragen. Das Erkennen fällt in eine trächtige Stunde, wo sich aus dem Dunkel des Niedergangs die Ziele der Besinnung aufgereckt haben, unter denen der Sinn erglänzt, der in unserer Volkslagerung ruht. Es ist der Sinn — noch einmal sei es ausgesprochen — des werthaften Lebens nicht nur zu eigenem Gewinn, sondern zum Segen der Menschheit, deren Bedrohung durch zerstörende Kräfte gerade heute offenkundig ist.

Darum ist es eine Notwendigkeit, daß im ganzen weitgestreckten deutschen Volksleib das Selbstbewußtsein wach und selbstverständlich sei. Dem dient das auslanddeutsche Schrifttum hier und draußen als unentbehrliche Waffe. Nehmen wir seine neue Blüte als ein Zeichen dessen, daß Weite und Liebe zur Heimat, daß die beiden schöpferischen Anlagen unseres Volkes sich in fruchtbarer Einheit vermählen wollen und daß diese nicht nur uns, sondern dem europäischen Gewicht in der Welt dient.

Das alte Österreich, das alte Ungarn, Österreich-Ungarn und wir

Eine Gegenerwiderung von Dr. Karl Hoch

Es freut mich, daß meine Ausführungen über „Unser Österreichertum" im Februarheft nicht einfach — als im besten Falle interessant — entgegengenommen worden sind, sondern zum Denken über das angeschnittene Thema angeregt, oder wenigstens dazu genötigt haben, schon vorhandenen Ansichten auch andern gegenüber klare Begründung zu geben. Was Zillichs Erwiderung betrifft, mit der als ausgesprochener Entgegnung ich mich vor allem zu befassen habe, so ist mir seine Stellung schon aus früheren Gesprächen, wie aus seinem Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten" allerdings nicht neu. Ich habe in seiner Entgegnung nur eine Bestätigung dafür gefunden, daß die seinem Helden in den Mund gelegten Ansichtsäußerungen, wie übrigens auch aus dem Roman ziemlich deutlich hervorgeht, restlos seine eigenen sind. Der Roman ließ allerdings die Möglichkeit offen, daß es seine nur bis 1918 gehegten seien, — durch seine Er-

widerung auf meinen Aufsatz erfahren wir, daß darin auch bis 1937 keine Änderung eingetreten ist. Da seine politische Einstellung in beiden Fällen der gleichen Sinnesweise entquillt, erlaube ich mir in meiner Gegenerwiderung, auch auf Stellen seines Romanes Bezug zu nehmen.

Es ist mir mit meinem in Rede stehenden Aufsatz eigen ergangen. Ich sah mich seinerzeit mit meiner Meinung denen gegenüber, die noch an den Erinnerungen an unser altes Schwarz-Gelbtum zehrten. Es waren das meist Angehörige der auch mir gegenüber älteren Generation. Nun habe ich aber seit 1918 oft den Eindruck, als ob man dem toten Löwen noch einen Fußtritt versetzen wolle. Zu den vorangegangenen magyarischen und nunmehr slawischen und rumänischen unbedingten Verdikts-Aussprüchen über das habsburgische Monarchie-Gebilde kamen nun noch deutsche. Zu einer Zeit, wo jeder Minderheitler die Unerträglichkeit des reinen Nationalstaats-Gedankens am empfindlichsten spürt, fing man auch auf deutscher Seite an, die Zeitwidrigkeit jedes übervölkischen politischen Gebildes so sehr zu betonen, daß die alte Monarchie nach solcher Anschauungsweise schon für die Zeit vor 1918 als längst verfallsreif erschien.

Das gab mir den Anstoß zur Abfassung meines Aufsatzes, in dem allerdings, wie Harald Krasser ganz richtig herausgefühlt hat, der bleibende seelengestaltende Niederschlag der nun der Vergangenheit angehörigen politischen Beziehungen das eigentliche Erörterungsthema bildete. Zillich wendet sich gegen den politischen Teil, in dem ich, bei allem Willen zur Gerechtigkeit, seiner Anschauungsweise naturgemäß doch nicht genügen kann.

Restlos decken sich unsere Ansichten betreffs Zillichs Schlußbemerkung: „All diese Feststellungen sind Geschichtsbetrachtung. Das jetzige Österreich hat keinen wesensbildenden Einfluß mehr auf uns, da sein amtlicher Kurs unserem Volksbewußtsein widerspricht. Unsere Aufgaben sind auch im Rahmen unseres heutigen Staates durch unsere Volksgebundenheit gegeben."

Was aber dieser Feststellung vorausgeht, ist mir, als Liebhaber von geschichtlicher Betrachtung der miterlebten und kurzvorangegangenen Zeit, ein angenehmer Anlaß, mich mit Anschauungsweisen auseinanderzusetzen, deren Wiederkehr nach 50 Jahren mich, offen gestanden, sehr wundert. Ich muß dabei, damit wir nicht aneinander vorbeireden, etwas weit ausholen.

Von siebenbürgisch-sächsischen Eltern geboren, bin ich ohne Störung im sächsischen Pfarrhaus, Patrizierhaus und Kernbürgerhaus aufgewachsen. Das ergab die Grundlage für eine politisch und gesellschaftlich konservative und geistig freiheitliche Lebensauffassung. Auf Grund familiärer Beziehungen gewohnt, die Dinge bei Wahrung freier Kritik in erster Linie vom Standpunkt der Volksleitung zu sehen und trotz aller Anteilnahme auch am Los des einzelnen Volksgenossen bei Entscheidungen das Interesse des Volksganzen voranzustellen, gelangte ich naturgemäß zu einer unbedingt nationalen Sinnesweise, der sich bei dem in bürgerlichem Wohlstand ohne herbe Nöte Erwachsenen keine wesentlichen Hemmungen entgegenstellten. Dies sind die Grundlagen, auf denen mein Seelenleben erwachsen ist, zum geringsten Teile durch mein Verdienst. Das hat die verschiedensten sittlichen Wertungen zur Folge. Ich bin naturgemäß bestrebt, mein Leben in diese Wertungen einzustellen. Dabei werde ich mir bewußt sein müssen, daß nicht alle Leute dem siebenbürgisch-sächsischen Pfarrhaus entstammen, und daß sich ihre seelische Form demnach anders gebildet hat, als die meine. Ich werde ihnen daraus gerechterweise keinen Vorwurf machen können. Am leichtesten ist es für den in nationalem Geist Erwachsenen auch beim Andersvölkischen seine unbedingt nationale Einstellung zu verstehen, wenn der Interessenzwiespalt der beiden Völker ihn auch dazu veranlaßt, das auf das schärfste zu bekämpfen, wozu den Andern seine nationale Einstellung weist. Aber es gibt auch Leute, deren seelische Haltung sich in Verhältnissen entwickelt hat, die dem Nationalen nicht eine Stellung in erster Linie zuweisen. Ich werde das als Nationalgesinnter bei Angehörigen meines eigenen Volkes bedauern; muß aber andererseits bei politischen Betrachtungen diese Tatsache als eine gegebene hinnehmen. Steht der Mann meiner Beeinflussung offen, so werde ich allerdings dahin streben, ihn der Linie meiner Werte näher zu bringen.

Wollen wir über das alte Österreich sprechen, so müssen wir, um ein richtiges Bild der Möglichkeiten, die es bot, zu haben, uns das Seelengepräge seiner politischen Faktoren vergegenwärtigen.

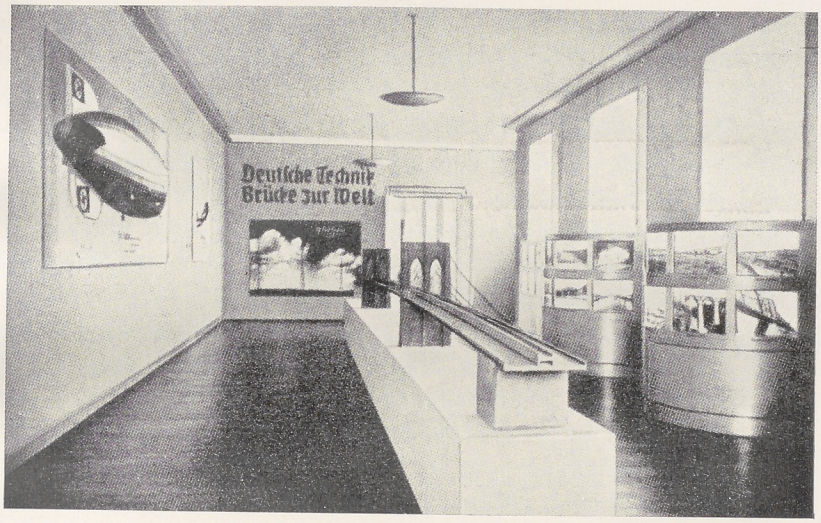
Als erster kommt dabei das Herrscherhaus selbst in Betracht. Der erste Gesichtspunkt, von dem jedes Herrscherhaus in seinen politischen Lebensäußerungen getragen wurde, war die Erhaltung und Mehrung seiner Machtfülle. Die preußenfreundlichste Geschichts-

auffassung kann auch für die Hohenzollern keine Ausnahme feststellen. Wenn man daneben Beschützer und Förderer sonstiger Bestrebungen sein konnte, war es schön und gut. Man war als Mensch für das Eine und das Andere eingenommen, gegebenenfalls entflammt, und dann trug es ja auch zur Mehrung des eigenen politischen Gewichtes bei, wenn man als Beschützer und Förderer von diesem und dem anderen erschien. Aber das erste Wort pflegte doch immer das Hausmacht-Interesse zu sprechen. Eine kleine Einschränkung ist dabei gerade für die Habsburger zu machen. Ausschlaggebender als die Erkenntnis der Machtinteressen des eigenen Hauses war oft die Stimme des Beichtvaters. Denn das ewige Heil mußte dem zeitlichen vorangestellt werden. Nun denn, die Glieder des Herrscherhauses waren eben nicht einem siebenbürgisch-sächsischen Pfarrhaus entwachsen, und deshalb sieht der evangelische Pfarrerssohn sich nicht veranlaßt, zu sittenrichtern, weder über die Voranstellung des Hausmachtgedankens, noch über dessen Einschränkung durch den katholisch-kirchlichen.

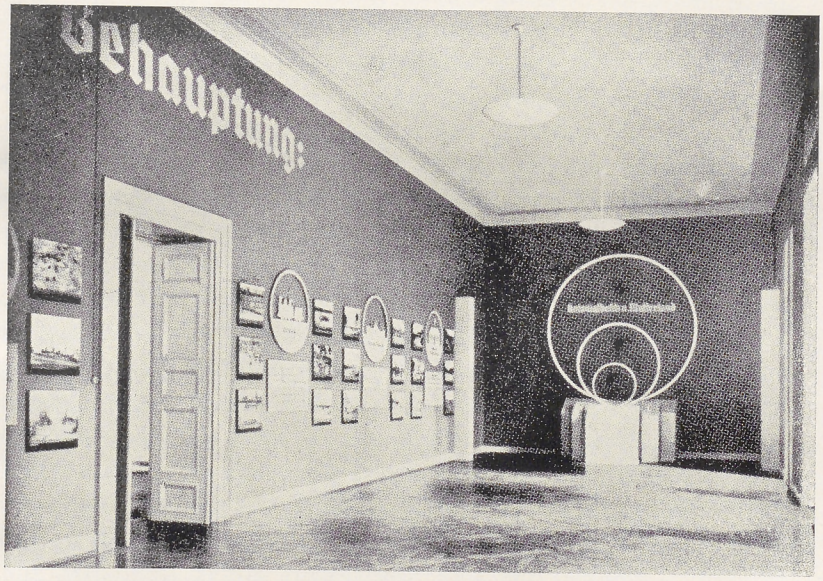
Was die sonstige Wertewelt der Habsburger betrifft, so fühlt jeder Herrscher, der nicht gerade ein Nero oder Caligula ist, den Beruf in sich, gütiger Landesvater zu sein. Trotz aller Kritik der Historiker an dem Schmuckwort wird es der „gute" Kaiser Franz jedenfalls auch gewesen sein. Man kennt das gemütvoll-patriarchalische Verhältnis der Maria T'res zu den Wienern, die diesen bei der Geburt des nachmaligen Kaisers Franz aus der Hofloge des Theaters zurief: „Freut's euch! Der Polderl hat 'nen Bueben kriegt." Dieselbe Maria Theresia hat ja noch anders aufzuweisen — mitunterstützt von einem ihrer Berater: Brukenthal. Und wenigstens über den guten Willen und die edeln Bestrebungen ihres Sohnes ist es wohl überflüssig weiter zu sprechen. Was uns Nationalgesinnten am nächsten liegt, seine deutsche Gesinnung, war zweifellos, nahm aber bei dem völlig unhistorisch denkenden Aufklärer, dem Rate Brukenthals entgegen, Formen an, die auf der einen Seite durch Erweckung des Widerstandes dem Deutschtum nur schadeten, auf der anderen Seite — hier haben wir Sachsen ein besonderes Lied zu singen — unmittelbar geschichtlich gefestetes Deutschtum gefährdeten.

Soweit das Herrscherhaus. Dann gibt es in jedem altmonarchischen Staat auch in der Untertanenschaft Elemente, die in allererster Linie dynastisch denken und das dynastische Interesse allem

Das Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland



Raum der deutschen Technik im Ausland



Raum der deutschen Kolonien

anderen voranstellen. Sie sind vor allem beim Militär und in der Beamtenschaft zu finden und — soferne das Standesinteresse es nicht anders gebietet — in der Hocharistokratie. „Der König absolut, wenn er unseren Willen tut." Gerade im Habsburgerreich gab es geraume Zeit Militärs mit hohen Beamtenfunktionen, denen der dynastische Gedanke besonders am Herzen lag; alles andere stand in seinem Dienste, war zunächst nur Mittel zum Zweck. Nur in dem Rahmen, in dem dieser es erlaubte, durfte daneben auch etwas anderes Ziel an sich werden. Aus der überzeugten Wahrung der dynastischen Interessen floß zunächst das Streben nach möglichst einheitlicher Zusammenfassung des Monarchie-Gebietes. Hieraus ergab es sich, dem Leben, das dieser Zusammenfügung entquoll, allgemein kulturellen Wert zu geben. Dieses Mittel zum Ziel gewann allerdings für die besten Träger des Gedankens auch unmittelbaren Wert. Sie stellten sich freudig in den Dienst des Gedankens vom Beruf der zusammengefaßten Monarchie, westliche, vor allem deutsche Kultur nach Osten zu tragen. Das war vor allem die Schnittfläche, auf der wir Sachsen uns mit ihnen von unserer ursprünglichen Sendung aus trafen. Es ist aber doch eine Übertreibung, wenn man, wie Zillich es tut und wie es früher von unserer Seite vielfach geschah, nur diese Seite der Medaille betrachtet. Denn ihr gegenüber stand ein uns weniger sympathisches Mittel der Zusammenfassung des Monarchiegebietes — wenigstens wurde es für ein solches gehalten, und darüber, ob es immer ein zweckmäßiges war, kann man geteilter Meinung sein. Bei den meisten seiner Träger war es Ziel an sich: ich meine das Katholisierungsbestreben. Die Forderungen des Deutschtums aber spielten jedenfalls nur die Rolle eines Mittels zum Ziel und konnten deshalb nur zur Geltung kommen, wenn sie wirklich als ein zweckmäßiges Mittel für andere Ziele erschienen. Von magyarischer Seite legte man den Trägern des dynastischen Gedankens jedenfalls eine viel weitergehend deutsche Einstellung unter, als sie tatsächlich vorhanden war. Zentralisierung-, Germanisierung- und Katholisierungsbestrebungen sahen die Magyaren in einer Linie. Ich glaube, Kolonics war es, der ihnen mit einem frivolen, von jedem Vertreter echt deutschen Geistes jedenfalls abgelehnten Ratschlag tatsächlichen Anlaß zu solchen Identifizierungen gab: „Faciemus primo miseros, deinde germanos, deinde catholicos!" Wie wir Sachsen in unserer Volkskirche, die Rumänen in der griechisch-orientalischen, so sahen

die reformierten Magyaren in der reformierten Kirche die festeste Schutzwehr ihres Volkstums, ihrer nationalen Idealwelt. Doch stimmte es weder für das 17. Jahrhundert, noch viel weniger aber für die 50er Jahre des 19. Jahrhunderts, daß auf der anderen Seite die Streiter für die katholischen Interessen unbedingt deutsch eingestellt waren. Der Hof und der militante Katholizismus mußten sich das in seiner Art gleichfalls magyarisch gesinnte Labanzentum — man denke nur an Peter Pazmany! — warm halten. Das vor allem mag den Plänen des Prinz Eugenius einen Strich durch die Rechnung gemacht haben.

Im 19. Jahrhundert ergab sich aber eine viel weiter gehende Frontverschiebung. Vor allem auf sozialer Grundlage wandte sich zunächst der böhmische Hochadel von den staatlichen Zentralisationsbestrebungen ab. Es bildete sich eine einheitliche Front von Feudalismus, Katholizismus und Slawentum mit entschiedener Ablehnung des ausgesprochen deutschen Gepräges der Monarchie. Dann brachte gerade die im 19. Jahrhundert einsetzende Demokratisierung des öffentlichen Lebens die alpenländer Bauernschaft auch zur Bedeutung. Wer auf einem alpenländer Bauernhof aufgewachsen ist und nicht auf einem sächsischen Pfarrhof, trägt eben naturgemäß andere Werte in sich, als sie bei uns erwachsen. Wir wissen, daß in ausschlaggebender Weise Anhänglichkeit an die katholische Kirche in ihm lebendig ist. Deutsch waren die österreichischen Alpenländer jedenfalls auch damals in ihrer Art durch und durch — bieder und ehrlich. Aber deutsches Bewußtsein in unserem Wortsinn war ihnen wenigstens bis vor kurzem fremd. Die zuverlässigsten Schutztruppen bezog das deutschfeindliche System Taaffe aus den deutschen Alpenländern. Diese waren die Schutzburg der reinen Klerikalen, des entschieden stärksten politischen Faktors im alten Österreich.

Und nun brachte das durch wesentliche Mithilfe unseres Landsmannes Carl Maager erwachte konstitutionelle Leben — jedenfalls gegen seine Wünsche — auch die verschiedenen slawischen Völkerschaften, vor allem die Tschechen und die Polen, zu starker politischer Bedeutung.

Eine, wie sich später zeigte, auch nicht zuverlässige Stütze fand der Gedanke des zentralistischen Gesamtstaates und seines deutschen Gepräges im 19. Jahrhundert im deutschen Bürgertum. Auch hier handelte es sich nur bei einer sehr schmalen Schichte um rein na-

tionale Gesinnung. Großindustrie und Großkaufmannschaft waren an einem möglichst großen und einheitlichen Staat wirtschaftlich interessiert. Diese deutsch-bürgerliche, von den liberalen Zeitideen getragene Denkungsweise erstreckte sich auch auf einen Teil des Beamtentums, auch schon des absolutistischen unter Bach. Hier taten sächsische Elemente mit Freuden mit. Der politische, soziale und kulturelle Liberalismus des deutschen Bürgertums trieb aber nun Feudale und Klerikale erst recht ins deutschfeindliche Lager, auf die slawische Seite. Und dann sah wiederum ein Teil der Liberalen in Ungarn die feste Schutzburg des Liberalismus und mißtraute den konstitutionellen Ansätzen des einheitlichen Gesamtstaates.

Der Siebenbürger Sachse Carl Maager war es, der unter dem Jubel des Wiener Bürgertums ein konstitutionelles Gesamt-Österreich forderte. Trotz der ironischen Ablehnung seiner Rede durch den Vorsitzer des verstärkten Reichsrates fand das politische Leben doch für kurze Zeit die von ihm gewünschte Linie. Ministerpräsident wurde Schmerling, der im Februar-Patent (1861) auf dem einzig möglichen Octroi-Weg eine einheitliche konstitutionelle Verfassung für Gesamt-Österreich herausgab. (An Schmerling, wie an dem damaligen Handelsminister Bruck, dem ersten Wegweiser des gesamtdeutschen Handels nach Osten in der Bagdad-Richtung, hatte die an das Ministerium Schwarzenberg zur Wahrung der sächsischen Interessen im Jahre 1851 entsandte Deputation im Gegensatz zum Ministerpräsidenten schon damals einen warmen Halt gefunden.) Mit Begeisterung stellte sich der größte Teil der Sachsen auf den Boden des Februarpatentes. Das war nun einmal ein klerikalismusfreies, wirklich deutsches Gesamt-Österreich — von den gleichen Zeitideen erfüllt, wie die damaligen sächsischen Politiker. Wir Sachsen waren die überzeugtesten und treuesten Anhänger Schmerlings. (Das bezieht sich selbstverständlich nur auf den überhaupt gesamtstaatlich eingestellten Teil, zu dem aber auch sehr viele betonte Reformfreunde gehörten, die man nach ihrer Einstellung in innersächsischen Fragen zu den Jungsachsen zählten.) Wir hielten am längsten bei Schmerling aus. Doch die politischen Kräfte, auf denen sein System aufgebaut war, waren nicht tragkräftig genug. Zu einem nicht eben starken Vertrauen von seiten des Monarchen, dem es sich von Anfang an vielleicht mehr um einen Versuchsballon gehandelt hatte, kam eine auch nicht bis zu Ende dauernde Sympathie eines Teiles des liberalen

deutschen Bürgertums. Dabei hatten außer dem entgegenstehenden ausgesprochen ungarnfreundlichen Teile dieses liberalen Bürgertums die steirischen Autonomisten ihre besonderen Schmerzen. Dem gesamt-österreichischen Reichsrat blieben außer den Vertretern Ungarns auch die des im Jahre 1848 österreichisch eingestellten Kroatien und Slawonien ferne. Die Vertreter Siebenbürgens — die einzigen des in Österreich später sogenannten Transleithanien — wurden bei ihrem Eintritt in den Reichsrat als die „7 Bürgen" der neuen Verfassung gefeiert. Aber die Grundlage, auf der das schmerlingische System ruhte, war von Anfang an schmal. Dann fingen auch bisher schmerlingisch eingestellte Deutsch-Liberale an unsicher zu werden, weil ihnen Schmerling doch nicht das Ausmaß von Liberalismus bieten konnte, das ihrer doktrinären Denkungsweise entsprach, bis schließlich nur unsere sächsischen Vertreter mit den Ruthenen, bei denen der Gegensatz gegen die Polen bestimmend war, schmerlingisch blieben.

Auf dieser Grundlage ließ sich das System nun freilich nicht mehr halten. Es standen sich jetzt aber nur noch zwei mögliche Systeme gegenüber: auf klerikal-feudal-slawischer Grundlage das föderalistische und das von den Magyaren getragene, auf ihrem geschichtlichen Rechtsstandpunkt ruhende. Diesen wollte auch der ebenso gemäßigte, wie innerlich feste Franz Deak nicht preisgeben. Aus dieser Zeit stammt sein Wort, das auch uns immer Leitmotiv zu sein hat: „Ein Recht, das die Gewalt uns nimmt, kann bei günstiger Gestaltung der Außenverhältnisse wieder rückerobert werden. Ein Recht, das wir selbst preisgeben, ist unrettbar verloren." Dabei ließ er aber in seinem berühmten Oster-Artikel (1865), wo zuerst das dualistische System entfaltet wurde, eine beachtete Friedenstaube auffliegen. So wurde das von der Mehrzahl der Magyaren getragene System zum dualistischen. An der Spitze des nach Schmerlings Sturze aufsteigenden, nunmehr föderalistischem Versuchsballons stand Graf Belcredi mit dem Wahlspruch: „Wir müssen diesen Deutschen zeigen, daß man Österreich auch ohne sie regieren kann." Dementsprechend lehnten die Deutschgesinnten den Föderalismus ebenso ab, wie die Magyaren. Auch wir standen ihm gegnerisch gegenüber. Vornehmlichste Träger des Föderalismus waren Seelenvorgänger der heutigen österreichischen Regierungsmänner. Die etwas späteren Pfleger ihres Geistes wollten unter der Führung Beusts und mit dem in meinen Ju-

gendjahren bei uns so beliebten Erzherzog Albrecht im Hintergrund 1870/71 an Frankreichs Seite in den deutsch-französischen Krieg treten. Es war dem ungarischen Ministerpräsidenten Julius Andrássy d. Ä. vorbehalten, die Sache zu zerschlagen, nachdem Königgrätz vorher zwischen den beiden erwähnten Systemen für das dualistische entschieden hatte, das unter diesen Verhältnissen auch für die Deutschgesinnten in Österreich annehmbarer war. Sie wurden dabei nicht etwa in der von Zillich angenommenen Weise vom Gedanken bestimmt, daß die Magyaren objektiv eingestellte Reichsfunktionen übernehmen sollten, sondern von der Hoffnung, daß die Deutschen in Österreich die gleiche Vormachtsstellung haben würden, wie die Magyaren in Ungarn. Aber dauernd konnte die Führung auch auf diesem engeren Gebiete nicht behalten werden, da ein Teil überhaupt kein Deutsch-Bewußtsein, ein Teil ein sehr schwaches und ein dritter zum mindesten nicht die genügende politische Geschicklichkeit besaß und sich nach dem bismarckischen Worte in Herbstzeitlosigkeiten erging.

Was nun das Zillichische Ideal der Reichsbestimmtheit betrifft, das ich selbst durchaus nicht ablehnen will, so waren die Deutsch-Liberalen den späteren Deutsch-Nationalen zu reichsbestimmt und zu wenig rücksichtslos volksbestimmt. Zu reichsbestimmt war aber auch den Deutsch-Liberalen Badeni mit seinen Sprachverordnungen für Böhmen, und trotzdem stellten sich die Tschechen im Weltkrieg, weil auch sie sich in der alten Monarchie als national Unterdrückte fühlten, auf die Seite der Feinde. Sollte es wirklich nur die magyarische Nationalitätenpolitik gewesen sein, die andere zu ähnlicher Stellung veranlaßte? Wir Sachsen haben diese Nationalitäten-Politik mit ihrem „Suprematie"-Gedanken auch nicht gebilligt. Aber auch die einfache „Hegemonie", die dem Deutschen in Österreich vom dualistischen Gedanken zugedacht war, konnten diese nicht behaupten. Wie hätten sie denn der größeren Aufgabe, der Behauptung der Herrschaft auf dem größeren Gebiet, gewachsen sein können?

Ich sehe mich deshalb auch im Nachtrag nicht veranlaßt, von meinem nationalen Gesichtspunkt aus unser späteres aufrichtiges Bekenntnis zum 67-Ausgleich zurückzuziehen.

Was nun die „kleinsächsische Mausefalle" betrifft, so muß ich gestehen, daß es mir bis heute als unsere erste Aufgabe erscheint, unsere

800jährige Kulturarbeit fortzusetzen und zunächst uns unsere deutsche Kultur zu bewahren. Was wir darüber hinaus tun können, werde getan; aber dieses ist das in erster Linie Bestimmende. Für unsere Tätigkeit darüber hinaus finden wir heute in unsere besondere Obhut gestellt die Fürsorge für das gesamte Deutschtum im neuen Staatswesen. Früher zog die Wahrung unserer eigenen nationalen Interessen ähnlicher Fürsorge bestimmte Grenzen. Aber über das blau-rote Gebiet hinüber gingen unsere Blicke allezeit zum großen Deutschland. Diese Blickeinstellung war bis 1870 manchmal etwas österreichisch getrübt. Doch die allmähliche Einsicht in die politischen Zusammenhänge ließ uns dann nicht nur 1866, sondern auch 1867 bejahen. Ja, wenn Schwarzenberg Preußen im Jahre 1849 in Olmütz nicht in die Flanke gefallen wäre, wenn die politischen Faktoren, deren Vertreter er war, wirklich von deutscher Gesinnung durchdrungen gewesen wären und eine zuverlässige Stütze wenigstens für die gewünschte deutsche Leitung des Gesamtstaates, für die Förderung einer entsprechenden deutschen Volksmehrung geboten hätten, wenn durch das erstere der Kampf um die Volksherrschaft in Deutschland gegenstandslos geworden wäre und Österreich statt eines natürlichen Gegners einen zuverlässigen Freund im Rücken gehabt hätte, wenn es dann überdies noch auf seine italienische Herrschaft verzichtet hätte, dann wäre die politische Lage eine wesentlich andere geworden, — dann hätte man über manches sprechen können. Aber wie die Sache 1867 stand, mußte der Deutschgesinnte die dualistische Lösung auch von seinem Standpunkt als die beste unter den möglichen ansehen. Die politischen Faktoren, die 1866 nicht verwinden konnten, saßen von uns aus gesehen jenseits der Leitha. Die Deutschstämmlinge aber auf der anderen Seite des Königssteiges wären auch nach der föderativen Konkurrenzlösung in magyarisches Geltungsgebiet gefallen.

Wir aber wären nach der föderalistischen Lösung bei gleichzeitiger, nicht aufzuhaltender Demokratisierung des gesamten öffentlichen Lebens nicht etwa in das Siebenbürgen gefallen, dessen dritter Landstand wir waren, sondern in ein Siebenbürgen, in dem nach kurzer Zeit doch gleichfalls ein Fremdvolk das bestimmende gewesen wäre, mit dem wir — wie die Verhältnisse nun einmal liegen und wie es heute wohl für jeden zutage treten muß — auch bei Fortfall allen Chauvinismusses (der weder hier noch dort fortfällt!) in

einem größeren Interessengegensatz stehen. Wir mußten uns damals schon sagen, daß bei der Herrschaft eines anderen Fremdvolkes auch bei dem größten zwischenvölkischen Entgegenkommen der herrschenden Personen unser öffentliches Gewicht notwendig eingeschränkter sein müsse, als bei der Herrschaft eines Volkes, mit dem wir nicht „Haus an Haus und Grund an Grund" wohnen, auch wenn dieses noch so chauvinistisch veranlagt ist. Die dritte Zertrümmerung des Königsbodens in der ungarischen Zeit wäre vielleicht noch eine Zeit lang unterblieben, weil dieser — auch ohne seine Zertrümmerung — kein Sachsenboden geblieben wäre. Übrigens war während meiner politisch bewußten Lebenszeit der Schmerz über die Zertrümmerung des Königbodens schon überwunden; es wurde von ihr schon damals nur in geschichtlichen Betrachtungen gesprochen. Insbesondere unsere Generation war in das Komitatsleben schon hineingewachsen. In Groß-Kokeln und Bistritz lehnten wir die Pascha-Obergespane ab, die Regierungsmethoden von heute vorwegnahmen. Nach 1890 freuten wir uns aber auch hier, daß der Einfluß des sächsischen Elementes immer stieg; in Hermannstadt und Kronstadt war er stets bestimmend gewesen. Wenn aber anläßlich dieser Zertrümmerung unsere Bauern mit Sensen und Heugabeln hätten kommen sollen, was hätte dann später geschehen müssen? Ich würde sehr anstehen, solche Ratschläge für heute zu geben. Wir würden dabei sehr zu kurz kommen. Auf jeden Fall haben wir nicht gerade Ursache von Schmerzen über die Zertrümmerung des Königbodens getragen zu werden und unseren Groll nach der Richtung zu konzentrieren, von der diese ausging, zu einem Zeitpunkt, in dem wir in keiner unserer Städte einen sächsischen Bürgermeister, überhaupt keinen sächsischen Magistrat haben, wo das ganze Verwaltungsleben in fremdnationalem Geiste, mit fremdnationalen Zielen und in fremdnationaler Sprache, nur gerade mit unserem Geld geführt wird, während das in der Zeit von 1876 bis 1918 doch anders war. Es kommt mir überdies merkwürdig vor, daß aus jüngeren Kreisen, die uns älteren die allzu große 800-Jährigkeit vorwerfen, ein solch überhistorischer Standpunkt vertreten wird. Wie wäre es heute mit der Einteilung Siebenbürgens in das „Land der Ungarn", „Land der Szekler" und „Land der Sachsen"? Wie es mit dem Sächsischen des „Landes der Sachsen" aussehen würde, ist schon angedeutet worden. Durchzogen würde es auch heute noch von dem zum Land der Ungarn gehörigen Ober-

albenser Komitat. Daß sich zur Zeit der Zertrümmerung das sächsische Volksbewußtsein gegen diese sträubte, ist selbstverständlich. Aber in Betrachtungen nach 61 Jahren sieht die Sache doch etwas anders aus. Ich glaube immerhin zu den etwas konservativeren, geschichtlich eingestellten Leuten zu gehören; aber zum Wesen der geschichtlichen Entwicklung gehört eben auch ein bestimmter Wandel.[1]

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß nach der zweiten Zertrümmerung des Königsbodens unter Bach G. D. Teutsch in einem Briefe an Josef Andreas Zimmermann in einem Ton schreibt, dem zu entnehmen ist, daß er ihr nicht mit unbedingter Ablehnung gegenüberstand. Ich finde das auch gar nicht auffallend. G. D. Teutsch war 1848 zuerst entschiedener Unionsfreund. Er war Reformer auf dem Königsboden, ein gegen die „Alten" ankämpfender „Junger" und er erhoffte bei den magyarischen Liberalen Unterstützung seiner Bestrebungen. Dann fand er sich von den Magyaren enttäuscht, meinte aber nun den Halt, den er kurz vorher bei ihnen erhofft hatte, bei den Neugestaltungsbestrebungen Österreichs zu finden. Daß auf dem Königsboden gewisse Überständigkeiten waren, kann niemand bestreiten und so sah er die alten Magistratsherren, mit denen er manches Hühnchen gerupft hatte, ich muß sagen: mit einer gewissen Schadenfreude scheiden. Zillich wird sagen: „Ja, das war in einem deutschen Staatswesen." Nun, in gewissem Sinne auch nach meinem früheren Aufsatz: ja! Jedenfalls in einem Staatswesen mit deutscher Amtssprache. Aber in einem vollständig absolutistischen, rein zentralistischen, dessen Zentralismus sich von dem Schmerlings doch wesentlich unterschied. Es kam die Herrschaft der „Galizianer", während der dritten und endgültigen Zertrümmerung, wie erwähnt, in Hermannstadt und Kronstadt sofort, in Groß-Kokeln und Bistritz etwas später, doch eine wesentlich sächsische Verwaltung im Rahmen des ungarischen Komitatslebens folgte.

[1] Daß die Magyaren uns bei den Aussprachen über die Union mit Ungarn die Beibehaltung unserer Autonomie zusagten, gehört in das gleiche Kapitel, wie die Karlsburger Beschlüsse, wobei wir auch diesen gegenüber, wenn die wirklichen Lebensnotwendigkeiten für uns erfüllt würden, nicht gerade den Shylock spielen würden. Wir würden nicht unbedingt darauf dringen, daß jeder Deutsche von einem Deutschen, jeder Rumäne von einem Rumänen und jeder Magyare von einem Magyaren gerichtet werde, zumal wenn Angehörige zweier verschiedener Völker miteinander im Streite stehen.

Im Anschluß hieran sei bemerkt, daß der Sinn unserer Politik nach 1890 der war, diese sächsische Verwaltung, sowie unsere sonstigen sächsischen Belange auf politischer Grundlage zu sichern, nachdem die rechtliche hatte fallen müssen, — sagen wir es offen: der, daß unser Volk auch innerhalb Ungarns zum mindesten Staatsvolk zweiter Klasse sei. Bleibende politische Einstellung darf sich nicht auf das Verhältnis zu bestimmten Personen gründen; aber ein gewisses Minimum politischer Einsicht ist bei allen Staatsleitern anzunehmen und bestimmte Volks- und Staatsinteressen sprechen eine zu deutliche Sprache, als daß sie sich zum Schlusse nicht doch geltend machen sollten. In dem Fall, über den wir sprechen, wurde nicht so sehr auf eine von nationaler Toleranz getragene, zwischenvölkische Rücksichtnahme, sondern nur auf die Wahrung eigenen wohlverstandenen Volks- und Staatsinteresses von seiten der Staatsherren gebaut. Die Sprache solchen eigenen wohlverstandenen Volksinteresses drang auch in der ungarischen Zeit zunächst nur an das Ohr der Minister, etwas später auch an das der Staatssekretäre, dann in der amtlichen Stufenleiter immer mehr hinunter. Zum Pustensohn drang sie selbstverständlich nicht. Die zwischenvölkische Verständigung von Volk zu Volk ist ein sentimentaler Wunsch. Darauf zu bauen ist für die Wahrung der eigenen völkischen Belange etwas bedenklich. Die Masse des eigenen Volkes pflegt allzu vertrauensselig zu sein. Die Kaffeehauspolitiker des jeweiligen Staatsvolkes pflegen allzu chauvinistisch zu sein. Ein ganz bedeutender Staatsmann: Graf Julius Andrássy der Ältere erkannte in einem Gespräch mit Bischof G. D. Teutsch schon Anfang der 70er Jahre die Situation, und Bischof Teutsch selbst erging sich in diesem Gespräch in der Denkungsweise der sächsischen Politiker nach 1890. Beim Urteil über all diese Dinge hat weder das Erfaßtwerden durch die Ritterlichkeit der Magyaren, noch die Erinnerung an die Zinnenschlacht bestimmend zu sein. Daß das Staatsvolk erster Klasse dabei von seinen wirklichen Interessen und von seinen, nun einmal vorhandenen Zielen getragen wurde, woraus notwendigerweise auch für uns mißliche Folgen quellen mußten, nahmen wir als etwas Unabänderliches entgegen. Das gilt insbesondere vom 1907er Volksschulgesetz, das übrigens im großen und ganzen mit Unrecht Apponyi persönlich zur Last gelegt wird. Der Berzeviczyische Entwurf war nicht viel günstiger, aber die gesamte ungarische Schulgesetzge-

bung jedenfalls günstiger als die heutige (siehe Bakkalaureat!). Eben heute werden wir oft darauf vertröstet, man solle Hoffnung auf eine loyale Durchführung haben; wie es mit der Stichhältigkeit dieses Trostes steht, wissen wir. In der ungarischen Zeit war es uns doch vielfach möglich, eine schmerzlosere Durchführung dieser und der anderen bedenklichen gesetzlichen Bestimmung bei den Regierungsorganen durchzusetzen; heute sind wir gewohnt, daß die Durchführung die Mißlichkeiten der gesetzlichen Bestimmungen mehrt.

Wenn wir uns alldies vergegenwärtigen, erscheinen gewisse Entrüstungen — heute vorgebracht — ganz merkwürdig. Wenn wir aber im Roman: „Zwischen Grenzen und Zeiten" aus Anlaß der Staatsunterstützung für den Bau des Kronstädter Gymnasiums (während sich in Schäßburg ein Mann aus Gründen des nationalen Stolzes g e g e n ein Ansuchen um eine ähnliche Staatsunterstützung wandte, der einer der überzeugtesten Anhänger der Politik nach 1890 war), die Bemerkung lesen, daß in Budapest nun doch ein anderer Wind zu wehen scheine, so wehte dieser Wind mit einer Unterbrechung unter Bánffy doch wesentlich schon seit 1890. Wie gesagt. Fragen der allgemeinen Nationalitätenpolitik kamen außer Betracht. Da mußten wir uns, wenigstens was das Gesetzgeberische anlangt, der Abfertigung aus der österreichischen Zeit erinnern: „Man wird euch keine Extrawurst braten."[1]

(Schluß folgt.)

Das Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland

Von Harald Krasser

Der Plan eines Volksmuseums der Auslanddeutschen ist so alt wie das Stuttgarter Deutsche Ausland-Institut selbst. Denkt man ihn durch, so wird man sich seiner Kühnheit bewußt. Wie ist es

[1] Diese Äußerung stammte aus einer Zeit, wo unserer Berufung auf unsere 1848 dem Herrscherhaus bezeugte Treue die Antwort wurde: „Kommen Sie mir nicht immer mit Ihrer dummen Treue!" Diese Antwort hatte ich in einem in der Wiener „Ostdeutschen Rundschau" aus Anlaß der Entfernung des Hentzi-Denkmals erschienenen Aufsatz: „Das Hentzi-Denkmal und die Siebenbürger Sachsen" zitiert. Von da fand er den Weg in den österreichischen Reichsrat durch den schönerianischen deutsch-böhmischen Abgeordneten Türk in etwas stark dynastiegegnerischem Sinne. Während des Weltkrieges hätte ich es bedauert, wenn die Veröffentlichung dieses Ausspruches zu weittragende Folgen gehabt hätte.

möglich, in einem Museum die ungeheure Mannigfaltigkeit aller auslanddeutschen Lebensformen einzufangen. Welche kaum übersichtliche Fülle von Ausstellungsgegenständen allerverschiedenster Art, allerverschiedensten Ursprungs müßte eingeordnet werden. Wenn aber mehr erreicht werden sollte als eine Anhäufung wissenschaftlich interessanter Gegenstände, durch die der Laie hindurchgeht, um von ihrem Anblick zu ermüden und in der Menge der Eindrücke jede bleibende Erinnerung zu ersticken, wenn dieses Volksmuseum aller Auslanddeutschen eine lebendige und erweckende Wirkung ins deutsche Volk hinaus üben sollte, dann mußte eine Form gefunden werden, die Mannigfalt mit größter Prägnanz und Eindruckskraft verbindet.

Die Lösung, die der Leiter des Instituts mit seinen Mitarbeitern gefunden hat, ist schlechtweg genial. Man hat den Mut zur äußersten Vereinfachung aufgebracht, man hat die bisher landläufige Auffassung vom Museum ausgeschaltet und einen neuen musealen Stil geschaffen, der ebenso großzügig wie sparsam ist, der aus der mühevollen wissenschaftlichen Arbeit des Institutes eine Quintessenz zieht, wie sie sinnvoller und sinnfälliger, volkstümlicher, wissenschaftlich unbelasteter und doch eindrucksvoller gar nicht gedacht werden kann.

Sind nicht alle, selbst unsere schönsten Museumseindrücke umnebelt von der Erinnerung an die Überfälle des Nebensächlichen, nur für den Fachmann, den Spezialisten Wesentlichen? Hier hat der veränderte Zweck alles Unwesentliche, jede Überladung ausgeschaltet. Dieses Museum soll nicht mehr Stätte der ästhetischen Betrachtung, der wissenschaftlichen Forschung, einer auf intellektuelle Kreise beschränkten Bildung sein, sondern Erziehungsstätte des völkischen Willens, Mahnmal an jenes Drittel des deutschen Volkes, das außerhalb der Reichsgrenzen im Volkstumskampf steht, „Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland". Wer durch diese Räume gegangen ist, vergißt ihre klare und eindringliche Sprache nicht mehr.

„Das Endziel ist also die volkstümliche Verkörperung und Verbreitung eines großen Gedankens und nicht einfach die Darstellung eines bestimmten erd- und völkerkundlichen Zusammenhanges oder eines in sich selbst beschlossenen geschichtlichen Ablaufs." Durch die vornehm-stille Festlichkeit der Ehrenhalle — das Museum ist in einem klassizistischen Schloßbau der württembergischen Könige untergebracht — tritt man in den ersten Saal. Er ist fast leer: eine Plastik,

die Mutter Deutschland darstellend, drei ausgesägte Übersichtskarten (Wanderungswege und Ausbreitung des weißen Menschen auf der Erde, völkische Gliederung Europas, das Deutschtum der Erde), darüber die Inschrift „30 Millionen Deutsche leben außerhalb der Reichsgrenze". Der Betrachter aber hat nun den Rahmen, in den alle kommenden Eindrücke einzuordnen sind.

Er kommt in die beiden Räume, die das europäische Auslanddeutschtum behandeln. Jedem Staat ist seine besondere Koje zugedacht. Um eine Landkarte, deren ausgesägte Ränder die eigentümliche, oft recht sinnlose Form des betreffenden Staatsgebietes und deren von der gelben Grundfläche deutlich abgehobenen roten Felder die deutschen Siedlungsgebiete sinnfällig machen, sind Großphotos angeordnet, die die landschaftliche, volkskundliche, bauliche, rassische Eigenart der betreffenden Volksgruppen erkennen lassen — und wieder wird mit der Beschränkung auf Weniges ein Höchstmaß von Eindringlichkeit erreicht.

Mit den gleichen Mitteln — großliniges Kartenbild, Großphoto, Modell, Beschriftung in Leitsätzen und Schlagworten — sind die folgenden Säle behandelt. Man schreitet den gesamten geographischen Lebensraum der Deutschen auch in Übersee ab, danach die vereinzelten Handels-, Künstler-, Gelehrtenkolonien (Rom! Athen!). Mit welcher hämmernden Überzeugungskraft wird doch auf vier Wänden das deutsche Kolonialproblem vorgetragen: Erwerbung, Behauptung, Verlust und Forderung!

Haben auf diese Weise die Räume des Erdgeschosses ein übersichtliches Bild von der Verbreitung des Auslanddeutschtums gegeben, so veranschaulichen die Ausstellungen des ersten Stockwerkes nun unmittelbar die Leistung — zunächst die grundlegende Leistung: die Siedlung.

Wieder werfen zunächst Landkarten das Gesamtproblem auf: für vier siedlungsgeschichtlich wichtige Zeitpunkte 919, 1400, 1812 und 1936 wird der Unterschied zwischen deutschen Volks- und Hoheitsgrenzen aufgezeigt und die Erinnerung an die großen deutschen Auswanderungen beschworen, durch zeitgenössische Stiche von Siedlungspatronen: Ordensmeistern, Habsburgern, der großen Katharina, durch originale, auf die Auswanderung bezügliche Urkunden.

Dann aber stehen die Formen deutscher Auslandsiedlung selbst vor uns: in Dioramen, hell erleuchteten Wandnischen in verdunkel-

tem Raum das Stadtbild vom flandrischen Löwen bis nach Riga und Schäßburg, wirkungsvoll abgehoben von den fremdländischen Formen etwa Moskaus oder Ispahans. Im Nebenraum ist die Dorfanlage auf Plänen samt ihren Fluren aus der Vogelschau zu sehen, darunter in Modellen nachgebildet die bäuerlichen Haus- und Hofformen.

Ein besonderer Raum enthält die Bildnisse der größten geistigen Führer der Auslanddeutschen und verlockt zu Betrachtungen über das deutsche Führergesicht und den rassischen Typus der einzelnen Volksgruppen.

Besonders eindrucksvoll schließt die Leistungsschau der deutschen Technik im Ausland die Runde im ersten Stock: Brücken, Bahnen, Werften, Hafen, Fabriken und Markthallen, Maschinen, Verkehrsmittel für Wasser-, Land- und Luftfahrt in Modellen und Aufnahmen zeugen für die technische Weltgeltung der Deutschen.

Der zweite Stock endlich erschließt in volkskundlicher Darstellung das Leben des bodenverbundenen Auslanddeutschtums in Sitte, Brauch und Lebensweise: in einem ovalen Saal vor einem goldgelben Vorhang entfalten 30 Puppenpaare (etwas unter Normalgröße) alle Schönheiten auslanddeutscher Trachten. Und schließlich durchschreiten wir acht Bauernstuben aus auslanddeutschen Gauen, stehen vor dem altehrwürdigen ländlichen Hausrat und lesen noch einmal aus der wechselnden Atmosphäre dieser Räume die unerschöpfliche Mannigfalt deutscher Volksart und deutschen Volkscharakters ab.

Alles in allem: Hier ist ein Werk geschaffen, dem die alte Bezeichnung „Museum" nicht gerecht wird. Eine Feierstätte, die dem Deutschen diesseits und jenseits der Reichsgrenzen gleich wert sein sollte. Diesem als Gewähr dafür, daß sein Dasein und seine Leistung im neuen Reich beachtet, verstanden und gefördert wird, jenem als eine Mahnung, der Volksbrüder jenseits der Grenze nicht zu vergessen, als ein großzügiges Mittel zur Erziehung zu volksdeutschem Denken — Denkmal und Mahnmal zugleich.

Rundschau

Chronik. Symbolisch für den Stand unserer innervölkischen Krise ist der Verlauf der beiden Veranstaltungen der Volksgemeinschaft einerseits, der DVR andererseits, die am gleichen Tage, am 22. August, stattfanden und jede für sich Zeugnis von der Lebenskraft der sie tragenden Gruppe ablegen sollten: Der Landesjugendtag der Volksgemeinschaft in Schäßburg und der Banater Gautag der DVR in Billed. Dort machtvoller Aufstieg, hier Rückgang. Das spricht sich schon rein äußerlich in den Teilnehmerzahlen aus. 6100 Jugendliche traten auf dem Landesjugendtag der Volksgemeinschaft in Schäßburg an. Das ist im Vergleich zum ersten Jugendtreffen der Volksgemeinschaft vom 25. Oktober 1936 eine Steigerung um das Vierfache. Dagegen sank die Teilnehmerzahl an dem Gautag der DVR in Billed auf weniger als zwei Drittel der Teilnehmerzahlen, die dieselben Veranstaltungen in den Jahren 1935 und 1936 aufweisen konnten.

Für die Volksgemeinschaft bedeutet der gelungene Tag des 22. August aber weit mehr als die nackten Zahlen ausdrücken können. Als vor zwei Jahren Dr. Alfred Bonfert seinen Führer verließ, da ging mit ihm sozusagen der ganze Führerstab der neuen Jugendbewegung. Deshalb hat die DVR in diesen Jahren immer triumphierend behauptet, daß die Volksgemeinschaft keine Jugend hinter sich habe. Das war falsch, aber die schwere Aufgabe, die nach dem 29. Juni vor der Volksführung lag, war die, eine neue Führerschicht für diese Jugend zu schaffen. Der 22. August bewies, daß Nik. Hans Hockl diese Aufgabe gelöst hat. Denn die in Schäßburg angetretene Jugend ist eine einheitlich ausgerichtete, zielbewußt im Sinne der deutschen Erneuerung geführte Jugend.

Und nun der Tag von Billed. Wer das ausschlaggebende Gewicht kennt, das die DVR auf möglichst große Teilnehmerzahlen an ihren Veranstaltungen legt, wer in ihrem Parteiblatt, der „Deutschen Tageszeitung", vom 22. August die Darstellung der außerordentlichen Werbetätigkeit liest, die entfaltet wurde, um in Billed eine möglichst große Beteiligung zu erreichen, kann nicht umhin festzustellen, daß die DVR offenbar im Banat beträchtlich an Boden verloren hat. Den unbeteiligten Beobachter muß diese Feststellung sehr überraschen. Denn die Spalten der DVR-Presse haben wochenlang in großer Aufmachung von den Siegen der Partei in den jüngst abgehaltenen Verwaltungswahlen, gerade auch im Banat, berichtet. Solche umfassende Siege, wenn sie wirklich stattgefunden haben, sind aber undenkbar ohne ein beträchtliches Anschwellen der Anhängerzahl. Und diese gesteigerte Anhängerzahl mußte sich auch auf dem Gauparteitag auswirken. Selbst wenn also die Teilnehmerzahl in Billed die Zahlen früherer Gautage erreicht hätte, wäre es nicht möglich, die Behauptung von entscheidenden Siegen, ja von einer errungenen Mehrheit aufrecht zu erhalten. Damit fällt wieder ein scharfes Licht auf die Unredlichkeit der DVR-Berichterstattung und -Propaganda. Wenn man dieser, besonders dem von der DVR über die Ergebnisse der Verwaltungs-

wahlen herausgegebenen Flugblatt, Glauben schenkte, mußte man der Meinung sein, die Partei habe in diesen Wahlen geradezu die Volksmehrheit erreicht. Die Methode, die von der DVR benutzt wird, um solche schiefe Ansichten hervorzurufen, besteht meist darin, daß günstige Teilergebnisse in großer Aufmachung veröffentlicht werden, das Gesamtergebnis nicht erwähnt wird und auch verschwiegen wird, in welchem Verhältnis zum Gesamtergebnis die erwähnten Teilergebnisse stehen. Es wird also, formell zwar nicht, aber sachlich gelogen. Diese Methoden und alle, die anders nicht Politik machen können, müssen aus unserem Volksleben verschwinden, wenn die politische Atmosphäre wirklich entgiftet werden soll.

Das muß in diesem Augenblick deshalb besonders betont werden, weil der Präsident der DVR die bedeutsamste Erklärung, die er in Billed abgegeben hat, damit einleitete, daß er sagte, es sei die in den Verwaltungswahlen errungene Volksmehrheit und damit ihm übertragene Verantwortung, die ihn zu seinen Erklärungen veranlasse. Diese Erklärungen aber bestanden in der Aufforderung an die Volksführung, endgültig Wege der Zusammenarbeit und des Zusammenschlusses zu suchen. Durch jene den Tatsachen keineswegs entsprechende Einleitung Dr. Bonferts wird das moralische Gewicht seiner Erklärung leider außerordentlich stark entwertet und berechtigt zu äußerstem Mißtrauen dem ehrlichen Friedenswillen seiner Partei gegenüber. Trotzdem ist es die selbstverständliche Pflicht der Volksführung, alles zu tun, um die durch diesen Appell Bonferts aufkeimenden Möglichkeiten einer inneren Befriedung zur Auswirkung zu bringen. Tatsächlich ist der Volksrat der Deutschen von Rumänien durch Landesobmann Fritz Fabritius schon für den 5. September zusammenberufen worden, um Stellung zu nehmen. Es wird nicht leicht sein, auf beiden Seiten die Großzügigkeit aufzubringen, die nötig ist, um den Volksstreit zu beendigen. Aber sie muß einmal aufgebracht werden. Auch bei diesen Verhandlungen, die nun bevorstehen, muß das Ziel weiter gesteckt werden als nur auf eine Zusammenarbeit bei den kommenden Parlamentswahlen. Es muß gesteckt sein auf die endliche Zusammenfassung aller Volkskräfte für den inneren Neubau und den immer heftiger werdenden äußeren Volkstumskampf.

27. August.

*

Als Ende August die Möglichkeit eines innervölkischen Friedens wieder am Horizonte auftauchte, ging ein Aufatmen der Befreiung durch unser Volk. Es ist selbstverständlich, daß alle Schattierungen der Friedensbereitschaft in unserer Volksgruppe anzutreffen sind: von der aus Gleichgültigkeit gegen alle Politik und aus weichlicher Bequemlichkeit entspringenden bis zu der aus höchstem Verantwortungsgefühl dem Ganzen gegenüber gebotenen. Die letztere aber überwiegt. Sie drängt sich auf aus der Tatsache der dauernden Verschärfung des nationalen Volkstumskampfes, die immer gebieterischer die Zusammenfassung aller Kräfte fordert. Sie ist die wirklich ernste und politisch ins Gewicht fallende Friedens-

bereitschaft. Gerade deshalb aber ist sie auch nicht die bedingungsloseste. Es gibt, gerade aus der höchsten Verantwortung für das Ganze gesehen, nicht einen innervölkischen Frieden um jeden Preis. Wenn nämlich als Preis für einen Frieden das Aufgeben von Seins- und Wirkensformen bezahlt werden müßte, die für das Bestehen des Volkstumskampfes von unbedingter Notwendigkeit sind, dann ist der so hergestellte Friede nur ein Zustand neuen Übels, der wieder in die Zersetzung führen muß. Eine Seins- und Wirkensform aber, die uns unumgänglich notwendig für die erfolgreiche Zusammenfassung aller Volkskräfte und für die Durchfechtung des Volkstumskampfes zu sein scheint, ist die überparteiliche, grundsätzlich alle Volksgenossen umfassende, politische Volksorganisation. Nach ihren Grundsätzen ist heute nur die eine der beiden im Kampf miteinander stehenden Gruppen unseres Volkes aufgebaut und zwar die Volksgemeinschaft unter Führung von Landesobmann Fritz Fabritius, nicht aber die Deutsche Volkspartei (DVR), die rein parteimäßigen Charakter hat. Deshalb ist die Volksgemeinschaft die Wahrerin und Verwalterin derjenigen politischen Lebensform unserer Volksgruppe, die nicht aufgegeben werden darf, weil sie die einzige ist, in der wirklich alle Kräfte des Volkes zusammengefaßt werden können. Wenn daher die Volksgemeinschaft immer wieder dort, wo von der Beendigung des Bruderkampfes in unserer Volksgruppe die Rede ist, die Erhaltung ihrer eigenen politischen Struktur als die Vorbedingung für eine erfolgreiche völkische Zukunftsarbeit bezeichnet und von der DVR die Anerkennung der Grundsätze dieser Struktur verlangt, so ist es falsch, von unangebrachtem Verlangen nach einseitiger Durchsetzung des eigenen Standpunktes zu sprechen. Daß dies dennoch fortwährend von seiten der DVR geschieht, ist ein Haupthindernis für eine Verständigung. Es muß endlich klar werden, einfach weil es die Wahrheit ist, daß die Volksgemeinschaft eben nicht Partei ist, wie die DVR bisher aus irreführender Demagogie heraus behauptete, sondern Trägerin der von Allen anzustrebenden überparteilichen Organisationsform, der Volksgruppe. Einordnung aller Gruppen unseres Volkes in diese Form kann daher nicht unter den Kategorien von Sieg oder Niederlage gesehen werden, sondern ist eine allseitige Notwendigkeit aus dem Wesen unseres politischen Seins heraus. Es ist sinnlos in diesem Punkt ein „Nachgeben" von der Volksgemeinschaft zu verlangen. Die Kategorie des „Nachgebens" findet hier grundsätzlich keine Anwendung, weil ein N a c h geben zu einem A u f geben der Grundlagen des Volksganzen sich verwandeln würde. Über das W i e der Einordnung aller Gruppen unseres Volkes in die gemeinsame Volksorganisation kann gewiß nach allen möglichen Richtungen verhandelt werden, d a ß aber eine solche Organisation die einzige uns gebotene Lebensform ist, muß im Gegensatz zu der Zwei-Parteien-Theorie der DVR für alle Verständigung Suchenden eine vor aller Verhandlung geltende Grunderkenntnis sein.

An diesem Punkte sind auch die nach der Rede Dr. Bonferts vom 22. August sich ergebenden Friedensaussichten vorläufig wieder gescheitert.

Der Volksrat der deutschen Volksgemeinschaft hat in seiner Sitzung vom 5. September auch seinerseits seiner Friedensbereitschaft rückhaltlos Ausdruck gegeben, ohne allerdings in dem oben angeführten Punkt einen Zweifel darüber zu lassen, daß es keinen Zweck habe Verhandlungen zu beginnen, ohne daß restlos klar sei, wie die DVR über die grundsätzliche Einordnung in die allgemeine Volksorganisation denke. Dr. Bonfert hat in einer Rede in Mediasch vom 12. September nach den vorliegenden Zeitungsmeldungen völlig unzweideutig darauf verwiesen, daß es seiner Partei auch in diesem Augenblick lediglich auf ein Messen der gegenseitigen Kräfte ankomme. Also nicht auf einen Frieden, sondern auf eine Ordnung der Fronten zu weiterem Kampf. Durch diese Stellungnahme ist die zarte Morgenröte eines neuen Tages geeinter Volksgemeinschaft vom Himmel unserer inneren Volkspolitik rasch verschwunden. Denn nur rückhaltlose Bereitschaft den maßlos ausgearteten parteipolitischen Kampf unter uns abzubrechen, kann uns zu einer wirklichen Verständigung führen. Die Volksgemeinschaft wünscht diese Verständigung nach wie vor, hält aber Verhandlungen, die ohne wirkliche Friedensbereitschaft von beiden Seiten begonnen würden, für einen Volksbetrug. Der Maßstab aber für die wahre Friedensbereitschaft ist die Einstellung zur Frage der überparteilichen gemeinsamen Volksorganisation. Wer diese nicht bejahen kann, verleugnet in demselben Augenblick, wo er von Frieden spricht, die Grundlage für die Dauer dieses Friedens.

30. Sept. 1937. Alfred Pomarius

Studienfahrt volksdeutscher Hochschullehrer nach Siebenbürgen. Es sind drei Jahre vergangen, seit der Landeskundeverein in Verbindung mit dem Bund deutscher Hochschüler eine Schulungswoche abhielt, um den in der wissenschaftlichen Ausbildung stehenden Jungakademikern Arbeitsgebiete zu weisen und durch unmittelbar persönliche Anregung zu versuchen, die Hochschülerschaft in die Aufgaben deutscher Wissenschaft und Volkskunde in Rumänien einzuführen. Diesem mit neuen Zielen begonnenen, erfolgverheißenden Anfang blieb eine fruchtbringende Fortentwicklung versagt, da die Verlagerung der Kräfte innerhalb der Jugend eine Fortsetzung solcher Veranstaltungen in den folgenden Jahren unmöglich machte. Den gleichen Eindruck zukunftsreicher Gestaltungsmöglichkeiten aber wie auf dieser Schulung empfingen heuer unter ganz anderen Voraussetzungen siebenbürgische Teilnehmer einer Fahrt, die ungefähr vierzig volksdeutsche Hochschullehrer und Dozenten Anfang September durch Südsiebenbürgen unternahmen. Die Studienfahrt, die von der Leitung des Baron Brukenthalischen Museums vorbereitet war und geführt wurde, hatte als Gegenstand und Ziel den südsiebenbürgischen, sächsischen Kulturboden und seine benachbarten Grenzräume und führte durch den Unterwald und die Hermannstädter Gegend über das Gebiet zwischen Kokel und Alt in das Burzen- und Szeklerland und die der Muntenia vorgelagerten Gebirge. In der zwanglosen Form einer freiwilligen Arbeitsgemeinschaft fanden sich die teilnehmenden

Wissenschaftler der vertretenen Fachgebiete: Geschichte, Geographie und Sprach- und Volkskunde in gegenseitigem Geben und Nehmen zusammen, und mit maßgebender Sachkenntnis wurden bedeutsame Teilerscheinungen oder entscheidende Grundfragen der sächsischen Volkskunde im weitesten Sinne eingehend erörtert. In gleicher Weise erregten alle Erscheinungen der südsiebenbürgischen Landschaft und ihres Volkslebens die forschende Anteilnahme, gleichgültig ob in Urwegen die farbenprächtige Sonntagstracht Bewunderung hervorrief oder man in Poiana die Äußerungen rumänischer Volkskunst betrachtete, ob in Agnetheln der seelische Inhalt und die mittelbare Herkunft des Urzelnlaufens umstritten wurde oder in Gelencze in den Dreistühlen noch bei einbrechender Nacht die mittelalterlichen Fresken der reformierten Kirche untersucht wurden. Eine Vertiefung und Ausweitung erfuhren diese Erkenntnisse durch umfassende Vorträge, die zu gleichen Teilen von den auswärtigen Teilnehmern Univ.-Prof. H. Hassinger-Wien, J. Kallbrunner-Wien, W. Kuhn-Breslau, O. Brunner-Wien, A. Haberlandt-Wien und den siebenbürgischen Gästen Bischofsvikar D. Fr. Müller, Pfarrer A. Csallner und L. Klaster, Fr. Holzträger und H. Krasser gehalten wurden. Die Vorträge behandelten den geographischen Raum Siebenbürgens und die neuzeitlichen Wanderbewegungen dahin, die deutschen Siedelräume des Südostens und ihre geschichtlichen Beziehungen zu Mitteleuropa und von binnensächsischen Fragen die siebenbürgische Geschichte in ihrem Wandel unter östlichem Drängen und mitteleuropäischem Kultureinfluß, die volksbiologische Lage der Sachsen, die siebenbürgisch-sächsische Volkskunst und die siebenbürgisch-sächsische Sprachlandschaft und ihr Schrifttum.

Die eigentliche und tiefere Bedeutung der einwöchigen Arbeitsgemeinschaft geht über den räumlichen und zeitlichen Ablauf der Veranstaltung und den Wert des erarbeiteten Materials hinaus und liegt in den neu aufgedeckten Ausblicken, die erst später einmal sich voll auswirken werden. Die große Anzahl österreichischer Teilnehmer bedingte vorerst eine zum Teil unbeabsichtigte Bestandsaufnahme unseres Österreichertums und eine eindrucksvolle Rechenschaftslegung über die geschichtlichen Großtaten der Ostmark für den Südosten. Schon im Mittelalter wirkten lebendigste Wechselwirkungen und ein reger Austausch der Kulturgüter zwischen Österreich und dem Südostdeutschtum und als durch die Türkenkämpfe der Karpathenraum mehr als bisher in den Blickpunkt des Westens rückte, erfuhr im fünfzehnten Jahrhundert die deutsche Reichsidee gerade von Ungarn aus wiederbelebende, starke Antriebe. Die überragende Bedeutung der Sachsen in diesen Auseinandersetzungen ist immer wieder erkannt und hervorgehoben worden und besonders von militärischer Seite aus ist zu ganz verschiedenen Zeiten auf die Erhaltung und Stärkung der sächsischen Volkskraft hingearbeitet worden. Trotz der unklugen, gegenreformatorischen Religionspolitik suchten kaiserliche Generale den Sachsen neue Quellen völkischer Kraft zu öffnen (Karaffa, Königseck) und die mächtigen Kolonisationszüge nach dem Südosten trugen auch nach

Siebenbürgen verstreute Reste, die sich hier lebengestaltend auswirkten. Das bedeutsamste Ergebnis, das im Laufe des Zusammenseins in seinen Umrissen schon deutlich erkennbar zu Tage trat, war die Neuaufrichtung eines Geschichtsgebildes, das in seiner geistigen Zielsetzung eine Auflösung der kleinsächsischen Geschichtsauffassung bedeutete. Die achthundertjährige Geschichte der Siebenbürger Sachsen liegt nicht mehr als eine einmalige, vereinzelte Erscheinung völkischer Selbstbehauptung im siebenbürgischen Raum eingebettet, sie ist nunmehr nur ein bemerkenswertes Bindeglied in der Betrachtung der nach den Siedelräumen des Südostens ausgreifenden Volkskraft und ein wertvoller Baustein für die Formung eines umfassenden, großdeutschen Geschichtsbewußtseins. Die Eingliederung volkskundlicher Erscheinungen in gesamtgermanische oder europäische Zusammenhänge, der Nachweis von Parallelentwicklungen, zum Beispiel zu den siebenbürgischen Gräfen in friesischen Gebieten, die geschichtliche Betrachtung der Nationsuniversität als einer allgemeinen, rein deutschen Entwicklung geben den angedeuteten Möglichkeiten erhöhte Wahrscheinlichkeit. Die seelische Grundlage der Veranstaltung war die Erkenntnis völkischer Schicksalsverbundenheit, die über Räume und Völker hinweg die Gemeinsamkeit deutschen Volkstums in seinem Ringen und Kämpfen fühlen ließ und erst an dem Vergleich mit fremdem Volksgut den Wert und die Höhe des eigenen zu Bewußtsein brachte. So erhielt auch die wissenschaftliche Tätigkeit ihre Sinndeutung als ein Dienen am Volksganzen, dazu bestimmt, das Deutschtum des Reiches, der Grenze und des Auslandes einander zu nähern und geistig zu einen. Diese Grundhaltung fand ihren Ausdruck, als von selbst nach Beendigung der Schlußaussprache in der Weberbastei in Kronstadt gemeinsam das Lied „Kein schöner Land..." angestimmt wurde, und es ist zu wünschen, daß in den nächsten Jahren an ähnlichen, den hiesigen Verhältnissen angepaßten Arbeitstagungen möglichst Vielen die Teilnahme ermöglicht werde. Kurt Horedt

Zu zwei Büchern von Ernst Wurm. Ernst Wurm ist bereits mit einem Roman aus Rumänien ("So lange die Erde steht") hervorgetreten und in dieser Zeitschrift (Juni 1934) nicht unfreundlich begrüßt worden. Doch erwartete man damals von ihm, der irrtümlich für einen Deutschen aus Rumänien („vermutlich aus dem Altreich") gehalten wurde, „reichere und tiefere Werke". Inzwischen hat sich herausgestellt, daß Wurm Österreicher von Geburt, ein fleißiger Sammler und Bearbeiter von Stoffen aus aller Welt ist und den ersten Roman nach oberflächlicher Berührung mit dem Rumänentum geschrieben hatte. Die damaligen Erwartungen dem Dichter gegenüber haben sich nicht erfüllt.

Auch „Der Held von Nedea" (F. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig) verdankt seine Entstehung nur äußerlicher Kenntnis. Er baut von der gedanklichen Seite her um den Gegensatz zwischen unverdorbenem Naturvolk und seelenmordender Industrie eine einfache Handlung, die mit geringer psychologischer Wahrscheinlichkeit einen starken

Berghirten des Retezatgebietes den Plan fassen läßt, den aus Beirut stammenden griechischen Generaldirektor eines Eisenwerkes zu ermorden, weil er an die Stelle seines enteigneten väterlichen Hofes den Verladebahnhof seiner Schmalspurbahn hingesetzt hat. Aber statt des Mordes erfolgt am Schlusse eine Lebensrettung auf der Bärenjagd — und der gedankliche Gegensatz klingt in einer poetischen Versöhnung aus.

Der Roman enthält schöne Naturbilder, eine gesunde Gesinnung, streift gelegentlich in sehr richtiger und begrüßenswerter Weise die Frage des Zusammenlebens zwischen rumänischem Staatsvolk und deutscher Minderheit — aber im Grunde bleibt er erfunden und nicht erlebt. Trotzdem wird die deutsche Leserschaft auf angenehme Art mit einer ihr bisher wohl unbekannten Welt bekannt gemacht und das kann uns ja im Sinne deutsch-rumänischer Verständigung ganz recht sein.

Nicht billigen können wir es dagegen, wenn Ernst Wurm in „Agneta Tischer. Eine Siebenbürger Erzählung". (Gerhard Stalling, Oldenburg, Berlin) aus gleicher oberflächlicher Kenntnis und gedanklicher Konstruktion heraus auch einen sächsischen Stoff glaubt gestalten zu dürfen. Denn hier empfinden wir nicht nur selbst die Schiefheit in der Schilderung aller Geschehnisse und Zustände, sondern wir müssen befürchten, daß auch die deutsche Leserschaft ganz irregeführt wird. Wurm faßt einerseits unsere sächsischen Bauern als eine Art Saga-Geschlecht auf, indem er sie mit ihrer angeblichen unverbrüchlichen Strenge in Sippen-, Sitte- und Volksfragen falsch heroisiert — und andererseits läßt sich doch ein Mädchen aus dem reichsten und stolzesten Hause, die herb-stolze Schönheit Agneta, während eines einzigen „Kelterfestes" vom rumänischen Ortsgendarmen verführen, weil der geschmeidige, schwarzäugige „Gerade — noch — Mann", den sie kurz vorher glühend haßte, ihrer unbestimmten „Sehnsucht nach dem Fremden" Gestalt verleiht. So weit die Marlitt-Handlung des ersten Teiles.

Dann aber tritt die furchtbare Strafe des Vaters ein: Knien auf einem dreikantigen Holzscheit, Schläge mit dem Ochsenziemer, Verbot des Verkehrs mit jedermann auf ein Jahr, Verdammung zur Ehelosigkeit, Zwang zur gewaltsamen Tötung des vom Rumänen empfangenen Kindes im Mutterleib — was Wunder, daß das Mädchen zuerst von Nervenzuständen befallen wird und zuletzt im Selbstmord endet! Das aber soll nur den hohen Sinn des sächsischen Bauern verherrlichen, der lieber ein Auge ausreißt als daß der ganze Leib zur Hölle fahre. Also wie gesagt „Saga-Luft"! Für unsere Bauern sind jedoch weder schwärmerische, sehnsüchtige Mädchen, noch unerbittlich strenge Väter „typisch", sondern nüchterne, lebenssichere, ein wenig genuß- und gewinnsüchtige Menschen. Daß sie auch von Schuld und Tragik umwittert sein können, zeigen die Gestalten etwa aus Wittstocks Erzählungen. Aber dann müssen sie von innen und nicht von außen gestaltet werden!

Ebenso schief wie Vorgänge und Menschen sind die Zustände wiedergegeben. Das Dorf „Waissen" bei Hermannstadt ist ganz rein sächsisch.

Als einziger Rumäne kommt ein neuer „Wachtmeister" (rumänisch „Menjor" genannt!?) hin und bemüht sich zunächst deutsch zu sprechen, um seinem Auftrag gemäß die Bauern zutraulich zu machen und dann auszuhorchen. Dieser Wachtmeister ist Rumäne aus dem Altreich, er liest Kriminalromane, hat zwei Freundinnen in Bukarest, er schreibt an sie „dulce (!) Lutte" und steigt doch den hübschen Sächsinnen nach. Die Sachsen aber sind zurückhaltend und fragen: „Was sucht ihr in Siebenbürgen — ihr Rumänen?" Sie sagen: „In Siebenbürgen sind wir Sachsen wohl die Mehrzahl", und „siebenbürgisch" wird oft mit „sächsisch" einfach gleichgesetzt. An diesem Punkt wird Wurm für uns sogar gefährlich: böswillige Leute könnten denken, man habe ihm absichtlich so schiefe Vorstellungen beigebracht! Und doch tadeln wir selbst am meisten diese Unzulässigkeit, von außen her die Dinge darstellen zu wollen, für die wir heute weiß Gott selbst berufene Künder haben!

Bis ins Einzelnste gehen die falschen Darstellungen. Diese Bauern heißen z. B. mit ihren Vornamen „Witholb", „Dietrich", „Wilhelm", „Hermann", als ob sie altdeutsche Recken oder biedermeierliche Bürger, und dann wieder „Kilian", „Hedwiga", „Genoveva" und „Rosalia", als ob sie Oberbayern wären! Aus der Ebene von Hermannstadt steigen „oft burgentragende Höhen" empor, und vom Gebirge „leuchten die Felsen matt herüber". Die Mädchen tragen „die Buorte". Das Dorf hat einen „Bürgermeister", Agneta schläft in ihrer eigenen, bäuerischen „Mädchenstube" usw.

Es ist bedauerlich, daß der Verlag, in dem schon so vieles Schrifttum zur deutschen Erneuerung erschienen ist, sich offenbar durch die weltanschaulich einwandfreie Haltung des Verfassers, der allgemeine Forderungen nach Sippen- und Volksreinheit in ein siebenbürgisches „Kostüm" gekleidet hat, dazu hat bestimmen lassen, ein solches Buch ohne vorherige Beratung durch einen sächsischen Fachmann zu übernehmen. Es geht heute nicht mehr an, daß man unsere Volkstumsfrage auf so einfache Formeln bringt, wie es Wurm tut. Früher hat man sich wohl gefreut, wenn reichsdeutsche Schriftsteller Interesse an einem siebenbürgisch-sächsischen Stoff fanden, und hat über dichterische Unzulänglichkeit hinweggesehen, heute lehnen wir es ab, als „Stoff" zu gelten und fordern wirkliche Künstlerschaft.

Bernhard Capesius

Ein Honterusroman von Egon Hajek. Wie wir hören, wird noch in diesem Herbst in einem namhaften deutschen Verlag unter dem Titel „Du sollst mein Zeuge sein. Roman eines deutschen Bekenners" ein Reformationsroman des in Wien lebenden siebenbürgischen Dichters Egon Hajek erscheinen. Er handelt von den Lebensschicksalen des ersten österreichischen evangelischen Märtyrers Kaspar Tauber, in die die Schilderung der Wiener Jugenderlebnisse unseres Reformators Johannes Honter eingewoben ist. In einem zweiten, später erscheinenden Roman soll das Lebenswerk des Honterus in Siebenbürgen dargestellt werden.

Neue Bücher und Schriften

Deutsche Erzählkunst

Wilhelm Schäfer, Wendekreis neuer Anekdoten. Albert Langen Georg Müller-Verlag, München, 1937. — In einem Vorwort zu diesen neuen Anekdoten spricht Schäfer, nachdem er die ausschweifende Zustandsschilderung als ein unzulängliches Mittel der neueren Epik bezeichnet hat, das treffende Wort aus, die Kunst sei da, damit der Raum des Absoluten, des Schicksals im Bewußtsein bleibe; seine Anekdoten habe er nicht geschrieben, um eine vergessene Kunstart zu beleben, sondern um einer epischen Form treu zu bleiben, die die Schritte des Schicksals aufzählt; nun hebe sich zwar keine der neuen 25 Anekdoten bis zu jener Tragik, die gemeinhin Schicksal genannt werde, doch keine habe es auch mit dem Alltag zu tun, denn in allen werde die Frage einer absoluten Entscheidung gestellt und beantwortet.

Mit dieser Einleitung ist das Wesentliche der fünfundzwanzig neuen Anekdoten, die wir wie die berühmten früheren dankbar als eine dauernde Bereicherung der deutschen Dichtung entgegennehmen, sehr gut umschrieben. Klarheit der Form, der Sprache und des Erzählungsaufbaus sind bei Schäfer so oft gelobt worden, daß wir hier darauf verzichten wollen. Die vollendete Reife seiner Kunst steht einsam da, nicht bloß im deutschen Schrifttum der Gegenwart; auch in der Literatur der anderen Völker finden wir sehr wenige, die ihm gleichen.

Heinrich Zillich

Georg Britting. Der bekränzte Weiher. Erzählungen. Albert Langen Georg Müller, München, 1937. — Wir haben in diesen Blättern den ersten Band Erzählungen von Georg Britting — „Das treue Eheweib" — ausführlich gewürdigt als die Gabe eines Dichters, bei dem Wort, Handlung, Gedanken und Empfindung eine eherne Einheit bilden, der durch jede Erzählung die Urtiefen des Daseins durchschimmern läßt, der zu den stärksten Erzählern unseres Schrifttums gehört. Auch dieses Buch bestätigt das frühere Urteil. Es ist beispiellos, wie bei Britting eine scheinbar belanglose Begebenheit ins Grenzenlose des Lebens hineinblicken läßt, wie seine hinreißende Sprache uns die Geheimnisse hinzaubert, die überall für den Sehenden liegen, und wie das Unheimliche neben dem Kindlich-Tiefen liegt!

Heinrich Zillich

Hermann Stahl. Traum der Erde. Roman. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1936. — Der mir bisher unbekannte Dichter Hermann Stahl hat mich ergriffen. Wohin nur selten einer vordringt, packt er. Er weiß um die Deutung von Leid und Überwindung, er weiß um die Wandlung der Niederlage in den Sieg über alle Not und er versteht dem dornenvollen Erlebnis tiefe Sprache zu geben. Psychologisch genau empfunden und durch die Reife seines Könnens getönt, vollzieht sich an dem Mäd-

chen Mana der Kampf aus der Not zur Freiheit, aus dem Einzelleben zum Verlangen nach der Gemeinschaft. Dies Mädchen ist aus der Stadt aufs Land gekommen und erfährt seine erste Liebe gleich als bitteres Erlebnis. Sie trägt in ernster Pein und bewundernswerter Selbstbeherrschung ein Kind. Niemand weiß davon, der helfen könnte; der es weiß, hilft nicht. So entschließt sich Mana zur Flucht aus dem Kreise ihrer Bekannten, um in zielloser Wanderung Ruhe für ihre Entschlüsse zu finden. Und hier setzt die eigentliche Dichtung ein, hier wo der Mensch als einzelner keinen Ausweg mehr findet, trifft der Hirte Daniel das Mädchen. Was ihn ein reifes Leben gelehrt hat und was in ihm als Herzensgüte verborgen lag, quillt nun dem Mädchen als Ruhe und Führung zu, wandelt Verzweiflung in Freude am Leben und lehrt lieben, was sie haßte. Daniel bringt Mana wieder zu den Menschen zurück, die die Geflohene aufnehmen, als wäre nichts gewesen. Denn auch der Geliebte Albus hat sich gewandelt, so daß beider Liebenden Wiedersehen fast wortlos zum Fest zweier Herzen wird.

Es muß festgestellt werden, daß die Dichtung Hermann Stahls trotz anfänglich zu ausführlicher Darstellung starkes Empfinden in reiner sprachlicher Formung wiedergibt, am schönsten dort, wo der Hirte Daniel vorsichtig führend und durch Ruhe überlegen das Mädchen wandelt. Ich bekenne gerne, daß in diesem Buch edle deutsche Dichtung entstanden ist, die von Tausenden gelesen werden muß. Kurt Scherg

Emil Witting. Der Fechter. Lebensbild eines Karpathenhirsches. Rütten & Loening Verlag, Potsdam, 1937. — Wir haben Wittings Hirschbuch, als es zuerst in Siebenbürgen erschien, hier voll Zustimmung und Freude begrüßt. Es sei mir gestattet, es nun, wo es mit vollem Recht in einem wichtigen deutschen Verlag Heimstatt gefunden, nochmals anzuzeigen. Es ist eines der schönsten und auch sprachlich ausgezeichnetsten Tierbücher, die wir kennen. Darum sei dem hübsch ausgestatteten Werk ein Weg zu vielen gewünscht. Heinrich Zillich

Wilhelm Pleyer. Die Brüder Tommahans. Roman. Albert Langen / Georg Müller, München, 1937. — Der sudetendeutsche Dichter, der uns den „Puchner" schenkte, jenes leidenschaftliche Buch der deutschen Not in der Tschechoslowakei, führt uns mit dem neuen Roman in das Bauernleben seiner Landsleute ein. Ruhiger, sprachsicherer, einfacher ist die Darstellung Pleyers in diesem Werk, das aus wahrer Kenntnis der Volksseele und des Dorfes geschrieben, das Böse und das Gute gerecht wägt, das ewige Lied des Ackers singt, nicht in leeren Worten, sondern in der Schicksalsgebundenheit, in die er seine Bauern stellt. Es sind dies Bauern, die wie alle Bauern um das Brot des Feldes ringen, aber darüber hinaus mit ihrem Hof die deutsche Front in Böhmen halten. Der Lebenslauf von vier Brüdern wird geschildert, von denen zwei Opfer des Krieges sind, der eine im Felde fiel, der zweite, Invalide, der Ackerarbeit, die er nicht lassen kann, erliegt, während die beiden Gesunden an seine Stelle

treten, der Städter wieder zum Bauern und nach völkischer und bäuerlicher Bewährung bald von Wildschützen getötet wird, bis endlich der letzte den Hof erbt und hält. In diesem Lebenslauf, der mit dem Schicksal eines Mädchens verknüpft ist, das allen Brüdern nahesteht, wird ein schönes Sinnbild echten Bauerntums lebendig. Die übrigen Gestalten sind ebenso klar und überzeugend. Zugleich gibt ihre Gesamtheit eine Fülle von Eindrücken aus dem Grenzkampfleben, wo der Charakter des einzelnen noch mehr auf die Probe gestellt ist als im inselhaften auslanddeutschen Bereich. Hier treten einige deutsche Verräter auf, wie sie in weiter östlichen Gebieten kaum zu finden wären. Heinrich Zillich

Herta Staub. Blaue Donau ade. Roman. Schützen-Verlag, Berlin. — Eine junge Wienerin schreibt einen Roman vom Untergang Wiens in den Nachkriegsjahren. Sie beginnt mit der Zusammenstellung und Abfahrt der ersten Kinderzüge nach Holland und entwickelt in breiter Reihenfolge das Schicksal der ans Ausland abgegebenen Kinder. Zu schnell werden sie dort entwurzelt; ebenso schnell geht zu Hause der psychische und physische Niedergang der Zurückgebliebenen vor sich. Naturalistisch und breit folgen die zahllosen Begebenheiten untergehenden Bürgertums und aufstrebenden Protzertums. Wesentlich besser und feiner empfunden ist der Kampf der in Holland lebenden Buben und Mädel um die eigene und fremde Eigenart. Das Werk der Verfasserin ist von glühender Liebe zu ihrer Stadt Wien abgefaßt. Es zeugt von ernster und verständnisvoller Auffassung der deutschen Aufgabe Österreichs. Doch führt die Handlung an so zahlreichen allzubilligen Effekten vorbei, daß man nicht ganz mitgehen kann. Das wahre Schicksal Wiens braucht vielleicht doch einen Mann als Deuter und Künder. Kurt Scherg

Oskar Grosberg. Meschwalden. Ein altlivländischer Gutshof. Paul List-Verlag, Leipzig. — Grosberg hat Mut und Fähigkeit, ein engbegrenztes Gebiet seiner Heimat ausführlich zu schildern, ohne dabei eine Handlung in den Mittelpunkt der Arbeit zu stellen. Es gelingt ihm die breite Beschreibung von Land und Leuten in Livland um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wie er es selbst erlebt hat oder aus Mitteilungen seiner Nachbarn erfahren konnte. Die stille und abgeklärte Art der Darstellung verleiht der vergehenden Zeit etwas vom Glanz der scheidenden Sonne, die über Hohes und Niederes in gleicher Weise scheint. Ohne Mängel und Schwächen zu verschweigen, gilt das frohe Gedenken des Verfassers dem Starken und dem Bodenverwurzelten seiner Leute, die er nicht nur versteht, sondern liebt. Die Darstellung ist fast wissenschaftlich genau, doch immer interessant. Man erfährt von der Eigenart der deutschen Balten, deren Kraft durch Jahrhunderte ungebrochen in eine neue Zeit einströmt. Der Deutsche im Reich wird daraus auch hier die Aufgabe des Auslanddeutschen in der Welt erkennen, der Auslanddeutsche aber findet in diesem Buch Wesen und Lebenshaltung seines Bruders. Ein reicher Schatz meist unbekannter oder nur selten gebrauchter Wörter

liegt in den Sätzen eingestreut. Es wäre ein Verdienst der deutschen Dichter, die kraftvollen Wörter aus der Enge eines engbegrenzten Sprachbezirkes in das große Reich unserer deutschen Sprache zu übernehmen.

Kurt Scherg

Ernst Penzoldt. Der dankbare Patient. Mit Zeichnungen des Patienten. S. Fischer-Verlag, Berlin. — Dieses Büchlein mit den Betrachtungen eines Kranken über den Menschen und seine Dinge gehört zu den kleinen Gaben eines frohen Herzens, durch die wir aus dem Kummer zur Freude finden. Geistreich und humorvoll ist das Gedankengut dieses „dankbaren Patienten", der sich über das Ungemach seiner Krankheit zu trösten weiß und das richtige Verständnis für die Menschen und Dinge um sich findet. Man wünscht diese feinen und psychologisch richtigen Betrachtungen mit ihrem frischen, schwebenden Schwatz und mit ihrer Weisheit in die Hand eines jeden Arztes und vieler Menschen, besonders aber ans Bett aller, die sich auf dem langen Wege von der Krankheit zur Gesundung befinden.

Kurt Scherg

Schrifttum zum Weltkrieg

Dagobert von Mikusch. Waßmuß, der deutsche Lawrence. Paul List-Verlag, Leipzig, 1937. — Schon vor einiger Zeit konnten wir bei der Besprechung eines Buches (Niedermayer, „Im Weltkrieg vor Indiens Toren") auf die beispiellosen Leistungen hinweisen, die die deutsche Persienexpedition unter Oskar Ritter von Niedermayer im letzten Krieg vollbrachte, als sie nicht bloß durch die Wüsten Irans marschierte, sondern bis Afghanistan vorstieß, mit der Absicht, Indien zum Aufstand gegen England aufzuwiegeln. Wenn dies auch nicht gelang, so banden doch die wenigen deutschen Offiziere und Soldaten Jahre hindurch große englische und russische Streitkräfte. Das Ungeheuerste dieses Abenteuers leistete der ehemalige deutsche Konsul Waßmuß, der ganz allein bis zum Kriegsende ein Gebiet Persiens bestimmte, das größer war als das Deutsche Reich. Die Engländer überschrieben diesen Raum auf ihren Landkarten mit dem Namen des kühnen und diplomatisch hoch begabten Deutschen, der immer wieder Aufstände gegen England und Rußland entfachte, der zeitweise bedeutenden Einfluß auf die persische Regierung ausübte — er, ein einzelner Mann — und der, bei größerer Unterstützung durch Deutschland, wohl noch viel mehr erreicht hätte. Waßmuß kam erst nach Kriegsende in die Heimat, wo er nicht mehr Wurzel schlagen konnte; nach etlichen Jahren ging er wieder nach Persien, um dort als Farmer zu leben. Und hier vollzog sich sein tragisches Geschick. Die Häuptlinge, von denen ihm viele im Kriege unwandelbar ergeben gewesen waren, wurden Feinde seiner Arbeit aus Unverstand und Nichtbegreifen kolonistisch-schöpferischer Tätigkeit. Er mußte sein neues Werk verlassen, wenn ihm auch später Recht zuteil wurde. Politisch, geschichtlich, militärisch und menschlich

sind Leistungen und Lebensweg des Konsuls Waßmuß tragisch und heldenhaft. Das vorliegende Werk, einfach und ordentlich geschrieben, schenkt uns das Wissen von einem großen Mann unseres Volkes.

Heinrich Zillich

„Der deutsche Soldat", Briefe aus dem Weltkrieg. Herausgegeben von Rudolf Hoffmann. Mit einem Geleitwort des Reichskriegsministers Generalfeldmarschall von Blomberg. Verlag Albert Langen Georg Müller, München, 1937. — Die „Kriegsbriefe gefallener Studenten" sind uns allen ein heiliges Vermächtnis geworden. Um wieviel mehr muß dieser Sammlung von Soldatenbriefen aus dem Weltkrieg der gleiche Platz in unseren Herzen eingeräumt werden, da es sich hier um die Äußerungen von deutschen Kämpfern aller Schichten, aller Landschaften handelt, ohne Beschränkung auf die Soldaten des Reiches. Auch Briefe österreichischer Soldaten finden wir in der Sammlung, auch Briefe von Siebenbürger Sachsen. Eine fast unübersehbare Fülle verschiedener Stimmen tritt uns entgegen, der einfache Brief des Frontsoldaten, voll Einfalt, daneben tiefe Einsichten in die Weltlage und den Sinn des deutschen Schicksals, Briefe an die Angehörigen in jener Innigkeit, die nur die Liebe erblühen läßt, Briefe an Freunde, Briefe aus tausend Stunden des Kampfes, Leidens und Opferns, aber auch solche, die nur ein Augenblicksgefühl festhalten. Was alle auszeichnet, ist der soldatische, phrasenlose Geist der Front, die Männlichkeit, die Deutschheit. Wenn der Dichter Alverdes sagte, in diesen Briefen offenbare sich das innerste Herz des Volkes, so nehmen wir das treffende Wort dankbar entgegen, denn es umgreift Tiefe und Größe der Gabe, die uns mit dem Buche geschenkt ist. Briefe, die die Verfasser nicht der Öffentlichkeit wegen, die sie aus ihrer Seele und gewissermaßen unbelauscht geschrieben, sind das echteste Dokument der Haltung, die das deutsche Volk im vierjährigen Ringen bewies. Nach diesen Jahren wurde die Gliederung des Bandes vorgenommen, indem die Entstehungszeit der Briefe ihre Einreihung bestimmte. Wir können so auch erleben, wie der Fortgang des Krieges sich in der Seele der Soldaten spiegelte. Ehrfurchtsvoll stehen wir vor dem Bande, der als Selbstzeugnis unseres Volkes unvergänglich ist, weil er Erbe und Vermächtnis, Mahnung und Vorbild bleiben wird, solange Männer um das Opfer wissen und dessen fähig sind.

Heinrich Zillich

Alexander Langsdorff, Flucht aus Frankreich. Kriegserlebnisse eines jungen Soldaten. Mit 27 Zeichnungen von Heinz Raebiger und einem Vorwort von Reichsführer SS Heinrich Himmler. Verlag Albert Langen Georg Müller, München, 1937. — Langsdorff geriet als sehr junger Kriegsfreiwilliger in französische Gefangenschaft, aus der er viermal entfloh, ohne den Gendarmen entgehen zu können. Erst eine fünfte Flucht eröffnete ihm 1919 den Heimweg. Sehr angenehm sind die soldatische Einfachheit und Frische des Verfassers im Stil der Darstellung,

bewundernswert die Kühnheit und Kameradschaftlichkeit seiner wahrhaft abenteuerlichen Fluchterlebnisse. Langsdorf erlitt die französische Gefangenschaft in aller Schwere und ihrer recht oft unmenschlichen Härte, die auf die Etappe in Frankreich, auf die Gefangenenlager und Gefängnisse kein erfreuliches Licht werfen. Der Verfasser erduldete jahrelang Zuchthausstrafen, war bei der deutschen Gefangenenrevolte in Avignon beteiligt, floh aber ungebrochen immer wieder, jedesmal mit hinreißender Verwegenheit. Das Buch ergänzt unsere Kriegsliteratur um eine Erlebnisbeschreibung von Wert, die auch die deutsche Jugend mit Freude am Abenteuer, aber vor allem mit Achtung vor der Gesinnung und männlichen Bewährung lesen wird, die deutsche Jünglinge im Weltkrieg adelten. Heinrich Zillich

Michael Walesch. Erinnerungen aus schwerer Zeit. 1914—1918. Honterus-Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Hermannstadt. — Waleschs Aufzeichnungen sind ein siebenbürgischer Beitrag zu dem in den letzten Jahren immer mehr anwachsenden Schrifttum über die Schicksale deutschstämmiger Kriegsgefangener in russischen Lagern — ein Beitrag, der unsere volle Beachtung verdient, gerade weil in ihm ein ausgeprägt siebenbürgisch-sächsisches Gefangenschaftserlebnis festgehalten wird. (Wenn übrigens erzählt wird, wie Spannungen zwischen reichsdeutschen und österreichischen Leidensgenossen gerade von Siebenbürger Sachsen überbrückt wurden, weil sie instinktiv überstaatlich, volksdeutsch empfanden, so spürt man, wie aus außendeutschem Bewußtsein heraus spätere Entwicklungen deutschen Volksempfindens vorweggenommen wurden.) Die schriftstellerische Form dieser Erinnerungen ist schlicht, phrasenlos, manchmal fast schwerfällig im Verzicht auf jede Aufmachung. Umso echter und überzeugender tritt die ehrliche, durch männlich getragene Not gereifte Menschlichkeit des Verfassers hervor, die über alle sachlich fesselnden Darstellungen hinaus dieses Heftes innersten Wert ausmacht. Es hätte übrigens eine sorgfältigere und wirkungsvollere Ausstattung verdient. Harald Krasser

Wilhelm Westecker: Kultur im Dienst der Nation. 148 Seiten. Kart. RM. 2.80. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936. — Die nationalsozialistische Revolution hat einen schwindelerregenden politischen und geistigen Umbruch im Bereich des deutschen Volkes mit sich gebracht. Es ist daher verständlich, wenn bei vielen Menschen auf geistiger Ebene Verwechslungen und Irrtümer auftauchen. Solche Unklarheiten zu klären und den Weg der deutschen Kultur, wie er sich vom Hintergrund des nationalsozialistischen Umbruches abhebt, scharf umrissen herauszustellen, hat die vorliegende Schrift zum Ziel. Wilhelm Westecker, Leiter des kulturpolitischen Teiles einer großen Tageszeitung, der seine Blickpunkte im täglichen praktischen Ringen um die Neugestaltung des deutschen Kulturlebens gewonnen hat, faßt seine Schrift auf als „einen Versuch, die durch die nationalsozialistische Revolution ausgelöste Kulturwende darzustellen". Er gibt zunächst die Ausgangspunkte, die rassischen und weltanschaulichen Grundlagen der Kultur, weist auf die

geschichtlichen Erfahrungen hin, um dann die Bedeutung der beiden Pole Staat und Heimat ebenso wie die der deutschen Stammesvielfalt für das Wachstum aller echten Kultur hervorzuheben. — Der nächste Abschnitt, für den, der sich orientieren will, besonders wertvoll, setzt sich mit den einzelnen Gebieten der Kunst auseinander, läßt ihre Wandlungen zum Guten in den letzten Jahren sichtbar werden — Wandlungen im Wesen vom liberalistischen Individualismus zum Dienst an der Gemeinschaft — und zeigt, wo man stehen blieb. Dichtung, Film, Rundfunk, Musik werden hier behandelt — besonders lebendig durch den konkreten Hinweis auf allgemein bekannte Werke aus allen Gebieten. Es ist nichts als folgerichtig, wenn im letzten Abschnitt die Gefahren, denen auch die gegenwärtige Entwicklung ausgesetzt ist, aufgezeigt werden. Durch die treffende Umgrenzung der Themen „Optimismus oder Freisein von Illusionen", „Masse oder Volk", „Mechanismus oder Organismus", „Generationen oder Gemeinschaft", „Persönlichkeit", „politisierte Kunst oder politische Kunst", „Gleichschaltung oder Wandlung", „Schlagwort oder Sache" usw., kristallisiert sich klar das Ziel heraus, das in ein Wort Paul Ernst's zusammengefaßt wird: „In Zeiten der Kultur steht jeder Mensch in seiner richtigen Stelle."

Das Buch gewinnt nicht zuletzt — bei all seinem Verständnis für das Wiedereinbrechen frühgeschichtlicher Vorstellungen in die Gegenwart — seine Bedeutung durch sein klares Eintreten für das Christentum lutherisch-reformatorischer Prägung, für den germanischen Protestantismus mit seinem Bekenntnis: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!", (S. 14 und 15). Bemerkt sei zum Schluß noch, daß meines Wissens nicht Sombart (S. 14), sondern Max Weber als erster den Kapitalismus aus dem Puritanismus abgeleitet hat.

Richard Bell

Siebenbürgisches Schrifttum

Julius Bielz, Porträtkatalog der Siebenbürger Sachsen. Historische Bildkunde, Heft 5. v. Diepenbroick—Grüter und Schulz. Hamburg 1936. Auch als Heft 1 des 49. Bandes im „Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde" erschienen. — Es ist noch nicht ein Jahrzehnt her, seit die organisierte Wissenschaft planmäßig an die Erfassung und Bereitstellung des „Bildes als Geschichtsquelle" geschritten ist. Angesichts der ungeheuren Schwierigkeiten, die diesem in erster Linie landschaftsweise zu lösenden Unternehmen entgegenstehen, muß es mit besonderem Dank begrüßt werden, wenn Bielz seinen „Porträtkatalog" schon heute — als eines der ersten Bildnisverzeichnisse einer deutschen Landschaft — vorlegen kann. Mit gutem Grund hat er das sächsische Schicksalsjahr 1876 als terminus ad quem gewählt; so sind nun diese Zeugen einer vielhundertjährigen ehrwürdig-freien Vergangenheit des Siebenbürger Sachsentums in schöner Geschlossenheit festgehalten und können der Verlebendigung dieser Vergangenheit nutzbar gemacht werden.

Von den rund tausend geschichtlichen Bildnissen gehen etwa 40 in die Zeit vor 1600 zurück (darunter als älteste Belege die sechs Künstlerbildnisse in Stein aus dem 14. Jahrhundert im Chor der Mühlbacher Stadtpfarrkirche); dem 17. Jahrhundert gehören etwa 70 Bilder zu, annähernd 200 sind in dem porträtfrohen Jahrhundert Brukenthals entstanden. Das Verzeichnis, in dem von der Plastik bis zum Lichtbild zahlreiche Techniken vertreten sind, ist nach mühevoller Bestandesaufnahme des öffentlichen und Privatbesitzes auf Grund heutiger bildkundlicher Methode sehr zweckmäßig gearbeitet. Es verdient Hervorhebung, daß außer dem Historiker auch der Volkskundler und der Familienforscher reiche Anregungen erfährt. — Eine solche Zusammenstellung durch einen einzelnen wird immer Lücken aufweisen. Möge daher dem Wunsch des Verfassers nach Ergänzung seiner grundlegenden Übersicht allenthalben entsprochen werden. Gustav Gündisch

Dr. Heinz Brandsch. Rumänische Pädagogen der Gegenwart. Sonderabdruck aus „Schule und Leben". Krafft und Drotleff 1936. — Die sechs Bogen starke Schrift stellt einen Versuch dar, „die Gedanken führender rumänischer Pädagogen in unseren Kreisen und durch unsere Zeitschrift auch in Deutschland bekannter zu machen". Von den sieben behandelten Erziehungslehrern wirken noch fünf an den vier Universitäten des Landes: Antonescu — Bukarest, Ghibu und Ghidionescu — Klausenburg, Narly — Czernowitz, Bărsănescu — Jassy; Găvănescul lebt in Jassy im Ruhestand, und der siebente, der große Erzieher des rumänischen Volkes Spiru C. Haret, ist schon vor 23 Jahren gestorben.

Der Weg, den der Verfasser bei diesem Versuch einschlägt, ist der liebevollen Eingehens auf viele Einzelheiten aus Leben und Werken. Auch der jeder Einzeldarstellung beigefügte recht ausführliche Schriftennachweis und die vielen Fußnoten mit Textnachweisen sprechen für den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, mit denen der Stoff bearbeitet worden ist.

Wenn trotzdem der Versuch nicht als völlig geglückt bezeichnet werden kann, so liegt das vor allem an der, doch wohl gewollten, Selbstbescheidung des Verfassers: er hat auf eine kritische Sichtung des sehr umfangreichen Gedankengutes verzichtet, obwohl ja nicht Vollständigkeit, sondern naturgemäß die Hervorhebung des Wesentlichen bei der Darstellung die Aufgabe gewesen wäre. So empfindet es der Leser als ermüdende Breite, wenn er mehrfach Inhaltsandeutungen von allen möglichen kleinen Arbeiten der betreffenden Pädagogen vorgesetzt bekommt, die ihm diese als Denker durchaus nicht näher bringen. Dagegen kommen manche wichtige Tatsachen nicht entsprechend zur Geltung.

So vermißt man ungern die anerkennende Feststellung, daß ein so einsichtsvoller Erzieher wie Spiru Haret trotz seiner Ausbildung in Frankreich dem Deutschunterricht in den Staatsschulen einen sehr breiten Raum gewährt hat. Vor allem bedauert man es aber, daß eine für uns nun tatsächlich wertvolle Veröffentlichung, die Doktorarbeit Ghibus über den „modernen Utraquismus oder die Zweisprachigkeit in der Volksschule"

(1909), nicht eingehender besprochen und ausdrücklicher gewürdigt wird. Stehen doch darin folgende — von Brandsch S. 37 angeführte — Sätze, die wir uns als deutsche Volksgruppe in Rumänien merken wollen und die sich die rumänische Schulpolitik auch immer wieder ins Bewußtsein rufen möge: „Ein Volk mit zwei Sprachen und Kulturen kann es überhaupt nicht geben. Eine Politik, die dieses doch anstrebt, raubt einem Volk seine eigene Sprache und Kultur und vermag ihm dafür kein Äquivalent zu geben". „Die Einführung einer zweiten Sprache in die Volksschule, oder sogar die völlige Verbannung der Muttersprache aus derselben und ihre Ersetzung durch eine fremde Sprache ist der geistige Tod des Volkes ... Sie ist unethisch und unpsychologisch und kann deswegen nur als eine große Ungerechtigkeit betrachtet werden." Wenn Ghibu außerdem als Folgen einer solchen Politik ausdrücklich nennt: Schädigung der Volksseele, Demoralisation, Entstehung eines abscheulichen Renegatentums, (nach Brandsch, Rum. Pädagogen der Gegenwart, S. 37), so ist das alles unserer besonderen Beachtung und Darnachrichtung wert. Denn sicherlich hat diese Veröffentlichung für uns viel mehr zu bedeuten — „Schule und L e b e n"! — als etwa die Tatsache, daß „Antonescu ... ausführlich auch über die Philosophie des Locke, des Comenius, Rousseaus, Kants, Pestalozzis, Fröbels, Herbarts und Spencers (informiert)", (S. 22), oder daß „vor allem die Professoren Zeller, Dilthey, Paulsen, C. de Gizycki, Ebbinghaus, Rehmke, v. Treitschke, Wagner, Curtius, Tobler, Steinthal, Schmoller, Bastian den hochstrebenden Studenten (Găvănescul) bildeten". (S. 50.)

Dazu noch ein Gegenbeispiel. Heißt es nicht wiederum, die unerschütterliche „Sachlichkeit" der Berichterstattung zu weit treiben — diesmal in der entgegengesetzten Richtung —, wenn sich der Verfasser „die Freude an dem geraden Menschen und unermüdlichen Pädagogen (Găvănescul) nicht nehmen lassen" will, obwohl dieser vom deutschen Einfluß als einer „Berührung mit dieser inferioren menschlichen Natur" (so! a. a. O. S. 44) spricht? Ist dies schnöde Urteil eines Gelehrten, der vier Jahre in Berlin studiert hat, wirklich nur „übertrieben (?!) und ungerechtfertigt"?! (S. 44.)

Und noch eine Einzelheit aus der vorliegenden Arbeit muß hier festgehalten werden, weil sie einer sachlich-k r i t i s c h e n Einstellung widerspricht, die wir fordern zu müssen glauben. Dr. Brandsch nimmt (am Schlusse des Aufsatzes über Spiru Haret) an, daß „vielleicht keiner mehr berufen (sei), ein abschließendes Urteil über die Arbeit Harets ... zu fällen, als Dr. C. Angelescu, der heutige Unterrichtsminister". Das erscheint wie eine Huldigung am falschen Platz, zumal Brandsch selbst bezüglich Dr. Angelescu zugibt, daß er „sonst (d. h. abgesehen von der „Verbreiterung und Demokratisierung des Schulwesens" vielfach auch nicht in den Fußtapfen Harets wandelt"; auch hat er ihn ja nicht unter die maßgeblichen „Rum. Pädagogen der Gegenwart" aufgenommen. Und Haret ist eben nicht nur als sozialer Reformer, sondern auch als wissenschaftler, Pädagoge und Schulgesetzgeber zu beurteilen! — Daß die Beurteilung des gegenwärtigen Unterrichtsministers durchaus zugunsten Spiru Harets ausfällt, kann an dem Einwand natürlich nichts ändern.

Schließlich muß noch ein Wort zu der Form der Darstellung gesagt werden. Es wäre ratsam gewesen, vor der Herausgabe dieser Sammelschrift, den Stil noch einmal zu überprüfen. Mängel, die man in einem Zeitschriftenaufsatz vielleicht noch hinnimmt, wirken hier durchaus störend. Einige Proben: „.... hat eigentlich auch immer — wenn auch unerreichbar — danach gestrebt ..." S. 17. „... die Bekennung zu dem Grundsatz und das Stehen in ihm." S. 30. „Nichtbeherrschung weder der Muttersprache noch der Staatssprache." S. 37. „Dieses so wichtige nationale Erhaltungsmittel" (die Schule!). S. 44. „.... „finden wir bei G. wenig Ansätze an die deutsche Pädagogik." S. 49. „Trotz gewisser Ablehnung herbartischer Übertreibungen ..." S. 59. „... möglichstes Zurückgehen auf die Quellen." S. 65. „... in den paar Monaten ..." S. 66. „... seine Bekanntwerdung mit pädagogischen Problemen ..." S. 74. u. ä. Sehr leicht hätte sich auch eine ganze Reihe völlig entbehrlicher Fremdwörter vermeiden lassen: Demissionieren, fungieren, Details, Konzeption, Situation, Enqueten (Umfragen), Aktualität, aktuell, informieren, votieren, Resultat, Reduzierung u. a.

Einzig im Hinblick auf die Sache sind die vorhergehenden Einwände in aller Bescheidenheit gemacht worden. Man bedauert es, daß der große Aufwand nicht unmittelbar der Absicht dienstbar gemacht worden ist, das Wesentliche aus dem Erziehungsgut der Gegenwart des rumänischen Volkes klar zu vermitteln. Das schließt aber keineswegs aus, mit der gleichen Offenheit auf die Verdienste dieser Arbeit hinzuweisen: Wir haben Dr. Heinz Brandsch dafür zu danken, daß er uns durch seine Aufsatzreihe die gegenwärtigen berufenen Vertreter der rumänischen Erziehungslehre zusammengestellt und nähergebracht hat. Gustav Barthmes

Das Allbuch

Der neue Brockhaus. Allbuch in vier Bänden und einem Atlas. Band I: A—E. Band II: F—K. F. A. Brockhaus, Leipzig. — Diese neue Brockhaus-Ausgabe bringt gegenüber allen bisherigen vielgerühmten und vielbewährten ähnlichen Werken des Verlages unter dem neuen glücklich gewählten Namen „Allbuch" auch grundlegende Neuerungen, die das alte „Konversationslexikon" außerordentlich bereichern. Hier wird nicht nur ein Sachnachschlagewerk geboten, sondern auch ein Wörterbuch der deutschen Sprache, das ethymologisch und sachkundlich über den gesamten deutschen Wortschatz Auskunft gibt. Zudem wird das Mittel der „sprechenden Bilder" in einem so reichen Ausmaß angewandt, daß tatsächlich etwas grundsätzlich neues entstanden ist: ein Nachschlagewerk, das sowohl in der Sach- als auch in der Worterläuterung ebenso reichhaltig wie zuverlässig, auf der Höhe der Zeit im Text wie in der äußeren Ausstattung ist und zudem wissenschaftliche Verläßlichkeit mit Allgemeinverständlichkeit vereint. Es ist klar, daß die vierbändige Ausgabe nicht all das enthalten kann, was man in der zwanzigbändigen findet. Trotzdem vermißt der siebenbürgisch-sächsische Benützer — wenn denn auf kleine Lücken des aus-

gezeichneten Werkes hingewiesen werden soll — Samuel von Brukenthal, der wegen seiner staats- und kulturgeschichtlichen Bedeutung für den Südostraum nicht hätte fehlen dürfen (neben seinen zum größeren Teil weniger bedeutenden Landsleuten Artur Arz von Straußenburg, M. Albert, Honterus, V. Kästner, W. v. Baußnern), und Mihail Eminescu, den bedeutendsten rumänischen Dichter, gleichfalls eine Persönlichkeit von überregionalem Ausmaß. Um Erfolg und Verbreitung des Allbuchs, dessen beide ersten Bände bisher erschienen sind und dessen Atlasband wir mit besonderer Spannung erwarten, braucht einem nicht bange zu sein — zumal sein Preis verhältnismäßig spottbillig ist. Harald Krasser

Mitteilungen der Schriftleitung

Mihail Eminescus Gedicht „Glosse", das den Gegenstand der Untersuchungen Adolf Heltmanns bildet, geben wir in der Verdeutschung Konrad Richters wieder. Sie ist seinem von der rumänischen Akademie preisgekrönten Übersetzungswerk entnommen, das eben in der von Prof. E. Gamillscheg herausgegebenen Sammlung „Vom Leben und Wirken der Romanen" in Buchform erschienen ist (Mihail Eminescu, Gedichte übersetzt von Konrad Richter, Jena und Leipzig, Verlag von Wilhelm Gronau, 1937). Wir behalten uns eine ausführliche Würdigung dieses verdienstvollen Werkes vor.

Dr. Karl Hochs „Gegenerwiderung" setzt die von seinem Aufsatz im Februarheft dieses Jahres begonnene, von Heinrich Zillich und Harald Krasser im Maiheft aufgenommene Erörterung unseres „Österreichertums" fort — aus dem Gesichtswinkel und dem Erfahrungskreis einer älteren Generation.

Die Bildbeilagen und der dazugehörige Hinweis des Schriftleiters wollen an die vorbildliche Arbeit des Deutschen Ausland-Instituts in Stuttgart erinnern, die vor zwei Monaten durch die glanzvoll verlaufene Jahrestagung und Zwanzigjahrfeier des Institutes in ihrer großen und von den höchsten Reichsstellen voll anerkannten Bedeutung allen Deutschen vor Augen trat.

Diesem Heft liegen Prospekte des Langen-Müller Verlages, München, bei.

*

Die Verzögerung im Erscheinen dieses Heftes ist hervorgerufen worden durch Wohnortwechsel und berufliche Umstellung des Schriftleiters. Es wird auch hier gebeten, alle für die Schriftleitung bestimmten Zuschriften an seine neue Anschrift zu richten, im übrigen aber alle den Versand und die Verwaltung der Zeitschrift betreffenden Wünsche und Anfragen auch weiterhin unmittelbar an die Verwaltung in Hermannstadt zu richten.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Cisnădie-Heltau 92 bei Sibiu-Hermannstadt
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Trude Schullerus, Blumenstudie
Öl

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
14. JAHR NOVEMBER HEFT 11

Herbstgedichte

Von Peter Barth

Herbsttag

Nun hat die Sonne alle Nebelfesseln
um Wald und Flur mit heller Macht gesprengt,
der Dünste Schlangen züngeln aus den Kesseln,
ein Wind am Himmel blaue Fahnen schwenkt.

Und Golddukaten fallen von den Bäumen,
an alten Mauern schimmern Silbergroschen,
die Königskerzen sind nun all erloschen
an distelreichen grauen Ackersäumen.

Was fällt dem Walde ein, jetzt grell zu blühen,
Hornissen wie im Sommer anzulocken?
Ach schweig! nur fieberhafte Wipfel glühen

und überall des Todes Boten hocken
im Astgezweige, nur der heil'ge Glaube
an eine Auferstehung loht im Laube.

Die Herden ziehen heim

Des Himmels Grau verdeckt die Erde,
das Sterben zarter Blumen zu verbergen,
und schellend zieht der Schafe Herde
in unbeholfnen Haufen von den Bergen.

Das dunkle Laubesgrün der Birnen
wird wild gepeitscht von feuchten Sturmeswinden,
und Wolken jagen rings wie Dirnen,
die schamlos sich die Röcke bauschig binden.

Die Flocken fliehn aus leeren Nestern,
der Astern Kelche sind zerwühlt im Sande,
und Raben fliegen auf und lästern
der Wandervögel Züge überm Lande.

Und tiefer, schwerer läßt sich nieder
zur Erde grau des Himmels Wolkenbürde,
nun treibt — verstummt sind seine Lieder —
der Hirte seine Herde in die Hürde.

Wie Greise stehn Bäume

Noch leuchten am Zaune die blühenden Winden,
die Bäuche der Schwalben erschimmern gleich Gulden
und glitzern im Flug wie die Blätter der Linden,
getrieben vom Hange durch trockene Mulden.

Noch wehen die Blätter an knorrigen Eichen,
im Grase noch glimmen die türkischen Nelken,
nur weithin die Wälder schon fiebern und bleichen,
im Garten die Astern und Dahlien welken.

Es rascheln die Disteln, es ragen die Kletten
im wirren Gestrüppe von Schierling und Nesseln,
es ziehn in die Ferne die gleißenden Ketten
der Berge, und Dünste entqualmen den Kesseln.

Noch glänzet die Sonne, noch singen die Schäfer
die Lieder der Berge zu trillernden Flöten,
im Garten noch summen die Fliegen und Käfer,
der Wildreben Trauben am Bache erröten.

Ein Tag überschüttet mit Goldflaum die Lärche
und brüchig und gelb sind des Welschkornes Fahnen,
kein wogendes Weizenfeld findet die Lerche,
die Zugvögel schwirren voll triebhaftem Ahnen.

Nur Stürze am Acker, nur Stoppeln am Felde,
die Rebhänge glühn mit vergilbendem Laub,
wie Greise stehn Bäume am Wege, in Bälde
pflückt Blätter der Wind und zermalmt sie zu Staub.

Arten deutscher Auswanderung

Zu Josef Pontens „Volk auf dem Wege"

Von Heinrich Zillich

Wir müssen zwischen einer sendungshaften und einer Notauswanderung unterscheiden, wenn wir die Geschichte der deutschen Fernsiedlungen betrachten. Sendungshaft war die Auswanderung, die zumeist in den näheren Osten Europas jener Aufgaben wegen unternommen wurde, die sich aus dem Ordnungsanspruch des ersten Reiches ergaben. Die Deutschen, das Reichsvolk, fühlten sich verantwortlich für die europäische Ordnung. Sie waren dabei aber ständig bedroht von zerstörenden Kräften des Ostens. Wenn ungarische Könige zur Stauferzeit Deutsche nach Siebenbürgen riefen „ad retinendam coronam", so bedeutete dies, daß das asiatische Reitervolk, das in der Beute seinen Daseinszweck gesehen hatte, einen Wesenswandel vom nomadischen zum europäischen Gesetz — infolge der in Deutschland erlittenen Niederlagen — durchmachte, sich also, um bestehen zu können, zur Arbeit, zum Bodenbau und zur Abwehr gegen den Osten bekannte und daß es nur mit deuscher Hilfe diese Frontveränderung zu leisten vermochte. Es unterstellte sich dem Gesetz Europas und des Reichs, wenngleich es staatsrechtlich selbständig blieb. Die von ihm gerufenen Deutschen waren also nicht bloß Grenzhüter gegen den Osten, sondern Lehrmeister, Wesensträger Europas, Sendlinge des geistigen Reichs und damit Wächter des Gesamtdeutschtums. Solche Sendlinge sind nicht hörig. Sie kommen mit verbürgten Rechten, erhalten von Anbeginn Selbstverwaltung und Eigenland, bauen Festungen und führen die Waffe. Dies gab ihnen Kraft, deutsch zu sein im vollen Wortsinne des Schöpferischen. Darum verwandelten sie in verblüffend kurzer Zeit ihre neue Heimat in ein deutsches Land mit all seiner Vielfalt, mit Städten und Dörfern, Kirchen und Burgen, Bürgern und Bauern, mit Kunst, Wissenschaft und Heeren.

Wo solche Auswanderung Fuß faßte, drang von ihr eine ununterbrochene Beeinflussung aus auf die mitwohnenden Völker, gestaltete sie mit und erweckt sie später auch zu eigenem nationalem Dasein, das aber ein für Europa gewonnenes Dasein bedeutet; so wurden außer den Ungarn noch andere Ostvölker europäisch. Dort, wo solche Auswanderungsgebiete liegen, entstand wahrhaft deutsche H e i m a t, weil nicht nur ein Teil des deutschen Lebens, sondern dessen ganze Mannig-

faltigkeit eingewurzelt wurde. Noch heute sieht man selbst in Gegenden, die später national überfremdet worden sind, die nachwirkende deutsche Heimat in schöpferischen Zeugen der deutschen Bewährung, und das sind in erster Linie: Städte. Städte aber wurden im Osten fast nur von den Deutschen gegründet.

Sendungshaft ist auch die Auswanderung, die mit dem Schwerte vor sich ging und aus Ostpreußen ein reindeutsches Land machte; sendungshaft die baltische Auswanderung, die zwar nicht die ganze Vielfalt deutschen Lebens schaffen konnte, weil es ihr an eigenen Bauern gebrach, aber die doch aus der Fülle außerordentlicher Kultur und Leistung weite Landschaften und zeitweise einen Großstaat wie Rußland entscheidend bestimmte. Sendungshaft ist ebenso die nach der Vertreibung der Türken aus Mitteleuropa von der Reichshauptstadt Wien angelegte schwäbische Besiedlung Südungarns, weil auch ihr eine Aufgabe übertragen war, die das Banat zu einem deutschen Kulturland umschuf mit so gewichtigen Städten wie Temeschburg und Hatzfeld. Die stete Verbindung mit dem Mutterland, das vom Blutkreis des bewußten deutschen Volkslebens und des Reichs mitbestimmte Schicksal, ja noch mehr die Schutzaufgabe für Europa hob diese Ostsiedlungen zu einem hohen Rang, förderte ihr in Jahrhunderten schwerster Bewährung gestähltes und reiches deutsches Leben. Ihr Gesetz war die Einheit zwischen Volkstum, Einzelschicksal und einer deutschen Aufgabe, die zum Wohle nicht bloß des eigenen Volks im Osten wahrgenommen werden mußte. Wenn im deutschen Binnenland das volkhafte Denken müde wurde und statt dessen dynastische Zielsetzungen Platz griffen, Deutschland sich schwächte in Bruderkriegen, machte man diesen Verfall in den Ostsiedlungen nicht mit, weil man nicht für einen deutschen Teilstaat, sondern für eine allgemeine europäische und deutsche Sache lebte.

Die Binnenstreitigkeiten aber zerstörten für lange Zeit in Deutschland das allgemeindeutsche Empfinden. Wenn in diesen späteren Jahrhunderten Deutsche auswanderten, so fuhren sie nicht als Vertreter einer Aufgabe in die Fremde, sondern als Menschen aus einer Heimat ohne nennenswertes Wollen. Der Auswanderer wurde nicht entsandt; er zog freiwillig hinaus, weil es ihm daheim schlecht erging, weil ihn die Franzosen vertrieben, weil er irgendwo ein besseres Los ersehnte; und wenn er gerufen wurde, so war es nun nicht mehr zur Wahrnahme einer großen, wesenhaft deutschen und europäischen Aufgabe

in fremden Ländern, sondern um gute Arbeit zu leisten. Er verdingte sich. Er siedelte sich nicht mehr an den Einflußrändern des Reichs an, die dessen Sinn noch immer spürten. Er zog weiter hinaus, an die Wolga, wo ihn Petersburg zu Nutz und Frommen des russischen Staates ansetzte, wo er aber der Gesamtbedeutung des deutschen Volkes auch mittelbar wenig nützen konnte. Oder er ging über die See und dahin zumeist als Einzelwanderer, der das Zeichen des Abenteuerlichen oft genug an sich trug. Dies wirkt heute noch in Amerika nach, wo der Deutsche sein Volkstum am raschesten aufgibt, denn er kam ja nur deshalb hin, um für sich persönlich ein möglichst gutes Dasein zu suchen.

*

Es ist Josef Pontens Verdienst, daß er uns den ungeheuren Umfang der Notauswanderung in seinem großen Romanwerk in die Seele brennt. Während in dem näheren Osten, wo die deutschen Dome stehenbleiben, selbst wenn der letzte Deutsche einer überfremdeten Stadt gestorben sein sollte, sich unser Schöpfertum in zahllosen Werken verkündet und unmittelbar Platz hat in der deutschen Geschichte, ja diese oft bestimmte, ist das Deutschtum in den fernen Wolgagebieten oder in Amerika stumm. An Zahl übersteigt es um viele, viele Millionen die Balten und Siebenbürger Sachsen, die zusammen eine halbe Million ausmachen, aber diese beiden auslanddeutschen Gruppen, von anderen zu schweigen, sind nicht bloß in der deutschen und europäischen Entwicklung leistungshaft enthalten, sondern gaben dem deutschen Kulturleben unverhältnismäßig viel. Der Anteil der Amerika- und Wolgadeutschen an den geistigen Schöpfungen unseres Volkes ist verschwindend gering, und wo solche Leistungen, wie in Amerika, doch vorhanden sind, erfolgten sie meistens nicht mehr im Lebensgefüge des deutschen Volks, sondern gewissermaßen als Privatleistungen befähigter Männer und — könnte man sagen — auf angelsächsischem Konto. Indessen — auch der Verlust, auch das stumme naturhafte deutsche Leben gehören zum Gesamtschicksal eines Volkes, das ja nicht bloß aus werthaften Leistungen allein besteht. Es besteht als Naturwesen, nur sein Rang wird durch Leistungen bestimmt. Darum ist uns der stumme deutsche Bauer irgendwo an der Wolga auch Bruder. Er ist deutsch — und das entscheidet. Ja, wir werden von seinem Schicksal, so wenig es zu geistigen Leistungen aufwuchs, ein Bild deutschen Volkswesens ablesen können, denn dort in der durchaus dörflichen Welt stand er völlig ohne

Schutz des Reichs, völlig ohne dessen Sendungshut, und befolgte dennoch — dies ist eine der erhebendsten Tatsachen, deren Kenntnis Pontens Romanen zu verdanken ist — das bluthafte Gesetz der Deutschen, sich zu bewähren vor den anderen und ihnen Beispiel zu sein. Es ist erschütternd, wie sich dies in dem einfachen kolonistischen Lebenskreis der Wolgadeutschen erfüllt, wie die Gemeinde Akkerman an der asiatischen Grenze, mitten in der „Barbarei", alles enthält, was ein Dorf deutsch macht: klare und gesittete Ordnung, Sippengliederung und — unausgesetzte Arbeit. Keine Herrenrechte sind den Wolgadeutschen gegeben, und die wenigen Schutzrechte, die sie einst hatten, schwanden längst dahin. Im großen Rußland sind sie eines von vielen Völkern, bekannt durch Anständigkeit und Verläßlichkeit, Nützlichkeit und Bauernfleiß. Die Herren Balten aber oben am nördlichen Meer, an Zahl viel weniger, beachten sie wenig, denn ihr Ziel geht in die große Welt der Herrschaft mit allen Gefahren, denen sie später als Adelsschicht ohne eigene Bauernschaft unterliegen müssen. Hier an der Wolga sitzt Bauerntum ohne jene Städterschaft, die den Adel, wie es sich in Siebenbürgen zeigte, zu ersetzen vermag; hier ist der Bauer überdies, nicht wie in sonstigen deutschen Landschaften, in keiner Verbindung mit den führenden Schichten des Landes, denn diese sind russisch; er steht nicht im jahrtausendalten Boden einer selbstgestalteten Heimat mit Burg und Stadt, Wald und Berg, wie sie die deutschen Ansiedler in den einstigen Grenzländern des ersten Reichs bis heute haben; nein, er ist in wesensfremden Strichen, er ackert in der Steppe, er ist Kolonist. Seine Aufgabe ist es, ein Land zu bestellen, daß dem Nomaden vielleicht günstiger gesinnt ist als dem Pflüger.

Ponten hat uns die eigenartige deutsche Steppenwelt erschlossen im ersten Band seines Romanwerkes, der „Im Wolgaland" heißt. Auch diese Welt ist allmählich, nach schweren Anfangsjahrzehnten, durch deutsche Kraft beruhigt worden. Ihren Atem vermittelt uns Ponten, Tag um Tag und Jahreszeit um Jahreszeit. Fremd ist sie uns und vertraut nur, weil sie deutsch geformt wurde bis in die Vorstellung des Dorfes hinein, wie sie die Uransiedler aus der Heimat mitbrachten und ihren Kindern vererbten, die Deutschland nie gesehen, aber von dieser Wiege der Abstammung — gleich allen Auslanddeutschen — das zauberhafte Bild eines Paradieses im Herzen tragen. Man mache sich dies klar: aus unvorstellbarer Not zogen die Kolonisten einst weg, aus Unterdrückung und Jammer am Rhein, doch in

der Fremde, die ihnen reichlich Gut und Brot für ihren Schweiß gibt, verwischt sich das Elendsbild der Urheimat und verklärt sich zum Wunderland. Es ist dies einer der herrlichsten Vorgänge in der Volksseele. Wunderbar besonders hier an der Wolga, wo man Deutschland in schlechter Erinnerung haben müßte, wo man aus eigener Erfahrung von seiner Gegenwart nichts weiß, wo man von ihm keinen Nutzen hat und keinen Auftrag; die Treue des Herzens allein vergißt die einstige Not und stellt eine goldene Brücke zum Land der Väter her.

Um dieser Liebe willen mußte einmal ein Dichter kommen, gleich notwendig wie die Selbstbesinnung unseres Volks, um zu künden. Er mußte kommen, wenn nicht aus dem Wolgadeutschtum, woher er kaum kommen konnte, so aus einer anderen deutschen Landschaft; vielleicht liegt ein besonderer Sinn darin, daß es ein Reichsdeutscher ist, der als Sendling des Gesamtvolks mit seinem Werk auch diese vergessene und stumme Volksgruppe in unser Bewußtsein hineinhebt. Die Wissenschaft vermag es nicht. Sie sichtet und belehrt. Der Dichter überträgt die Wirklichkeit ins Wissen wie ins Empfinden. Die geschichtliche Notwendigkeit des Pontenschen Werkes wird hier offenkundig. Es ist eine glückliche Fügung, daß ein Dichter an diesen Stoff geriet, der neben Kunst und Liebe viel Weltkenntnis und Wissen besitzt. Denn nun wird sein Gemälde nicht bloß eine Darstellung des wolgadeutschen Lebens, die auch ein Dichter geringeren geistigen Umfangs hätte geben können, sondern ein weites, Jahrhunderte und Epochen, Erdteile und Weltgeschichte umfassendes Epos jener deutschen Wanderung, die in die Reichsferne führte.

*

Der erste Band bringt uns die Unruhe, die in jedem Wanderer steckt, in der Gestalt des Lehrers Christian Heinsberg in der befriedeten asiatisch-deutschen Dorfumgebung nahe. Der Lehrer weiß mehr als die Kolonisten. Ihm ist Deutschland kein unerreichbar gewordenes Land Eden, aus dem man für ewig auszog; ihm wird es in Wunsch, Traum und Denken zur eigenen Wesensquelle, der man wieder nahen kann, um aus ihr zu trinken und den Brüdern an der Wolga davon abzugeben. Inmitten der kolonistisch-stummen Welt, die naturhaft dahinlebt nach deutscher Wesensart, wie sie sich dem fremden Steppenland anpaßte, springt in Heinsberg das Bewußtsein vom seelischen Weltzusammenhang aller Deutschen auf, jenes Gefühl, das in den näheren auslanddeutschen Siedlungen des Baltengebietes, der Donauländer

und der südungarischen Pußta nie erlosch und dort in abertausend Seelen treuer lebt als früher mitunter im Reich selbst.

Und nun zieht Heinsberg aus, das Land der Väter mit der Seele zu suchen. Ehe wir diesen Weg mitgehen, führt uns Ponten im zweiten Band „Die Väter zogen aus" in die Jahrhunderte zurück, die zur Wolgaauswanderung Anlaß gegeben haben. Es ist die Verfallszeit des Reiches im Westen — im Südosten stand es ja noch lange —, die gekennzeichnet ist durch die französischen Raubzüge, denen auch das Geschlecht der Heinsberg weicht, durch die Willkür der rheinischen Fürsten und den Siegeszug Napoleons. Ein Jahrhundert, wo nicht die Deutschen ihre Geschichte im Westen machen, sondern die Franzosen, roh, zielsicher und schließlich an der eigenen Maßlosigkeit scheiternd. Der Brand von Speyer, das Bild der verbürgerlichten, vom Abglanz alter Reichsherrlichkeit noch beglänzten Stadt Aachen und der Fürstentag zu Erfurt sind die klassischen Höhepunkte des Bandes, unvergleichlich geschildert in epischer Sprache, die ein reiches Wissensgut mitträgt, voll Ausblicken und voll Liebe für das Kleinste, zusammengefaßt aber durch eine strenge ordnende Kraft. Wenn der erste Band das wolgadeutsche Leben im Zustand der Erfüllung knapp vor dem Weltkrieg darstellte, so ist dieser zweite, zeitlich vor dem ersten spielende Band die Erhellung des dramatischen Hintergrunds, aus dem die Auswanderer in dunklen Jahren hervortreten als suchende, notgejagte Menschen. Wie außerordentlich verschieden ist diese Helle und geschichtliche Geburtszeit von der Kolonistensteppe, in die die Vertriebenen einmündeten (wir wissen: nicht zu endgültiger Schaffensruhe, denn der Bolschewismus hat ihre neuen Heimstätten ebenso vernichtet, wie einst die alten in Heidelberg und Speyer vernichtet wurden). Der zweite Band ist ein Querschnitt durch eine der größten Zeiten, die über unseren Erdball gingen, und Pontens Vorstellung umgreift sie wirklich in aller Mannigfaltigkeit. Bauer und Stadt, Fürsten und Kaiser und dahinter die weithin verdämmerten Felder deutscher Auswanderung stehen lebendig erweckt vor uns. Der Blick wird auf Amerika hingeführt und nach Österreich, Preußen und Rußland. Wir sehen, indem wir das Los der frühen Heinsbergs und ihrer Bekannten erfahren, darin das Schicksal nicht nur Deutschlands und Europas, sondern das des weitgestreckten deutschen Volkes enthüllt.

Schon die beiden in den letzten Jahren erschienenen Bände enthalten im Umriß den riesigen Rahmen der Aufgabe, die sich Ponten ge-

stellt hat und die auch als nationale Aufgabe erkannt und gewürdigt sein muß. Die folgenden Bände werden, wie wir erfuhren, zunächst (und zwar in drei Bänden) den europäischen Kreis der Handlung beschließen und sich dann dem amerikanischen zuwenden. Daraus ergibt sich, daß die Heinsbergs mit ihren Schicksalsgenossen von der Wolga nach Amerika verschlagen werden, wohl im Zusammenhange mit der kommunistischen Verfolgung der Deutschen in Rußland.

Der dritte und vorvorletzte Band des europäischen Handlungskreises erschien vor kurzem unter dem Titel „Rheinisches Zwischenspiel“[1] und behandelt die Deutschlandfahrt Christian Heinsbergs, des Schulmeisters von der Wolga, knapp vor dem Weltkrieg. Die Verschiedenheit der sendungshaften von der Notauswanderung, die wir eingangs betonten, läßt sich an den Erlebnissen, die Heinsberg bei seinem Eintreffen in Deutschland hat, noch nachspüren. Zwar wird gleich ihm jeder Auslanddeutsche, der Deutschland zum erstenmal betritt, zuerst mit Enttäuschung feststellen, daß sein überschwenglicher Traum mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt und Deutschland, wie es Heinsberg ausdrückt, auch Menschenwerk ist; aber das bittere Erlebnis wird bei dem aus reicheren auslanddeutschen Gebieten Kommenden weitaus vielfältiger sein, sich in hundert Einzelheiten wiederholen und vielleicht — wer hätte es von den denkenden Auslanddeutschen dieser Gebiete nicht erlebt! — in einer vorübergehenden seelischen Abwehrstellung gegenüber der reichsdeutschen Alltäglichkeit, der Lebensenge und der häufigen reichsdeutschen Unkenntnis von der Gesamtheit des deutschen Volkes äußern, ehe ihn die geistige Weite und Tüchtigkeit, das innere Wunder der Urheimat überwältigt. Vor allem werden solche Einreisende, wenn sie über genügend Mittel verfügen, das Eigenartige des deutschländischen Lebens dort suchen, wo es sich besonders augenfällig von ihren heimatlichen Verhältnissen unterscheidet, in der Großstadt, in der führenden Gesellschaft und an wichtigen Kulturstätten. Heinsberg aber, der Mann aus der Steppe, die weder Wald noch all die tausend Köstlichkeiten einer deutschen Heimat kennt, flieht die Stadt und sucht, was er nicht kennt, die reiche Landschaft. Er findet sie dort, woher seine Väter auszogen, am Rhein in der Idylle, in der bürgerlichen Beschaulichkeit, in einer sauberen, geregelten, heiteren, nicht ganz spannungslosen, aber doch vorwiegend geruhsamen Lebenskunst.

[1] Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 452 S. In Leinen M. 5,80.

Da ist ein typischer Wirt und seine schöne, erfreuliche, kluge Tochter, der jungenhaftdeutsche Gymnasiastensohn, ein Pfarrer, wie wir ihn gerne mögen, da das typische Rheindorf und die Rheinlandschaft und der Strom, da die Kenntnis guter Weine und Lagen und der Landesschicksale. Überwältigend vielfältig wird uns das Rheinland von seinem Sohne Ponten aufgetan, den seine Liebe leitet und der immer wieder anhebt, das Lob des begnadeten Gebiets zu singen. Die Idylle wird zum Abbild des Deutschlands der Vorkriegszeit durch die Gespräche, die an den Weintischen geführt werden und in denen nun allerdings, die Idylle durchbrechend, sie aber auch nie vernichtend, die ernsten Fragen laut werden, die in den beiden ersten Bänden handlungshaft und auch in diesem Bande in der Erzählung von der Vernichtung Heidelbergs durch die Franzosen unmittelbar an uns treten. Dieser Band ist, wie der erste, der Schilderung eines Zustands gewidmet, dort dem Leben der Wolgadeutschen vor dem Kriege, hier dem reichsdeutschen Leben im Spiegel der rheinischen Idylle. Das große Thema des Werkes aber wird durch die Wiedergabe der Erkenntnisse Heinsbergs, für den der Aufenthalt eine Schule zum deutschen Geschichtsbewußtsein und damit wohl auch zum späteren nationalen Handeln ist, weitergeführt und von allen Seiten abgewandelt. Es steht immer im Mittelpunkt der Gespräche, an denen sich die Figuren des Buches in köstlicher Zeichnung beteiligen.

Es gehört großes Können dazu, in einem so umfangreichen Buch nur in Gesprächen, die nie Wiederholungen sind, nicht bloß die Entwicklung des Hauptheldens zu zeigen, sondern auch eine Zeit zu beleuchten und dabei die Stimmung nie zu stören, die über dem Ganzen liegt und die immer mehr durch das unausgesprochene Verhältnis Heinsbergs und seines Freundes, eines verhaltenen, edlen Forschers, zur Wirtstochter bestimmt wird. Die Wehmut des Schlusses, der das Mädchen zurückläßt, dem sich niemand genaht hat, während die Männer von Unruhe getrieben wieder in die Weite aufbrechen, gibt dem „Zwischenspiel" seine nachklingende Melodie.

Je weiter das Gesamtwerk Pontens vorschreitet, um so stärker wächst in uns die Lust, schon das Ganze in den Händen zu halten. Was umgreift schon heute sein Werk! Sturm und Not, größte Geschichte, weite Steppe und stummes Kolonistenlos in Elend und ruhigen Tagen, Sehnsucht in die Ferne und frohes Genießertum am

Rhein, Zeitenwandel und Dunkel der Zukunft — einen Reichtum des Geschehens und des Wissens, der Erkenntnis, und in all dem das Schicksal des deutschen Volkes. Es wächst hier eines der Werke heran, die die Nation angehen.

Falterdichte

Von Hans Wühr

Zitronenfalter

Wir graben unsre Beete um und suchen
manchmal die Lerche über uns im Blau,
da flattert an den kahlen Heckenbuchen
ein Falter hell und leuchtend vor dem Grau

und trägt verwirrt auf sanften Blumenflügeln
ein großes Gelb, das keusch und nie gepflückt
und auserwählt aus tausend Farbentiegeln
uns ganz erhellt und wunderbar beglückt.

Noch lange lächelnd graben wir und harken
und spüren rings ein heimliches Getu;
uns ist so fromm, als schaute vor dem Garten
uns still ein großer gelber Engel zu.

Apollofalter

Du schönstes Kleinod unsrer Knabenträume,
so unerreichbar hoch im Wipfelwind!
Die kleinen, runden, bunten Himmelsräume,
die innerlich in Seifenblasen sind:

sie wachsen groß um dich herum und spiegeln
die roten Kirschen eines Kindertraums,
und manchmal streifst du achtlos mit den Flügeln
so dicht die Grenzen dieses Innenraums,

daß wir erschauernd kaum zu atmen wagen
und zittern, daß die süße Falterwelt
und alles Glitzern aus verwunschnen Tagen
zerplatzt verhaucht uns vor die Füße fällt.

Schwalbenschwanz

Im Garten summt der Sommer. In seinem Glanze
verschütten Rot und Blau ihr ganzes Gold.
Auf einmal glühn die Rosen so als tanze
durchs Tor ein sommertrunkner Trunkenbold.

Ein prunkend funkelnd Kleinod und Geschmeide
fliegt schwankend hin und her und taumelt fort;
ein Schwalbenschwanz in rauschend gelber Seide,
noch ganz betäubt vom ersten Schöpfungswort.

Trauermantel

Erlauchter Prinz, seid gnädig heut mein Gast
und spielt mit mir die alten Knabenspiele!
Der Sommer hier ist Bühne und Palast,
der Himmel flattert blau am Fahnenmast,
und Wiesenblumen stehn — unendlich viele.

Da steigt der Prinz in leuchtend samtnem Braun
herab von unsichtbarem Throngestühl;
wirft um die Schultern einen dunklen Raum
und füllt den Mantel bis zum goldnen Saum
mit seinem königlichen Trauerspiel.

Admiral

Der Sommer sitzt verträumt im Erlenbruch
und blättert still in seinem Stundenbuch.

Da taucht er seinen Pinsel in die Tiegel
des Mohns und malt auf dunkle Falterflügel
sein liebstes Rot, die Fahne seines Ruhms,
das Liebeszeichen seines Erdentums...
und setzt verspielt aus weißen Rosenblättern
und Veilchentropfen kleine süße Lettern
auf schwarzen Samt und tupft noch hier und dort,
dann schnippt er leicht mit einem Funkelwort
und ganz verwirrt von seinem eignen Bildnis
den Falter in die grüne Nesselwildnis.

Kleiner Fuchs

Sein Rot entzündet sich in allen Ecken
des Sommers und flattert ungestüm,
verwildert spielt er in den Sonnenflecken
und taucht ermüdet in das Blumenblühn.

Durch Kinderträume zittern Flügelspuren
von seiner kleinen roten Seligkeit,
betrunken sitzt er auf den Sonnenuhren
und saugt den Honig aus der Zeit.

Das alte Österreich, das alte Ungarn, Österreich-Ungarn und wir

Eine Gegenerwiderung von Dr. Karl Hoch

(Fortsetzung)

Der Blick auf unsere Politik nach 1890 gibt Anlaß, auch die Neuaufnahme des groß-österreichischen Gedankens durch Franz Ferdinand zu erwähnen. Unser Ideal war dereinst ein deutscher, gesamt-österreichischer Zentralismus gewesen, mit Reichs- nicht mit Germanisierungsgesinnung, mit Berücksichtigung der Tatsache, daß jedes Volk das Bedürfnis nach nationalem Ausleben hat, — aber doch ein entschieden deutsches Gesamt-Österreich. Das war trotz der illegitimen Grundlage, von der bald die Rede sein wird, sehr schön gedacht. Nur kann man niemals ein politisches Ideal verwirklichen, wenn man an den Durchführungsmöglichkeiten vorbeigeht. Jedes politische System muß tragfähige politische Faktoren haben, oder wenigstens solche, deren Tragfähigkeit für die Zukunft zu erhoffen ist. Es muß Aussicht da sein, daß diese Zukunft erreicht wird und nicht, bis das Gras wächst, der Hengst tot ist. Die Entwicklung seit 1867 hatte, wie wir sahen, den Nachweis erbracht, daß das deutschbewußte Deutschtum nicht einmal in der Lage war, die Leitung im engeren Österreich in der Hand zu behalten, geschweige denn eine genügende Herrschafts-Grundlage für ein Gesamt-Österreich zu bieten. Wer ein solches wollte, mußte sich nach anderen tragenden Kräften umsehen. Wer aber mit bestimmten Kräften rechnet, muß auch alles das mit in Kauf nehmen, wovon sie sonst noch Träger sind. Das gilt auch für die groß-österreichischen

Pläne Franz Ferdinands. Es konnte kein vernichtenderes Verdikt das System treffen, als die Slavenkugel, der Franz Ferdinand zum Opfer fiel, und die Tatsache, daß Rächer seines Todes die politischen Kräfte werden mußten, denen er nicht eben freundlich gegenüberstand: Preußen-Deutschland, das deutschbewußte Deutsch-Österreich und die Magyaren. Es wird allerdings in neuerer Zeit in Abrede gestellt, daß seine Stellung zu Preußen-Deutschland unfreundlich gewesen sei. Nach der Merkregel: „Sage mir, mit wem du umgehst . . ." ist jedoch anzunehmen, daß sein Ideal ein stark austroslawisches Gepräge hatte, das den Interessen sowohl der Deutschen, als auch der Magyaren entgegenstand. Eben sein Austroslawismus mag andererseits dem auf das Ganze gehenden Panslawisten der Stein des Anstoßes gewesen sein. Dem deutschen Beobachter aber erscheint es so, als ob es wohl österreichisch gesinnte Slawen gegeben habe (wie wir Masaryks Erinnerungen von 1914 bis 1918 entnehmen können), diese jedoch selbstverständlich eine vor allem das Interesse des Slawentums fördernde Staatsführung zum Ziele, die verschiedenen Slawenstämme aber in der schließlich doch ausschlaggebenden Mehrheit nach außen gravitierende Tendenzen hatten, so daß die Stärkung des politischen Gewichtes der Slawen mittelbar eine Stärkung dieser Tendenzen bedeuten mußte. Ähnliches lag in Vaida-Voevods in der rumänischen Kammer abgegebenem Bekenntnis, daß seine Beziehungen zum österreichisch-ungarischen Thronfolger nur der glatter erscheinende Weg zu Dako-Rumänien gewesen seien.

Auf welchen politischen Kräften sollte sich also das jedenfalls österreichisch gedachte System Franz Ferdinands aufbauen? Wenn sich das politische Leben auch eine Zeit lang im Rahmen der Habsburg-Monarchie, doch gestützt auf die Kreise um Franz Ferdinand im Geiste der Wiener „Reichspost" entwickelt hätte, — hätte der Deutsche überhaupt und der Siebenbürger Sachse insbesondere solche Staatsgestaltung begrüßen können? Ich muß Zillich mit Verlaub den Vorwurf des etwas eng abgegrenzten Gesichtsfeldes zurückgeben. Er denkt ausschließlich an die damals auf sehr kleinem Kreise ruhende Bewegung im Banat, die doch dem Besuche sächsischer Gymnasien durch Banater Schwaben vieles verdankt und also mittelbar an den besonders sächsischen Belangen auch interessiert war. Dazu eine Erinnerung: Kurz vor dem Kriege hatten sich auf einer großen landwirtschaftlichen Versammlung — ich glaube der Grünen Internationale — in Temeschburg

Mitglieder hochfeudaler Kreise für die deutsche Bewegung im Banat begeistert. Diese deutsche Gesinnung hatten sie aber nur für „Transleithanien" reserviert. Für ein solches Bekenntnis zum Deutschtum, dessen treibende Kraft nur die Gegnerschaft gegen etwas anderes ist, habe ich nichts übrig.

Ganz Zuverlässiges weiß man über das von Franz Ferdinand wirklich geplante System nicht. Wir Sachsen konnten aber so viel wissen, daß auch er, um die Magyarenherrschaft zu brechen, ein Förderer des allgemeinen Stimmrechtes sein und die doch etwas stärkere Einheitlichkeit des Monarchieganzen, wie sie der Dualismus gewährte, im wesentlichen durch einen Föderalismus ablösen werde. Und das war für uns aus den nicht mehr anzuführenden Gründen ungünstig.

Zur Frage des 67 er Ausgleiches und dessen Beurteilung vom habsburgischen Monarchiegedanken aus führen uns auch die Erkenntnisse des Weltkrieges zurück. Sie sagen mir aber ungefähr das Gegenteil von dem, was Zillich ihnen entnommen hat.

Der Föderalismus wollte immerhin etwas mehr an äußerer Einheitlichkeit und hätte, was unseren Wünschen begreiflicherweise entgegenkam, auch die Erhaltung der deutschen Armeesprache besser gesichert. Das Wichtigste für die Erhaltung eines politischen Ganzen aber ist, daß sich ein möglichst großer Teil seiner Glieder mit ihm innerlich verwoben fühlt — sei es aus unmittelbaren Gefühlsbeziehungen, oder aus notwendigem Interesse dafür, worauf seine unmittelbaren Gefühlsbeziehungen gerichtet sind, in diesem Falle aus notwendigem nationalem Interesse. Für starke Wechselfälle der Geschichte reicht eine bloße Korrektheit der Haltung nicht aus. Wie wäre es nun gewesen, wenn neben den entschieden deutschbewußten und den entschieden dynastietreuen Deutschen in Österreich nicht auch die Magyaren mit dem Monarchieganzen innerlich verbunden gewesen wären, wenn sie ihm nur so gegenübergestanden wären, wie 1859 und 1866, oder gar wie zu Zeiten Rakoczis. Dann wäre es wohl möglich gewesen, daß so, wie die übrigen Konkurrenten (z. B. Italiener und Südslawen), sich auch die Magyaren mit den nichtdeutschen Völkerschaften an der Seite der Entente zusammengefunden hätten.[1]

[1] Die Erinnerungen des persönlich hochanständigen Masaryk an die Zeit von 1914 bis 1918 zeigen, wie über die sittliche Gebundenheit an den Staat, dem man nun einmal zugehört, ja sogar über die sittliche Bindung durch die Eidesleistung, die Auffassungen verschieden sind. Nach Masaryks

Damit ich mit einem politischen Ganzen innerlich verbunden sei, ist es nicht unbedingt notwendig, daß es unmittelbar den Inhalt meines Gefühlslebens bilde. Es ist aber verständlich, daß der gefühlsmäßig mit einem politischen Ganzen verbundene, sein Bestreben in erster Linie darauf richtet, die Anzahl ähnlich Empfindender zu vermehren. Solange er das Mehr an Verbundenheit nicht erreichen kann, wird er bereitwillig das Weniger engegennehmen. Und dies Weniger ist das Verknüpftsein durch die Einsicht, daß jenes politische Ganze eine wertvolle Sicherung dessen ist, was für mich unmittelbaren Gefühlswert hat.

So sahen wir während der ungarischen Zeit den ungarischen Staat, so sahen die einsichtigen Magyaren die österreichisch-ungarische Monarchie an. Das gleiche Verhältnis, das sich dadurch zwischen uns und den Magyaren als Trägern des ungarischen Staates herausgestaltete, ergab sich zwischen diesen und den unmittelbaren Trägern des Monarchiegedankens. Wir fühlten uns an den ungarischen Staat von unserem eigenen nationalen Interesse aus gebunden, und der Wert, den wir dadurch für den ungarischen Staat hatten, wie das Bestreben dies Gefühl lebendig zu erhalten, veranlaßte die einsichtigen ungarischen Staatsmänner zu ihrem Entgegenkommen uns gegenüber. Das gleiche

---

Wertungen erscheint die Haltung der tschechischen Soldaten im österreichischen Heere als „gut", die ihr Möglichstes dazu beiträgt, die Kriegsoperationen des Heeres zu sabotieren und die Gelegenheit wahrzunehmen, zur tschechischen Legion auf der andern Seite überzugehen. Wir zweifeln daran, daß die Volksgenossen Masaryks — sollte es einmal zu einem Krieg zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei kommen — eine analoge Stellung der Sudetendeutschen auch für gut finden werden. Ein Landsmann, der während des Krieges mit Politikern von ähnlich ententefreundlicher Einstellung wie Masaryk zusammenkam, zog tatsächlich auch nach der eigenen Seite hin die Schlußfolgerung, daß er nach dem Kriege in einem Gespräche mit baltischen Baronen es als unvölkisch erklärte, daß diese in zaristischer Zeit auf russischer Seite gekämpft hatten. Anderer sittlichen Auffassung waren, übereinstimmend mit der deutschen Sinnesweise Rüdigers von Bechlarn und der baltischen Barone, nach Masaryks Bericht jene konservativen russischen Offiziere, die den tschechischen Legionären sagten: „Wenn ihr den Eid, den ihr Franz Josef geschworen habt, brachet, woher wissen wir, daß ihr nicht morgen auch den brechen werdet, den ihr dem Zaren schwört?" Aus Dwingers „Zwischen Weiß und Rot" wissen wir, daß die tschechischen Legionäre zwar zuerst auf weißer Seite stritten, sich dann aber auch der weißen Garde gegenüber verräterisch benahmen. Dabei hätte Dwinger für ihr gesamtes Verhalten, unter dem auch er sehr zu leiden hatte, nicht



Trude Schullerus, Landschaft
Aquarell

Verhältnis ergab sich zwischen den Magyaren und der Hofburg. Es ist damit ausgesprochen, daß in solchen Fällen die Übereinstimmung nicht eine restlose sein kann. Der Vertreter des höheren Ganzen sucht doch immer das Gefühl der engeren Verbundenheit zu mehren. Der Andere ist zu dieser Vollständigkeit nicht gewillt und nimmt deshalb eine betonte Reservestellung ein. Das gab zwischen der Hofburg und dem Magyarentum auch nach 1867 eine latente Spannung, ein fortwährendes stilles Kräftemessen, wobei sich die magyarischen Politiker freilich als der stärkere Teil herausstellten. Es scheint mir unangebracht, sittenrichternd von Erpresserpolitik zu sprechen. Gegenüber der Auslieferung an Kräfte aber, auf denen der Föderalismus ruhen mußte, war auch vom Gesichtspunkt derer, für die der Zusammenhalt der Monarchie das Wesenbestimmende war, das dualistische System und in der weiteren Folge eine auf der Magyarenherrschaft in Ungarn beruhende Politik das naturgemäß Gegebene. Es kommt immer auf die Ausgangsfrage an, was man will. Daraus ergibt sich, was diesem Gewollten vom Möglichen am nächsten kommt.

Gegenüber jenen Auseinandersetzungen: den vorangegangenen offenen und den späteren stillen, sind wir 1937 jedenfalls zu ruhiger

---

solche entschuldigende Worte gefunden, wenn er Sudetendeutscher gewesen wäre. So läßt er sie aber als in Oesterreich tatsächlich Unterdrückte oder wenigstens als Leute gelten, die sich begreiflicherweise als unterdrückt gefühlt hatten, während die Sudetendeutschen der Meinung sind, daß die Tschechen über das zulässige Maß hinüber verhätschelt worden seien. Man sieht wie schwer es ist, von einer objektiven Warte das Ausmaß von Lebensanspruch eines Volkes festzustellen, und sein Anrecht darauf, sich auf Schillers Worte zu berufen: „Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, wenn unerträglich wird die Macht . . ."

Aber Rüdiger von Bechlarn, die baltischen Barone und das Urteil der russischen Offiziere zeigen uns, daß ebensowenig, wie der völkisch Fühlende sich das Gefühl seiner völkischen Gebundenheit durch das der staatlichen wird erdrücken lassen, für das Gebiet des äußeren Handelns die staatliche grundsätzlich ausgeschaltet werden darf. Wenigstens wird der Staat seinerseits staatliche Korrektheit immer verlangen müssen und wir selbst werden sie ihm — die äußersten von Schiller erwähnten Fälle ausgeschlossen — auch von unserer eigenen Sittlichkeit aus entgegenbringen. Zu Patriotismus freilich kann mich niemand verpflichten, auch ich selbst nicht; der muß erwachsen. Dem national Fühlenden kann er über den Fall, daß mir der Staat selbst als die Verkörperung meines Volkes erscheint, auch dann allmählich erwachsen, wenn er im fremdvölkischen Staate eine Sicherung seiner eigenvölkischen Belange sieht.

geschichtlicher Betrachtung gehalten. Diese hat sich aber sowohl der sittlichen Grundlage bewußt zu sein, die die Vertretung eines überzeugten Rechtsstandpunktes bietet, als der Tatsache, daß die Weltgeschichte nicht allezeit in legitimistischen Geleisen sich bewegt hat, daß Entwicklungsgänge ihre nachträgliche Genehmigung erhalten haben, die auf einem Bruch des geschichtlichen Rechtes ruhten.

Rechtlich gesehen stand die Sache so, daß die staatliche (nicht nur autonome) Sonderstellung Ungarns das Ursprüngliche, von den Trägern des ungarischen Staatsrechtes nie Aufgegebene war, daß nach der Schlacht bei Mohács auch die Parteigänger Ferdinands diesen einfach zum ungarischen König gewählt hatten und das Wahlkönigtum bis 1687 aufrecht blieb. Bis dahin hätte der ungarische Reichstag bei jeder Thronerledigung auch einen Nicht-Habsburger wählen können. Nachdem Ungarn aber zum Erbkönigreich gemacht worden war, mußte jeder infolge des Erbrechtes zum Throne Berufene zuerst den Krönungseid schwören, mit dem er die selbständige Staatlichkeit Ungarns anerkannte, weil sonst seine volle Regierungsgewalt nach den Bestimmungen des Staatsrechtes in diesem den Anspruch auf Selbständigkeit erhebenden Staate nicht anerkannt wurde. Deshalb aber ließ sich bis auf Josef II. auch tatsächlich jeder Thronanwärter mit der Stephanskrone, dem Symbol für die Einheit des ungarischen Staates, krönen und leistete den vorgeschriebenen Krönungseid. Franz Josef tat es erst 1867, nachdem er politisch zur Einsicht gelangt war, daß er auf der im gleichen Jahre festgesetzten Grundlage doch am ehesten in der Lage sei, die habsburgische Monarchie als europäische Großmacht aufrecht zu erhalten.

Diese Rechtslage wurde sittlich und damit doch auch politisch unterstützt durch den Krönungseid des Herrschers und durch den festen Glauben jedes Magyaren an den sittlichen Lebensanspruch des ungarischen Staatsrechtes, durch das starke Nationalgefühl jedes Magyaren, durch seine politische Erziehung und nationale Disziplin und durch die allgemeine europäische Situation, die den Herrscher nötigte, mit dem Magyarentum nicht zu brechen. Seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht kam ein weiteres dazu. Die Verwaltung lag in den Händen der Komitate, deren Beamten vereidigt waren, ohne Bewilligung des Reichstages keine Steuern einzuheben und keine Rekruten ausheben zu lassen. So wurden die Komitate zu den Schutzburgen der Verfassung. Es war ein fest ineinander gefügtes System, das, wie

die gesamte ungarische Verfassung, in seinem tadellosen Aufbau für den objektiven Beobachter Gegenstand rein ästhetischer Freude sein konnte. Das war eben der Unterschied zwischen einer in 1000 Jahren gewachsenen und einer „rationalistisch" geschaffenen Verfassung. Um die erwähnte Bestimmung wegen Einhebung der Steuern und Aushebung der Rekruten konnte der Herrscher früher noch herumkommen. Er konnte sich sonstige Einkünfte verschaffen und ein Heer anwerben. Nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ging das nicht mehr. Da mußte schon ganze Arbeit getan, wie in der bachischen Zeit der ganze alte Verwaltungs-Apparat über den Haufen geworfen und mit den „Galizianern" ausgetauscht werden. Das ging, solange die europäische Situation es erlaubte; nach 1859 erlaubte sie es nicht mehr. Dem Oktober-Diplom von 1860 lag wohl die Idee der Reichseinheit zugrunde. Aus seinen Bestimmungen ergab sich aber auch die Wiederherstellung der Komitate und diese gab die Möglichkeit der zwangsweisen Durchsetzung der Reichseinheit aus der Hand.

Als es im Besitze der tatsächlichen Macht war, hatte sich im Herrscherhaus und bei den Vertretern seiner Tendenzen schon von Beginn an das Bestreben geltend gemacht, die ihm mit der Stephanskrone zuerteilten Rechte zum weiteren Ausbau eines umfangreicheren Staatsgebildes zu nutzen und über die durch die ungarische Sonderstaatlichkeit gegebenen Einschränkungen hinauszugehen. Das war nur die Parallele zur Entstehung der ganzen habsburgischen Hausmacht. Diese hatte sich im alten deutschen Reich folgendermaßen vollzogen: Zuerst war das Reich Karls des Großen ein in sich geschlossenes Staatswesen; nach dem Vertrag von Verdun wurde ein solches das Ostfrankenreich Ludwigs des Deutschen. Die Herzoge waren darin Vasallen. Die fortwährende Schwächung der kaiserlichen Macht bedingte ein fortwährendes Stärkerwerden der Partikulargewalten. Rechtlich wurde aber ihre Souveränität erst durch den Westfälischen Frieden anerkannt und damit das bis 1806 noch weiter bestehende Reich zu einem überstaatlichen Gebilde von immer geringerer praktischer Bedeutung herabgedrückt. Aber bis zum Westfälischen Frieden war die selbständige Staatlichkeit der Territorialherren illegitim. Nun trat das Merkwürdige ein, daß der römische Kaiser deutscher Nation durch die Ausgestaltung seiner Hausmacht zu einem selbständigen Staatsgebilde, das auch die ihm zugehörigen Teile des Reiches umfaßte, das revolutionäre Vorgehen seiner Vasallen einfach nachahmte. So bildete sich nach

beiden Richtungen auf illegitimer Grundlage ein einheitliches Machtgebilde heraus, das jetzt den Anspruch eines selbständigen Staates erhob.

Nun ist im Gesichtswinkel des Historikers — anders als in dem des reinen Juristen — der Begriff des Staates, wie der der Volkszugehörigkeit, ein flüssiger. Wir können vom geschichtlich-politischen Standpunkt den Staat definieren als eine einheitliche Machtkonzentration mit dem Ziel, auf ihrem territorialen Gebiete allgemein anerkannter oberster Wille zu sein. Da ist es aber möglich, daß für das gleiche Gebiet sich konkurrierende Machtkonzentrationen herausbilden, von denen jede auf Anerkennung als oberster Wille Anspruch erhebt. In unseren beiden Fällen verdankte aber die eine Machtkonzentration einen wesentlichen Teil ihrer Machtquelle der älteren Konkurrentin und entfaltete sich trotzdem im Entwicklungslauf zu selbständigem Machtwillen. Auch hier wird das Urteil der Geschichte dadurch bestimmt, ob sich dieser Machtwille zur Geltung durchringen kann und was er leistet. Dies Urteil ist nicht unbedingt legitimistisch. Die Geschichte hat außer dem geschichtlichen Rechtsbewußtsein auch noch andere staatenbildende Kräfte gekannt. In unseren beiden Fällen wuchs die jüngere Machtkonzentration, deren Träger allmählich vom Willen erfüllt wurde, sie zum obersten Willensfaktor zu machen, aus der älteren heraus, deren einfaches Glied sie ursprünglich war. Die Sache kompliziert sich noch dadurch, daß der Herrscher als Hauptträger der neuwerdenden sich in der politischen Notlage sah, die mit ihr im Osten konkurrierende alte grundsätzlich anzuerkennen. Sowohl nach Osten, als nach Westen stand er gleichzeitig an der Spitze der mit der neuen konkurrierenden alten Staatsform. Im Westen freilich waren alle Träger des alten Staats-Systems: der Kaiser, wie die Reichsfürsten gleichzeitig Revoltierende gegen dieses. Hier handelte es sich dem Herrscherhaus nur darum, die eigene neue Machtkonzentration als eine souveräne zu festigen, die anderen Revolutionäre gegen das alte Reich aber nach Möglichkeit zu zähmen, um sich doch auch jenen Rest von Macht zu wahren, den dessen höchste Würde verlieh. Das war die leichtere Aufgabe. Die Idee seines neuen Staatsgebildes hatte er hier gegen niemanden zu verteidigen, weil die alte ihm gegenüber keinen Anwalt fand. Schwerer war die Stellung nach Osten. Hier (in Ungarn) stand ihm eine innerlich ziemlich gefestete einheitliche „Nation" gegenüber, die der unentwegte Bannerträger der alten Machtkonzentration war.

Nun aber hatte in beiden Fällen nicht nur die neu sich entwickelnde Machtkonzentration die Wurzel ihrer eigenen Machtstärke in den konkurrierenden, sondern auch diese — trotzdem an die Wurzel ihrer eigenen Staatlichkeit Hand gelegt wurde — erhielten nach außen hin Machtzufluß. Die Säuberung Ungarns von den Türken geschah durch einen Koalitionskrieg des alten deutschen Reiches, das die österreichischen Erblande mit in sich faßte, des selbständigen Staates Ungarn und der gegen die Rechtsgrundlage beider ankämpfenden neuen Staatsbildung. Mit dieser Säuberung ging aber doch das Erstarken dieser letzteren als Konkurrenzmacht Hand in Hand. Daß sie sich als Konkurrenzmacht geltend machte, veranlaßte die türkenfreundliche Stellung der Kuruzzen. Dieses Erstarken wurde aber selbst getragen — sagen wir vorsichtiger: mitgetragen — von dem Glauben an den eigenen kulturellen Beruf. Dagegen hatte in den Kuruzzenkriegen nicht nur das Magyarentum mit seinen nationalen Zielen, sondern — obwohl Franz Rákoczi Katholik war — auch der ungarische Protestantismus bei den Türken einen Halt gesucht.

Auch wir müssen es übrigens gestehen, daß wir die Erhaltung unseres Protestantismus ganz wesentlich den Türken verdanken, weil man uns mit Rücksicht auf den Kampf gegen sie nicht zu sehr kränken durfte. Ebenso, wie wir die Rücksicht, die in den letzten Jahrzehnten der ungarischen Zeit auf uns genommen wurde, zum guten Teil den Rumänen verdanken. So ist nun einmal der Lauf des politischen Lebens.

Staatsrechtliche Auseinandersetzungen bewegten die Geschichte Ungarns von 1526 bis 1867. 1867 bedeutete den Friedensschluß zweier bis dahin auch grundsätzlich entgegenstehender staatsbildender Tendenzen. Daß der Gegensatz praktisch doch nicht vollständig aufhörte, ist schon erwähnt worden. Auf der einen Seite konnte das magyarische Volksempfinden es nicht verwinden, daß Ungarn tatsächlich nicht im Vollbesitz seiner staatlichen Souveränität war. Anderseits sahen die alten Träger des Gesamtgedankens Ungarn nur als die transleithanische „Reichshälfte" an, hießen Österreich mit stillem Vorbehalt dieser Bezeichnung für das Monarchie-Ganze nur Cisleithanien, und sahen im 67er Ausgleich so, wie Zillich es heute noch tut, nur eine Konzession des in der eigenen Vorstellung noch bestehenden Gesamtstaates an einen seiner Teile. Die Schlußfolgerung liegt nahe, daß 1867 nur den Beginn der Auflösung der Monarchie bedeutet habe. Diese

von Zillich vertretene Auffassung war auch im Offizierskorps sehr verbreitet, auch bei seinen sächsischen Gliedern. Dagegen muß vom Standpunkt der geschichtlichen Richtigkeit festgestellt werden, daß das Kräfteverhältnis 1867 tatsächlich nicht so stand, wie es nach dieser Auffassung hätte stehen müssen, daß ohne 1867 die vollständig zentrifugalen Elemente der Monarchie eine noch ungestörtere Entwicklung genommen hätten und daß die Magyaren tatsächlich der Volksstamm innerhalb der Monarchie waren, der außer ihr keinen Halt hatte.

Was nun aber die politische Stellung unseres Volkes betrifft, ist es richtig, daß uns nach unserer Trennung von Ungarn nach 1526 das Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Stephanskrone verloren gegangen war. Unsere Stellungnahme im Kronstreit zwischen Ferdinand und Zápolya ist in der Sachsengeschichte G. D. Teutschs vom betont schwarzgelben Politiker etwas einseitig gesehen. Sie fand erst in der geistvollen Darstellung der Honterus-Biographie Höchsmanns ihre entsprechende Ergänzung. Trotzdem ist anzunehmen, daß die ursprünglichen Sympathien des sächsischen Volkes Ferdinand zugewandt waren, wie schon früher Otto dem Baiern, als dem „teutschen König". In dieser Annahme stimme ich mit Zillich überein. Allmählich fand man sich aber von der prudentia und circumspectio aus in die gegebene politische Situation hinein. Dabei wird das vieljährige Aushalten Hermannstadts den Belagerern gegenüber ein Ruhmesblatt der sächsischen Geschichte bleiben, und auch vom politischen Gesichtspunkt aus müssen wir uns an die Stellung Zápolyas nach der notgedrungenen Übergabe der Stadt erinnern. Wir haben uns daran zu erinnern, daß erwiesene Treue Vertrauen auch beim Gegner erwecken muß. Aber bei aller sittlichen und in der Folge auch politischen Kraft, die aus solcher Haltung erwächst, kann doch nicht mit dem Kopfe durch die Wand gerannt werden. So fanden wir uns denn in der zweiten Hälfte des 16. und 17. Jahrhunderts in das politische Hineingestelltsein in den Osten.

Wir wurden aber vor allem reine Siebenbürger und nahmen, um in heutiger Sprache zu sprechen, den „klein-sächsischen" Standpunkt in vollster Prägung an, der sich mit dem Bestreben begnügt, seine Stellung zu erhalten und keinen nennenswerten nach außen gerichteten Beruf zum Ziel hat. Es ist das tatsächlich das Gegenstück zum spezifischen Preußentum engster Prägung.

Gesprächsweise hat mich Dr. Andreas Scheiner darauf aufmerksam gemacht, daß auch die Entwicklung unserer wissenschaftlichen Her-

kunftslehre einen gewissen politischen Hintergrund habe, wie ja die wissenschaftlichen Anschauungen über die Vergangenheit von der Stellung zu den Gegenwartsfragen nie vollständig unabhängig sind.

In der Fürstenzeit hatten wir das hauptsächlichste Interesse an der Stärkung unserer Stellung den anderen beiden ständischen Nationen gegenüber. Deshalb suchten wir, wie wir es ähnlich auch bei anderen Völkern bemerken, als bodenentwachsen zu erscheinen. Das ergab die Theorie von der Gotenabstammung. Als wir dann aber vom Gedanken erfaßt wurden, Mitbestandteile des das gesamte Deutschtum erfassenden Reiches zu werden, war mit dieser gotischen Abstammung nichts mehr anzufangen. Denn die Goten waren wohl Germanen, aber nicht Deutsche im Sinne des erst im Ostfrankenreich entstandenen deutschen Volkes. So wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts vom gleichen heimischen Geschichtsforscher, der für die gotische Abstammung eingetreten war, zuerst die Einwanderung aus dem fertigen Ostfrankenreich vertreten.

(Schluß folgt.)

Paul Ernst und seine Heilanddichtung

Von Carl Hans Watzinger

In seinen beiden Erlebnisbüchern „Jugenderinnerungen" und „Jünglingsjahre", ferner in seinem Roman „Der schmale Weg zum Glück", der die innere Entwicklung des Dichters aussagt, lebt der Bekenner Paul Ernst. Und er bekennt sich zum Christentum. Seine Versdichtung „Der Heiland" ist dann dieses Bekenntnisses Krone, sie legt Zeugnis ab von dem ernsten Streben des Dichters, seine Zeit, die um die Jahrhundertwende und den Völkerkrieg, aus der Lehre des Christ zu begreifen, schließlich ihre sittlichen Forderungen für die kommende Zeit, die neue, die Paul Ernst stets in seinem Geiste sah, zu retten. Denn um eine Rettung handelt es sich bei dem Buch. Das Christentum in deutschen Landen trug keine Tat mehr aus, es war erstarrt in seinen Dogmen, es hatte während des Krieges versagt, und es versagte auch inmitten der Wirren der Nachkriegszeit. Da schuf der Dichter seine Heilandsgestalt, er schuf sie aus seinem deutschen Herzen und seinem deutschen Geist. Das Wesentliche an diesem Werk

[1] Die Werke von Paul Ernst sind im Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, erschienen.

ist ja nicht allein die Tatsache, daß Paul Ernst die Evangelien des Neuen Testamentes in ihren bedeutsamsten Stellen übernahm, sie als ein ausgezeichneter Kenner in sein Werk stellte, indem er sie in seine Sprache formte, sondern er näherte das Leben des Heilandes unserer Empfindung, schenkte gleichsam also einen neuen Heiland.

Wir wissen, daß Paul Ernst, als er begann, an der Berliner Universität seine Studien zu betreiben, die theologische Fakultät bezogen hatte. Die Berührung mit der Zeit, insbesonders mit den sozialdemokratischen Kreisen, wies ihm später einen anderen Studiengang. Er wurde kein Gottesleugner, aber er sah die Verhältnisse, unter denen die Masse lebte, mit anderen, schärferen Augen, und er kam zu dem Entschluß, der Theologie zu entsagen, weil er sie in ihrer Erstarrtheit für machtlos erkannte, der Menschheit wirklich zu vermitteln, was zu besitzen sie vorgab. Stärker wurde in ihm der Glaube an seine dichterische Sendung, denn der Dichter ist vor allen anderen Beauftragten der Erwählte Gottes. So mündete er, ein Einzelner, ein Verwirrter zunächst und Grübler, in das Volk, er gab ihm aus seiner Erkenntnis heraus, daß ihn Gott für einen besonderen Dienst bestellt habe, in einer prächtigen historischen Dichtung — „Das Kaiserbuch" — ein Erziehungsbuch, und er wählte ihm jenen Heiland, der nicht Richter, sondern verständnisvoller Führer für alle, jedoch auch für das Individuum ist, denn in der Bewährung des Einzelnen als sittliches Wesen liegt auch seine gesunde Einstellung zu Volk und Staat.

Das erste Buch des Romanes „Der schmale Weg zum Glück" gibt die verschiedensten Anhaltspunkte für die Entwicklung des Dichters zu einem aufrechten und wahrhaft evangelischen Christen. Der Held des Buches, Hans Werther, wächst da in ländlicher Idylle, in Frömmigkeit auf. Diese Frömmigkeit lehrt ihn seine Großmutter aus der Bibel. Gewiß hat Paul Ernst seinen Helden und ebenso alle anderen Gestalten dieses auch künstlerisch und für uns Heutigen wertvollen Buches erfunden, aber, so schreibt er in seinem Nachwort, das Gefühl, das hinter dem Helden steht, ist selbst erlebt. So bleibt gerade dieser Roman ein beredter Anwalt für die Erkenntnis, daß Leben und Werk bei Paul Ernst nicht auseinanderklaffen. Sie gehen geschlossen einher, und so mag uns die „Heiland"-Dichtung umso sinnfälliger, wesenhafter sein. Sie beginnt mit der Verkündigung des Engels an Maria und beendet den Weg des Herrn mit dem Gang nach Emmaus. „Das



Trude Schullerus, Kleine Strohflechterin
Öl

Gebirge", Verse, die nochmals übersicht, natürliche Rangordnung, die Sendung des Dichters in tiefen Worten übermitteln, dann der „Beschluß", der, ähnlich wie das „Gebet" des „Kaiserbuches", den Dank des Dichters an den Führer, den Heiland, der ihm auf dem langen Lebensweg Bruder geworden ist, ausspricht, schließen das Buch endgültig ab.

Der Herr begegnet uns in seinen Gleichnissen, in seiner überweltlichen Schau der Dinge, er lebt die Male seines Weges unter dem Zwange seiner Gottnatur, er offenbart den Menschen in seinen Tugenden und Lastern als ein Geschöpf des Gottvaters, und er ist weise aus dem Drange des Geistes, der seinen Pfad vorgezeichnet sieht und sein Ziel täglich vor Augen hat. Nicht allein also aus der Fülle des Herzens lebt er, und so wird er auch der wahre Führer für uns Deutschen, denn gerade wir bedürfen als tätigen Vorbildes eines erkenntniskritischen, keineswegs eines vorweg oder einzig gefühlsbetonten Menschen.

Die Stationen des Buches, also des Heilandes, laufen in der Reihenfolge ab, wie wir sie aus dem Neuen Testament wissen. Ihre jeweilige Bedeutung richtig für unsere Zeit und die Zukunft abzuschätzen, obliegt dem Dichter in besonderer Weise; er schreibt den Lebensweg des Herrn ja nicht ab, sondern läßt ihn neu im Geiste für das deutsche Volk erstehen. Somit erscheinen gewisse Höhepunkte in der Dichtung, zunächst ein solcher in dem Abschnitt „Das Eigentum". Hier greift Paul Ernst tief in die Wirren der Zeit, die den Sinn des Eigentums, seine Rechtfertigung nicht mehr ernst genug nimmt oder vertritt. (Denken wir an die Lehre des Bolschewismus!) Eigentum ist Gottes Leben, ist Belohnung des Redlichen, ist Segen des Herrn auf die Unermüdlichen, die dienen vor Gott und den Menschen. Das ist der Plan Gottes: daß der Redliche durch seinen Fleiß und seine innere Kraft das Leben des Unredlichen treibt, es bestimmt. Natürliches Leben unter Gottes lenkender Hand und Hut! In den „Seligpreisungen" folgt dann aus dem Mund des Heilandes die Erkenntnis der hintergründigen Bewegung eines sittlichen Lebens, seine Abstufung nach dem seelischen, nicht äußerem Wert. Leid auf sich nehmen, nach Gerechtigkeit hungern, Barmherzigkeit üben, das gebiert den Christenmenschen, trägt ihn in die Nähe der Seligkeit. Dort ist Gott. Das ist die innere Rangordnung. Der Mensch wird in ihr frei („Gesetz und Erfüllung"), erwirbt das Reich Gottes („Das Reich Gottes in Euch").

Glaube und Gebet („Das Vater unser") bleiben grundlegend, Paul Ernst verkündet den Glauben als die sicherste Stütze des Christenmenschen („Der Glaube ist das Allerstärkste in der Welt"); die sieben Bitten des Vaterunsers sind ihm ewig, aber er schöpft sie neu für die Gegenwart. „Der Schatz", den der Christenmensch zu gewinnen hat, wird ihm also aus dem Glauben, aus der Erkenntnis des Vaterunsers, welches Gebet uns sagt, daß wir ohne Mühe und Plage unser Teil im Reich Gottes, den Schatz für die Seele nicht erringen können. Aus dem reinen Glauben an Gott wächst dann für den Christenmenschen die tiefste Sorglosigkeit vor irdischer Not; Paul Ernst weiß uns dieses „Sorget nicht für Euer Leben" zwingend in seine Schau zu stellen. Hierdurch erleben wir stark zwischen Erde und Himmelreich, Mensch und Gott „Die Brücke".

Noch einmal gibt Paul Ernst danach ein Bild der Zeit im Abschnitt „Die Maschine". Die von Gott gesetzte Forderung, im Schweiß des Angesichtes sich ums täglich Brot zu mühen, ging in der Verblendung des Menschen, wahllos zu erzeugen, in dem rasenden Taumel des Maschinenzeitalters völlig unter. Die ehrliche Kraft des Redlichen wird vernichtet, die Gier triumphiert. Hier ist die furchtbare Auflösung einer Menschheit gestaltet, die Glaube und Gebet, den inneren Drang nach Gerechtigkeit leugnete. Das Gemälde, das der Dichter vom Untergang dieser Menschheit entwirft, ist, schon durch seine sprachliche Meisterschaft, die Wirklichkeit zu verdichten, eine grauenhafte Schilderung eines finsteren Todes, Gegenstück zu seiner Überwindung, die durch die Auferstehung des Herrn geschehen ist.

Die vielen Abschnitte, in die Paul Ernst sein Werk gliederte, bringen uns die bekannten Gestalten aus dem Neuen Testament menschlich nahe. Dem Dichter lag es aber sehr auf dem Herzen, die großen Ereignisse im Leben des Herrn durch die wunderbaren Gleichnisse einzuführen, an denen das Neue Testament so reich ist, sie uns ahnen zu machen. Stark gelang ihm das in den Versen „Das Gleichnis vom Weinberg". Hier steigen jäh die Schatten des Todes auf, den der Herr bald erleiden sollte. Die Angst auf Gethsemane, die Verurteilung des Heilandes jagen dann vorüber, Pilatus, schuldiger Mensch weil nicht fähig, eine kleine Verantwortung zu tragen, steht sinnennah vor uns; wir erleben „Die Kreuzigung". Mit dem großen Wort eines allezeit nur seinem Werk Dienenden, dem größten, das

je ein Vollendeter sprach, diesem „Es ist vollbracht", verlöscht das Bild vom Heiland am Marterholz seines Volkes.

Jedoch, der Heiland bezeugte seine Gottnatur durch seine Auferstehung, er überwand, wie wir schon sagten, den Tod. So durfte Paul Ernst nicht enden mit diesem „Es ist vollbracht". Das Christentum, die Tat des Christ wäre damit nicht voll erschöpft worden. So mußte der „Verkündigung der Lehre", dem Auftrag an die Jünger, das Christentum zu verbreiten, es in alle Welt hinauszutragen, die neue Verheißung, eben bei jener Einkehr in Emmaus, folgen:

„. . . er sprach: „Von nun, wenn zwei und drei
Vereint in meinem Namen sind, bin ich, sollt wissen Ihr, dabei."

Die geistige Brücke zwischen Heiland und Mensch als Individuum und Menschen als Volk, ja Völker, ist hierdurch noch stärker unterbaut. Diese Verheißung krönt die Lehre.

Paul Ernst gab uns mit seinem Heiland die Urgestalt des Christ. Das muß die primäre Erkenntnis sein für die Beurteilung seines Werkes. Denn: wir begegnen dem ewigen Führer, jenem, der den wegebereitenden Männern unseres Volkes stets Kraft und Mut schenkte, indem sie an ihn glaubten. (Denken wir nur an Luther, Bismarck!) So erscheint uns „Der Heiland" als eine Ergänzung des „Kaiserbuches". Hinfort müssen wir Paul Ernst aus beiden Werken zu begreifen suchen. „Das Kaiserbuch", das ist der Spiegel, in dem uns der Dichter die Vergangenheit unseres Volkes zeigt. „Der Heiland", das ist der Weg, den wir gehen müssen.

Rundschau

Chronik. Das lange erwartete politische Landesereignis sind die bevorstehenden Parlamentsneuwahlen. Ihre einschneidende Rückwirkung auf alle Gebiete des Staatslebens durch Regierungswechsel, Gesetzesschaffungen usw. macht sie auch im Dasein unserer Volksgruppe zu Marksteinen auf dem geschichtlichen Wege, den wir im Staate Großrumänien schicksalsmäßig gehen. Bisher sind es Marksteine auf einem Wege gewesen, der verzweifelte Ähnlichkeit mit einer schiefen Ebene hat, auf der man langsam, aber unaufhaltsam abwärts gleitet. Von Regierung zu Regierung, von Parlamentstagung zu Parlamentstagung sind die tatsächlichen und die rechtlichen Grundlagen unseres völkischen und kulturellen Eigenlebens verschmälert und die Angriffe auf unser Volkstum verschärft worden. Und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß hierin in nächster Zu-

kunft eine grundlegende Änderung eintreten werde. Bei dieser Lage der Dinge ist es nur natürlich, daß immer vor solchen Wahlen bestimmte Grundfragen unserer völkischen Haltung, besonders all die mit unserer Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften des Landes zusammenhängenden Probleme, in den Vordergrund unserer öffentlichen Erörterungen treten. Heute, wo der innere Volksstreit schon von sich aus zur Auseinandersetzung mit allen Hauptfragen unseres Daseins als Volksgruppe zwingt, heute, wo wir infolge dieses Streites zum ersten Male gespalten vor der Aufgabe dieser Wahlen stehen, ist dies selbstverständlich in noch höherem Maße der Fall, als sonst. Und angesichts unserer steigenden Unfähigkeit, einen den Anforderungen der Stunde angemessenen Einsatz in die Waagschale werfen zu können, wächst das Gewicht dieser Fragen zu einem schweren Albdruck an, der atembeklemmend auf unserem öffentlichen Leben liegt. Es sind vor allem drei Fragen von zwar nicht gleicher sachlicher Bedeutung, aber gleicher praktischer Dringlichkeit, die heute, wie auch sonst vor Parlamentswahlen, uns beschäftigen.

Da ist einmal die Frage, wie hoch wir überhaupt eine Vertretung in den rumänischen gesetzgebenden Körperschaften einzuschätzen haben. Damit im Zusammenhang der Fragenkreis der Beziehungen überhaupt zwischen der Volksarbeit an der „Außenfront" und der Arbeit an der „Innenfront". Endlich die Frage der deutschen Liste.

Diese Fragen hängen alle zusammen und ihr organischer Zusammenhang ergibt von Fall zu Fall sinnvolle Richtlinien für unsere Handlungen, wenn er richtig erkannt ist. Dabei ist vom mittleren Fragengebiet auszugehen, also von den Beziehungen zwischen Innen- und Außenarbeit. Der Volkstumskampf, den wir zu bestehen haben, spielt sich auf zwei wesentlich voneinander verschiedenen Ebenen ab und ist deshalb von zweierlei Art. Da ist einmal der langfristige biologische Kampf der Geburtenziffern und des organischen, kulturellen, sittlichen und wirtschaftlichen Wettbewerbes, und da ist der kurzfristige politische Kampf der Staats- und Rechtsgrundsätze, der gesetzlichen Regelungen und der brutalen Gewalt. Daß die Dauerentscheidungen im biologischen Kampfe fallen, ist heute allgemein bekannt und damit auch anerkannt, daß die Arbeit an der volksbiologischen und kulturellen Stärkung des Volkes — das also, was in unseren Auseinandersetzungen die Arbeit an der Innenfront heißt — bei jeder Wertung auf längere Sicht den Vorrang vor jeder rein politischen Arbeit hat. Das Wissen um den Vorrang und das größere Gewicht der biologischen Kampffaktoren bringt allerdings nun das Bestreben der staatsführenden Völker mit sich, dem kurzfristigen politischen Kampf durch vermehrte Anwendung roher Vergewaltigung solche Formen zu geben, daß durch ihn die Ergebnisse des biologischen Kampfes vorweggenommen, oder ein Messen auf der biologisch-kulturellen Kampfebene womöglich ganz ausgeschaltet wird (Agrarreform, Bakkalaureat, „Gesetz zum Schutz der nationalen Arbeit" usw.). Ist man soweit gekommen, so herrscht von der Volksgruppe aus gesehen, die hier in Mitleidenschaft gezogen wird, Kriegszustand im Volkstums-

kampf. Im Kriege aber fallen Außen- und Innenfront zusammen, ja es hat den Anschein, als werde im Kriege die Innenfront geradezu zu einem Teil der Außenfront. Diese letztere scheint alles Innenleben des Volkes restlos zu verschlucken und die Notwendigkeiten des äußeren Kampfes sind für dies innere Volksleben schlechthin entscheidend. Wegen dieses Hervortretens der Außenfront wohl hat man den Krieg die Fortsetzung der Politik, also des diplomatischen Außenkampfes, mit anderen Mitteln genannt. Vielleicht mit einem gewissen Recht für vergangene Zeiten, wo die Umsicht des Feldherrn und die Tapferkeit des Feldheeres allein alles entschied. Nicht mehr mit demselben Recht für heute, wo die Armeen Volksheere und die Kriege wahre Volkskriege geworden sind, in denen letzten Endes die innere Disziplin und Lebenskraft des Gesamtvolkes sowohl für den Ausgang des Krieges, als auch für die unmittelbaren Folgen von Sieg und Niederlage entscheidend ist. So verlor Deutschland den Weltkrieg durch den Zusammenbruch der Innenfront, also durch eine Niederlage seiner biologischen Kraft. Aber weil diese Niederlage auch nicht den völligen Bruch dieser Kraft bedeutete, wurde sie schließlich die Quelle zu neuem Aufstieg. Man wird unter dieser Perspektive den Krieg weniger eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, als eine Fortsetzung des biologischen Kampfes mit anderen Mitteln zu nennen haben.

Das, was hier über den heutigen Volkskrieg gesagt wurde, gilt in richtig übertragenem Sinne auch für den „Kriegszustand" unseres Volkstumskampfes. Seine Schlachtfelder erstrecken sich bis in den kleinsten dörflichen Gemeinderat und das letzte öffentliche Amt und nur die vorderste, aber nicht die alleinige, Kampffront liegt in den gesetzgebenden Körperschaften. Unser äußerer Kampf ist heute ein Kampf des Gesamtvolkes, nicht etwa allein der Parlamentarier. Und er ist restlos Bürde des Gesamtvolkes, weil er nicht eine Kette von Siegen und Erfolgen, sondern ein langsames aber stetiges Verlieren darstellt. Und es war und ist immer so: so sehr bei allen diplomatischen und militärischen Erfolgen der glückhaft führende Einzelne mit Recht tragend in den Vordergrund tritt, so sehr wird bei allem Verlieren im Außenkampf die geschlossene Lebenskraft des Gesamtvolkes in die Schranken gefordert.

Aus dem Gesagten erhellt für unsere augenblickliche Lage grundsätzlich Folgendes: Wir brauchen, heute wie immer, Parlamentsmandate, weil die gesetzgebenden Körperschaften die vorderste Front des äußeren Volkstumskampfes bilden und es immer ein großer taktischer Nachteil sein wird, diese Front von Verteidigern zu entblößen. Da aber aller politische Abwehrkampf im Verhältnis zur Stärkung der Innenfront von grundsätzlich zweitem Range ist, so ist diese Notwendigkeit keine absolute, sondern hat in dringenden Fällen vor den Notwendigkeiten der Stärkung der Innenfront zurückzutreten. Nicht um *jeden* Preis müssen wir Abgeordnete haben. Wenn heute die DVR von der Volksführung als Preis für ein einheitliches Auftreten der Deutschen im Wahlkampf einen Wahlpakt und damit die Legitimierung ihres Versuches fordert, die einheitliche

deutsche Volksgruppe in Rumänien in zwei voneinander unabhängige deutsche Völker zu zerspalten, so ist es richtig, diesen Preis nicht zu zahlen, selbst wenn dadurch die Gefahr heraufbeschworen wird, ohne Abgeordnete zu bleiben. Es ist dies ein Verlangen ähnlich dem, als wenn in einem Staat eine aufrührerische Provinz für einen bevorstehenden Waffengang mit einem äußeren Feind ihre Hilfe anbietet, wenn dafür ihre Lostrennung von dem Staat bewilligt werde. In dieser Lage wird ein Staat lieber fremde Hilfe in Anspruch nehmen, als die der Abtrünnigen. Und auch wir werden, wenn die DVR eine Eingliederung in die Volksgemeinschaft ablehnt, eher an einen Pakt mit einer rumänischen Partei, als an einen solchen mit der DVR denken. Damit sind wir zu der viel umstrittenen Frage der deutschen Liste für die Parlamentswahlen gekommen. Für sie tritt die Erneuerungsbewegung schon seit Jahren ein. Einmal, weil das Wahlbündnis mit rumänischen Parteien, die sich schließlich alle an dem Volkstumskampf gegen uns tragend beteiligen, dem gesunden Volksgefühl nach klaren Fronten widerspricht. Dann weil erst das mit eigener Kraft Erworbene wirklich einen Besitz darstellt, den man voll würdigen und den man deshalb auch mit letztem Einsatz zu verteidigen bereit ist. Daß nun aber jedes Wahlbündnis mit nichtdeutschen Parteien ein Verbrechen gegen die deutsche Ehre sei, weil dies die DVR so oft darzustellen beliebt, ist eine maßlose Übertreibung. Friedliche Zusammenarbeit und fallweises Zusammengehen sowohl in der gesetzgebenden Arbeit als auch in der Verwaltungsarbeit zwischen den verschiedenen Völkern des Landes ist, Gott sei Dank, in vielen Fällen möglich und muß in noch mehr Fällen in Zukunft wieder möglich werden. Und auch Wahlpakte fallen grundsätzlich aus dem Rahmen einer solchen Zusammenarbeit nicht heraus. Auch zwingen die Wahlgesetze kleine Parteien zu Wahlbündnissen und wir Deutschen sind auch bei voller Geschlossenheit eine kleine Partei in unserem Vaterland. — Wir werden daher auch im gegenwärtigen Fall es als oberstes Gebot unserer Wahlpolitik anzusehen haben, die Verwirklichung einer deutschen Liste anzustreben. Dies Gebot kann aber keine Ausschließlichkeit beanspruchen. Auch heute noch ist trotz der äußerst gespannten Lage im Volkstumskampf unter besonderen Umständen, die unseren Forderungen in diesem Kampf weitgehend Rechnung tragen, auch ein Wahlpakt möglich.

3. November 1937. Alfred Pomarius.

Herbstausstellungen in Kronstadt. Der Frühjahrsausstellung Hans Herrmanns folgten im vorigen Monat zwei weitere Ausstellungen Hermannstädter Künstler in Kronstadt.

Hermann Konnerth zeigte Arbeiten, die im vergangenen Sommer am Schwarzen Meer und in Siebenbürgen entstanden sind. Mit viel Feinfühligkeit versuchte er die Gegensätzlichkeit der beiden landschaftlich und geistig so verschiedenen Lebenssphären darzustellen. Die am Schwarzen Meer entstandenen Gemälde geben in den Ausschnitten aus dem Leben türkischer Dörfer der Dobrudscha viel von der schillernden Buntheit und Mär-

chenhaftigkeit jenes Landes, viel von der Weichheit und Melancholie einer in sich passiven Welt. Es sind zusammen mit den schönen ruhevollen Meerlandschaften die innerlich einheitlichsten und eindeutigsten Werke Konnerths, die eine ganz eigene persönliche Note tragen. Zum größten Teil restlos gelöst ist der farbige Aufbau: Die leuchtenden hellen Töne zwischen smaragdgrün und hellblau und bis zu lila hinüber harmonieren wundervoll mit dem Stimmungsgehalt, mit dem gedämpften und zarten lyrischen Klang, der in den Bildern schwingt. Leider reicht die zeichnerische Durchführung des Figürlichen nicht an die farbliche heran. Die Gestalten, besonders der Landschaftsbilder — rein als farbige Flecken betrachtet fast immer großartig — wirken oft etwas unbeholfen und fügen sich nicht recht dem Bildraum ein, worunter manchmal auch der Gesamtaufbau des Bildes leidet. Der tiefe künstlerische Ernst und die innere Gereiftheit, die aus allen Werken sprechen und einen Künstler verraten, der viel gekämpft hat und sich gegen intellektualistische Anwandlungen, gegen gedankliche Zersetzung und manche widrige Zeiteinflüsse zähe und erfolgreich durchgesetzt hat, verbürgen aber, daß Konnerth auch auf diesem Gebiet noch viel erreichen wird. Als gute Bürgschaft in dieser Richtung sei noch der sehr ausdrucksvolle Kopf eines sächsischen Bauern genannt.

Trude Schullerus, weiteren Kreisen vor allem durch ihre graphischen Arbeiten bekannt, erregte diesmal durch ihre Gemälde und Aquarelle starkes Aufsehen. Zeigen frühere Bilder noch Spuren eines etwas tonigen, trockenen Naturalismus, so sind jetzt Farbe, Licht und Zeichnung in Fluß geraten, die Möglichkeiten der Uebertragung seelischer Werte in die Bilder außerordentlich gestiegen. Aus allen Arbeiten spricht eine gesunde Lebenskraft, innere Klarheit und Harmonie. Wie vielen Künstlerinnen so sind auch Trude Schullerus die Anfechtungen eines überscharfen Intellekts erspart geblieben, die vielen ihrer männlichen Kollegen zum Verhängnis werden. Da ist nichts verworren, brüchig oder verkrampft; dafür aber eine echt weibliche Instinktsicherheit, die die Werke der Künstlerin in die nächste Nähe wirklicher Volkskunst stellt. Wenn sie ihre Ausstellung mit einer kleinen Schau angewandter Volkskunst des Sebastian Hann-Vereines verband, so war das ein glücklicher Einfall, denn es gibt heute bestimmt keine zweite Künstlerpersönlichkeit im Sachsenland, die das mit mehr Berechtigung und tieferem Grund hätte tun dürfen. Neben den gleich guten Landschaften, Blumenstudien und Stilleben verdienen vor allem die Aquarelle starke Beachtung, die in vollen tiefen Farben, in flüssiger Malweise Landschaften der siebenbürgischen Heimat wahrhaft aufleuchten lassen. Unter den figuralen Arbeiten überragte die „Kleine Strohflechterin", ein fein abgestuftes Bild, in dem Farben und seelischer Gehalt ganz wunderbar zusammenklingen, die übrigen erheblich. Otmar Richter

Druckfehler bei Stephan Ludwig Roth oder stilistische Eigentümlichkeit? Bei dem neuen fünften Band der gesammelten Schriften und Briefe Stephan Ludwig Roths, der kürzlich unter dem Titel „Der Predigtstuhl der Zeit" erschien, liegt nur für einen Teil der

mitgeteilten Texte das Manuskript Roths vor; für den anderen Teil fehlt eine solche authentische Grundlage, hier mußte der Herausgeber den Wortlaut der ersten Veröffentlichung zugrunde legen. In diesem ersten gedruckten Text sind aber offensichtlich einige Fehler enthalten. Das bereitet der Herstellung eines zuverlässigen Textes natürlich Schwierigkeiten. Der Herausgeber kann das Vorhandensein von Fehlern nicht durch Vergleich mit dem Manuskript feststellen; er kann sie nur aus dem Zusammenhang erschließen und kann den ursprünglichen Wortlaut nur auf Grund einer (mehr oder minder großen) Wahrscheinlichkeit wieder herstellen.

Er kann dabei aber auch irre gehen, kann einen Druckfehler da annehmen, wo keiner vorhanden ist, und auf diese Weise selbst einen Fehler in den Text hineinkorrigieren.

Im ganzen dürfte der Herausgeber die Unstimmigkeiten im Text richtig erkannt und zurecht gerückt haben; an zwei Stellen aber, scheint es, hat er ohne Not Druckfehler angenommen und daher Irrtümer in den Text hineingebracht.

An der ersten Stelle, Bd. V, S. 165 f, heißt es im ersten Abdruck aus dem Jahre 1845 (Roth setzt hier den württembergischen Einwanderern, die er für das sächsische Territorium Siebenbürgens gewinnen will, die Einzelheiten eines Pachtvertrages auseinander): „Der Pächter hat bei den Kartoffeln die ganze Arbeit und die Hälfte des Erträgnisses. Wer das erste Gras mäht, trocknet und dem Herrn dessen Teil nach Hause führt, erhält den dritten Teil des ganzen H a u s durchs Los." Der Herausgeber möchte dafür lesen: „erhält den dritten Teil des Heues". Gewiß, was der Pächter erhält, ist Heu. Aber es ist durch Abhaun entstanden, ist also „Hau"; das H e u, das der Pächter erhält, ist tatsächlich der dritte Teil des H a u s. Und so dürfte im Text des Jahres 1845 kein Druckfehler vorliegen. Roth hat sich vielmehr in seiner anschaulichen Weise ausgedrückt.

Noch unnötiger ist eine Textänderung an der zweiten Stelle (Bd. V, S. 350). Roth spricht dort davon, daß die Sachsen die mangelnde Zahl durch Leistung ersetzen müßten: „Es ist möglich, daß wir, ohne Tapferkeit, welche eine Eigenschaft des Gemütes, und ohne Kriegskunst, welche eine Eigenschaft des Kopfes ist, sprachlich im Verlauf der Zeiten (den so viel zahlreicheren Magyaren und Walachen gegenüber) unterliegen." Es gehören dabei immer die Begriffspaare Tapferkeit-Gemüt und Kriegskunst-Kopf zusammen. Wenn es also im ältesten Druck auf derselben Seite heißt: „Diese S e e l e n tapferkeit und K o p f kunst sind nun unser Schild und Spieß, Wehr und Waffe, unsere Wälle und Verschanzung", so ist das ganz in der Ordnung; für Gemüt ist nur das Wort Seele gebraucht. Es ist von den beiden geistigen Fähigkeiten des Menschen die Rede: von der Seele (oder dem Gemüt), auf der die Tapferkeit beruht (ihre Pflege ist Aufgabe der Kirche), und von dem Kopf, dessen Aufgabe die Kunst der Verteidigung ist (seine Ausbildung ist Aufgabe der Schule). Der Sache nach ist die Kunst des Kopfes also die Kriegskunst. Da aber hier die Kunst

nach dem Organ genannt wird, von dem sie ausgeübt wird, heißt sie Kopfkunst. Es ist durchaus irrig und zerstört die bildhafte Sprache Roths, wenn der Herausgeber hier einen Druckfehler annehmen und Kriegskunst lesen will; es ist eben die Kunst des Kopfes, von der Roth hier spricht.

Wenn wir auf diese Kleinigkeiten eingehen, so geschieht es, weil sie bezeichnend sind für die Art Roths sich auszudrücken. Es handelt sich hier weniger um eine Druckfehlerberichtigung als um einen (wenn auch kleinen, sehr kleinen) Beitrag zur Erfassung von Roths Stil. Der Stil aber ist ein Teil seines Wesens.

Genaueres über Roths Sprache ist zu finden in den Arbeiten von Friedrich Czikeli: Beobachtungen über den Sprachgebrauch in St. L. Roths Jugendschriften (in: Heinz Brandsch, Fünfundzwanzig Jahre Lehrerinnenbildungsanstalt. Schäßburg 1929, S. 103—123); St. L. Roth und die Mundart. Siebenbürgische Vierteljahresschrift 1933, S. 10—13; St. L. Roths Bildersprache. Ebenda 1934, S. 253—270.

Dr. Gottfried Fittbogen

Ein wenig mehr Takt und historische Gerechtigkeit! Am 14. Oktober ist in Karlsburg ein Denkmal für die Führer des rumänischen Bauernaufstandes vom Jahre 1784: Horia, Closca und Crisan enthüllt worden. Die Enthüllungsfeierlichkeit hat sich zu einer großen nationalen Kundgebung des Rumänentums, an der sich auch der König mit einer Rede beteiligte, herausgestaltet. Als entschieden volksbewußte Leute haben wir für jede Äußerung nationalen Bewußtseins vollstes Verständnis und vollste Würdigung. Wir finden es begreiflich, daß das Rumänentum heute, wo es am Endziel seiner nationalen Wünsche angelangt ist, der Männer gedenkt, in denen neben den sozialen Bestrebungen, von denen sie getragen wurden, auch schon die nationalen Zielsetzungen erwacht waren, die heute erfüllt sind. Im Bewußtsein dessen, daß die Weltgeschichte oft ungewöhnliche Wege zu gehen pflegt, um zu bestimmten Zielen zu gelangen, haben auch sächsische Vertreter der Gefühlswelt des rumänischen Brudervolkes Rechnung getragen und sich an seiner Nationalfeier als Gäste beteiligt, trotzdem wir wissen, daß Horias Aufstandsbewegung an den Grenzen des Adelsbodens nicht stillgestanden wäre und sich auch gegen den damaligen Rechtsstand auf dem Königsboden gewendet hätte. Angesichts dieses erhöhten nationalen Entgegenkommens muß es als umso taktloser bezeichnet werden, daß Handelsminister Pop diesen Gästen die jedenfalls unfreundlich gemeinten Worte zusandte: „Einige Gebiete und zwar die fruchtbarsten, wurden Kolonisten übergeben, die von weit hergekommen waren und die nicht zögerten sich als Herren hier aufzuwerfen". Wir sind der Meinung, daß unsere Ahnen Sumpfgebiete, die auch die Römerstraßen auf den Bergen hingeführt umkrümmten, zu fruchtbaren gemacht haben und deshalb vollen Anspruch darauf hatten, Herren dieser Gebiete zu sein. Als ganz provokatorisch muß es aber gewertet werden, wenn „Universul" in einem Leit-

artikel bemerkt, daß alle guten Absichten Kaiser Josef II. in bezug auf eine Besserung des Loses der rumänischen Leibeigenen durch den Gouverneur Siebenbürgens Brukenthal zu nichte gemacht worden seien. Da die Brukenthal-Biographie Georg Adolf Schullers leider noch immer nicht gedruckt vorliegt, sind wir nicht in der Lage, die Stellung, die Brukenthal der Motzenbewegung gegenüber eingenommen hat, genau zu kennen. Wenn wir uns den nivellierenden Aufklärungsabsolutismus Josef II. und die allgemeine Stellung Brukenthals vor Augen halten, — der notwendigen Zeiterfordernissen immerhin mit Verständnis entgegenkam, aber doch auch von notwendigem Konservatismus erfüllt war, als Sachse übrigens auch vor der durchgängigen Einführung der deutschen Amtssprache gewarnt hatte und Kaiser Josef II. ungefähr in ähnlicher Weise gegenüberstand, wie ein noch Größerer dem Kaiser Wilhelm II.,— so können wir es allerdings nicht als ausgeschlossen ansehen, daß er dem Ausmaß josefinischer Verordnungen auch bei der Regelung des Verhältnisses von Grundherrn und Leibeigenem hie und da etwas bremsend gegenübergestanden ist. Wir müssen in Betracht ziehen, daß es sich doch auch hier um überkommene Privatrechte handelte, in die ein Eingriff aus sozialen Gründen unvermeidlich war, wobei aber, wie bei jedem solchen Eingriff, die Belange des bisher Berechtigten doch nicht vollständig unberücksichtigt bleiben dürfen. Außerdem war er Landesgubernator und hatte schon bei seinem Eintritt in das Gubernium den Unionseid geschworen. Und schließlich — da heute die Motzen von 1784 als vorwegnehmende Träger des daco-romanischen Gedankens gefeiert werden — Brukenthal war Gubernator des Großfürstentums Siebenbürgen und Ratgeber des habsburgischen Herrschers! Seine ganze humane Sinnesweise aber, die ihn u. a. dazu veranlaßte, den begabten Frecker Bauernburschen Gheorghe Lazăr heranbilden zu lassen und dem Rumänentum zu seinem hervorragendsten Pädagogen zu verhelfen (ähnlich, wie St. L. Roth sich des ungarischen Findelkindes angenommen hat), verbietet die Annahme, daß er bei den Bemühungen um ein menschenwürdigeres Los auch der leibeigenen Motzen nicht selbst mittätig eingegriffen habe.

Da wir nun aber schon von der Stellung damaliger sächsischer Beamten zur Aufstands-Bewegung sprechen, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Chronist Michael von Heidendorf, der Vetter Brukenthals, im Rahmen der neuen josefinischen Landes-Organisation als Kreis-Vizegespan fort und fort in dem unter ihm stehenden Adelsgebiet herumreiste und, unterstützt von der erforderlichen Militärmacht, nicht nur die Adligen gegen die Leibeigenen, sondern auch diese gegen die Adligen schützte. Er nahm damit eine Haltung ein, die der Sinnesweise unseres Volkes im Streit der heimischen Mitvölker entspricht.

Dr. Karl Hoch

Neue Bücher und Schriften

Deutsches Österreich

Franz Koch. Gegenwartsdichtung in Oesterreich. Junker und Dünnhaupt Verlag/Berlin. Der Berliner Literarhistoriker österreichischer Herkunft durchleuchtet Lage und Leistung des österreichischen Schrifttums unserer Zeit mit erfreulicher Blicklarheit und einem beträchtlichen Deutungsvermögen. Er setzt sich zuerst mit dem vielumstrittenen Begriff des „österreichischen Menschen" (Schreyvogl, Wildgans, Hofmannsthal, Schaukal usw.) auseinander, dem er einen Sinn nur in bezug auf das gesamtdeutsche Wesen, nur „eine organisch bedingte, keine unbedingte Geltung" zuerkennt. Und nun entwickelt er folgerichtig aus dieser Erkenntnis das vielfältige Wesen österreichischer Dichtung, wie es sich in den verschiedenen Landschaftsräumen Österreichs offenbart. Wer bisher das Geistesleben Österreichs nur im Zeichen eines müden und dekadenten Wiener Aestetentums zu sehen gewohnt war, lerne aus diesem Buch die wahre Lage eines aus großstadtfernem Boden gespeisten, in Landschaft und Stammestum verwurzelten Schrifttums kennen, dessen Reichtum (um nur einige Namen zu nennen) den Wiener Weinheber wie den Oberösterreicher Billinger, die Steirer Mell und Grogger, die Kärntner Perkonig und Zernatto, wie den Krainer Friedrich von Gagern und den Tiroler Josef Wenter umschließt. Darstellung und Deutung stehen bei Koch auf gleicher Höhe.

Harald Krasser

Österreichdeutsche Schriften des Eugen Diederichs Verlags, Jena, 1937. Die neue Reihe dient der gesamtdeutschen Geschichtsbetrachtung, die sich in unseren Tagen allmählich durchzusetzen beginnt und damit viele Versäumnisse der Vergangenheit, die oft genug die Einheit des deutschen Volksschicksals mißachtete, nachzuholen hat. Vorurteile, die sich besonders innerhalb Deutschland festgesetzt haben, gilt es zu beseitigen, Vorurteile, die sich vor allem auch in der Betrachtung der österreichischen Geschichte zeigten. Drei Bände erschienen bisher:

Bruno Brehm: Wien, die Grenzstadt im deutschen Osten. Sehr notwendig war es, daß ein Buch wie dieses erschien, in dem die Kaiserstadt der deutschen Vergangenheit in ihrer politischen, kulturellen und deutschen Bedeutung dargestellt wird. Wie Bruno Brehm seiner Aufgabe nachgeht, ist bewundernswert und beispielhaft für jede Untersuchung der Untergründe und des Sinns einer Landschaft. Das Buch ist mit einem Feuer und einer Leidenschaft geschrieben, die wir beglückt entgegennehmen, mitentflammt, denn das Schicksal Wiens ist verbunden dem Schicksal des ganzen deutschen Volkes. Ein durchaus großes Bild zeigt sich hier von Wien, dem oft verniedlichten und süßlich verherrlichten, das Bild einer Kraft, die bis weit in den Osten hinausstrahlte und ihn lange Zeit zu gestalten wußte, und ein Bild fast unermeßlicher Fülle kultureller Schaffenskraft.

Heinrich Srbik: Die Schicksalsstunde des alten Reichs. Österreichs Weg 1804—1806. Bei den einseitigen Urteilen, die man mitunter über die Bedeutung des ersten Reichs in seiner Spätzeit zu hören bekommt, ist die Darstellung Srbiks vom Ende des alten Reichs außerordentlich aufschlußreich. Tragik, Schmach und Eigennutz zerbrachen es, doch seine Ideen sollen, wie Srbik zum Schlusse ausführt, ebenso wenig vergessen werden, wie die seither gewonnenen Erkenntnisse, über denen allen der deutsche Einheitsgedanke stehen muß. Heinrich Zillich

Carl von Bardolff: Deutsch-österreichisches Soldatentum im Weltkrieg. In der Fülle der Kriegsliteratur hat dieses schmale volkstümlich geschriebene Buch eine Lücke ausgefüllt, die von den Angehörigen der alten österreichischen Armee oft und schmerzhaft empfunden wurde; denn es mußte einmal dieses Heer mit allen seinen Voraussetzungen geschildert werden, um der Fülle der schiefen, aus Verständnislosigkeit gegenüber den naturgegebenen Schwierigkeiten der k. u. k. Wehrmacht geborenen Urteile zu begegnen, die nicht nur in reichsdeutschen Kriegsteilnehmerkreisen über sie gang und gäbe sind und waren, sondern die vielfach auch bei uns von den glücklichen Kriegsgewinnern ausgesprochen werden, die die Jahre von 1914—1918 im Hinterland und in der Etappe erfolgreich und mit vollem Mund durchgefochten haben.

Wie schon der Titel sagt, ist in erster Linie vom heutigen Deutschösterreicher im Weltkrieg die Rede, von jenem deutschen Österreichertum, das für die Armee der Doppelmonarchie das Rückgrat und den zusammenhaltenden Kitt abgab. Selbstverständlich wird der vielen Hunderttausend braver Kameraden anderer Volkszugehörigkeit und ihrer schweren Blutopfer mit Dankbarkeit und Liebe gedacht. Der große Wert der Schrift, die in dem klaren und schlichten Deutsch geschrieben ist, dessen Vorbild der alte klassische 1. Teil des k. u. k. Dienstreglements ist, liegt vor allen Dingen in der leidenschaftslosen Schilderung der Vorzüge und der Schwächen der k. u. k. Armee. Bardolff, der als ehemaliger Chef der Militärkanzlei des Thronfolgers Franz Ferdinand Einblick in die Hintergründe der militärpolitischen Geschehnisse der wichtigen Jahre vor dem Weltkrieg hatte, weist ohne jede Beschönigung hin auf die Mißstände in der Organisation und im Aufbau der Armee und auf die Ungleichwertigkeiten der Truppen. Aber er weist auch hin auf die Gründe, die diese Erscheinungen verursachten und naturnotwendig zu ihnen führen mußten. Nur wer diese Gründe kennt, nur wer unter diesen Unzulänglichkeiten, die von der heterogenen nationalen und kulturellen Struktur der k. u. k. Monarchie bedingt waren, seinen Dienst und seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit hat tun müssen und getan hat, weiß zu ermessen, welche Unsumme Arbeit, Liebe und restlose Hingabe an seine Untergebenen und an die Idee der deutschstämmige Offizier des Aktiv- und Reservestandes aufgebracht hat, um diese Armee zu dem schlagkräftigen Instrument zu machen, das sie in ihren größten Teilen immer war. Wer diese Armee und ihre Offiziere nur nach ihren Äußerlichkeiten kannte und darnach

sein Urteil bildete, wer diese Mannschaften nur nach ihrer in den langen Kriegsjahren „gemütlich" gewordenen und nicht gerade übertrieben militärisch-gedrillten Haltung als minderwertig ansah, hat keine Ahnung von der stillen, zähen und bewunderungswürdigen Leistung dieser Männer, die auf verlorenem Posten unter viel schwereren inneren Voraussetzungen als sie jemals bei reichsdeutschen Kontingenten vorhanden waren, bis zum Ende gefochten haben. Wer nicht mit dabei war, wenn diese Truppen, zusammengewürfelt aus Dutzenden von Nationen, mit ihrer unzulänglichen technischen Ausrüstung sich in den furchtbaren Materialschlachten der letzten Kriegsjahre ausbluteten, sollte sich kein Urteil über Wert und Unwert dieser Regimenter erlauben. Der kann aber auch nicht wissen, daß dieser Erfolg nur zu danken ist dem Geist, dem sich der österreichische Offizier und Mann verschrieben hatte, dem Geiste der herzlichsten und einsatzbereitesten Kameradschaft und dem der restlosen Hingabe an die Pflicht. Darauf klar und deutlich mit seiner Schrift hingewiesen zu haben, ist das Verdienst des Verfassers.

Jedem Kriegsteilnehmer sei dieser Band warm empfohlen; jedem der Jungen aber, die den Weltkrieg überhaupt nicht oder nur vom Hörensagen erlebten, noch viel mehr, denn sie lernen hier die entsagungsvolle Arbeit und das stille Heldentum der besten deutschen Söhne des ehemaligen Österreich-Ungarn kennen. Hans Schwarz

Georg Nitsche. Österreichisches Soldatentum im Rahmen deutscher Geschichte. Mit einer Einführung „Alt-Österreichs Heer im deutschen Schicksal" von Bundesminister Edmund Glaise von Horstenau, mit 20 Skizzen, 15 Tafeln und einer Karte. Verlag G. Freytag A. G., Berlin und Leipzig, 1937. — Ein Reichsdeutscher läßt in diesem Buch der altösterreichischen Armee Gerechtigkeit widerfahren. Er stellt ihre Entwicklung, ihre inneren Schwierigkeiten, ihre Siege und ihre Tragik dar, und dabei gibt er zugleich — der Stoff verlangt diese Ausweitung — eine Darstellung der österreichischen Geschichte in ihren wesentlichen Zügen. Der Verfasser ist weder preußisch, noch österreichisch befangen. Er sieht volks- und gesamtdeutsch. Dadurch wird sein Buch so überzeugend und notwendig. Da er niemals das Militärisch-Fachliche überbetont, sondern durchwegs eine jedermann zugängliche Darstellungsweise einhält, ist es ihm gelungen, ein Werk — auf rund 290 Seiten! — zu schaffen, das nicht bloß ehemalige altösterreichische Soldaten fesselt, sondern jeden Deutschen über die innige Verflechtung zwischen diesem einst so wichtigen Heer, dem deutschen Volksschicksal und der Geschichte des Donauraumes belehrt. Damit dient das Buch der gesamtdeutschen Geschichtsauffassung, die endlich Raum gewinnt, das deutsche Volk über sich selbst, seine Vergangenheit sinnhaft unterrichtet und volksdeutsches Erkennen befruchtet. Heinrich Zillich

Buchreihen

Neue Bände der Kleinen Bücherei. Albert Langen/Georg Müller-Verlag, München, 1937. — Vier neue Bände der Kleinen Bücherei seien kurz

angezeigt: 1. Hans Grimm: Glaube und Erfahrung. Aus Hans Grimms Werk sind wichtige Sätze und Aussprüche zusammengestellt worden und ergeben die menschliche und politische Konfession des Dichters, dessen Wirken aus dem Leben unseres Volkes nicht mehr wegzudenken ist. 2. Kilian Koll: Urlaub auf Ehrenwort. Geschichten um den Krieg. Wenn in diesem Bändchen nur die Geschichte von dem jungen Leutnant stände, der im Sommer 1918 seine ins Feld bestimmten Leute in Berlin zu den Verwandten laufen ließ gegen die Zusicherung, daß jeder sich rechtzeitig bei der Truppe wieder melde, und der mit seinem von anderen verhöhnten Glauben an die Anständigkeit Recht behielt, wenn also nur diese Geschichte im Bändchen zu lesen wäre, würden wir es schon begrüßen. Aber es sind dort noch andere Erzählungen zu finden, wie besonders die von den „Leuten von Tirschtiegel", die uns den Namen des Verfassers wert machen. 3. Wilhelm Pleyer: Im Gasthaus „Zur deutschen Einigkeit". Geschichten aus Böhmen nennt Pleyer seine Auswahl, und Kalendergeschichten nennt er sie, und hat damit recht, wenn es auch Geschichten sind, die wir in einem ganz hohen Sinne so nennen wollen. Es sind Geschichten aus dem böhmisch-deutschen Volksleben, heiter und ernst und deutsch. 4. Erwin Wittstock: Mieskenund Rieskeu. Das Bändchen müssen wir unseren Lesern nicht näher beschreiben. Es ist ihnen bekannt, ehe sie es in die Hand nehmen, denn die Erzählung eröffnete diesen Jahrgang unserer Zeitschrift.

Heinrich Zillich

Die deutsche Reihe des Diederichs-Verlags ist gleichfalls um 10 wertvolle Bände reicher geworden. Aus den reichen Märchensammlungen des Verlages schöpft ein Bändchen „Nordische Volksmärchen". Kaergels vielaufgeführtes Drama von grenzdeutscher Volksliebe „Andreas Hollmann" zieht als erstes Schauspiel in die Reihe ein. Otto Gmelins „Reich im Süden", eine Erzählung um Kaiser Otto III., Hermann Bredehöfts friderizianische Novelle „Schmettaus Fall", Karl Brögers Weltkriegserzählung „Bunker 17", Heinrich Eckmanns Geschichten aus der Gefangenschaft „Das ferne Saitenspiel" und schließlich des Dänen Svend Fleurons Tiergeschichten „Die Brandgänse" ergänzen die Reihe zeitgenössischer Erzählungen. Ins Zeitalter der Deutschen Bewegung führen drei wertvolle Auswahlbände: des alten Justus Möser Äußerungen zu „Volk und Geschichte", dichterische und wissenschaftliche Zeugnisse Goethes für sein Verhältnis zur Natur unter dem Titel „Auge und Ahnung", und schließlich, von Richard Benz aus Heinrich von Kleists Briefen zusammengestellt, dessen erschütterndes „Lebensbekenntnis".

H. Krasser

Die Sammlung „Lebendiges Wort" des Paul List Verlags entfaltet mit ihren letzten Bändchen eine sehr begrüßenswerte Vielseitigkeit. Da ist ein Gedichtband „Das Gastgeschenk" von Fritz Diettrich, den man zu den stärksten lyrischen Begabungen unter den Jüngeren rechnen muß, da eine Bergmanngeschichte „Die Front unter Tage" von Josef

Wiessalla, ein weserländisches Fahrtenbuch „Heiliges Feuer" von Wilhelm Vershofen. Des Denkers Leopold Ziegler Essay aus der Kriegszeit „Vom Tode", Hanna Roehrs literarhistorische Betrachtung der „Frühzeit deutscher Dichtung" und schließlich ein vom vielumstrittenen Shakespeareübersetzer Hans Rothe zusammengestelltes „Shakespeare-Trostbüchlein" zeigen an, in wie vielfacher Richtung diese Sammlung sich auszuweiten beginnt. H. Krasser

„Die Junge Reihe" des Langen/Müller Verlages ist um drei neue Bändchen ergänzt worden: F. E. Berg gibt Zeugnisse aus dem „Dienst unterm Spaten" im Arbeitsdienst. K. Springenschmid erzählt vom „Land im Leid" d. i. vom Schicksal einer südtiroler Grenzgemeinde im Weltkrieg. In einem vom Verlag und dem Heraldiker Albert Arz besonders reizvoll ausgestatteten Bändchen versucht H. Krasser aus Urkunde, Geschichtsschreibung und Dichtung ein Bild vom „Siebenbürger Deutschtum" zusammenzustellen.

Deutsche Geschichte

Richard Suchenwirth. Vom Ersten zum Dritten Reich. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig. — Es fehlt noch immer eine umfassende, gesamtdeutsche und von deutschen Wertungen bestimmte Geschichtsschreibung. Zwar gab es viele bedeutende deutsche Historiker, aber keiner war bei der Darstellung seiner eigenen Volksgeschichte frei von stammlichen, einzelstaatlichen oder landschaftlichen Einflüssen. Vor allem zeigte sich in der Einschätzung der jüngeren deutschen Geschichte, besonders der Machtkämpfe zwischen Berlin und Wien, die Abhängigkeit von einem dieser beiden Kraftpunkte. Nicht das Gesamt-, sondern das Teildeutsche, nicht das Reichhafte, sondern das Staatliche bestimmte die Historiker, die z. B. übersahen, daß die kleindeutsche Reichsgründung für das Südostdeutschtum eine Zeit der Einengung brachte, und die auch oft nichts von den nach den Türkenkriegen in Ungarn vorhandenen, durch Prinz Eugens Kolonisationspolitik wahrgenommenen, dann aber durch Schuld und deutsche Binnenkämpfe verschütteten deutschen Möglichkeiten wußten. Ein Wandel der Betrachtung hat sich allerdings, vornehmlich durch Srbik angebahnt, und wir dürfen heute davon sprechen, daß eine gesamtdeutsche Geschichtsbetrachtung begonnen hat und in Anfängen zu Erfüllungen führte.

Hiezu ist das oben genannte Buch zu rechnen, ein schmales Bändchen von nicht einmal 100 Seiten, überdies in großem Druck; es gibt die Grundzüge der deutschen Geschichte bis zur Gegenwart unter eindeutig gesamtdeutschen Gesichtspunkten wieder und ist von hinreißendem Schwung, politischer Bekenntnisfreude und Klarheit. Suchenwirth sieht den ganzen Volksleib, wenn er deutsche Geschehnisse beurteilt. Deshalb wird sein Büchlein vielen von Nutzen sein, besonders der Jugend, aber auch manchen

Alteren, die sich von der Geschichtsschreibung ihrer Lehrjahre nicht befreit haben. Das Buch Suchenwirths — der bekanntlich als Nationalsozialist aus Wien flüchten mußte und heute Rektor der Lehrerhochschule in Pasing ist — fand in Deutschland starken Widerhall. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Das vorliegende Heft räumt — der den Weihnachten zuschreitenden Jahreszeit der langen Winterabende Rechnung tragend — dem Hinweis auf bedeutende Werke des Schrifttums vorwiegenden Raum ein.

Drei der schönen Faltergedichte von Hans Wühr, einem der ältesten Mitarbeiter dieser Zeitschrift, sind in die kürzlich bei Langen/Müller in München erschienene, von Herman Roth besorgte Auslese deutscher Lyrik aus Siebenbürgen „Herz der Heimat" aufgenommen worden, mit der wir uns im nächsten Heft ausführlich befassen wollen. Wir stehen nicht an, die Gedichte trotzdem im Zusammenhang des ganzen Zyklus hier wiederzugeben.

Karl Hochs Aufsatz über die Stellung unseres Volksstammes den verschiedenen Staatsformen seiner Vergangenheit gegenüber wird im Dezemberheft abgeschlossen, das übrigens auch eine Stellungnahme von Heinrich Zillich zu den von Hoch (gerade im Anschluß an und im Gegensatz zu Zillich) geäußerten Anschauungen bringen wird. Auf Seite 358, Zeile 18 des vorigen Heftes ist übrigens ein Druckfehler richtigzustellen: es soll dort natürlich nicht „Volksherrschaft", sondern „Vorherrschaft" heißen.

Im Zusammenhang mit Karl Hochs Glosse im Rundschauteil sei darauf hingewiesen, daß der zuständige Geschichtsforscher Georg Adolf Schuller sich inzwischen selbst in der Frage der Einstellung Brukenthals zum Rumänenaufstand von 1784 geäußert hat, u. zw. in einem umfangreichen Aufsatz des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes" vom 14. November. Seine auf gründliche Quellenkenntnis gegründeten Feststellungen bestätigen im großen ganzen Hochs Meinung.

Die Abbildungen dieses Heftes ergänzen Otmar Richters Würdigung der Trude Schullerus-Ausstellung in Kronstadt. Hermann Konnerths im gleichen Aufsatz besprochene Kunst wird der Abbildungsteil des nächsten Heftes veranschaulichen.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Cisnădie-Heltau 92 bei Sibiu-Hermannstadt
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.



Helene Graf, Jesus stillt den Sturm

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
14. JAHR DEZEMBER HEFT 12

Advent

Ein Kindergedicht von Heinrich Zillich

Das Christkind fährt durch Nacht und Welt
mit Schellenklang und Schlittensaus,
und wo sein Rößlein läuft, da fällt
ein goldner Glanz auf Schnee und Haus.

Die Kinder in den Stuben sehn
das Fenster plötzlich sternenhell.
O wie sie starr und staunend stehn,
ihr kleines Herz rauscht wie ein Quell!

Doch eh sie an die Scheibe kalt
die Nasen drücken platt und krumm,
ist alles weg, und nur vom Wald
klingt fern ein Glöcklein bimbambum.

Und Bimbambum und Lichterschein,
das suchen sie nun Stund für Stund,
als lägs versperrt in einem Schrein
und niemand fänd den Schlüsselbund.

Ach, seid nur still und wartet bloß,
ein Weilchen noch, drei Tag, mehr nicht!
Dann läutets; und ein Baum steht groß
vor euch voll Kerzenduft und Licht.

Und unterm Baum liegt allerlei,
ein Kreisel und ein Schaukelpferd,
Soldaten, Puppen und Juchhei
ein Auto, das von selber fährt.

Wer artig war, wird reich beschenkt,
und war ers nicht: am höchsten Zweig
die Rute für den Schlimmen hängt.
Dem klopfen wir die Hose gleich!

Die Scheu vor dem Weihnachtsbaum

Von Heinrich Zillich

Nicht lange vor einem Weihnachtsfest im letzten Krieg wurden zwei blutjunge österreichische Offiziere aus ihrer Hochgebirgsstellung zu einem Offizierskurs ins Tal befohlen. Als dort der Heilige Abend dämmerte, verließen sie den festlichen Kreis der Kameraden und traten vor die verblauenden Berge, wo die letzten Tagesfeuer auf den Firnen eben erloschen und die Stille überirdisch zu klingen begann; und da meinten sie, kein Lichterbaum und kein Gesang könne diesem Bilde an Heiligkeit gleichen. Weil sie aber durch lange Kämpfe in der Einsamkeit des Eises, durchs rauhe Hausen in Felshütten bei Rum und Tabak eine Scheu vor jeder Rührung erworben hatten, die ihnen heute aus den weihnachtlichen Vorbereitungen besonders drohte, beschlossen sie, nicht mehr in das Bauernhaus zurückzukehren, darin die anderen ihren Kasinoschmalz genießen mochten, und beschlossen, allein zu feiern, oder besser, nicht zu feiern.

Indem sie auf den Weihnachtszimt, wie sie es nannten, schimpften, der nur für Kinder einen Sinn habe und ihnen längst blutig abgeschwemmt worden sei, schritten sie bergan zur kleinen Stube des einen von ihnen, die er sich in einem leerstehenden Gehöft zum Wohnen gewählt hatte.

Dort brannte noch das Feuer im Ofen. Sie setzten sich auf die Bank und blickten, ohne die Lampe zu entzünden, in die gleichmäßig flutende Flamme. Doch nach kurzem war es ihnen, als ob dieses schweigende Beisammen nicht besser sei als das fröhliche der Kameraden. Der eine stand auf, machte das Zimmer hell und nahm aus dem Wandschrank die Flasche mit Enzianschnaps, setzte an und trank, bot sie dem Freunde, der ebenfalls einen Schluck tat. Und da warf der Gastgeber die Spielkarten auf den Tisch und lachte: die seien noch das beste Gebetbuch, bloß könne man damit nicht ins Gefecht gehen, denn Karten zögen nun einmal die Kugeln an. Ja, antwortete der zweite, das Leben werde niemand ausschöpfen — und weil auf dieses rätselhafte Wort keine Erwiderung paßte, fragte der andere lachend, ob sie es nicht wagen wollten, beim nächsten Angriff in der Tasche das Kartenspiel mitzunehmen, das viele Soldaten bei solcher Gelegenheit von sich warfen oder wenigstens im Unterstand zurückließen, von wo es später geholt werden konnte, wenn die Gefahr

bestanden war. Aber der Vorschlag schien ihnen, kaum geäußert, so undurchführbar, daß sie verstummten und darüber nachsannen, welche Macht der Aberglauben über den Verstand habe, der sich solcher Dummheit doch bewußt sei. Unbehaglich ließen sie die Karten auf dem Tisch liegen und blickten leer vor sich hin.

Im Tal schlug die Abendglocke an, klar wie nur in Winternächten, wo sich das gefrorene Erz durch die reine Luft auf leichterem Wege kündet als sonst.

„Laß' es bimmeln!" knurrte der Leutnant und sah des Fähnrichs Gesicht zucken. Rasch griff er zu, mischte die Karten, legte aus und schob dabei dem Jüngeren die Flasche Enzian näher; doch der schüttelte den Kopf und lauschte weiter.

„Dann würfeln wir", meinte der Leutnant.

Als wenn dies Spiel nicht so unheilig wäre wie die Karten, nickte der Fähnrich.

Sie wußten nicht, worum sie würfelten, dennoch reichten und nahmen sie den Becher, warfen die schwarzen Steine, zählten die weißen Augen, rechneten zusammen und versanken allmählich, indes draußen die Glockentöne erstarben, in ihr dumpfes Treiben, das sie in den Wänden der Dolomiten oft über die Schwere der Zeit getröstet, wenn der Schneesturm die kleinen Unterstände gerüttelt hatte und nach jeder halben Stunde die Posten froststarr aus den Grabennestern ins Warme hereingerissen werden mußten. Während sie nun auch hier würfelten und tranken, fühlten sie sich glücklich, denn ihr Leben, ihre schwertschwere Jugend spiegelte sich in dem Tun, obschon in einem getrübten Schein. Sie versanken so tief in die Vorstellung der Fronteinsamkeit, daß der Fähnrich mitunter aufhorchte, ob der schneegedämpfte Schritt der Postenablösung nicht herbeitappte, und auch der härtere Leutnant blickte bald unruhig zur Tür.

Da wurde die Klinke wirklich niedergedrückt, und beide, mit den Händen noch auf der Platte, wandten den Kopf um, wie oft in den Eisgräben, bereit, eine schlimme Meldung zu vernehmen. Aber wer da eintrat, war kein schneebestäubter Soldat, dem die Zapfen vom Schnurrbart starrten, nein, der Bursche des Leutnants war es, der einen kleinen Lichterbaum hielt und wie ertappt auf der Schwelle stehenblieb.

Es bedurfte einiger Atemzüge, bis die Offiziere begriffen, in

welcher Nacht sie sich mit dem Spiel des Teufels gegen die Helle gewehrt hatten.

„Ich wollt' dem Herrn Leutnant bloß das Bäumchen auf den Tisch stellen!" entschuldigte sich der Bursche und stand noch immer linkisch da. Dann setzte er munter fort: „Ich dachte, der Herr Leutnant sind unten in der Messe. Und wenn der Herr Leutnant nach Haus gekommen wär, hätt' er den Baum vorgefunden. Er ist halt von dem Herrn Leutnant seiner Mutter, wo mir geschrieben hat, ich soll so ein Bäumchen hinstellen — meld' g'horsamst!" Und damit nahm der Soldat einige Bücher, Flaschen und auch die frischgewaschenen Hemden seines Offiziers vom Fensterbrett, stellte das Bäumchen hin und fragte, ob er die Kerzen anzünden dürfe.

Es antwortete niemand, so tat er es. Er kam auf Zehenspitzen bis zur Petroleumlampe, blies sie aus, und der flackernde heimliche Lichterschimmer der wenigen armseligen Kerzen füllte die Stube warm.

Es war wohl Ungeschicklichkeit, daß der Fähnrich mit einer Bewegung Würfel und Becher vom Tisch fegte, daß er die Enzianflasche wegrückte und den Kopf in die Hände gestützt auf den Baum starrte. Und es war nach etlichen Sekunden wohl nur wie der Anschlag einer Uhr, die rauh die Stunde glockt, daß der Leutnant, indem er sich erhob, sagte: „Du, zwei solche Esel wie wir zwei Esel gibt es nie mehr!" Darauf nahm er die Kappe, setzte sie auf und wandte sich dem Burschen zu: „Den Enzian saufst mir aus!"

„Jawohl, Herr Leutnant."

„Und die Lichter lösch aus, damit noch was da ist, wenn ich aus der Messe wiederkomm."

„Jawohl, Herr Leutnant!"

„Und jetzt geh'n wir, was?"

Es war kein Zufall, daß der Fähnrich seinem besten Freund auf dies auch nur militärisch antwortete, aber spröd und verträumt: „Jawohl, Herr Leutnant."

Als sie durch die Türe traten, vor sich das schneeblaue, weitgeöffnete Tal, von dessen Kirchlein das Weihnachtsgeläute wieder zu klingen begann, sahen sie unten das große Bauernhaus der Kameraden mit einem Dutzend Fenstern leuchten. Angst überkam sie, daß das Lied von der Heiligen Nacht dort schon gesungen worden sei — sie liefen bergab, und beim Laufen faßten sie sich an den Händen wie Knaben.

Kaiser Sigismund

Von Günther Krasser

Vor einem halben Jahrtausend, im Dezember 1437, wurde der deutsche Kaiser Sigismund auf dem Gebiet des heutigen Rumänien in Großwardein begraben, seit bald 200 Jahren ist die Kirche, die sein Grabmal birgt, verfallen, sein Grab verschüttet und vergessen. Und wer weiß heute noch etwas von jenem merkwürdigen Menschen, vom Kaiser des heiligen römischen Reiches, vom König von Ungarn und Böhmen Sigismund? Sein Name löst höchstens noch Erinnerungen an Hussens Verbrennung oder an die große Niederlage der Christen bei Nikopolis aus. Verschwommen erinnert man sich vielleicht noch der Darstellung Dürers, wo Sigismund in der ganzen Kaiserpracht erscheint (anders als Maximilian, der bei Dürer immer nur Privatmensch ist). Verfall des Mittelalters, das Hereinbrechen von neuen Gefahren für Europa, alte Kaiserherrlichkeit beginnen lebendig zu werden, die Welt, in der Sigismund lebte, deren Mächte er zu beherrschen versuchte oder bekämpfte, der er letzten Endes immer nur seine eigene Persönlichkeit entgegenstellen konnte.

Sigismunds Persönlichkeit und Leben ist bestimmt durch das, was er erbte. Zunächst durch sein Bluterbe. Er war das letzte Glied des Luxemburger Kaiserhauses, jener Dynastie, die aus den rheinischen Grenzlanden stammte und in Böhmen heimisch geworden war. Sein Urgroßvater, der Dantekaiser Heinrich VII., träumte als letzter den alten Kaisertraum, ritterlich-schwungvoll in seiner Hingabe an die große Idee, sein Großvater Johann, der Erbe Böhmens, die „Krone der Ritterschaft", sinnlich-zügellos, launisch, ging ewig neuen Projekten nach, sein Vater, der minder ritterliche Kaiser Karl IV., war ein klug berechnender, zugreifender Regent und Verwalter. Die Eigenschaften seiner nächsten Ahnen kehrten in Sigismund wieder und formten aus ihm eine eigentümliche, oft zwiespältige Persönlichkeit. Schön und stattlich gewachsen, beredt, ritterlich und mutig, machte er einen gewinnenden Eindruck. Aufgeschlossen für die bewegenden Kräfte seiner Zeit konnte er sich schwungvoll großen Ideen hingeben, konnte er gewandt und umsichtig an die verschiedensten Probleme herantreten und restlos tätig sein. Aber gerade in entscheidenden Augenblicken konnte seine Beweglichkeit in Projektemacherei ausarten, in launische Zügellosig-

keit und sinnliche Genußsucht, in verschwenderischen Leichtsinn — die Quellen seiner ewigen Geldverlegenheit, die ihn oft nicht zum Handeln kommen ließen — und nur allzu oft Mißtrauen und Widerstand gegen ihn erweckten. Diesem Menschen hatte das Schicksal große Aufgaben gestellt, er mußte sich durchsetzen als Erbe seines Hauses und seines Schwiegervaters, als Kaiser war er schließlich Erbe der ganzen mittelalterlichen Entwicklung.

Als jüngerer Sohn hatte er vom Luxemburger Familienbesitz nur die Mark Brandenburg geerbt — die böhmischen Lande fielen an seinen schwachen, trunksüchtigen Bruder Wenzel, der auch zum deutschen König gewählt wurde — dafür sollte er als Verlobter der Maria von Ungarn das Erbe Ludwigs des Großen antreten, Ungarn und Polen beherrschen. Als Kind schon kam er an Ludwigs Hof. Aber nach dessen Tod wollten zunächst die Polen nichts von ihm wissen, er mußte sich mit Ungarn begnügen. Doch auch hier sollte es fünf Jahre dauern, bis er 1387 tatsächlich den Thron besteigen konnte. Unter Ludwig dem Großen hatte Ungarn einen Blütezustand erlebt, es stand als mächtigster Staat Ost- und Südosteuropas da. Nun war seine Verbindung mit Polen gelöst, Rivalität drohte zu entstehen. Im Westen hatte sich der Ausdehnungsdrang der Anjouer in Venedig einen erbitterten Feind geschaffen. Im Süden und Südosten waren die Völker, die mehr oder weniger in einem Abhängigkeitsverhältnis zu Ungarn standen, mündig geworden, und im Hintergrund erhob sich drohend die türkische Gefahr. Dazu kam das Selbstbewußtsein der Großen und der Ehrgeiz der Gemahlin Ludwigs des Großen, die selbst regieren wollte. Fünf Jahre lang herrschte in Ungarn Anarchie, ein Gegenkönig kam ins Land, unterstützt von Großen und Nachbarn. Als Sigismund sich endlich durchgesetzt hatte, mußte er noch weiter gegen alle diese Feinde kämpfen. Der 19jährige landfremde König konnte sich auf keine gewachsene Macht stützen, er selbst mußte sich immer wieder einsetzen und eine Macht schaffen. Und wenn er nun hauptsächlich Fremde um sich sammelte, so vermehrte er den Zündstoff. Es würde zu weit führen, wenn man die Kämpfe und Handlungen Sigismunds in ihren Einzelheiten verfolgen wollte, zur Vielheit der Probleme kam die schillernde Persönlichkeit Sigismunds, der immer neue Fragen anging, gewöhnlich ohne die alten zu Ende zu führen. Der vielbeschäftigte König, der in Ungarn übrig genug zu tun gehabt hätte, griff dazu

noch in die Verhältnisse Böhmens ein, wo sein Bruder Wenzel sich mit seinen Vettern stritt, bald als Schützer des Königs, der ihn dann zu seinem Reichsvikar ernannte, bald als dessen Feind. Unter diesen Verhältnissen hatte er Verluste zu erleiden: die Stellung gegen Polen wurde geschwächt, Galizien ging verloren, zudem verpfändete der ewig Geldbedürftige 13 Zipser Städte, so wie er sein Erbland Brandenburg verpfändet hatte, die Nebenländer wurden immer selbständiger, um dann bald den Türken in die Hände zu fallen. Man muß hier allerdings fragen, wie lange sich das ungarische Großreich bei stärkerer Kräftekonzentrierung noch hätte halten können oder wie sich vor allem die Verhältnisse gestaltet hätten, wenn die Türken damals nicht weiter nach Europa vorgestoßen wären. Am Anfang seiner Regierung hatte Sigismund einen großen Vorstoß gegen sie versucht. Noch einmal war es seinem Schwung gelungen, ein Kreuzheer des abendländischen Christentums zustande zu bringen. Aber das Rittertum war nicht mehr imstande eine derartige Aufgabe zu lösen: bei Nikopolis erlitt Sigismund eine vernichtende Niederlage. Er hat keinen derartigen Zug mehr unternommen. Er erkannte aber die Gefahr für seinen Staat und Europa und organisierte den Widerstand gegen die Türken. Im ungarischen Reichstag, dem er durch die Heranziehung der Städte ein neues zukunftsweisendes Gesicht gab, setzte er eine neue Heeresordnung durch und organisierte den Grenzschutz. Darüber hinaus sorgte er persönlich überall für den Ausbau der Verteidigung.

Wenn Sigismund somit eine europäische Aufgabe auf sich genommen hatte, konnte er sie mit umso größerem Gewicht durchführen, als er zum deutschen König gewählt und zum römischen Kaiser gekrönt wurde. Sein Bruder Wenzel war seiner Aufgabe niemals gewachsen gewesen, um das sterbende Reich hatte er sich niemals gekümmert und war schließlich abgesetzt und an seiner Stelle Ruprecht von der Pfalz zum König gewählt worden — allerdings hatte Wenzel seine Ansprüche niemals aufgegeben. Nach dem Tod Ruprechts wurde 1410 Sigismund zum deutschen König gewählt. Neue schwierige Aufgaben traten an ihn heran. Der Titel deutscher König war nur noch ein leerer Name, die Reichsgewalt war nicht mehr vorhanden, die ganze Macht lag in den Händen der Fürsten und Städte. Hier wuchsen die Kräfte heran, die das Schicksal des Reiches in der Zukunft bestimmen sollten. Aber es waren gegeneinanderstrebende

Kräfte, die das Reich selbst zur Ohnmacht verdammten. Und gerade jetzt standen vor Kaiser und Reich Aufgaben, die gesammelte Kraft verlangt hätten.

Die Auflösungserscheinungen des späten Mittelalters waren auch an der katholischen Kirche immer sichtbarer geworden. Nun wurden sie ganz offenbar, als es drei Papste gab und die von Huß in Böhmen entfachte Bewegung die Einheit des Glaubens zu sprengen drohte. Der Ruf nach einer Reform an Haupt und Gliedern, nach Vereinigung der Papstfrage und nach Wiedervereinigung der Gläubigen wurde immer lauter. Allein ein allgemeines Konzil konnte Wandel schaffen. Das geistliche Oberhaupt des Christentums war nicht vorhanden, das weltliche mußte einspringen. Wieder traten die glänzenden Eigenschaften Sigismunds hervor. Es gelang ihm das Konzil in Konstanz zustande zu bringen, und unter seiner Schirmherrschaft gelang es die Papstfrage zu bereinigen. Die alte Kaiserherrlichkeit schien wiedererstanden zu sein. Aber nur zu bald sollte es sich klar zeigen, daß sie endgültig vorüber war. Sigismund war der Erbe einer alten Zeit, aber es fehlten ihm die alten Machtgrundlagen. Seine Persönlichkeit und der verbleichende Glanz des Kaisertums waren nicht stark genug, gegen den Verfall und gegen neue Kräfte aufzukommen. Seine Versuche, das Reich zu reformieren, scheiterten, weil die Fürsten keine Macht über sich haben wollten und die Städte, auf die er sich ähnlich wie in Ungarn stützen wollte, sich ihm versagten. Hausmacht besaß er bis zum Tod seines Bruders im Reich keine mehr. (Mit dem verpfändeten Brandenburg belehnte er Friedrich von Hohenzollern — eine zukunftswichtige Entscheidung, so wie die Belehnung der Wettiner mit Kursachsen.) Der Kaiser ohne Macht konnte nicht Weltpolitik treiben, das konnte erst ein Kaiser wieder tun, der sich wie Karl V. auf eine andere, in diesem Fall auf die spanische Machtgrundlage stützte. So konnte Sigismund bei aller Geschicklichkeit und Gewandtheit und mit allem Eifer, den er aufbrachte, keine endgültigen Erfolge erzielen. Vergeblich versuchte er Frankreich und England, die sich bekriegten, zu einigen, um mit ihnen gemeinsam auf das Konzil einzuwirken. Die Staaten, die das Mittelalter schon weitgehend überwunden hatten, standen auf einer festeren Basis. Und statt einen Frieden herzustellen, kam Sigismund mit einem Bündnis mit England nach Konstanz zurück. So mußte er sich zu Zugeständnissen bequemen, mußte Huß dem

Konzil aufopfern, um es überhaupt zusammenzuhalten. Die große Kirchenreform kam nicht zustande, auch nicht auf einem zweiten Konzil, das schließlich in Basel zusammentrat und wenigstens die Hussitenfrage regelte.

Denn die Hussitenfrage war zu einer großen Gefahr, nicht nur für Sigismunds letztes Erbe, für Böhmen, sondern auch darüber hinaus für das ganze Reich geworden. Die Anhänger der religiösen und nationaltschechischen Ideen Hussens empörten sich, als Sigismund das Erbe seines Bruders Wenzel antreten wollte, wurden Herren von Böhmen und drangen bis weit ins Reich hinein. Ihren neuen Kriegsformen war das Rittertum wieder nicht gewachsen, der klägliche Zustand des Reiches machte die Aufstellung von schlagkräftigen Heeren unmöglich. Bitter mußte das Deutschtum Böhmens das bezahlen, jahrelang wurden die angrenzenden Gebiete verwüstet. Erst kurz vor Sigismunds Tod brachte das Baseler Konzil auf religiösem Gebiet einen Ausgleich, die innerlich uneinig gewordenen Hussiten erkannten Sigismund endlich an.

So war der Vielbeschäftigte am Abend seines Lebens endlich Herr seines Erbes. Aber er hatte keine Ruhe. Ringsum waren ungelöste Probleme, die Fragen der Zeit lagen offen vor ihm, fast nirgends war eine Lösung gefunden. Die Kirchenfrage sollte noch weiteren Erschütterungen entgegengehen, noch viele Generationen sollten an der Reichsreform scheitern. Die Befriedigung in Böhmen, die Sicherheit in Ungarn waren noch immer bedroht, die Türken wurden immer gefährlicher. Ein starker Nachfolger hätte sich in die großen Aufgaben hineinarbeiten müssen. Aber Sigismunds tüchtiger Schwiegersohn Albrecht von Habsburg starb schon zwei Jahre nach ihm, die Zerfahrenheit steigerte sich unter schwachen Nachfolgern.

So hat Sigismund wenig Spuren hinterlassen. Aber von den wenigen Spuren ist gerade in Siebenbürgen etwas übrig geblieben. In seinen Abwehrplänen gegen die Türken hat Siebenbürgen, das er mehrere Male aufsuchte, eine wichtige Rolle gespielt. Er hat die Sachsen und vor allem ihre Städte gefördert und ist bei der Befestigung ihrer Städte und einzelner Gemeindebefestigungen Pate gestanden. Dies Werk sollte sich gerade in der nächsten Zeit bewähren und sollte das alte ungarische Reich überdauern.

So scheint es nur richtig, daß Sigismund sich im Südosten seiner Reiche begraben ließ. Auf seinem Totenlager in Znaim in Mähren,

wo er sich noch einmal den Kaiserschmuck umtun ließ, der letzte Kaiser, der die alte Kaiseraufgabe aufgegriffen hatte, verlangte er, in Großwardein zu Füßen des heiligen Ladislaus begraben zu werden.

Lüster in St. Godehard zu Hildesheim

Von Wolf von Aichelburg

Lüster, schwankend in geheimer Haft,
Der aus urversteinten Stromes Bette
Durch den Ankerzug entrollter Kette
Fällt und ruht in gleichgewiegter Kraft,

Drang, der nirgends seine Grenze findet,
Dem der unermeßne Raum Geschick,
Schuf sich hier im letzten Augenblick
Eine Form, die ihn erlöst und bindet.

Wie der Schenk beim Guß in eine Schale,
Die sich unvermutet schäumend füllt,
Noch zur rechten Zeit den Krug verhüllt,
Ihre Fassung messend bei gesenktem Strahle,

Ahnen sich die beiden Wasserkreise,
Die noch beben, wanken in Gefahr,
Sanft sich wieder glätten bis zum Haar,
Wo die Flut sich bindet wie im Eise.

Nicht ein Tropfen war zu viel vergossen,
Aber hoch bis an der Schale Rand
Schwillt und löst sich leis des Schaumes Band.
Heil im Kruge bleibt der Rest verschlossen.

Zwiefach selig ausgeteilte Waagen,
Die in jener seltnen Schwebe liegen,
Wo der Mangel und das Überwiegen,
Hand und Fangball ineinanderschlagen.

Das alte Österreich, das alte Ungarn, Österreich-Ungarn und wir

Eine Gegenerwiderung von Dr. Karl Hoch

(Schluß)

Genug, wir waren in der Fürstenzeit reine Siebenbürger und Nur-Sachsen. Nun winkte an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert ein gesamtdeutscher Gedanke, — nach der Beurteilung objektiven Geschichtserfassens allerdings auf stark illegitimem Wege, doch danach hätten wir, auch wenn wir den Zusammenhang erkannt hätten, nicht gefragt. Das Zugehörigkeitsgefühl zu Ungarn war aus unserem Volksbewußtsein geschwunden. Die Tatsache, daß die siebenbürgischen Stände sich rechtlich dem König von Ungarn unterworfen hatten, hatte für unser Volksbewußtsein keine Bedeutung. Dabei blieben wir nach wie vor Siebenbürger, wurden vom Bewußtsein unserer Stellung als Landesstand getragen, setzten uns mit den beiden anderen Landesständen in Streit und Einigkeit auseinander. An der Spitze des Landes stand das Gubernium, wobei ein Gubernialrats-Posten ein hohes Ehrgeizziel auch für den intelligenten sächsischen Beamten bildete. Zum Posten des Gubernators selbst ist freilich nur einmal ein Sachse aufgestiegen. Es bildeten sich geistige und gesellschaftliche Beziehungen zwischen der siebenbürgisch-magyarischen Aristokratie und dem sächsischen Patriziat. Ganz oben stand die Wiener siebenbürgische Hofkanzlei, und das dort eingesogene Leben befruchtete sowohl Hermannstadt, als auch Klausenburg. Es war eine gesellschaftlich feine und auch geistig ziemlich hochstehende Welt — später politisch wohl von metternichischem, in rein geistigen Sphären aber vom Aufklärungs-Geist getragen.

Politisch stand man über den eigenen autonomen Wirkungskreis hinüber ausschließlich unter dem Gubernium. Freilich bog sich die Sache praktisch vielfach um. Unseren Wünschen entsprach es meist, wenn der Hof Einfluß auf die Entscheidungen des Guberniums und auch auf die des siebenbürgischen Landtages selbst nahm. Wir fanden da doch gelegentlich eine Stütze gegen die auf Schmälerung unserer ständischen und nationalen Rechte bedachten Mitstände, wenn wir auch immerhin, insbesondere mit Rücksicht auf die Sicherung der Religionsfreiheit, mit den anderen Mitständen zusammen eifersüchtig auf die Einhaltung des Leopoldinischen Diplomes und auf die durch dieses gewährte Selbständigkeit des Landes achteten. Unter Patriotismus

verstand man bei allen drei ständischen Nationen eine nach dieser Richtung eingestellte politische Haltung. Sehr unliebsam empfanden wir die Übergriffe des Kommandierenden auf das zivile Gebiet, mit deren Darstellung Höchsmann seine geschichtsschreiberische Tätigkeit eingeleitet hat, und die Eingriffe in unseren eigenen autonomen Wirkungskreis. Beide standen vorwiegend im Dienste der Katholisierungsbestrebungen — besonders auch die Einflußnahme auf die Besetzung sächsischer Beamtenstellen durch eine geradezu empörende Bevorzugung der Konvertiten. Solches Renegatentum wurde aber von unserem Volk, dem damals wie heute sächsisch-deutsch und evangelisch auf das gleiche hinauslief, national, d. h. als nationales Renegatentum empfunden. Die bleibende sächsische Sinnesweise fand im „fidem genusque servabo" Brukenthals ihren klassischen Ausdruck.

Ich muß bedauern, daß eine — wie ich gestehe — nicht ganz eindeutige Ausdrucksweise in meinem früheren Aufsatz Zillich Anlaß dazu gegeben hat, aus meinen Äußerungen über jenes konfessionelle Renegatentum einen Sinn herauszulesen, der nicht nur mit meinen Anschauungen, sondern auch mit den übrigen Zeilen des Aufsatzes im Widerspruch steht. Ganz absurd müßte die Auffassung, nach der unser konfessionelles Renegatentum des 18. Jahrhunderts als von nationalem Geist Erfülltes erscheint, besonders mit Rücksicht auf folgenden Tatbestand sein. Zu den Katholisierungsbestrebungen, die vom Hof ausgingen, kamen auch übergreifende konfessionelle Ansprüche der magyarischen katholischen Partei. Beiden gegenüber gingen wir mit den reformierten Magyaren Hand in Hand, bei denen wir teilweise auch Unterstützung vor dem forum productionale den gehässigen rein fiscalischen Angriffen gegenüber fanden. Zu diesen gehässigen Elementen von Außen gesellte sich die gehässige Opposition der eigenen konfessionellen Renegaten. Diesen unter solchen Umständen eine nationale Note zuzuerkennen, wäre tatsächlich in höchstem Maße absurd.

Es kommt noch etwas hinzu. Der Sinnspruch Brukenthals nannte „fidem genusque" in einem Atem. Man fragt sich: Welchen Grund hatte der Günstling Maria Theresias, das „genusque" hinzuzufügen? War dieses denn einer Gefährdung ausgesetzt? Da stehn wir aber einer ganz eigentümlichen Entwicklung gegenüber. Maria Theresia wie ihr Sohn arbeiteten in der Richtung auf die Vereinheitlichung der Gesamtmonarchie — Maria Theresia besonnen, Josef II. ungestüm. Maria Theresia wollte, so wie später F. Deak, den Nationalitäten die Ver-

hältnisse lieb machen. Beider Bestrebungen gingen auch auf gesellschaftliche Verschmelzung aus. Josef II. sprach anläßlich seines siebenbürgischen Aufenthaltes geradezu den Wunsch nach Durcheinanderheiraten der verschiedenen Nationen aus. Es solle eine einheitliche Nation entstehen. Er wollte jedenfalls eine einheitlich österreichische als Schlußergebnis. Da war doch die deutsche Amtssprache schließlich nur ein Volapük. Maria Theresia, die in allen Dingen für den vorsichtigeren Vorgang war, begnügte sich damit, die ungarische Hocharistokratie an den Wiener Hof zu ziehen und einem über die nationalen Grenzen hinübergreifenden Gesellschaftsleben zugänglich zu machen. Über die kulturelle Auswirkung wurde oben schon gesprochen. In nationaler Hinsicht aber wirkte sich jenes zwischenvölkische Gesellschaftsleben, das seiner Bestimmung nach übervölkisch sein sollte, in Siebenbürgen anders aus, als es in Wien wahrscheinlich gewünscht wurde. Es hatte — wie schon angedeutet — auch auf das sächsische Patriziat seine anziehende Kraft und brachte dieses mit der heimischen ungarischen Aristokratie in engere Verbindung, wobei aber nicht nur dem sächsischen Patriziat, sondern auch den eingeschneiten österreichischen Kreisen (meist nur Glieder der höheren Beamtenhierarchie, nicht böhmische Windischgrätz oder Schwarzenberg,) gegenüber die ungarische Aristokratie die gesellschaftlich bestimmende Rolle spielte. Von einer zwischenvölkischen aristokratischen Gesellschaft berichtet Heidendorf allerdings, daß Brukenthal die vornehmste Gestalt darin gewesen sein soll. Doch Samuel von Brukenthal war nur einer. Und auf seiner geistigen und gesellschaftlichen Höhe konnte er fidem genusque in vollstem Maße bewahren, zu seinem eigenen Mißbehagen sein Neffe, der Komes Michael von Brukenthal, der eine Gräfin Teleki zur Frau hatte, schon nicht in gleichem Maße. Bei einer dünnen Schichte bildeten wohl kulturelle Hochziele das verbindende Element. Für alle konnten sie es nicht bilden. Für die meisten spielten feinere Gastereien und außer der Jagd mutmaßlich auch ziemlich viel Kartenspiel und sonstige Vergnügungen die entscheidende Rolle. Das unsere Leute dabei die zweite Rolle spielten, wollen wir ihnen nicht zum Vorwurf machen. Aber sie bewegten sich doch vielfach geschmeichelt in diesen hocharistokratischen Kreisen. Da war denn der altsächsische Hang zur gesellschaftlichen Abgeschlossenheit ein nicht immer ungesundes Gegengewicht. Er entstammte der engeren Volksverbundenheit als bestimmender seelischer

Kraft. Und diese war nun einmal mit der sächsisch-evangelischen Grundlage untrennbar verbunden.

Daß Zillich selbst das konfessionelle Renegatentum etwas anders ansieht, hängt wohl damit zusammen, daß bei ihm, selbstverständlich nur in der Beurteilung der Vergangenheit, der alte Komplex deutsch-österreichisch wiederum zum Vorschein kommt und sogar in der Lage ist, mit dem Komplex sächsisch-protestantisch zu konkurrieren, in einem Ausmaß, wie er auch seinerzeit nur bei wenigen, ganz betont österreichisch Gesinnten der Fall war. Immer wurde dabei vom deutschen Bestandteile dieses Komplexes ausgegangen. Bei Zillich bleibt dieser Bestandteil selbstverständlich im Vordergrund. Aber es ist eine allgemeine Erfahrung, daß bei der sittlichen Wertebildung Dinge, die ursprünglich nur Mittel zum Ziele waren, sich allmählich zu Eigenzielen verselbständigen — um eine Parallele zu früheren Ausführungen über Staatsbildung zu ziehen: von Vasallen zu Souveränen aufsteigen. Das geschieht zuerst durch solche Komplexbildung, bei der die Vorstellung entsteht, als ob die Komplexteile notwendig zusammengehörten. Dann ist zum Schluß eine Verselbständigung des nur hinzugekommenen Komplexteiles zu Lasten des ursprünglichen möglich. In meinem früheren Aufsatz habe ich ausgeführt, daß wir beim Komplex deutsch-österreichisch dieser Gefahr zeitweise ausgesetzt waren. Wenn der österreichische Offizier ein Sachse gewesen wäre, der dem Vater des Zillichischen Romanhelden eine Ohrfeige gab, weil dieser sich über die Gefangennahme Napoleons freute — was wir aber nicht voraussetzen wollen und auch Zillich jedenfalls nicht so gedacht hat —, so wäre es eine Wertverschiebung schlimmster Art gewesen. Das hat es wohl nicht gegeben. Aber es gab doch in bestimmten Kreisen Werteverschiebungen, die vom rein national Empfindenden unangenehm bemerkt wurden.

Daß aber der Komplex deutsch-gesamtösterreichisch in unserem Volksempfinden da war und sich solches Empfinden nicht einfach auf Geheiß der Politiker abkommandieren läßt, ist richtig. Es erhielt sich demnach noch geraume Zeit nach 1867. Hie und da scheint es sich ziemlich lange erhalten zu haben. Wie wir sehen, bis Heinrich Zillich. Aber eben in meiner Jugendzeit fing man an, auch über das Gebiet der Politiker hinaus, an diesem Komplex seine Kritik zu üben. Die Begeisterung für die Geschehnisse von 70/71, die Erkenntnis, daß 1866 ihre notwendige Vorstufe war, die Tatsache, daß Österreich in einer von seinem

Standpunkt aus begreiflichen Weise der fortwährende Hemmschuh der Machtentfaltung Preußens war, die Überzeugung, daß der in der gleichen Linie mit dem unseren liegende protestantische Geist dieser Machtentfaltung zugrunde lag, so daß die eigene engere Synthese sächsisch-protestantisch sich zur höheren deutsch-protestantisch herausarbeitete, die Bedeutung, die der Gustav Adolf-Verein in unserem nationalen Leben erhielt, die Erkenntnis, daß der Entfaltung all dessen das alte Österreich im Wege stand, ließ den alten Komplex: deutsch-österreichisch allmählich zurücktreten. Es war ein Zug in's Große, der dieser Sinnesänderung zugrunde lag. Schon vor genau 100 Jahren, eben Ende der 30 er Jahre des vorigen Jahrhunderts, war der später so betont politisch schwarz-gelbe G. D. Teutsch aus der dumpfen Luft der unter klerikal-katholischem Alpdruck stehenden Wiener Universität in die freie Geistesluft Berlins geflohen, und die Erinnerung daran war wohl wach geworden, als er mitten in seinem politischen Schwarz-Gelbtum im September 1866 an seinen Freund Josef Andreas Zimmermann schrieb, daß Gott in diesem Sommer Gericht über Jahrhunderte alte Sünden gehalten habe. Da war doch wohl die innerste Seele zum Ausdruck gekommen, die der damalige Politiker nur dem vertrautesten Freunde öffnen konnte. Daß er seine Sachsengeschichte nur bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts führte und die Aussprache über die Dinge, die den späteren Historikern vorbehalten blieben, einstweilen unterließ, dürfte wohl auf die Zurückhaltung zurückzuführen sein, die der Politiker dem Historiker vorschrieb. Nach außen erschien er auch in der Geschichtsschreibung als der betonte Schwarz-Gelbe.

Da setzte eben in meiner Jugendzeit die Ergänzung der wesentlich politisch gegebenen Lücke ein. Vor allem Höchsmann war es, der auch die andere Seite der Medaille zu beleuchten begann, und die so tiefe Pietät dem Vater gegenüber hielt Friedrich Teutsch nicht davon ab, dieses Verdienst Höchsmanns auch seinerseits warm anzuerkennen. Das Eis war überhaupt gebrochen. Ich weiß nicht, welcher Stelle meines Aufsatzes Zillich einen Tadel an der Beleuchtung dieser anderen Seite entnimmt. An der von unserem Volk zuerst erfaßten vorderen Seite ist auch von unseren späteren Historikern keine Kritik geübt worden — nämlich an der S e n d u n g des sich entfaltenden Gesamt-Österreich. Inwieweit seine Leiter dieser Sendung allezeit nachgekommen sind, ist eine Frage für sich. Ich habe nur den im Grunde ganz banalen Satz ausgesprochen, daß die nach unseren (protestantischen) Wer-

tungen unliebsamen Zutaten uns in der Anerkennung jener Sendung nicht irremachen dürften. Nun, auch unsere neueren Historiker sind durch sie nicht irregemacht worden, und da ich mich selbstverständlich auch zu unseren protestantischen Wertungen bekenne, empfinde ich von diesen aus die bewußten Zutaten unliebsam. Die mir zugemutete Einstellung würde mir in vollstem Maße „reaktionär" vorkommen, als ein neuerliches Versinken in einer seit einem halben Jahrhundert überwundenen Betrachtungsweise.

Die durch unsere Stellung zu 70/71 und allem, was damit zusammenhängt, eingeleitete Haltung erleichterte auch seelisch die politische Umorientierung nach Budapest. Es muß festgehalten werden, daß wir im Unterschiede zu den heimischen Rumänen, die zunächst die Union ablehnten und jahrzehntelang als Passivitäts-Politiker den ungarischen Reichstag nicht beschickten, die 1867 geschaffene Staatsordnung von Anfang anerkannten, daß auch unser 1872 geschaffenes, vom Geiste Franz Gebbels getragenes „National-Programm" sich auf diese stellte, daß es in der schärfsten Kampfeszeit, in unseren Schulvereins-Resolutionen überall hieß: „Wir sind treue Bürger des ungarischen Staates" (nicht etwa: treue Untertanen des Kaisers). Wir haben seit 1867, wenn wir vom Staat sprachen, darunter nie, nach Zillichs Weise, die Gesamt-Monarchie verstanden. Mit unseren staatstreuen Erklärungen hatten wir uns restlos auf den staatsrechtlichen Boden Ungarns gestellt. Man sagt zwar, daß während der 70 er und 80 er Jahre leitende Kreise unseres Volkes (um volkstümlich zu sprechen: der „Vatikan") noch immer die Hoffnung auf eine staatsrechtliche Revision gehabt hätten und darauf sich die Schroffheit unserer damaligen Politik gegründet habe. Solche im innersten Herzen gegründete Hoffnungen können keiner staatlichen Beanstandung unterliegen. Sind sie begründet, so tritt das Gehoffte, von der anderen Seite Gefürchtete, ein, ob sie gehegt werden oder nicht. Sind sie es nicht, so hat sich der von einer falschen Hoffnung Getragene, wenn er ihr auf seine Handlungen Einfluß gewährt, nur selbst geschadet.

Der Erste, der von den früher Schwarz-Gelben die Unmöglichkeit einer Revision nach der gewünschten Richtung durchsah, war derselbe Jakob Rannicher, der im Jahre 1848 als junger Universitätsstudent im Gegensatz zum damaligen Unionsfreunde G. D. Teutsch auf der Bühne mit der schwarz-gelben Fahne in der Hand erschienen war, während die Studenten der Wiener Aula in schwarz-rot-goldener



Helene Graf, Hochgebirge

deutsch-nationaler Begeisterung gegen Windischgrätz und Jellachich kämpften. Schon der Universitätsstudent war Realpolitiker aus dem Gesichtspunkt der damaligen Zeit. 1867 mußte sich der Gesichtswinkel ändern; der realpolitische Blick aber hatte sich weiter geschärft.[1]

Von 1890 bis 1918 hat sich nun unsere Politik ununterbrochen in der von Dr. Karl Wolff übernommenen Linie Jakob Rannichers bewegt. Unsere Abwehrstellung gegen das Ortsnamengesetz, wobei Wilhelm Melzer an der Spitze der aus der Regierungspartei Ausgetretenen stand, war kein grundsätzliches Verlassen der Linie — am wenigsten, was unsere Stellung zum ungarischen Staat anbelangt. Rudolf Brandsch war ein Einzelgänger. Vom Gefühlsstandpunkt aus hatte seine Schwabenpolitik zwar mancherorts Sympathien. Aber über seinen Hermannstädter, vor allem auf sozialer Grundlage ruhenden Anhang hinaus wagte man sich nirgends zu einer offenen politischen Stellung an seiner Seite hervor. Ein Jahrzehnt früher bekämpfte die grüne Opposition die regierungsfreundliche Politik unseres Volkes. Aber selbst ihr Kronstädter radikaler Flügel trat nie in einer Weise hervor, der irgendjemandem berechtigten Anlaß gab, seine Treue zum Staat in Zweifel zu ziehen. Und zum ungarischen Staat hieß: zum Standpunkt des ungarischen Staatsrechtes. Von 1867 bis 1918 hat bei aller monarchischen Gesinnung, bei allem Bestreben, daß der Monarch ein realer politischer Faktor bleibe, niemand von uns ausschließlich die Gebundenheit an den Monarchen betont. Eine der

[1] Die schönste Ehrenrettung wurde ihm lange nach seinem Tode dadurch zuteil, daß der Verfasser des Mißtrauensvotums gegen ihn, Dr. Karl Wolff selbst, der bestimmende Führer in der von Rannicher eingeleiteten Linie der sächsischen Politik wurde. Oskar von Meltzl hatte schon früher mit großer Deutlichkeit auf die wirklichen nationalen Gefahren hingewiesen und war dem romantischen Gedanken entgegengetreten, wie Teja mit seinen Ostgoten unterzugehen. So etwas ist heroisch, kann aber als Ziel einer Volkspolitik nicht aufgestellt werden. Erhalten hat uns 800 Jahre hindurch die auf einer Verbindung von Standhaftigkeit und Klugheit ruhende prudentia und circumspectio. Hinsichtlich der wirklichen nationalen Gefahren aber ist schon darauf hingewiesen worden, daß wir auch im allgemein deutschen Interesse in erster Linie eine sächsische Politik zu treiben haben, wie es im Jahre 1848 sowohl die Alten der Nations-Universität, als der im mittleren Lebensalter stehende St. L Roth mit dem jugendlichen Herzen, wie der Universitätsstudent Jakob Rannicher und der Heldenjüngling Theodor Fabini gegenüber den Enthusiasten der Wiener Aula taten.

Resolutionen der Grünen auf der Mediascher Tagung 1893 lautete: „Unsere Volksidee ist noch immer die ursprüngliche: die Wacht an der Grenze des ungarischen Staates."

Zillichs Darstellung unserer Stellung zum ungarischen Staat widerspricht demnach allen unseren politischen Lebensäußerungen von 1867, aber insbesondere von 1890 bis 1918. Sollte ein Magyare von solcher Darstellung aus uns für diesen Zeitraum der Unwahrhaftigkeit zeihen, so entfiele die Berechtigung dazu, weil es auf falscher Grundlage geschähe. Ebenso entfiele die Berechtigung eines Rumänen zu seiner Schlußfolgerung von der Unzuverlässigkeit unserer damaligen staatstreuen Äußerungen auf die unserer heutigen.

Zu der Erwiderung Harald Krassers habe ich nur zu sagen, daß es mich sehr freuen würde, wenn seine Anregung zur weiteren Durcharbeitung des von mir angeschnittenen Themas durch das jüngere Geschlecht Beherzigung fände. Kaum eine Volksseele ist unter dem Einfluß so verschiedenartiger Faktoren gestanden, wie die unsere. Ihre Erforschung scheint mir ebenso interessant, wie für das juristische Denken das alte ungarische Staatsrecht und für das politische das Leben der alten Monarchie.

*

Nachwort

Von Heinrich Zillich

Im Februar veröffentlichte Hoch einen Aufsatz über das Österreichertum" der Siebenbürger Sachsen, zu dem ich mich im Maiheft auf vier Seiten äußerte, vor allem deswegen, weil Hoch die Machtteilung in Österreich 1867 als ausgezeichnete Lösung ausgab, als „Synthese", die sich im Weltkrieg „vervollständigt" habe. Ich erklärte demgegenüber, daß die „Synthese" das für das Deutschtum Ungarns seit seinem Bestehen verheerendste Ereignis war. Wörtlich führte ich aus: „Um nur einiges zu nennen: mehr als 1000 deutsche Volksschulen, alle deutschen Theater bis auf eines verschwanden in Ungarn in den darauffolgenden Jahren, der vielhundertjährige Königsboden wurde zerschlagen und damit dem deutschen Volk Siebenbürgens seine öffentlich-rechtliche Gemeinschaft und jegliche Macht genommen — noch mehr: Hunderttausende von Deutschen in Ungarn wurden entvolkt." Ich sagte weiter: „Mag man 1867 die damals beschlossene Lösung als eine Notwendigkeit betrachtet haben — heute, wo wir

die Folgen kennen, kann sie nicht mehr bejaht werden. Es ist zu begreifen, daß Wien, ohne binnendeutsches Hinterland zur Aufrechterhaltung des deutschgeführten Einheitsstaates zu schwach geworden war; aber es darf nicht entschuldigt werden, daß es die Machtteilung in einer Weise geschehen ließ, die das deutsche Volkstum in Ungarn völlig preisgab und die deutschen Aufgaben in der östlichen Reichshälfte ebenfalls. Mit dieser Lösung gab sich ja der Staat selbst auf ... Der Staat gab sich auf, weil er einem seiner Völker, und zwar nicht dem, das den Staat geschaffen hatte, eine Vormacht zuerkannte ... und damit den übrigen Mitvölkern die Erstrebung gleicher Vorzugsrechte als erreichbares Ziel nahelegte. An einer solchen Lösung mußte Österreich zerfallen. In ihr wie Hoch eine „Synthese" zu sehen, die sich im Weltkrieg „vervollständigt" habe, geht gegen mein deutsches Gefühl. Diese „vervollständigte Synthese" ist an ihren antithetischen Unvereinbarkeiten im Weltkrieg zerplatzt. Hoch bejaht sie, ohne auch nur mit einem Wort ihrer Folgen für das ungarländische Deutschtum, ja nicht einmal für den Königsboden zu gedenken. Wir aber wissen, daß 1867 Altösterreich das Todesgift verabreicht wurde ..." Und schließlich: „Hoch bejaht das österreichische Staatsgebilde als eine zeitbedingte große Form und kam dabei merkwürdigerweise auch zur Bejahung dessen, was diese Form zertrieb. Möglich, daß er die im Vergleich mit den anderen Deutschen Ungarns günstigere Lage der Siebenbürger Sachsen bis 1918 allein zur Richtschnur seines Urteils macht. In diese kleinsächsische Mauselochwelt können wir ihm allerdings nicht nachfolgen."

In diesen Abschnitten steckt, unbewußt vorweggenommen, auch meine Erwiderung auf die rund dreißig Seiten umfassende Antwort Hochs. So viel Raum benötigt Hoch allerdings nicht etwa um zu beweisen, daß meine Feststellungen über den deutschen Volkstod im Vorkriegsungarn falsch seien, nein, daran geht er auch diesmal, obwohl ich diese Tatsache doch deutlich genug vor ihn hingerückt habe, vorbei, tatsächlich schweigend vorbei und redet von anderen Dingen. Er bestätigt also meine Feststellungen! Was hätte er auch abstreiten können! Der Kern meiner Stellungnahme ist also, da er ihm nicht entgegentritt, unerschüttert geblieben!

Statt dessen verschiebt Hoch das Thema der Aussprache auf die Frage, ob der Ausgleich von 1867 den Sachsen Siebenbürgens Vorteile brachte und ob er von den Zeitgenossen bestätigt wurde. Ich

habe mich hierüber auch schon geäußert, indem ich schrieb, daß man die 1867 beschlossene Lösung damals als eine Notwendigkeit betrachten konnte, doch dürfe sie heute, wo ihre Auswirkungen klar liegen, nicht mehr bejaht werden. Damit ist meine Antwort auf den wichtigsten Teil seiner letzten Darlegung ebenfalls vorweggenommen. „Eine Sache sieht" eben — ich kann da seinen eigenen Worten folgen — „doch etwas anders aus", wenn man sie nach Jahren betrachtet, als in der Zeitbefangenheit.

Unfaßbar allerdings, daß sich Hoch auch heute, nachdem alles, was er als Synthese bezeichnet, an deren Mängeln zusammenbrach, davon gar nicht beeinflussen läßt. Er übersieht dabei bewußt, daß der von ihm gelobte Zeitabschnitt bei weitem mehr Deutsche national vernichtete als er in Siebenbürgen schonte, übersieht die innere Unhaltbarkeit des Systems und übersieht, daß auch die Sachsen es nur als günstig bezeichnen konnten, wenn sie den Verlust ihres uralten Freirechts in Kauf nahmen.

Bei der Gesamtbetrachtung aber handelt es sich darum, daß vor 1867 das deutsche Volk im späteren Gebiet Ungarns national unbedroht, ja kulturell und sprachlich werbend leben konnte und in Siebenbürgen ein siebenhundertjähriges Freitum hatte, das auf ungarisches Königsrecht zurückging; nach 1867 hingegen wurde das Freitum beseitigt, die Sachsen damit aller Macht entkleidet, die übrigen Deutschen aber national bis zum Schul- und Gesinnungsverlust beeinträchtigt. Bejaht Hoch diese Zeit dennoch, weil sie die Sachsen gegenüber den anderen Nichtmadjaren immerhin begünstigte, so bedeutet dies die Selbstaufgabe eines durch Gewalt verlorenen Rechts, das nach Deak, wie Hoch erwähnt, nur dann endgültig verloren geht, wenn man es selbst preisgibt.[1] Mögen die Sachsen keine Möglichkeit zur wirksamen Gegenwehr gehabt haben, mag das Freitum veraltert gewesen sein — eins blieb ihnen: wenigstens nicht auch noch Ja zu sagen, wenn man ihnen ohne sinngemäße Entschädigung und unter Bruch des alten ungarischen Rechts, für das Hoch so viel Neigung zeigt, und gegen klare Versprechungen das Freirecht nahm, das ihre

[1] Deshalb können auch in der Gegenwart die Zusicherungen der Karlsburger Beschlüsse als Rechtsgrundlagen der Minderheitenordnung Rumäniens und unseres freiwilligen Anschlusses von uns nicht preisgegeben werden, es sei denn für eine Rechtsordnung, die jene Beschlüsse in Kraft setzt.

Väter fast dreiviertel Tausend Jahre besessen hatten. Mit dem Ja zu dieser Rechtsbeugung willigt das Volk selbst ein, daß es von der Rolle eines freien Selbstherrn herabgedrückt wurde zum Unterworfenen, der nun sein Schicksal auch seelisch hinnimmt und daran klein werden muß. Gottlob, das Ja ist seinerzeit nicht ausgesprochen worden! Daß manche der Nachfahren es sprechen konnten, macht seine Wirkung auf die Seele des Volkes nicht besser, wenn wir auch Volk und Bekenntnisse von Politikern nicht immer als Einheit auffassen wollen. Wir hören gerade von Hoch, wie weitgespannt das politische Bild und Wollen eines Maager war und daß unser Ideal einst deutsch gewesen und sich auf den ganzen österreichischen Staat ausgedehnt hatte, der vor 1866 Anwärter auf die Führung Großdeutschlands war. Wie eng ist dagegen das politische Bekenntnis, das Hoch rechtfertigt, und das sich neben allem, was den Deutschen Ungarns geschah, auch noch damit abfindet, daß 1867 der breite Strom deutschen Einflusses, der von Wien ständig ausging und das Sein des Südostens bestimmte, abgewürgt wurde. So lange Wien der Mittelpunkt Altösterreichs war, blieb der deutsche Lebenseinfluß — gleichgültig, ob er ein politischer war, gleichgültig, was die österreichischen Parteien wollten — blieb die wirkende Kraft deutschen Lebens, deutscher Sprache, deutschen Seins auch in Ungarn unzerstört. Mag, nachdem Österreich sein großes binnendeutsches Hinterland verloren hatte, die einzige für Österreich damals mögliche Lösung die von 1867 gewesen sein, so war sie in ihren Folgen doch schlecht, da sie — nochmals sei es wiederholt — anstatt der erhofften Befriedung: 1. das deutsche Volk im Südosten zu vernichten strebte, 2. durch die Behandlung nichtmadjarischen Volkstums in Ungarn alte Spannungen vertiefte, 3. durch die staatliche Bevorzugung der Madjaren alle anderen Völker des Gesamtstaates aneiferte, ihren Drang nach gleichen Vorrechten zu steigern und damit den Staat zu sprengen. Die Lösung von 1867 vernichtete in der Folge den Großstaat und auch den ungarischen. Welche Tragik dies für die Madjaren selbst bedeutet, ist 1918 deutlich genug geworden. Bejahte jemand früher die Lösung von 1867, so muß er doch wenigstens heute ihre Unzulänglichkeit und ihre für das Deutschtum verheerende Bedeutung erkennen, wobei dem Zwang der Verhältnisse, den Hoch allein gelten läßt, nur bedingte Bedeutung zugemessen werden darf, denn welches Gewicht Verhältnisse haben, kommt auf die in ihnen wirkenden Männer an.

Was wäre aus dem Nachkriegsdeutschland geworden, wenn nicht Männer aufgestanden wären, die den Zwang der Verhältnisse nicht anerkannten! Wer aber, von all den deutschen Verlusten seit 1867 unbeeinflußt, lediglich darnach urteilt, ob es den Sachsen in der ihnen aufgezwungenen völligen Machtentkleidung noch verhältnismäßig gut erging, sollte anderen Deutschen wenigstens nicht den Vorwurf ihrer bedingten deutschen Haltung machen!

Nun übersehe ich nicht, daß Hoch, „gewohnt, die Dinge bei Wahrung freier Kritik in erster Linie vom Standpunkt der (siebenbürgisch-sächsischen) Volksleitung zu sehen", in seinen Ausführungen bestrebt ist zu zeigen, wie sich die offiziellen politischen Sachsenführer im letzten Jahrhundert und bis 1918 gegenüber Österreich und Ungarn verhielten. Dies zu lesen, ist lehrreich, gleichgültig, ob man Hoch, besonders auch hinsichtlich der großösterreichischen Entwicklung, immer zustimmt und ob er, was ich bezweifle, stets als Sprecher seiner Zeitgenossen gelten darf; bemerkenswert sein Bekenntnis zum ungarischen Staatsrecht, an dem die Madjaren selbst in Jahrhunderten völliger Hoffnungslosigkeit festhielten, anders als die Sachsen an ihrem Freirecht. Indem Hoch den politischen Anschauungswandel von der Weite Maagers bis zur kleinsächsischen Wohlfahrtsbescheidung darstellt, gibt er eine Rechtfertigung, deren diese Entwicklung ja bedarf. Es gibt eine Philosophie der Realpolitik, die sich, weil nur opportunistisch, mit der Zertrümmerung ererbter Selbständigkeit abfand, sie sogar bejahte und bei verringerten Ansprüchen zur Zufriedenheit am eigenen Herde gelangte und sich in solcher Genügsamkeit nicht stören ließ, wenn der Bruder vor dem Tore seine Kinder an Volksfremde verlor. Nimmt man diese Bescheidung hin, so hat Hoch mit dem Nachweis recht, daß die Zeit vor 1918 den Sachsen günstig war; er zeigt, wie sie, von madjarischer Siedlungsnachbarschaft kaum bedroht, durch das ungarische Wahlrecht gefördert, im Besitz eigener Schulen und der örtlichen Ämter — man kann hinzusetzen: im Staatsrahmen mitteleuropäischer Lebensauffassungen — wie auf einer gesicherten Insel lebten; er zeigt, daß dies erst nach zwanzigjährigen Kämpfen erreicht wurde, in denen die Erinnerung an die sächsische Selbstverwaltung versank, und daß die Madjaren dabei allmählich im Vorhandensein der Sachsen inmitten der rumänischen Mehrheit Siebenbürgens eine staatspolitische Bedeutung erkannten und wir davon Nutzen hatten. Dies sind durchaus gewichtige

Gesichtspunkte, aber sie können allein kein Urteil über den Wert der Lösung von 1867 bestimmen, außer wenn man die größeren Zusammenhänge und die deutschen Verluste jener Epoche nicht beachten will.

Wenngleich eine solche Bescheidung für uns kein Beispiel sein kann, ist sie doch Abbild ihres Jahrhunderts. Die Männer, die so dachten, waren der Zeit verhaftet, wollten aber zweifellos das Beste für die Sachsen, wie sie es auffaßten. Es kommt ja immer darauf an, welche Vorstellung eine Zeit und Führerschicht vom Lebensinhalt des Volkes hat, welches Ideal ihnen vorschwebt.

Bei dem vollen Bekenntnis Hochs zu jener Zeit fällt die bei ihm bemerkbare, über das Realpolitische hinausreichende gefühlsmäßige Zustimmung auf, die erst die sächsische Verengung zu einem Ideal, zur Synthese macht. Dieser Gefühlston wird wohl nicht eine Nachwirkung des sächsischen Pfarrhauses sein, dem Hoch so viel Einfluß auf sich zuschreibt, sondern seines Komitatsbeamtentums, das einen Denker zu besonders gewichtigen Bekenntnissen veranlaßt haben mag. Vielleicht ist dieser Ton bloß von der wehmütigen Erinnerung an die gute alte Zeit hervorgerufen worden, da er doch 1919 in Mediasch bei keinem Zeitgenossen Hochs erklang. Wer vom Wert des damals Zusammengebrochenen seelisch überzeugt war, hätte auch in ernster Zeit den Drang gehabt, dafür einzutreten; für das als volksnotwendig Erkannte stirbt man. Da dies nicht einmal in unwörtlichem Sinne versucht wurde, wird Hochs Deutung der sächsischen Anschauungen vor 1918 einige Einwendungen wohl erforderlich machen. Es war vorwiegend seine Generation, die sich in Mediasch freiwillig von der „vervollständigten Synthese" abkehrte, an der sie nach Hoch gehangen und zu der sie sich bekannt hatte. Wie Hoch meint, hatte sie sich nicht nur ausschließlich zum ungarischen Staat, sondern auch zu dessen Staatsrecht und nie zum Staatsganzen bekannt. Das wird man wohl bestreiten dürfen, 1. weil ihre politischen Bekenntnisse nicht anders lauten konnten, ohne die Staatsmacht herauszufordern, 2. weil niemand von den Sachsen, auch Hoch nicht, einen unabhängigen Staat Ungarn mit Ausschluß Österreichs jemals in Erwägung gezogen und erwünscht hat. Das sächsische Volk, staatsrechtlich unbelastet, sprach immer vom Kaiser, nie vom König, war madjarischen Ansprüchen gegenüber höchst empfindlich und hatte kaum eine seelische Beziehung zu Budapest, wohl aber zu Wien; es lebte in der

Gesamtheit der Monarchie und geistig näher an Österreich, mögen die Politiker nach Hoch seit 1867 immer nur Ungarn und „nie" (!) den Gesamtstaat in ihren Bekenntnissen gemeint haben. In eine Trennung der Reichshälften hätten wir nicht freiwillig eingewilligt. Und auch darum war unsere Staatstreue selbstverständlich. Hoch macht sich zum Wortführer der Madjaren, wenn er einen „berechtigten" (!) Anlaß zur Bezweiflung unserer Treue darin sieht, daß jemand von uns das ungarische Staatsrecht nicht unterschrieben hätte. Das Blut, das die Sachsen für Ungarn, wo die Madjaren bevorrechtet waren, für Österreich und für das Deutschtum im Krieg opferten, ist beweiskräftiger für ihre Treue als philosophisch-politische Bekenntnisse. Als Ungarn durch die Unabhängigkeitserklärung seine Ziele erreicht hatte und im gleichen Augenblick natürlicherweise außerstande war, sich selbst zu behaupten, war unsere Treuepflicht zu Ende, denn Treue kann nur verlangen, wer sie hält. Unser weiteres Schicksal, nicht unbeeinflußt von der Nachwirkung früherer Verluste, ist schwer genug. Davon zu sprechen, übergreift unser Thema, aber die vollständige Wandlung der Verhältnisse erbrachte eines: neben dem nationalen Erwachen der Schwaben, neben dem Neuaufleben ihres deutschen Schulwesens, ein wieder geweitetes deutsches Schauen und Verpflichtetsein, das Ende kleinsächsischer Bestimmtheit, und dies soll trotz vieler Verluste nicht übersehen werden, denn es ist der Geist, der Völker schafft.

Ich habe noch einiges über die Methode zu sagen, die Hoch in seinen Ausführungen mir gegenüber anwendet. Ich erwähnte schon, daß er die von mir aufgeworfenen Tatsachen, die zur Urteilsbildung Deutscher über den Wert der Lösung von 1867 und ihrer Auswirkung herangezogen werden müssen, nicht zu beachten geneigt ist und sich vornehmlich auf politische Bekenntnisse der Vergangenheit stützt, die allerdings die seinen sind. Er tut dies, um nach langen Ausführungen auszusprechen, daß meine „Darstellung der siebenbürgisch-sächsischen Stellung zum ungarischen Staat allen unseren politischen Lebensäußerungen von 1867, aber insbesondere von 1890 bis 1918" widerspreche.

Der Sinn einer völkischen und geschichtlichen Entwicklung ist wichtiger als ihre zeitläufigen Auslegungen. Eine Epoche kann nicht richtig beurteilt werden bloß nach den Bekenntnissen von Politikern, die aus äußeren Gründen meist nicht anders sprechen konnten.

als sie eben sprachen. Mir war es wohl bekannt, wie die politischen Lebensäußerungen der Sachsen vor 1918 lauteten, und Hoch lehrt mich durchaus nichts neues. Was ich aus der Entwicklung des Südostens zu erkennen suche, ist der große deutsche Vorgang, der sich seit dem Beginn des letzten Jahrhunderts abspielte. Dabei kann ich mich nicht auf Vorkriegsbekenntnisse verlassen noch auf Hochs Meinungsgeschichte. Ich habe den Sinn zu suchen! Dabei stehe ich nicht allein, sondern in der Reihe von Männern, die sich nach langen Zeiten teildeutscher Geschichtsbetrachtung heute um eine zusammenfassende deutsche Geschichtsschau bemühen. Hoch zog, bestrebt mich auf Irrtümern festzunageln, auch meinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten" heran, der allerdings nicht die Aufgabe hat, den Anschauungswandel kleinsächsischer Politiker zu schildern, sondern das deutsche Schicksal im Osten als einen Lebensvorgang des ganzen deutschen Volkes und den Untergang einer großen deutschen Ordnung des Südostens, eben Österreichs Zerfall. Daß mir dies — vom Dichterischen hier abgesehen — nicht mißlang, glaube ich auch daraus erkennen zu dürfen, daß der bedeutendste deutsche Geschichtsdeuter unserer Zeit das Buch mit Erschütterung las. Auch die Zustimmung sächsischer Historiker fehlte nicht. Dichtung hat den Sinn eines Vorgangs, dessen Mythos, zu gestalten, der länger lebt als die Geschichte und das Geschichtswissen. Der Sinn aber liegt nicht im landläufigen und zeitgebundenen Bekenntnis.

Als ich das Buch schrieb, wollte ich ursprünglich eine Figur einfügen als Abbild des offiziellen sächsischen Politikers vor 1918. Ich unterließ es, weil ich die Gestalten des Romans nicht vermehren wollte und weil ich ohnehin die Ansichten jener Politiker immer wieder, allerdings in der Beleuchtung solcher Gestalten wiedergab, die mir für die Sinndeutung der gestalteten Epoche wichtig waren. Hoch konnte also aus dem Buch erkennen, daß mir seine Gedankenwelt nicht fremd ist. Ich glaube, daß ich dabei auch den Sinn des siebenbürgisch-deutschen Schicksals nicht verzeichnet habe, das keineswegs Hauptstoff des Buches ist — was nach dem Erscheinen des zweiten, der Nachkriegszeit gewidmeten Bands noch deutlicher werden wird —; ich glaube dies auch deshalb, weil mir viele Äußerungen von Sachsen zukamen, die ihr Erlebnis in meiner Welt gestaltet fanden, was kaum möglich gewesen wäre, hätten alle Sachsen das Bekenntnis Hochs.

Hoch benützt sowohl meinen Maiaufsatz als meinen Roman dazu, um sich daraus Äußerungen zu entnehmen, die er nicht immer richtig auslegt. Bei diesem Verfahren kommt er zu dem absurden Schluß, in mir einen Schwarzgelben von anno 1850 zu entdecken. Ihn verführt dazu seine Lust, Ansichten anderer in jene geschichtlichen Fächer einzureihen, die er sich im Laufe der Jahre angelegt hat. Er vermag nichts zu entdecken, ohne dafür eine Entsprechung in früheren Zeiten ausfindig zu machen. Ich bin überzeugt, daß er keinen Flieger zu sehen vermag, ohne an Ikarus zu denken, und er wird kein Steckenpferd vorreiten, ohne vorher über das trojanische Pferd zu sprechen. Diese Neigung wird nicht fruchtbarer, wenn er gar Äußerungen meiner Romangestalten, so oft es ihm paßt, als meine eigenen Überzeugungen hinstellt, ohne daß dazu eine Veranlassung vorliegt. Er sieht z. B. in mir einen Anhänger Franz Ferdinands — als er starb, war ich 16 Jahre alt! — und dabei erklärt er zwar, man wisse nichts Zuverlässiges über dessen Pläne, lehnt ihn aber doch kräftig ab, nicht ohne mir Enge des Geschichtsbildes gerade bei dieser Gelegenheit vorzuwerfen.[1] Es ist schon bes-

[1] Um einen Einblick in die hier nur aus Meinen und Raten bestehende Methode Hochs gegenüber einer geschichtlichen Gestalt zu geben, möge man seine Äußerungen über Franz Ferdinand nachlesen und dann die folgenden Zeilen, die der Mitarbeiter des Erzherzogs, der spätere Feldherr Carl von Bardolff, ein durchaus deutscher, in dieser Gesinnung auch heute bewährter Mann, in seinem Buch „Deutsch-österreichisches Soldatentum im Weltkrieg" Verlag Eugen Diederichs in Jena, schreibt: „Dieses Deutschtum war nach 1804 und besonders nach 1866 anders geartet als vorher. Es war nicht mehr das des Oberhauptes des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, sondern das des Österreichischen Kaisers und hatte damit eine eigenartige Prägung angenommen. Es war wohl auch jetzt noch die Stütze fürs Ganze, konnte sich aber nicht in einen betonten Gegensatz zu den übrigen Nationen der Monarchie stellen. Trotzdem blieben der alte ins Österreichische umgewandelte Kaisergedanke und dieses Deutschtum die großen Klammern für die Einheitlichkeit der alten Wehrmacht, an der deshalb der alte Kaiser und der Thronfolger Franz Ferdinand nicht rütteln lassen wollten. Franz Joseph stieß in diesem Kampfe allerdings an Grenzen, die politische Zwangslagen mit sich brachten, und an die Schranke seiner Bindungen gegenüber beschworenen Verfassungen. Franz Ferdinand war von eidlichen Fesseln noch frei. Um die Monarchie solange als möglich erhalten zu können, war der leitende Gedanke seiner Politik für die künftige Führung der Monarchie deren Umbau von Grund aus. Er wollte ihre Föderalisierung in möglichst weitgehendem Maße bei straffster Zentrali-

ser, wenn sich Hoch an meine Aufsätze hält, allerdings sollte er auch da nicht so weit mißverstehen, daß er behauptet, ich sei geneigt, die sächsischen konfessionellen Überläufer des 18. Jahrhunderts mild zu beurteilen, weil sie sich, nach Hochs eigener Feststellung, national gerechtfertigt glaubten. Nein, ich bin wie er der Ansicht, daß sie sich nach der Macht drehten.

Jede Zeit findet ihre Rechtfertiger. Jede Generation sieht ihre Taten als notwendig, aber erst die Späteren werden sie sinnhaft und in ihrer Bedeutung angesichts der Vergangenheit und der Zukunft erfassen. Diese Sichtung gehört auch zu den Aufgaben der Dichtung. Die Darstellung, die Erwin Wittstock in seinem Roman „Bruder, nimm die Brüder mit" der Enteignung der Siebenrichterwaldungen widmete, trifft im Einzelnen nicht immer zu, die sächsischen Politiker handelten nicht so wie seine politische Hauptfigur, und doch hat er Recht, denn er machte den Sinn des Ereignisses klar. In meinem Roman konnte ich auf eine offizielle sächsische Politikergestalt der Vorkriegszeit verzichten, weil sich deren Ansichten ebenso wie das landläufige Meinen der Zeitgenossen in dem Wachsen eines jungen Geschlechtes widerspiegeln und dem Sinn der Epoche gegen-

---

sierung alles dessen, was die Erhaltung eines voll verteidigungsfähigen Großstaates notwendigerweise zur Voraussetzung haben mußte. Unter diesen Voraussetzungen stand die Wiederherstellung der völligen Einheitlichkeit der Wehrmacht obenan. Eine der wesentlichsten Grundlagen hiefür sollte die einheitliche deutsche Dienst- und Kommandosprache, ebenso wie die deutsche Staatssprache in dem ihm vorschwebenden Großösterreich bilden. Eine Sprache ist aber nur das Mittel zum Ausdruck des sie beherrschenden Geistes. Die zentralistische Führung Großösterreichs wäre also dem Geiste nach deutsch gewesen im Sinne des österreichischen Kaisergedankens, und der Kaiser aus dem Hause Habsburg-Lothringen — einen König von Ungarn im dualistischen Sinne hätte es nicht mehr gegeben — wäre deutsch, dem Stamme nach österreichisch, politisch nach wie vor übernational, schwarzgelb gewesen. Ohne eine solche verfassungsmäßige Vorzugsstellung des Deutschtums in der Führung war nach der Auffassung Franz Ferdinands eine Föderalisierung der Monarchie unmöglich."

Hoch schreibt, es hätte kein vernichtenderes Verdikt das von Franz Ferdinand vertretene — er meint: slawenfreundliche — System treffen können, als die Slawenkugel, der der Erzherzog zum Opfer fiel. Wie nennt Hoch das Verdikt, das 1918 die Geschichte, eine wohl maßgebendere Richterin als ein Attentäter, vor dem kein Hochgestellter sicher ist, über sein System fällte?

übergestellt werden, aus der das junge Geschlecht entwuchs in ein Schicksal hinein, das nach langen Jahrzehnten letzten Einsatz bis zum Blut forderte. In dem Brand wurde manches verzehrt und vieles neue geboren.

Über das eigentliche Streitthema, nämlich darüber, ob die Lösung von 1867 zu bejahen sei, gibt es zwischen Hoch, dem letzten kleinsächsischen Denker und mir, keine Einigung. Unsere Frage aber etwa entscheiden zu wollen, indem man festzustellen trachtet, ob es den Sachsen heute schlechter ergeht als vor 1918 oder nicht, hieße ein Thema anschneiden, das hier nicht gestellt ist, wo mit Hochs Zustimmung eine abgeschlossene Epoche gewertet wurde; es würde überdies auf zahllose Einzelfragen unserer Aussprache zurückführen, außerdem eine Klärung darüber erforderlich machen, welche Zeit als Ausgangspunkt der Betrachtung gewählt werden soll, und schließlich die wichtigste, schon behandelte Tatsache nochmals berühren: die Unhaltbarkeit der Lösung von 1867, die auch ohne Weltkrieg zerbrochen wäre.

Rundschau

Chronik: Die Ereignisse um die Parlamentswahlen, deren allgemeine Problematik für unsere deutsche Volkspolitik in der „Chronik" des Novemberheftes dieser Zeitschrift umrissen wurde, haben es mit sich gebracht, daß die Volksgemeinschaft ein Wahlübereinkommen mit der Regierung geschlossen hat und daher ihre Parlamentarier auf den Listen der Regierung kandidieren werden. Die Gründe hiefür sind nicht darin zu suchen, daß die Einigungsverhandlungen mit der „Deutschen Volkspartei" sich zerschlugen, weil diese, ihrer schon zur Überlieferung gewordenen Haltung getreu, die Einhaltung der Volksdisziplin nicht gewährleisten wollte — und nun die Volksgemeinschaft aus einem Schwächegefühl der inneren Zerrissenheit heraus etwa Anlehnung um jeden Preis zur Rettung einiger Parlamentsmandate gesucht hätte. Es ist selbstverständlich, daß der innervölkische Gegner sich anfangs bemüht hat, die Sachlage so darzustellen, um daraus wahlmoralischen Profit für sich herauszuschlagen. Er hat aber diesen Versuch sehr bald aufgegeben, weil der Fall tatsächlich völlig anders, in geradezu überraschender Weise anders liegt. Eine nur eingeweihten Kreisen schon früher bemerkbar gewordene Strömung der staatsführenden Kräfte, der deutschen Volksgruppe gegenüber einen neuen Kurs sachlicher Gerechtigkeit einzuschlagen, ist in der Umbruchstimmung, wie sie Regierungswechsel und Parlamentswahlen begleitet, zum Durchbruch gekommen und hat zu einem Kartellangebot der Regierungspartei an die Volksgemeinschaft für die bevorstehenden

Wahlen, und zu einer Bereitwilligkeitserklärung der regierenden Staatsstellen geführt, im Volkstumskampf der letzten Jahre an der Volksgruppe begangenes Unrecht wieder gutzumachen oder vorenthaltenes Recht zu gewähren. Es ist so zunächst zu einem 73 Punkte umfassenden, in gegenseitigen Verhandlungen festgelegten Wiedergutmachungsprogramm gekommen, von dem wichtige Teile, wie die Rückgabe von 140 Schulgebäuden in Bessarabien an die evangelische Kirche schon durchgeführt sind, und dann im weiteren Verlauf der Besprechungen, gewissermaßen als Bekräftigung der gegenseitigen Willensäußerung zu friedlicher Zusammenarbeit, zum Wahlbündnis.

Die so geschaffene neue Lage hat, von uns aus gesehen, durchaus den Charakter einer Wendung. Und zwar einer Wendung zum Besseren, wenn auch der vorsichtige Politiker die Tragfähigkeit des Grundes noch nicht abzuschätzen wagt, der sich ihm hier bietet. Ein gewisses Zutrauen in die Sicherheit der nächsten Zukunft aber muß ihn doch erfüllen, wenn ihm klar wird, daß die letzten Gründe für diese Wendung sicher in weittragenden staatspolitischen Erwägungen der Regierung zu suchen sind, die unsere Volksgruppe als verläßliches Element der Ordnung, als antibolschewistische Kerntruppe und als Brücke zum neuen deutschen Reich und neuerstarkten deutschen Volke zu werten gewillt sind.

Daß diese Perspektiven, die aus dem gegenwärtigen Zeitpunkt einen historischen Augenblick unserer Volksgeschichte machen können, die Volksführung im Wahlkampf an die Seite der Regierungspartei geführt haben, erscheint im ersten Augenblick als die sonnenklarste Sache der Welt. Denn wo kann im Grunde genommen überhaupt eine verantwortungsbewußte Volksführung politische Möglichkeiten für die Rückgewinnung verlorenen Volksvermögens und für die Wiedergutmachung erlittenen Unrechtes ungenützt vorüber gehen lassen? Und kann, ja darf unsere Volksleitung das Grundgesetz unserer politischen Volksgruppenhaltung verleugnen, das uns zur loyalen Mitarbeit in allen Dingen des Staats- und Gemeindelebens verpflichtet, wo der Wille uns völkische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, offenkundig wird? Und endlich muß unsere Volksführung nicht jede sich bietende Gelegenheit mit äußerstem politischem Einsatz zur Wirkung zu bringen trachten, die unsere deutsche Sendung, Mittler zwischen Staat und Mutterland zu sein, in Wirksamkeit treten läßt? Müßten wir sie nicht als undeutsch ablehnen, wenn sie es nicht täte?

Und doch war die Sachlage für die Volksführung nicht leicht. Wo in einem Volkskörper sich die Führung, so wie die unsere, einer hemmungslosen Opposition gegenüber sieht, kann der innere volkspolitische Schaden sehr groß werden, wenn politische Aktionen großen Ausmaßes, wie das erwähnte Wiedergutmachungsprogramm und das In-Aussicht-stellen eines neuen Kurses unserer Volksgruppe gegenüber, im entscheidenden Augenblick stecken bleiben, oder gar zusammenbrechen. Zahlreiche Enttäuschungen in dieser Richtung haben es dahin gebracht, daß Volk und

Führung die Wahlpakte und die im Zusammenhang mit solchen gegebenen Versprechungen müde sind. Diesen Stimmungen und Tatsachen mußte die Volksführung Rechnung tragen. Sie mußte besonders im Auge haben, daß die DVR, ihre gehässige Gegnerin im inneren Volkskampf, gerade hier mit ihrer Gegenpropaganda einsetzen würde, besonders nachdem die DVR infolge des Scheiterns der Einigungsverhandlungen mit eigenen Listen in den Wahlkampf zu gehen beschlossen hatte. So mußte die Volksführung den nicht leicht zu verwirklichenden Weg wählen, schon vor den Wahlen von der Regierung Vorleistungen auf Rechnung des Wiedergutmachungsprogrammes zu erwirken, die für sich allein schon das Wahlbündnis politisch zu rechtfertigen geeignet wären. Dies ist dank der Geschicklichkeit der parlamentarischen Vertretung auch tatsächlich gelungen. Damit ist auch nach innen eine für die Volksführung aller sachlichen Kritik gegenüber völlig unangreifbare Lage geschaffen worden. Wenn trotzdem die DVR mit unverminderter Heftigkeit fortfährt, die Volksführung als ehrlos anzugreifen und sich als Verteidigerin der deutschen Ehre zu bezeichnen, so kann dies nur mehr als Paroxismus völlig verrannter Wirrköpfe gewertet werden. Das weitere Verharren der DVR im Separatismus ist im heutigen Augenblick, wo unsere Volksgruppe in große Zusammenhänge eingeschaltet erscheint, längst nicht mehr eine innervölkische Angelegenheit unserer Volksgruppe, sondern ein gemeindeutsches Problem und vom gemeindeutschen politischen Standpunkt zu verwerfen. Die Führer dieser Partei müssen wissen, daß ihr Verhalten infolge dieser Zusammenhänge schon *undeutsch* ist.

Anfang Dezember — Alfred Pomarius

Helene Graf ist jetzt 23 Jahre alt, sie wurde, einem Hermannstädter Geschlecht entstammend, in Bozen geboren, wo ihre Eltern zufällig weilten; dort wird ihr Talent schon in der Schule entdeckt, ihre Zeichnungen werden bei einem Jugendwettbewerb prämiert und in Rom wird man auf das Kind aufmerksam. Man möchte sie gerne für Italien gewinnen, doch sie lehnt die freie Bahn dort ab, um ihrem Deutschtum treu zu bleiben. Sie studiert in Innsbruck bei Lehnert, dann in München, zuletzt in der Akademie bei Prof. Andri in der Meisterklasse. Doch schon erregt sie in den großen Ausstellungen Aufsehen. Helene Graf ist heute die Gattin des Schriftstellers Roman Hädelmayr.

Helene Graf kann beides: sie beherrscht die Technik, und kann sehen. Das bedeutet: sehen nach beiden Seiten, nach außen in die sonnenverklärte Umwelt der, nennen wir es einmal „Wirklichkeit" und nach innen in das Zauberreich des Phantastischen. Ich gestehe, daß mich jene andere Begabung, die Begabung des zweiten Gesichtes bei der Künstlerin fesselt, denn Phantasie ist und bleibt der Urquell wahren Lebens in der Kunst aller Gebiete und Formen. Dazu religiöse Inbrunst. Tausendmal sahen wir die uralte Episode, wie Jesus den Sturm stillt, unzählige Male den Marterweg der Pieta, da scheint alles erschöpft, alles ausgefahren in Bahn und Eingebung, trotzdem, diese junge Malerin gibt einer neuen Erleuchtung Leben.

Sendboten des Ewigen senken sich über die erregten Wellen, und Frieden breitet sich über die stürmische Welt der Wogen. Solches kann man nicht beschreiben, da sehe jeder selbst zu.

Ein anderes Gebiet. Tausend, hunderttausend Augen sehen Berge, es entsteht das landschaftliche Motiv, aber aus dem landschaftlichen Motiv das eine hervorheben, daß der Hochgebirgswall zum Gesamtfall des Bergseins in dieser Kreatur überhaupt wird, ist wenigen gegeben. Helene Graf kann es. Unter hochaufgeschossenen Blütenhalmen, übergittert von seltsamen Farbentupfen, gerät ihrem Pinsel die Offenbarung des „Ur"-Berges.

Dabei kann es geschehen, daß sie mit ihrem scharfen Blick einer siebenbürgischen Magd in die Augen sieht (Helene Graf hat manchen Sommer bei ihrer Großmutter in der Nähe von Hermannstadt zugebracht und kennt alle verborgenen Schönheiten unseres Heimatlandes) und da enthüllt sich ihr das Antlitz der siebenbürgischen Seele. Wenn ich die weitgeöffneten Augen des Bildes jener Magd ansehe, will mir die tiefe Ähnlichkeit aller wahrhaft aus Siebenbürgen kommenden Frauen klar werden.

Auch das rein Landschaftliche meistert sie mit souveräner Pinselführung und bei aller Eigenart doch mit sehr verständlicher, ich möchte fast sagen realistischer Einfühlung; alles konzentriert, alles zur Einheit verbunden.

Vielleicht genügt dieser kurze Hinweis, um zu zeigen, daß neben unserer Dichtung auch die Malerei bei dem jungen Blut, das emporsproßt, ihren ungeahnten Aufstieg erleben wird. Helene Graf ist eine vielversprechende Bürgschaft dafür, die stärkste Förderung von unserer Seite verdient. Sie tritt nicht mit der lärmenden Pose auf, mit der man sich heute gerne umgibt, weiß nichts vom Ellenbogenkampf der Reklame. Sie wird es schwer haben, weil sie keiner Klique und keinem Freundeskreis angehört, der über bekenntnisfrohe Geldmittel verfügt, aber sie wird sich wohl durchsetzen, weil das Talent sichtbar bleibt, auch wenn es die Dämonen anders wollten.

Egon Hajek

Neue Bücher und Schriften

Roman und Erzählung

Josef Ponten. Novellen. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin. — Endlich geht allen denen, für die Pontens um 1920 entstandene Novellen zu den beglückendsten Erlebnissen im Bereich heutiger Erzählerkunst gehören, der Wunsch in Erfüllung, alle diese Kostbarkeiten gesammelt in einem Band zu besitzen. Da sind sie alle: „Der Meister" mit seinem tragischen Widerspiel von gotischem Dom und Menschenschicksal, „Die Insel", mit ihrer wundervollen Landschaftsdeutung, die zugleich in neue seelische Erlebnisbereiche hineingreift, die „Bockmeister"-Erzählung vom tragischen Ausgang menschlichen Übermutes, „Der Urwald", worin der Mensch wieder zur Pflanze wird, und alle andern — Zeugnisse einer Kunst, deren große technische Meisterschaft geadelt wird durch ein tiefes und ehrfürchtiges Wissen um die Beziehungen zwischen Menschendasein

und Natur, zwischen menschlichem Schicksal und den Formgesetzen der großen Kunst. In dieser einzigartigen Verbindung von exakter, geradezu wissenschaftlicher Welterkenntnis (geographischer, kunstgeschichtlicher Art) mit dem Wissen um die Gewalt irrationaler Seelenmächte ist wirklich eine sehr deutsche Kunst verwirklicht, wie sie Ponten vor vielen Jahren in einer autobiographischen Skizze sich zum Ziel gesetzt hat: „irdisch gebunden und überirdisch fesselos". Harald Krasser

Ernst Jünger. Afrikanische Spiele. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. — Jünger unternimmt es in diesem Buch, aus der Erinnerung des reifen Mannes die Erlebnisse des 16jährigen Knaben zu schildern, der vom Drang nach wilden Abenteuern getrieben von der Schulbank in die Fremdenlegion flüchtet, um den ihn mit magischer Gewalt anziehenden dunkeln Erdteil zu erreichen, wo er das Leben in seinen Urformen, in Kampf und Gefahr, anzutreffen hofft. Er kommt wohl mit seltsamen Menschen zusammen, die die Fremdenlegion als letzte Zuflucht oder — gleich ihm — aus romantischem Tatendrang aufgesucht haben, jedoch die von ihm ersehnten Abenteuer sind im öden Rekrutendienst nicht zu finden. Als sein von Anfang geplanter Fluchtversuch fehlschlägt, entschließt er sich, den ihm von seinem Vater angebotenen und vorbereiteten ehrenvollen Rückzug anzunehmen und kehrt auf die Schulbank zurück.

In einem Nachwort, das in seiner herben und präzisen Sprache besonders charakteristisch ist für diesen unerbittlich konsequenten Denker, äußert sich Jünger über die Gründe, die ihn zur Veröffentlichung dieses Werkes trieben. Er mißt ihm auch pädagogischen Wert zu, denn der Fall, daß ein Jüngling mit der Generation der Väter und deren Welt in schicksalhaften Gegensatz gerät, ist nicht einmalig, ja nicht einmal nur an unsere Zeit gebunden. Daß aber in unserem technisch organisierten Zeitalter eine Flucht in die Romantik naturgegeben scheitern, daß der Drang zum Abenteuer heute andere Wege einschlagen muß um fruchtbar zu werden, das ist das eigentliche Thema.

Dies Buch ist neben dem Kriegsbuch „In Stahlgewittern" die beste Einführung in das Werk dieses einsamen und bedeutenden Kämpfers und Denkers, dessen Grundmotiv die Auseinandersetzung mit den Problemen des Lebens in seinen heutigen Erscheinungsformen ist. Fritz Scherer

Hermann Claudius. Meister Bertram von Mynden, Maler zu Hamburg. Ein hansisch Tagebuch um MCCCC. 1937 Albert Langen/Georg Müller München. — Der Niedersachse Hermann Claudius erzählt in Tagebuchform in einer dem Mittelniedersächsischen jener Zeit angenäherten Sprache das Leben des großen hanseatischen Malers und Bildschnitzers — es ist ein ungemein liebenswertes Buch entstanden, das in seiner frommen Einfalt und in seiner auf Werktreue, Lebensinnigkeit und Gottverbundenheit ausgerichteten Grundstimmung dem Gehalt der Bildwerke Meister Bertrams gerecht wird und von ferne an Albrecht Dürers Tagebuch seiner niederländischen Reise erinnert. Der Verlag hat es mit ver-



Helene Graf, Landschaft

dienter Sorgfalt ausgestattet: es ist in Rudolf Kochs schöner Claudius-Fraktur gedruckt und mit Abbildungen der Bildwerke Meister Bertrams geschmückt. Harald Krasser

Gerhart Ellert. Wallenstein. Roman. F. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig. — Ellert, der sich schon in einigen geschichtlichen Romanen bewährt hat, bewältigt in diesem Buch den gewaltigen Stoff eines Wallenstein-Romans in achtunggebietender Weise. Das Wagnis, diesen Lebenslauf mit seinem dramatischen Ende in Ichform zu erzählen, ist gelungen und gibt der Handlungsführung eine Intensität und Spannkraft, die den Leser mitreißt und bis zum Ende nicht mehr losläßt. Der einsame Feldherr, der das Reich meint, während Wünsche und Ziele der anderen sich an Kleineres verlieren und seine Größe nicht dulden können, ist hier überzeugend und erschütternd lebendige Gestalt geworden.
Harald Krasser

Paul Alverdes. Das Männlein Mittentzwei. Ein Märchen für Kinder. Mit 22 farbigen Bildern von Beatrice Braun-Fock. Albert Langen/Georg Müller-Verlag, München, 1937. — Dies Märchen, das Paul Alverdes in einfacher, jedem Kind verständlicher, Sprache erzählt, wird unter vielen Weihnachtstischen liegen, denn es gehört mit seinen schönen Bildern zu den Spielsachen, deren bösen Zerstörer, das Männlein Mittentzwei, es schildert; ein Männlein, das den Kindern das Spielzeug aus der Hand bläst, aber durch zwei stramme Buben Jan und Wolf mit Hilfe der Trommel Zumperleipumm und der Fahne Allehau im Walde gestellt und glücklich besiegt wird. Die lustigen Einfälle des Dichters, den wir hier von einer Seite kennen lernen, die in uns ein fröhliches Echo erweckt, erheitern und erfreuen auch Erwachsene. Heinrich Zillich

Dichtung des Auslandes

Nachdichtungen antiker Dichtung. Der Ernst Heimeran-Verlag in München hat sich ein Verdienst erworben durch Veröffentlichungen antiker Dichtungen in einer ganz besonderen und begrüßenswerten Ausgabe. In den Büchern wird die linke Seite dem Urtext vorbehalten, die rechte bringt die deutsche Übertragung. So liegt mir zum Beispiel das „Gastmahl des Trimalchio" von Petronius in einer solchen Ausgabe vor, deren deutschen Teil Dr. Carl Hoffmann schrieb. Die Übertragung ist ausgezeichnet und wird hoffentlich viele Leser finden, denn die unvergängliche Satire, die das Gebaren der Neureichen geißelt, ist in jeder Zeit und auch in Siebenbürgen der heiteren Beachtung wert. — Noch mehr Unterstützung verdienen zwei Bände, „Griechische Gedichte" und „Lateinische Gedichte", in denen herrliches Gut der Antike gesammelt ist. Die Übertragungen stammen von unseren bedeutendsten Dichtern seit der Zeit des Humanismus bis zur Gegenwart; oft sind mehrere Nachdichtungen eines Gedichtes veröffentlicht, was zu einem besonderen

Genuß beim Vergleichen der verschiedenen Fassungen führt. Fast alle Großen, wie Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock, Herder, Wieland, Hölderlin, Mörike finden wir in der Schar der Übersetzer. Und so dürfen wir die beiden Bände als ein Geschenk hinnehmen, das ohne zeitgebundenen Wert ist. Besonders die einstigen Gymnasiasten werden an den Bänden Freude finden, die ihnen den Urtext ebenso vermitteln wie prachtvolle deutsche Nachdichtungen.

Heinrich Zillich

Mazo de la Roche. Finch im Glück. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1937. — Als ich vor einigen Monaten in diesen Blättern die zwei ersten Bände der Trilogie „Die Familie auf Jalna" begeistert besprach, deren Schlußband nun erschienen ist, wußte ich nicht, daß der Verfasser des erstaunlich starken Romans eine Frau ist. Dies sei nun nachgetragen, nicht ohne hinzuzufügen, daß wir in ihr eine der bedeutendsten Dichterinnen des angelsächsischen Bereichs verehren, die mit beispielloser Menschenkenntnis, mit trockenem Humor und Sachlichkeit in diesen drei Bänden das Gemälde einer Großfamilie gestaltete, wie es sie heute nur noch selten gibt. Alle ihre Gestalten sind so scharf, so einprägsam gezeichnet, daß wir keine einzige undeutlich sehen, keine auch vergessen werden. Die Atmosphäre der Familie mit all ihren unwandelbaren Bindungen, denen sich keiner der Nachfahren entziehen kann, umfaßt Liebe und Eigennutz in gleich notwendiger Weise, sie ist ein Abbild des ganzen Menschendaseins in der Einfachheit, wo noch die alten Gesetze der Blutsgebundenheit wirken. Der dritte Band ist gemessen an den beiden vorangehenden etwas handlungsarm, aber ebenso reich an köstlicher Menschenschilderung.

Heinrich Zillich

W. St. Reymont. Die Bauern. Roman. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1937. — Der gewaltigste polnische und zugleich einer der größten Romane der Weltliteratur, dieses ungeheuere und ewige Bauernepos, ist nun in einer Dünndruckausgabe erschienen, die zum Preise von 9.50 Mark jedem die Anschaffung erleichtert, der weiß, daß er mit diesem Buch auf viele andere verzichten kann. Wir haben schon vor Jahren in unserer Zeitschrift „Die Bauern" von Reymont gewürdigt; jetzt sei nur gesagt, daß es außer Knut Hamsuns „Segen der Erde" kein Werk gibt, in dem wie hier in annähernd großartiger, tiefer und umfassender Weise der Kreislauf des Bauernlebens mit all seiner Vielfalt, mit Helle und Dunkelheit dichterisch gestaltet wurde. Ja, in mancher Hinsicht ist Reymonts Gemälde noch weiter gespannt als das Hamsuns. Er schildert polnisches, slawisches Bauerntum, das wesenhaft anders, chaotischer bestimmt ist als deutsche oder nordische Bauernart, aber das allgemein Menschliche des Werkes geht uns ebenso an wie die Menschen Homers. Es spricht nur für die Größe des Buchs, daß es sich, obgleich es seinem Verfasser 1924 den Nobelpreis einbrachte und schon vor dem Krieg in deutscher Übertragung vorlag, schwer durchsetzte. Anfangs versagte sogar die Kritik an dem Werk. Sie beachtete es nicht. Im ersten Erscheinungsjahr wurden

93 Stück verkauft. Da wandte sich der kühne Verleger, es war Eugen Diederichs, unmittelbar an die Leserschaft mit einer scharfen Beschwerde. Nun wurde die Kritik wach und in zahllosen Blättern wies sie auf das geniale Werk hin, aber die Leser gingen nur langsam mit. Erst heute erreichte der Roman eine Auflage von 25.000, obgleich es wohl noch niemand gegeben hat, der das Buch aus der Hand legte, wenn er zu lesen begonnen hatte. Hinreißend ist die Handlung, die Geschichte der verführerischen Jagusch, die sich der Männer nicht erwehren kann und das furchtbare Schicksal erleiden muß, verfehmt zu werden; hinreißend baut sich darum das heiße und erdhafte Leben der Bauern auf, die Gott und dem Teufel gleicherweise verfallen sind, wie alles Menschentum.

Heinrich Zillich

Dichtungsgeschichte

Arno Mulot. Das Bauerntum in der deutschen Dichtung unserer Zeit. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. — Als 1. Abteilung des 1. Teiles einer umfangreich geplanten Darstellung der „Deutschen Dichtung unserer Zeit" enthält die vorliegende Schrift auf 78 Seiten nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick eine Aufzählung und Bewertung alles dessen, was sich in der Dichtung der Lebenden dem Bauern zuwendet. Einem Wesenszug der neuen Literaturwissenschaft folgend, wo vor allem Stoffgebiete als tragender Grund der Dichtung erscheinen, auf dem sich der einzelne Dichter nur dienend und nicht herrschend emporhebt, werden hier die Dichtungen in sechs Unterabteilungen behandelt, wobei ein und derselbe auch öfter genannt wird, ohne jemals als Mensch oder als dichterische Persönlichkeit zusammenfassend gekennzeichnet zu werden. Der Verfasser will dadurch die Frage in bezug auf den einzelnen Dichter beantworten: „Inwieweit trägt der Dichter, der sich unter die gleichen Gesetze wie das Volk zu stellen hat, zur Vertiefung, Sinngebung und Stärkung des völkischen Lebens bei oder inwieweit ist die eigene Willkür oder eine artfremde Geistes- und Anschauungswelt die Triebkraft seines Schaffens?"

Man kann gegen dies Verfahren grundsätzlich nichts einwenden, da es zweifellos eine vom Leben her kommende Wesensschau der Dichtung bedeutet. Manches ordnet sich dabei zu überraschendem Zusammenhang. Aber ob damit auch wirklich dem deutschen Volke „durch eine verständnisvolle Führung die notwendige Aufnahme wertvollen Dichtergutes erleichtert wird", wie es sich der Verfasser vorstellt? Wir glauben, daß sich das Interesse derjenigen, die lesen, noch immer in erster Linie einem bestimmten Dichter zuwendet und daß sie in einer Literaturgeschichte dessen Persönlichkeit suchen. Die vorliegende Schrift, deren einzelne Abteilungen z. T. erst recht gekünstelt erscheinen (z. B. „Die bäuerliche Familie" und „Das Dorf" werden getrennt, ebenso wie „Rassische und geschichtliche Wirklichkeit" und „Folgen des Weltkrieges", obwohl jeweils beide enger zusammengehören), wird doch mehr ein Nachschlagewerk für den Fachmann oder ein Hilfsbuch

für Schülerarbeiten an höheren und Hochschulen bleiben. Daß „große und gewichtige Werke" ausgeblieben sind und in anderem Zusammenhang vorkommen werden, gibt der Verfasser selbst zu und deutet damit auf die Schwächen seines Einteilungsprinzips hin.

Man wird natürlich erst nach Erscheinen der folgenden Teile: Soldat (I_2) und Arbeiter (I_3), Volk und Reich (II), die deutsche Welt- und Gottschau (III) endgültig über Gelingen oder Mißlingen — insbesondere auch im Vergleich mit Langenbuchers Werk, das den gleichen Stoff in neuer umfangreicher Darstellung behandelt — entscheiden können.

Bernhard Capesius

Buchreihen

Deutsche Weihnachtslieder mit Noten und Bildern. Zweistimmig gesetzt von Helmut Walcha. Vignetten von Willi Harwerth. Im Insel-Verlag zu Leipzig. — Eine köstliche Weihnachtsgabe der Inselbücherei! Notensatz und Schriftsatz, Auswahl und Ausstattung so schön, daß man sich weihnachtlich-festlicher ein solches Liederbuch gar nicht vorstellen kann. Daraus zu singen und darin zu blättern macht gleich viel Freude. H. Krasser

Adolf Spamer. Weihnachten in alter und neuer Zeit. Eugen Diederichs Verlag Jena. — In der Sammlung „Volksart und Brauch" gibt deren Herausgeber einen ungemein kenntnisreichen Überblick über deutsches Weihnachtsbrauchtum und dessen christliche und vorchristliche Ursprünge, der durch reiche Bildbeigaben veranschaulicht wird. Dieses Buch, das von dem deutschesten aller Jahresfeste handelt, müßte in unserer auf Volkssitte und -brauchtum sich besinnenden Zeit weiteste Verbreitung finden. Es verdient sie in jeder Hinsicht. H. Krasser

Trost bei Goethe. Erschienen im Speidelverlag 1936. — **Freude mit Kindern. — Soldatenbrevier.** Herausgegeben von Bruno Brehm. — **Geschichten aus dem Wienerwald.** Österreichische Anekdoten, gesammelt und erzählt von Mirko Jelusich. Alle drei erschienen im Tieck-Verlag, Wien und Leipzig. — Man kann sich kaum geschmackvollere Geschenkbände vorstellen als die reizend ausgestatteten Bändchen dieser Buchreihe. Das Goethe-Brevier, mit Abbildungen aus Goethes Lebensumkreis, umfaßt Dichtungen und Äußerungen aus seinem ganzen Lebenswerk. „Freude mit Kindern" enthält Kinder- und Kindheitsgedichte berühmter Dichter und solche namenloser Verfasser, die wir seit unseren ersten Schuljahren nicht mehr gelesen haben und die zum Teil nicht weniger schön sind, dazu Aussprüche großer Männer über Kind und Kindsein. — Wundervoll Bruno Brehms Soldaten-Brevier: Mahabharata, Homer, Platon, Plutarch, Prokop, — Eugen, Friedrich, Napoleon, — Scharnhorst, Clausewitz, Moltke, Schlieffen, Hindenburg, — Shakespeare, Schiller, Kleist, — die Dichter des Weltkriegs und viel Anekdotisches, Bericht, Gedicht, Reglement usw. (wobei auch die alte österreichische Armee zu ihren wohlverdienten Ehren kommt) und eine schöne Bildauswahl aus Zeug-

häusern, von Denkmalen — es lacht einem das Herz im Leib! — Nicht minder wohlgelungen ist Jelusichs österreichisches Anekdotenbuch. Von großen Herren und Politikern, von Ärzten und Künstlern und je ein ganzes Kapitel lang vom alten General Galgoczy, vom Maler Schödl und vom Hofkapellmeister Hellmesberger ist in dieser ergötzlichen Sammlung die Rede, die sicher bei uns auf besonderes Verständnis stoßen wird.

Harald Krasser

Zweite Jubiläumsreihe der Inselbücherei. Diese zweite diesjährige Reihe von Insel-Büchern gibt der ersten an Schönheit und Vielfalt der Auswahl nichts nach. Da ist, von Katharina Kippenberg besorgt, eine Auslese Deutscher Gedichte, vom Wessobrunner Gebet bis zu Trakl reichend — in ihrer kühnen Selbständigkeit ein fesselndes Zeugnis für den nicht auszuschöpfenden Reichtum deutscher Lyrik. Pindars „Olympische Hymnen" liegen in der schönen Übertragung Franz Domseiffs vor. Die zeitgenössische Erzählung ist mit Waggerls legendenhaften „Kalendergeschichten" und mit Edzard Schapers Erzählung aus den Bereichen östlichen Christentums „Das Lied der Väter" vertreten, klassische deutsche Erzählkunst durch Stifters „Bergkristall". Ein klug ausgewähltes „Kierkegaard-Brevier" und Nietzsches unvermindert eindrucksvolle „unzeitgemäße Betrachtung" „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" führen in denkerische Bezirke. „Briefe Mozarts" offenbaren ihre wundervolle Menschlichkeit. Konrad Weiß' Verserzählung im Kinderton „Die kleine Schöpfung" schon ist mit reizvollen Zeichnungen ausgestattet. Die drei restlichen Bände setzen die Reihen der Bilderbände würdig fort: „Das kleine Buch der Greife" mit seinen köstlichen Raubvögelabbildungen die der naturkundlichen, das Bändchen mit den „Muttergottes"-Bildwerken die aus dem Bereiche altdeutscher Kunst. Mit den Holzschnitten des Hokusai „Fujijama, der ewige Berg Japans" wird ein neuer Weg in fernöstliche Kunstgebiete eingeschlagen. Schließlich sei auf den neuen „Inselalmanach 1938" hingewiesen, der wie in früheren Jahren Zeugnis ablegt für die erlesene Vorbildlichkeit dieses Verlages.

H. Krasser

Die Kleine Bücherei des Langen/Müller-Verlags bringt eine vom Dichter selbst besorgten Auswahl aus Josef Weinhebers Gedichten unter dem berechtigten Titel „Selbstbildnis". In diesen „Gedichten aus zwanzig Jahren" erhält man wirklich ein getreues Abbild dieses großen Lyrikers und seines vielschichtigen Werks. Paul Alverdes erzählt in einem zweiten Bändchen, „Vergeblicher Fischzug", Erlebnisse und Begegnungen, liebenswürdige Geschichten von Jugend, Garten und Landschaft. Allen Freunden dieser Sammlung hat „Das kleine Buch der Dichterbilder" eine große Freude gemacht. Es enthält die Bildnisse und die wichtigsten Lebensdaten aller in dieser Reihe vertretenen Dichter.

H. Krasser

Eine 2. Folge der Kleinen Bücherei. Die schon in mehr als zwei Millionen verbreiteten Bände der Kleinen Bücherei des Albert Langen/Georg Müller Verlags in München enthielten bisher nur Dichtungen der Gegenwart. Nun aber wurde eine 2. Folge der Reihe eröffnet, die unter dem Gesamttitel „Herkunft und Gestalt" auch den Schatz der Vergangenheit zu berücksichtigen bestimmt ist. Wichtige Zeugnisse aus allen Lebens- und Schaffensgebieten sollen dabei gesammelt werden; vor allem erschließen auch Bildbändchen deutsche Kunstwerke. Besser als eine Schilderung führt die Aufzählung der jüngst erschienenen 12 Bändchen der neugeschaffenen Folge in deren Wesen ein. Zunächst sei auf die Bildbändchen hingewiesen. Wir finden da: „Die heldische Gestalt in der deutschen Kunst", 48 Bilder, ausgewählt und beschrieben von Hubert Schrade, in ihnen die herrlichsten Wesensbilder deutscher Mannhaftigkeit von den frühen Zeiten bis zu dem schönen Münchner Gefallenendenkmal; wir Sachsen können in diesem Bändchen das wichtigste Werk unserer Bildhauerei, den Hl. Georg des Martin und Georg von Klausenburg begrüßen, der auf dem Prager Hradschin steht. — Ein anderes Bändchen: „Das deutsche Gesicht in Bildern aus acht Jahrhunderten deutscher Kunst", 48 Bilder, ausgewählt und beschrieben von Hubert Schrade, stellt in gleicher sorgfältiger Auswahl die deutsche äußere Gestalt von einer anderen Seite dar — unerhört, es sei nebenbei bemerkt, wie die Gesichter vom Naumburger Dom eigentlich schon allein genügen könnten, um deutsches Wesen einem Fremden zu verdeutlichen! Wer die Bilder dieses Bändchen lange und empfangsbereit anblickt, wird ehrfürchtig die Größe des deutschen Menschen erkennen, der sich durch die Zeiten gleich bleibend erhielt. — Das dritte Bildbändchen, „Baum und Wald in Bildern deutscher Maler", 50 Bilder, ausgewählt und beschrieben von Hubert Schrade, zeigt die Mannigfaltigkeit, die sich in der Einstellung der Deutschen zum Wald ausprägte in vielen Jahrhunderten; immer aber war das Verhältnis innig, voll Liebe und Ehrfurcht. Nun verweisen wir auf die Bändchen, die altes Dichtungsgut bergen, zunächst auf den „Meier Helmbrecht" von Wernher dem Gartenaere; die große Dichtung des Mittelalters wird hier von Josef Hofmiller in einer kräftigen, ans Altdeutsche anklingenden Prosa nacherzählt, die die Geschichte vom hoffärtigen Bauernsohn, der an seinen Missetaten zugrundegeht, uns wie neu schenkt. — Ganz unbekannt waren mir die „Kalendergeschichten" von H. J. Ch. von Grimmelshausen, von denen hier H. G. Göpfert eine Auswahl herausgibt, außerordentliche, dichterisch knapp erzählte Anekdoten, die Grimmelshausen seinerzeit in den von ihm zusammengestellten Kalendern veröffentlichte; sie verdienen es, zum besten deutschen Erzählungsgut gerechnet zu werden. — Zwei klassische Werke des deutschen Schrifttums, Friedrich Schillers „Räuber" und die Erzählung „Barthli der Korber" von Jeremias Gotthelf sind der Inhalt der nächsten Bändchen. — Geschichten und Schwänke um den großen Preußenkönig — „Der

„Alte Fritz im Volksmund" — herausgegeben von Heinz Diewerge, sind ein köstliches Zeugnis für das lebendige Echo, das das Genie in der Volksseele fand. — Verdienstvoll ist es, daß auch ein Bändchen mit einer Auswahl aus den frühesten Berichten der Griechen und Römer über die Germanen aufgenommen wurde, das Bändchen heißt „Germanische Kunde", enthält 8 Bilder und 2 Karten, herausgegeben von Dr. Hermann Roth. — Wer sich ein Bild von dem Willen und Wesen, von Sendung und Bedeutung des Freiherrn vom Stein machen will, der lese die Auswahl seiner Briefe: „Briefe des Reichsfreiherrn vom Stein", ausgewählt und eingeleitet von Erich Botzenhart. — Das gleiche gilt für den nächsten Band: „Die Briefe des Generals Neithardt von Gneisenau", ausgewählt und eingeleitet von Erich Botzenhart. — Zum Schluß freue ich mich ganz besonders über das Bändchen: „Stephan Ludwig Roth", ein Märtyrer des Deutschtums in Siebenbürgen, Auswahl aus seinen Schriften und Briefen von Otto Folberth, ankündigen zu können. Folberth hat eine sehr gute Auswahl zusammengestellt, die sicherlich die Aufmerksamkeit Deutschlands auf unseren großen Mann lenken wird.

Heinrich Zillich

Auslanddeutschtum

Richard Bahr. Deutsches Schicksal im Südosten. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 1936. — Kurz vor seinem Tod hat Richard Bahr, der in Wien lebende Balte, als Nachtrag zu seinem Werk „Volk jenseits der Grenzen" diesen Band nachfolgen lassen, in dem er das Schicksal und die Geschichte des Deutschtums im Burgenland, in der Slowakei, Karpathorußland und Rumänien schildert (das Banat fällt dabei aus, dafür gibt er ein Bild vom Deutschtum der Schwarzmeerkolonien, das man nicht missen möchte). Bahr war nicht Wissenschaftler, sondern Journalist, und vor allem eine Persönlichkeit. Das spiegelt sich auf jeder Seite seines Buches wieder. Mit größtem seelischem Einfühlungsvermögen tritt er hellhörig an die Dinge heran und findet das richtige Verhältnis zu ihnen, aus einem ungeheuer großen Wissen um die Vergangenheit der Siedlungsgebiete weitet sich seine Darstellung zu einer großen Schau. Man ist manchmal mit ihm nicht gleicher Meinung, man wird aber immer wieder von seiner lebendigen, klugen, von heißer Volksliebe erfüllten Darstellung angezogen und angeregt und wird reicher im Wissen um gesamtdeutsches Schicksal.

Günther Krasser

Almanache—Kalender

Ausritt 1937/38. Almanach des Verlags Albert Langen/Georg Müller, München. — **Insel-Almanach** auf das Jahr 1938. — **Almanach. Das 51. Jahr.** S. Fischer Verlag, Berlin. — **Essener Almanach.** Zweite Ausgabe. 1937. Essener Verlagsanstalt. — Die größte Freude

bereitet diesmal der Langen-Müller Almanach: er ist ausschließlich dem 70jährigen Wilhelm Schäfer gewidmet, enthält eine sehr kluge Würdigung seines Wesens und Werkes von M. Lang und 6 Beiträge Schäfers selbst, meist autobiographischer Art. So reicht der Wert dieses Bändchens weit über den eines gewöhnlichen Almanachs hinaus und ist ein wichtiger Beitrag zur Erkenntnis eines der größten Erzähler der deutschen Dichtungsgeschichte. — Der Insel-Almanach steht auf alter Höhe: er gibt Zeugnis von der deutschen, wie der ausländischen, den Zeitgenossen und den Großen der Vergangenheit (Sophokles, Dante, Hölderlin!) zugewandten Verlagstätigkeit und ist mit schönen Abbildungen aus den Bildbändchen der Inselbücherei ausgestattet. — Der Almanach des S. Fischer-Verlags feiert gleichfalls zwei Jubilare, Gerhart Hauptmann und Hermann Hesse, und bringt mannigfaltige Beiträge und einige Bildnisse der Verlagsautoren. — Schließlich sei auf den Essener Almanach hingewiesen. Er bietet einen interessanten Einblick in die hauptsächlich geschichtlichem und politischem Schrifttum geltende Arbeit der Essener Verlagsanstalt.

H. Krasser

Kalender des Deutschen Landestheaters in Rumänien 1938. Hermannstadt. — Es war ein glücklicher Gedanke, mit einem Bildkalender für das Deutsche Landestheater zu werben. Jeder, dem das Gedeihen seiner klug und mutig geführten Kulturarbeit am Herzen liegt, wird sich gern diesen Abreiß-Kalender ins Zimmer hängen, dessen Bilder Bühnendichter und -darsteller, Probenarbeit und Freizeitgestaltung, Szenenentwürfe und Aufführungen wiedergeben, dazu auch Bilder und völkische Feiern, Besprechungen besonderer Aufführungen und Äußerungen bedeutender Männer über das Theater. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß dieser Kalender einen großen Erfolg haben wird.

H. Krasser

Kalender des Siebenbürger Volksfreundes für das gemeine Jahr 1938. — **Neuer Volkskalender** für Stadt und Land. Beide Verlag der Krafft & Drotleff A. G. Hermannstadt. — Die beiden bewährten heimischen Kalender liegen auch heuer, glücklich ihren Aufgaben angepaßt, vor. Wir weisen darauf hin, daß der erstere durch Erzählungen von Witting, Wittstock, durch Gedichtbeiträge Zillichs, M. Schergs, Schuster Dutz, des Banaters J. Gabriel und des Bessarabiers R. Weingärtner, durch eine Probe aus G. Rottmanns Übertragung des „Meister Manole" von Lucian Blaga auch unser heimisches Schrifttum zu Wort kommen läßt, während der zweite unter O. Piringers Leitung und besonders auch in seinen Beiträgen vor allem dem sächsischen Bauern Erbauliches und Belehrendes bietet.

H. Krasser

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Cisnădie-Heltau 92 bei Sibiu-Hermannstadt
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Markusdruckerei A. G.

Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b 38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)